DROSTE-HÜLSHOFFS WERKE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

Prof. Dr. Karl Alt
Heinz Amelung
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Hugo Bieber
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Karl Bode
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Joseph Dresch
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Johann Frerking
Dr. Karl Freye
Prof. Walter Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Prof. Dr. Alfred Klaar
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Paul Neuburger
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Werner Richter
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Privatdoz. Dr. Hermann Schneider
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Prof. Dr. Alfred Stern
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Leon Zeitlin
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Clemens von Droste.

An seinem Denkmal saß ich, das Getreibe
Des Lebens schwoll und wogt' in den Alleen,
Ich aber mochte nur zum Himmel sehn,
Von dem ihr Silber goß die Mondenscheibe
Und alle Schmerzenskeime fühlt ich sprießen,
Im Herzen sich entfalten, Blatt um Blatt,
Und allen Segen fühlt ich niederfließen
Um eines Christen heilge Schlummerstatt.

Da nahte durch die Gräser sich ein Rauschen,
Geflüster hallte an der Marmorwand,
Der mir so theure Name ward genannt,
Und leise Wechselrede hört ich tauschen.
Es waren tiefe achtungsvolle Worte,
Und dennoch war es mir, als dürfe hier
Kein Anderer an dem geweihten Orte
Kein Wesen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln
Der ihn gekannt wie ich, so manches Jahr,
Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,
Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?
Welch' fremdes Aug' hat in den ernsten Lettern,
Dem strengen Wort des Herzens Schlag erkannt?
Die Blitze saht ihr, aber aus den Wettern
Saht ihr auch segnen eines Engels Hand?

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,
Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub
Den Menschenherzen freundlichstes zerfallen.
Sie redeten von den zersprengten Kreisen,
Die all' er wie ein mächt'ger Reif geeint;
Ich dachte an die Witwen und die Waisen,
Die seinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von seines Geistes Walten,
Von seinem starken ungebeugten Sinn,
Und daß er nun der Wissenschaft dahin,
Der Mann an dem sich mancher Arm gehalten.
Ich hörte ihres Lobes Wogen schießen,
Es waren Worte wohlgemeint und wahr,
Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimmen schwinden,
Ihr letztes Wort war eine Klage noch:
Daß nicht so leicht ein gleiches Wissen doch
Daß selten nur ein gleicher Geist zu finden.
Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,
Hab' seines Grabes feuchten Halm geküßt,
„Wo giebt es einen Vater, einen Gatten,
Und einen Freund wie du gewesen bist!"

Nach der eigenhändigen Niederschrift der Dichterin
im Besitz des Freiherrn von Droste-Stapel auf Schloß Stapel bei Havixbeck.

Annette von Droste-Hülshoff

Sämtliche Werke in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis der Dichterin in
Gravüre und einer Faksimilebeilage

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

LG
D7878

Annette von Droste-Hülshoff

Vierter Teil

Die Schlacht im Loener Bruch
Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers

Herausgegeben

von

Julius Schwering

128957
30/7/13

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Einleitung des Herausgebers.

Die Schlacht im Loener Bruch.

Lord Byron hat in seinen Piratendichtungen den Heldentypus der Schillerschen „Räuber" nachgebildet und mit eigenen individuellen Zügen ausgestaltet. Eine gewaltige Persönlichkeit in ihrem Zusammenbruch und in ihrer Entartung, ruin in majesty, darzustellen, war das Charakterproblem, das ihn immer wieder zur Gestaltung reizte. Seine Helden sind gefallene Engel, titanische, weltverachtende Naturen, die in ihrer Königseinsamkeit über den gewöhnlichen Sterblichen thronen. Ihre Schmerzen sind zu tief, als daß sie von den flachen Alltagsseelen verstanden, ihre Verbrechen zu groß und zu verrucht, als daß sie mit den kleinen Sünden der Herdenmenschen verglichen oder durch ein reumütiges Bekenntnis gesühnt werden könnten. Die schwermütigen Gestalten dieser weltverachtenden Übermenschen, die, halb Heroen, halb Abenteurer und Verbrecher, durch Byrons Dichtungen schreiten, ein „Giaur", ein „Korsar" weckten in den Lesern ein ungewöhnliches Mitgefühl und übten namentlich auf die Frauenwelt eine magische Anziehungskraft aus. Der Byronsche Heldentypus beherrschte in mancherlei Schattierungen die erzählende Dichtung der jungdeutschen Epoche. Auch Annette von Droste-Hülshoff konnte sich seiner Einwirkung nicht entziehen: die Gestalt ihres „Christian von Braunschweig" trägt deutlich die Züge dieser Byronschen Verbrecherhelden.

Manche Biographen der Dichterin können es sich nicht erklären, daß ein so abstoßender Charakter wie der wilde, grausame Parteigänger aus dem Dreißigjährigen Kriege das poetische Interesse Annettens derart zu fesseln vermochte, daß sie ihn in den Mittelpunkt einer epischen Dichtung stellte. Sie übersahen eben, daß hier Byrons Einfluß die Stoffwahl mitbestimmt hat, und daß eine geschichtliche Figur wie dieser tolle Christian sich vorzüglich dazu eignete, um aus ihm einen Helden nach dem

beliebten Modell des englischen Dichters zu formen. Da ferner die kriegerische Episode aus dem Leben dieses Freischarenführers, die Annette zur Darstellung lockte, sein Kampf und seine Niederlage in der Loener Schlacht ein Stück ihrer heimatlichen Geschichte war, so konnte die Dichterin, die bis dahin trotz ihres stark ausgeprägten Stammesgefühls in ihren größeren Verserzählungen kein einziges Mal den Boden ihrer Väter betreten hatte, sich jetzt endlich mit ihrer Poesie im Westfalenlande ansiedeln und nach Walter Scotts Vorgang heimatliche Geschichte und Landschaft dichterisch verklären. Unter dem Zeichen Byrons und Scotts steht also Annettens Schlachtenepos: für die Charakteristik ihres Helden ist der Sänger des „Corsair", für die Zeichnung des lokalen Hintergrundes und die Schilderung des Kampfes der Dichter der „Lady of the Lake" ihr Vorbild gewesen. Dabei hat sie aber so viel aus dem Eigenen hinzugefügt, daß ihr Werk als eine selbständige Neuschöpfung zu betrachten ist.

Wir sind imstande, die Entstehung ihrer Dichtung genau zu verfolgen. Die erste Anregung dürfte Annette aus ihrer Jugendlektüre empfangen haben, und zwar aus Fouqués 1808 erschienenem Roman „Alwin", worin die Schlacht bei Stadtlohn völlig unhistorisch mit romantischer Freiheit geschildert wird. Aktuelles Interesse gewann für sie der Stoff erst im Sommer 1836, und der Plan einer Bearbeitung wurde schon damals in den Unterhaltungen mit ihren Freunden öfter erwogen. Am 4. August 1837 erwähnt sie in einem Briefe an Junkmann unter den poetischen Vorwürfen, mit denen sie sich beschäftigte, an sechster Stelle den „Christian von Braunschweig", „das vielbesprochene Gedicht, was freilich fast allein nur in meinem Kopfe existirt; indessen ist doch ein flüchtiger, aber ziemlich vollständiger Entwurf bereits zu Papier gebracht". Wie schon der Titel der werdenden Dichtung andeutet, ruhte damals ihre Teilnahme vor allem auf dem Charakter des Helden, und das geistige Bild Christians, das sie in dem erwähnten Entwurf nicht ohne Liebe gezeichnet hat, ist mehr ein Phantasiegemälde als ein geschichtliches Porträt. „Christian", so schreibt Annette, „ist von allzu frommen Eltern, deshalb ist er so aufs Gegenteil verfallen; er war edel, aber seine Freigeisterei das böse Geschwür, wohin sich alle bösen Säfte zogen . . . Keinen Fehler hat er, den er nicht offen trägt; er ist keiner von denen, die sich ein falsches Ansehen geben; drum liebt man ihn doch. Seine Fehler hatten noch die Liebenswürdigkeit der Jugendfrische, aber sie fangen schon an zu altern und sich zu verhärten; seine Kühnheit wurde **Trotz**, seine Lebhaftigkeit unruhiges Zerfallensein: er

wollte wie die Kaper oder das tropaeolum minus nur in der Knospe genossen sein . . . Was anderen schlecht steht, steht ihm gut; er zuckt nicht mit den Augen, wenn das Schwert an seiner Wimper herfährt, oder eine Kanonenkugel neben ihm den Sand aufwühlt. Er sieht entschlossen, aber gefühlvoll und schwärmerisch aus; man sieht in seinem Gesichte nicht, was er getan, sondern die lieblichen Anlagen, woraus es hervorgegangen. Er mochte Großes wagen, aber gegen kleine tägliche Leiden und Fehler konnte er nicht kämpfen. Er kann sich im Unglück nicht an andere schließen, und das macht ihm den Eindruck, als ob er verlassen wäre; er fühlt jedoch sein Unrecht. Christian tut etwas, was andere sehr frappiert; er bleibt ruhig dabei. Er steht so einsam wie eine Eiche in der Heide; alles Getier und Vögel flüchtet unter seinen Schatten; dies gibt ihm ein scheinbares Leben, aber er ist allein. Christian vergleicht sich selbst, oder Anholt vergleicht sein zweckloses Streben, wobei er Gesundheit und alles aufgibt, mit dem Prinzen, der mit goldenen Angeln fischt, um Gründlinge zu fangen. Christian kann eine Kleinigkeit nicht vertragen oder hören aus angeborner Aversion oder einer Erinnerung halber; es ist für diesen Löwen das Krähen des Hahnes; er ist abergläubisch und glaubt an einen besonderen Glücksstern. Christian oder Anholt haben einige Gewohnheiten, woran man immer ihre Stimmung sieht. Dies ist die Windrose im Koller, woran der gemeinste Soldat sehen kann, wie oben der Wind steht. Christians Gemüt war durch die übertriebene Strenge verbittert, obgleich seine Eltern und Lehrer meinten, er bessere sich, wie der Stich der Wespe Galläpfel hervorbringt, die hübsch rötlich aussehen, aber ätzenden Saft enthalten. Christian verglichen mit einem Kirchhof, den der Blitz erleuchtet. Selbst wo Christian freundlich durchzog, suchte man am anderen Tage vergeblich die heiligen Reliquien; sein erster Gang war in die Kirche, aber nicht um zu beten. Christian sagt: Die Männer sind geächtet, also mein; er ist erzürnt und lächelt wie die Sonne durch ein Gewitter." Der einzige lichte Punkt in seinem Leben ist seine Liebe zu der vertriebenen Königin von Böhmen. „Sie ist wie eine Insel in einem wilden Strom, wie die Palme in der Wüste. Christian denkt an eine Szene, wo er eines Abends, im Garten wandelnd, die Königin die Laute spielen hörte. Er hat am Abend der Schlacht den Handschuh der Königin verloren; dies macht ihn sehr bestürzt, so ein Freigeist er ist."

Dieser Entwurf läßt deutlich die geheimnisvollen Fäden erkennen, wodurch die Gestalt ihres Helden mit Annettens Seelen-

leben verknüpft ist. Wie er ihr als eine einsame Eiche in der Heide erscheint, unter deren Schatten alles Getier flüchtet, so hat sie sich selbst in dem Gedicht: „Auch ein Beruf" mit dem Baume verglichen:

„Der keines Menschen Eigen
Verloren in der Heide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;
Der nur auf Gottes Wink entsprossen
Dem fremden Haupte zum Genossen,
Dem Wandrer in der Steppe Sand."

Wie der Held ihrer Dichtung, so hat auch sie unter dem beengenden Zwang ihrer Erziehung gelitten:

„Denn damals man wie heute tat
Und zog nicht die Natur zu Rat."

Auch in Annettens Natur „gärten die edlen Säfte", auch ihr Wesen war „aus Frost und Brand seltsam gemischt", auch sie fühlte den Drang in sich, mit vollen Segeln ins Lebensmeer hinauszusteuern, und blieb doch still, sittsam und bescheiden daheim, um aus ihrem Weiher „mit goldenen Angeln Gründlinge zu fischen". Das geheime Seelenband, das die Dichterin mit ihrer Schöpfung verbindet, tritt somit in dem Entwurf klar zutage. Sie hat in mancher Hinsicht ihren Helden nach ihrem Bilde geformt, ohne sich um die historische Wahrheit viel zu kümmern. Und wie diese Charakteristik Christians, so verrät auch die Skizzierung der Hauptmotive des Gedichtes nur geringe geschichtliche Vorstudien. Die Kinder am Teich, ein rekognoszierender Offizier, die Gesellschaft im Schlosse, die durch den hereinbrechenden Raubzug der Braunschweiger gestört wird, die Landsknechte, welche die Kirche plündern, der Versuch, den Herzog zu ermorden — all diese Momente und Gestalten, die Annette später in ihrem Epos ausführlich darstellte, finden sich schon in diesem ersten Entwurf und sind, wie Hüffer hervorhebt, Gebilde der freischaltenden Phantasie Annettens. Auch einige Situationen und Motive des zweiten Gesanges, z. B. in Darstellung der Nacht, die sich wie ein graues Tuch über die Heide legt, die Unterredung der ligistischen Offiziere im Schlosse zu Ahaus, der altertümliche Saal mit seinem Kamin und seinen Tapetenbildern sind in der Skizze schon angedeutet. Eine eingehende Darstellung der Schlacht lag damals noch nicht in der Absicht der Dichterin; ein Mädchen, „wahrscheinlich die Entdeckerin des Mordplanes", sollte sie von der Höhe eines

Turmes beobachten. — Nach diesem Entwurf gestaltete Annette in raschem Schaffenszuge den ersten Gesang ihres Epos. Ziemlich willkürlich wirft sie all die geschichtlichen Ereignisse durcheinander, die der für Christian so verhängnisvollen Entscheidungsschlacht im Loener Bruch vorausgingen und diese herbeiführten. Der kühne Freibeuter war auf die Nachricht von dem Herannahen Tillys von der Weser durch das Lippesche Land und die Grafschaft Ravensberg in das Stift Osnabrück zurückgewichen. In der Gegend von Iburg gönnte er seinen Truppen eine dreitägige Rast und fiel dann in das Münsterland ein. Am 3. August 1623 erreichte er das Dorf Greven bei Münster und hatte am folgenden Abend kaum den Ort verlassen, als der Vortrab der ligistischen Armee dort anlangte. Am 5. August holte Tilly die Nachhut des braunschweigischen Heeres hinter Burgsteinfurt ein, ließ sie durch seine Kroaten angreifen und suchte den Feind zur Schlacht zu zwingen. Dieser aber zog sich in eiliger Flucht auf Metelen und Nienborg zurück, um sich von da über die holländische Grenze in Sicherheit zu bringen. Nachdem er dann bei Ahaus einen erfolglosen Vorstoß gemacht, um den ihn hart bedrängenden Gegner zurückzuweisen, wurde er endlich am Nachmittag des 6. August hinter Wüllen, nicht weit von Stadtlohn auf dem Blutkampe und der Buchheider Wiese, genötigt, die Schlacht anzunehmen, die mit Vernichtung seines Heeres endete. — Annette von Droste stellt die Vorgänge anders dar. Nach ihrer Schilderung hat Christian von Braunschweig vor dem verfolgenden Feinde noch den Vorsprung eines Tagemarsches, als er am 5. August mit seinen Reitern bei Metelen auftaucht. Er wendet sich nach dem Heidegrund bei Ahaus, dessen Kirche von braunschweigischen Soldaten geplündert wird. Als das Heer gerastet hat und das Standrecht an einigen räuberischen Übeltätern vollzogen ist, erfolgt der Aufbruch nach Stadtlohn. Noch an demselben Abend trifft Tilly mit seinen Scharen auf der Feste in Ahaus ein, und am Morgen des 7. August ereignet sich nach Annettens Darstellung die entscheidende Feldschlacht bei Stadtlohn. Abweichend von ihren geschichtlichen Quellen läßt die Dichterin ihren Helden nach Ottenstein fliehen, statt über den näheren Grenzweg nach Bredefort. So hat sie, die Überlieferung frei gestaltend, die Zeitfolge und Verknüpfung der Begebenheiten verändert und ihrem Stoffe eine Fülle erdichteter Motive hinzugefügt.

Am 17. November 1837 beendete sie den ersten Gesang, wie sie am folgenden Tage ihrem Freunde Schlüter in einer launigen

Versepistel berichtet. Sie erzählt, daß ihr Pegasus den ganzen Tag galoppiert, und fährt dann fort:

„Mit meinem Christian geht es so, so . . .
Was ich täglich schrieb, des war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut,
Nun ich's übersehe, sinkt mir der Mut.
Zu klingelnd ist es, zu weichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit.
Fürwahr! Die Schere soll noch hinein,
Und eine Heckenscher' muß es sein!"

Jetzt trat eine Pause in ihrem Schaffen ein, und die Dichterin vertiefte sich mit wachsendem Eifer in das Studium ihrer geschichtlichen Quellen. „Gerade rechtzeitig", so sagt Hüffer, „erhielt sie das Hauptwerk über die Epoche, die Annalen Kaiser Ferdinands von Khevenhiller, und in demselben eine genaue Beschreibung der Raubzüge Christians und dessen, was an den beiden der Schlacht vorangehenden Tagen sich begab. Vom 17. November bis zum 16. Dezember machte sie daraus und gleichfalls aus dem neunten Bande von Schmidts ‚Geschichte der Deutschen' einen Auszug. Beide Bücher wurden ihr für den zweiten Gesang von wesentlichem Nutzen. Von Schmidt hat sie ein und anderes beinahe wörtlich in ihre Anmerkungen und sogar in ihre Verse hinübergenommen." Diese Angaben sind teils unrichtig, teils nicht genau. Nicht den neunten Band von Michael Ignaz Schmidts „Geschichte der Deutschen", sondern den vierten Band von dessen Buch „Neuere Geschichte der Deutschen" (Ulm 1789) hat Annette gelesen. Die Erzählung der kriegerischen Abenteuer Christians ist aber so wenig ausführlich, daß sie der Dichterin nur geringe Anhaltspunkte bieten konnte. Wörtlich entlehnt hat Annette nichts aus diesem Werke. Die Anmerkung über die Schlacht bei Höchst (2, 3) stimmt gar nicht mit Schmidt (4, 237) überein, sondern geht auf Khevenhillers „Annales Ferdinandei" (9, 1689) zurück. Denn nur hier findet sich die von der Dichterin erwähnte Tatsache, daß Christian sich in einem Kahn über den Main setzen ließ, seinen Leuten zurufend: „Sauve qui peut!" „Der Halberstätter", so heißt es dort, „hat sich (mit Vermelden, wer sich salviren kann, der thue es auch) auff einem Fischer-Schifflein salviert, und hinüber führen lassen." Nach anderen Berichten ist er in Begleitung einiger Waffengenossen auf seinem Pferde durch den Fluß geschwommen. Den „Annales Ferdinandei" entlehnte Annette die Bemerkung über die Enthauptung des Grafen Johann

Andreas Schlick (2, 12), den Hinweis auf das Scharmützel bei Wittich, wo der Feldobrist Erwitte dem Braunschweiger eine Schlappe beibrachte (Anmerkung, 2, 4 und Annales 10, 192). Aus dem Satze: „Damahls haben Se. Excell. den Feind durch etliche Kroaten recognosciren lassen" (10, 190), empfing sie wohl die Anregung für die Darstellung des Erkundigungsrittes, den der junge Tilly unternimmt. Die Gestalt dieses wagemutigen Reiterführers, der aber nicht, wie Annette annimmt, der Sohn, sondern der Neffe des Generals war, wurde ihr durch die Annalen besonders nahegebracht. Denn hier wird seine unerschütterliche Tapferkeit und seine dreimalige Verwundung in der Stadtlohner Schlacht rühmend hervorgehoben.

Annette hat den jungen Haudegen mit warmer Sympathie geschildert, während sie in seinem Oheim nur den grausamen Mordbrenner sieht, dessen „blutige Hand guter Sache Schmach gespendet". Fast alle historischen Quellen, die ihr vorlagen, berichten Züge von Tillys Edelsinn und Menschlichkeit, Annette aber hat sie entweder gar nicht beachtet oder auf seinen Neffen Albrecht übertragen. Dagegen charakterisiert sie, den Annalen folgend, den Grafen Anholt, der als General der Liga Tilly zur Seite stand, als Ritter ohne Furcht und Tadel. Sprachliche Wendungen wie: „Das Feldspiel lustig rühren lassen" (2. Gesang, V. 109) hat sie sich aus den Annalen angeeignet, worin (10, 190) berichtet wird, daß die Bewohner des Dorfes Greven eine halbe Stunde vor Ankunft der Tillyschen Vorhut „das Braunschweigische Feld-Spiel rühren hörten —". — Je länger Annette an ihrer Dichtung arbeitete, um so stärker wurde in ihr das Bedürfnis, dem Geschichtsbilde das richtige historische Kolorit zu geben, um so enger schloß sie sich an die geschichtlichen Vorlagen an. In der ersten Hälfte des Dezembers war sie in Münster, wo sie täglich mit Schlüter zusammentraf. Am 7. las sie ihm den ersten Gesang des „Christian" vor. Der Beifall des Freundes hob und ermunterte sie, er zerstreute auch bald die Bedenken, die ihr Bruder gegen das Gedicht erhob, weil es Religionsspaltungen zum Gegenstande habe und so offenbar eine katholische Feder verrate. Diese Besorgnisse werden einigermaßen verständlich, wenn man sich erinnert, daß damals gerade der Kölner Kirchenstreit die Gemüter in Westfalen erregte. Annette ließ sich jedoch in ihrem Schaffen nicht beirren. „Mit dem Braunschweig", schreibt sie am Neujahrstag 1838 an Schlüter, „geht es lustig voran, oder es ging vielmehr bis jetzt, wo ich erfahren habe, daß mehrere ältere Werke eine genaue Beschreibung dieser Schlacht nebst beigefügtem Schlachtplan ent-

halten; ich muß also warten, bis ich mir die Einsicht dieser Schriften verschafft. Eine derselben, ‚Theatrum Europaeum', wird mir mein Bruder wahrscheinlich jetzt vom Bischofe mitbringen; zwei andere, Bellus' ‚Heldenbuch' und Bellus' ‚Österreichischer Lorbeerkranz' weiß ich noch nicht aufzufinden; doch hoffe ich auf die Universitätsbibliothek." Die Kenntnis der genannten drei Schriften verdankt Annette, wie Eduard Arens nachgewiesen hat, dem Aufsatze: „Die Schlacht bei Stadtlohn", der in einem von Friedrich Steinmann herausgegebenen „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1. Jahrgang, S. 251ff.) zu Münster im Jahre 1833 erschienen ist. Dieser Aufsatz ist aber, was bisher nicht beachtet wurde, nach Inhalt und Form durchaus unselbständig. Die Charakteristik Christians ist größtenteils wörtlich aus Raumers historischem Taschenbuch (2. Jahrgang, S. 156ff.) übernommen, die Schilderung der Schlacht ganz von Bellus' „Heldenbuch" abhängig, das im Jahre 1629 zu Frankfurt a. M. erschien. Dieses letztere Werk hat Annette fleißig benutzt und ihm eine Fülle charakteristischer Züge entlehnt. Hier fand sie Bilder vom Herzog Christian, vom Grafen von Anholt und anderen hervorragenden Feldobristen, hier eine Aufzählung der bei Stadtlohn gefallenen oder verwundeten Offiziere, hier auch die Erwähnung des Brandmeisters Platow, den sie in ihrer Dichtung als die rechte Hand Christians bezeichnet. Bellus berichtet S. 24, „daß Christian und seine Officirer die Soldaten mit abgezogenen Hüten gebetten, sie sollten sich wol halten", und Annette erzählt im Anschluß daran:

„Man sah ihn wenden auf der Stell'
Und durch das Heer nach allen Seiten
Mit abgezogenem Hute reiten —".

Wenn es im Epos heißt:

„Und nicht am Weißen Berge mag
So wilder Strauß gefochten sein" . . . .,

so ist das eine Reminiszenz aus dem Heldenbuch, in dem es S. 25 heißt, daß „Graff von Tilly selbst soll bekandt haben, es were auff dem Weissenberg vor Prag nicht so viel Volcks zerstrewet". In der Schilderung des Gemetzels nach dem Siege folgt die Dichterin dem „Theatrum Europaeum". In diesem Geschichtswerke, das zu Frankfurt 1662 erschien, wird S. 747 von dem jämmerlichen Massakrieren und Metzeln berichtet, „darinne sich die Krabaten sonderlich mit ihren Säbeln gebraucht vnd weder jung noch alt verschonet, also daß der Graff von

Tilly selber endlich dadurch zu Mitleyden bewegt worden, daß er mit Trommelschall außruffen lassen, mit weiterm todtschlagen auffzuhören, und den Rest, was sich nicht in die Wäld, Moraſt und sonsten salvirt, gefangen zu nehmen. Gantze Korporalschafften sind auf ihren Knien mit ihren Befehlshabern gelegen, vnd mit auffgehobenen Händen vmb Quartier geruffen." An diese Darstellung hat sich Annette gehalten, wenn sie erzählt:

„Und ein Gemetzel nun begann,
So trieb es nie ein braver Mann
Gen Feinde unbewehrt und wund;
Man sah sie knieen auf den Grund,
Die Hände faltend um Pardon:
Ein Klingenhieb, geschärft durch Hohn,
Die Antwort drauf — und Kolbenschlag
Half Partisan' und Schwerte nach.
Kroatenmesser, scharf gewetzt,
Auch hielten ihre Ernte jetzt; . . ."

Tillys Versuch, dem Morden Einhalt zu tun, paßte nicht zu dem Charakterbild des ligistischen Heerführers, das Annette im ersten Gesange ihres Epos in den schwärzesten Farben gemalt hatte. In ihrer Dichtung ist es der junge Albrecht Tilly, der die mordlustigen Kroaten zu zügeln sucht:

„Nicht Albrecht Tilly ist der Mann,
Den solch ein Schauspiel freuen kann;
Ob noch so heiß sein Blut gewallt,
Als er geflucht im Hinterhalt,
Ob ihm der erste Säbelhieb,
Die erste Kugel, so er schoß,
Sogar die erste Wunde lieb,
Gleich fürstlichem Araberroß,
Das, wenn zu wild das Feuer kreist,
Sich auf die heißen Adern beißt:
Doch sah man überall im Troß
Ihn steuern, wie es möglich war;
Zurück er manchen riß am Haar;
Vor Partisan' und Kolbenschlag
Er schützte viel' an diesem Tag."

Je mehr sich Annettens historische Anschauung vertiefte und erweiterte, um so mehr verschob sich ihr das dichterische Thema, trat die Gestalt ihres Helden in den Hintergrund und wurde

die Darstellung des Kampfes Mittelpunkt und Einheit des Gemäldes. Aus dem „Christian von Braunschweig" wurde „Die Schlacht im Loener Bruch". Wie sie alle geschichtlichen Einzelheiten sich dafür nutzbar zu machen suchte, so studierte sie jetzt auch den Schauplatz des blutigen Ringens mit der Gründlichkeit eines Feldmessers. Von dem Gute Egelborg bei Legden, wo sie beim Freiherrn von Oer zu Besuch weilte, machte sie Ausflüge in die Umgegend, nach Ahaus, Metelen und Stadtlohn, um das Schlachtfeld und seine Umgebung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die ganze Gegend mit ihren Erhebungen und Vertiefungen stand schließlich wie ein Relief vor ihrem geistigen Auge. In der Gründlichkeit ihrer Lokalstudien erinnert sie an Walter Scott, von dem sie auch in der Schilderung der Kampfszenen manches gelernt hat. Vor allem war es — was man bislang ganz übersehen hat — Scotts „Feld von Waterloo", dem Annette mehrere interessante Einzelzüge verdankt. Eine Übersetzung dieses poetischen Schlachtenbildes war im Jahre 1825 zu Münster in den Gedichten von Jakob Vinzenz Cirkel herausgekommen und Annette nicht unbekannt geblieben. Wie Scott die Angst der Bürger Brüssels schildert:

„Was hast du, Brüssel, wohl gedacht,
Als Donner von der fernen Schlacht
Dich schreckte fort und fort!
Der Bürger hielt den Atem an,
Zu hören diese Vorpost nahn
Von Flammen, Raub und Mord . . .",

so malt die westfälische Dichterin die bange Erregung, welche die Bewohner Metelens beim Herannahen des tollen Christians ergreift.

„Ach, mancher Seufzer quillt hinauf!
Und stöhnend manche Stimme bricht
Der schonungslosen Hora Pflicht.
Bei jeder Pause horcht man auf:
— — — — — — —
Ein Landmann, heimgekehrt vom Pfluge,
Hat alle Sinne aufgestört;
Er glaubte in des Windes Zuge
Zu horchen wüster Stimmen Schall,
Und war es Furcht, was ihn betört,
Doch hatte jedes Ohr gehört
Des donnernden Geschützes Hall.

Es ist gewiß, sie sind bedroht,
Die Hilfe fern und groß die Not."

Auch in der Schilderung des Reitergefechtes ist das Vorbild Scotts unverkennbar:

„Der Wirbelwind kam — rauschend gleich
Des Sturmes letztem schwersten Streich —
Der Wirbelwind kam — Waffenpracht
Durchglänzt den Dampf, wie Blitz die Nacht,
Die Kriegswut war erneut,
Dreihundert Donnerschlünde krachen,
Mit Dampf und Flammen jeder Rachen
Den Eisenhagel speit.
Im Feuer und im vollen Lauf
Sprengt da der schwere Reiter drauf,
Der Lanzer senkt den grimmen Speer
Als ob Verderben nahe wär',
Der Rottenadler fleucht.
Ein finstrer Strom, so stark und breit,
Rollt vorwärts hin der Angriff, weit
Verkündet durch Geschrei, das wild
Den Rauch und Flammenschwall erfüllt;
. . . Und die zerstörte Buche fiel
Vom rasenden Geschützes-Spiel."

Man vergleiche damit die Darstellung bei Annette:

„Kommandowort — Trompetenstoß —
Und Holsteins leichte Reiterei
Trabt wie ein Sturmgewölk herbei.
Standarte hoch; da hui! ins Knie,
Den Speer gefällt, die Infantrie
Lag wie ein Wall, und drüberher
Es knatterte wie Wetterschlag;
Der nahen Eiche Wipfel brach.
Dann Pulverdämpfe schwarz und schwer
Verhüllen alles, einmal noch
Den Qualm durchflog ein matter Schein,
Als nun die Reiter hieben ein."

In der Beschreibung des Nahekampfes heißt es bei Scott:

„Wie Schmiedewerkstatt rasselnd schallt,
Vom Küraß ab der Degen prallt;
Und durch geschloßnen Schlachtenplan
Reißt das Geschütz sich offne Bahn."

Ähnlich, aber packender und sinnfälliger, in Annettens Gedicht:

„Sechs Stunden lang der helle Stahl
Auf Pickelhaub' und Harnisch klang,
Und übern Grund sechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerschwärm' in Haufen
Granat' und Wachtel pfeifend laufen" . . .

Auch in der Schilderung des weichenden Heeres, in der Zeichnung des Führers, der voll finsteren Verzweiflungsmutes von dem fliehenden Trosse mit fortgerissen wird, lehnt sich die deutsche Dichterin an ihr englisches Vorbild an. Nach den Darlegungen von Bertha Badt kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Lektüre von Scotts „Lay of the last minstrel", „Marmion" und „Lady of the Lake" Annettens Epos befruchtet hat. Die Naturgewalt der Heimatliebe, der die westfälische Sängerin am Eingang ihres Gedichtes so rührenden Ausdruck gibt, der Vergleich ihres schmucklosen Landes mit der Pracht fremder Zonen, die Schilderung der lagernden Heere, der humoristisch gefärbte, martialische Ton der Kriegerszenen — dieses alles findet sich schon bei dem schottischen Erzähler. Aber auch hier ist die Dichterin in der Nachahmung unnachahmlich, und der schöpferische Wirklichkeitssinn, der aus ihren epischen Bildern spricht, ist bis heute von keiner weiblichen Feder wieder erreicht worden. Wie wunderbar weiß sie ihre Naturmalereien in die bald schwermütige, bald unheimlich düstere, dämonische Stimmung der westfälischen Heide zu tauchen, wie packend wirkt das Erscheinen der wilden Kriegerhorden in der leeren Einsamkeit dieser melancholischen Triften, wie spannend und anschaulich ist der nächtliche Ritt des kecken Reiterführers Albrecht von Tilly geschildert oder das braunschweigische Heer, da es kampfbereit in Reih' und Glied mit entrollten Fahnen das Herannahen des Gegners erwartet, dessen Feldmusik vom Winde herübergetragen wird. Wie glücklich Annette den Ton der Zeit zu treffen wußte, beweist das Lied, das sie dem herzoglichen Landsknecht in den Mund legt. Es wurde Gegenstand einer Wette zwischen Schlüter und Schücking, die derjenige verlor, der behauptet hatte, diese frische Landsknechtsweise sei nicht von Annette verfaßt, sondern einer Liedersammlung des 17. Jahrhunderts entnommen. Angesichts dieser von bodenständigem Realismus strotzenden Schlachtenbilder muß man Johannes Scherr beipflichten, wenn er sagt, daß das Gedicht sich kühnlich zu dem Besten stellen darf, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt. Aber neben solchen Episoden voll Kraft

und Eigenart finden sich auch andere, in denen die Handlung sich nur mühsam fortschiebt und über wahre metrische Knüppeldämme unbehilflich dahinstolpert. Nicht selten verfährt die Dichterin wie ein mittelalterlicher Reimchronist, der die geschichtlichen Einzelheiten mosaikartig aneinanderreiht. Es fehlt dem Ganzen die einheitliche Idee, die gleichmäßig alle Teile durchdringt und durchleuchtet, es fehlt auch die hohe weltgeschichtliche Auffassung.

Die Schlacht im Loener Bruch ist das einzige größere Gedicht Annettens, das frisch von der Feder in die Druckerei wanderte. Im März 1838 hat sie es beendet, und noch in demselben Jahre wurde es in der ersten Sammlung ihrer Poesien veröffentlicht.

Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers.

Nach Wilhelm Kreitens Angabe schrieb Professor Schlüter Ende Mai 1842 in sein Tagebuch: „Annette in Münster; sehr unwohl; sie sagte Junkmann und mir vom Bette aus die sieben Romanzen vom Roßtäuscher vor." „Damit wären wir", fügt Kreiten hinzu, „über die Entstehungszeit des Gedichtes im klaren." (Werke 2, 359.) Die hier mitgeteilte Tagebuchnotiz kann unmöglich richtig sein, da die Dichterin im Mai 1842 auf der Meersburg war und erst am 28. oder 29. Juli desselben Jahres die Heimreise nach Westfalen antrat. Gegen Mitte August war sie in Rüschhaus, und hier, in der Stille des scheidenden Sommers, fand sie die poetische Stimmung wieder, die sie seit dem Scheiden von der Meersburg verloren hatte. „Zu meinen Gedichten ist noch manches recht Gelungene hinzugekommen", meldet sie ihrem Freunde Schücking am 11. September, und am 10. Oktober schreibt sie: „Säße mein liebstes Kind mir noch gegenüber, ich würde wieder zwei Gedichte täglich machen; jetzt lasse ich es langsamer angehn, aber es gibt doch was, und ich bin neugierig auf Ihr Urteil über das Spätere." Die Weihnachtstage verlebte sie auf Hülshoff, und von dort berichtet sie am 27. Dezember an Levin Schücking: „Ich habe soeben ein größeres Gedicht beendigt von ohngefähr 600 bis 700 Versen, ‚Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers'; sieben Abteilungen, eine Grimmsche Sage zum Grunde; sie gefällt sehr." Bald darauf erkrankte Annette und wurde nach Münster geschafft, weil dort ärztliche Hilfe schneller und bequemer zur Hand war. Im April 1843 trat eine Besserung

ein, und in dieser Zeit muß die von Schlüter erwähnte Vorlesung des „Spiritus familiaris“ stattgefunden haben. Die Dichtung ist also eine Frucht des Spätjahres 1842, einer der letzten Ausklänge jener episch-lyrischen Harmonien, die Levin Schückings Freundschaft ihrer Seele geweckt hatte.

Den Stoff der Erzählung hat sie nach ihrem Geständnis den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm entnommen, und wahrscheinlich benutzte sie das Exemplar, das Jakob Grimm am 7. Juni 1816 ihrer Schwester Jenny durch Ludovine v. Haxthausen überreichen ließ. Die gleiche Sage hatte vor ihr schon Fouqué in seinem „Galgenmännchen“ behandelt, das im „Pantheon von 1810“ erschienen ist. Auch einem dramatischen Märchen Adolf Böttgers „Das Galgenmännlein“ (Leipzig 1870) liegt derselbe Vorwurf zugrunde. Annette benutzte nur die Grundzüge der Sage und einige charakteristische Nebenmotive. Die Art aber, wie sie diese verkettete und vertiefte und in echt balladenhafter Handlung ausgestaltete, ist ganz eigenartig. Der Grundgedanke der Erzählung gemahnt an das alte vielbehandelte Faustproblem, obwohl der Mann, der hier den Pakt mit dem Teufel schließt, nur wenig Gemeinsames mit dem alten magischen Doktor hat. Der Roßtäuscher in Annettens Gedicht ist kein Revolutionär des Gedankens, keiner jener Titanen, die in der Erkenntnis und im Genuß über die Grenzen des Menschlichen hinausstreben. Die Not, die bittere Lebensnot hat ihn in die Schlingen des höllischen Feindes getrieben. Er hat all seine Habe verloren, das letzte Pferd seiner Koppel ist ihm gefallen — da unterschreibt er mit seinem Blute den Vertrag mit dem Bösen. Er erhält von diesem den Spiritus familiaris, das Galgenmännchen, ein unheimliches, spinnenartiges Wesen, das in eine Flasche verschlossen ist und seinem Besitzer Erfolg und Reichtum bringt. Auch der Täuscher gelangt bald zu Wohlstand, aber der innere Friede ist von ihm gewichen. Vergebens sucht nun der von Angst und Reue gequälte Mann sich des gefährlichen Helfers zu entledigen. Immer wieder kehrt das Fläschlein in seinen Besitz zurück, ihn an sein dunkles Verhängnis gemahnend. Endlich durchstößt er mit einem Nagel vom Kreuze Christi das Siegel der Phiole. Der Geist entflieht, der Roßtäuscher ist von dem Banne des Bösen erlöst, aber zugleich ist auch das Glück von ihm gewichen. Er verarmt völlig und wird vorzeitig zu einem elenden hilflosen Greise. Doch wenn auch die Flut des irdischen Unglücks über ihn hereinbricht, seine Seele ist frei, und, ein gebrochener, aber nicht verdammter Mann, stirbt er unter der alten Dorflinde, die einst seine Kinder-

spiele gesehen. — Das Ganze ist in seiner Verbindung von gestaltungsmächtigem Realismus und dämonisch-unheimlicher Phantastik ein von Annette nicht wieder übertroffenes Meisterwerk, nach Johannes Scherr die beste poetische Erzählung unserer Literatur, eine jener wunderbar tiefen Dichtungen, die erst bei wiederholtem Lesen ihre volle Schönheit entfalten. Stimmungsvoll wird der innere Konflikt entwickelt und gesteigert, erschütternden Ausdruck gewinnen die Seelenkämpfe des Unglücklichen, als ihn die schlimmste Versucherin, die Not, in schwere Schuld verstrickt hat; ergreifend wirkt die Darstellung, wie der den höllischen Mächten Verfallene dennoch die Kraft gewinnt, auf jedes Erdenglück zu verzichten, um sein Ewiges zu retten, und mild-versöhnend schließt die Dichtung mit der tröstlichen Versicherung, daß alle irdische Schuld gesühnt werden kann.

„Alle Schuld wird zunichte
Durch der Liebe Gebet,
Keine Seele kann sterben,
Die weinend gefleht!"

Prachtvoll legt sich der landschaftliche Rahmen um dieses dunkle Gemälde seelischen Ringens. Vor allem bildet die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuscher den verhängnisvollen Vertrag eingeht, einen wirkungsvollen Gegensatz zu der in Hochsommerglut brütenden Waldesöde, durch die der verstörte Mann hinirrt, um sich des höllischen Gesellen zu entledigen. Die Form des Gedichtes ist klar und durchsichtig, glatt der Fluß der Verse, ohne daß dadurch die Sprache an charakteristischer Kraft eingebüßt hat. Die Erzählung umfaßt sieben Romanzen, die alle in der gleichen Strophenform abgefaßt sind. Diese sechszeilige Strophe besteht aus vier achtfüßigen, weiblich reimenden Jamben, denen zwei jambische Vierfüßler mit männlichem Reim folgen. Geschickt wird durch die Verkürzung der beiden letzten Verse alle Eintönigkeit vermieden. Der „Spiritus familiaris" erschien zum erstenmal gedruckt in der Cottaschen Ausgabe vom Jahre 1844.

Die Schlacht im Loener Bruch

Erster Gesang.

's ist Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Westfalens Eichenhain,
Gibt jeder Blume Abschiedskuß
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegenschwellen.
Am Ufer Wasserlilien stehn,
Und durch das Schilf Gesäusel gehn,
Wie Kinder, wenn sie, eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!"
Es ist so still; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Witwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Tränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz, wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.
Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor allem dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,

Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden:
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut!
Mein Kleinod ist dein Name traut.
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Heidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werte Saat,
Blieb' ich so treu der guten Tat,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
Zu brechen die Vergessenheit,
Der rechtlos dein Geschick geweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit,
Und mögt an jenen Himmelsstreifen
Ihr, Schatten gleich, vorüberschweifen!
Wacht auf, wacht auf, der Sänger ruft!

Und sieh, es steigt am Wolkensaum
Noch scheu und neblig wie ein Traum,
Es schwillt und wirbelt in der Luft,
Und nun, wie Bienenschwarm gescheucht,
Es stäubend auseinanderfleucht:
Ich sehe Arme, Speeres Wucht,
Ich sehe Nahen, sehe Flucht,
Und gleich entfernten Donners Grollen
Hör' ich es leise zitternd rollen.
Ihr seid's, ihr bracht den langen Schlaf!
Der tolle Herzog![1] Anholts Graf![2]

---

[1] Christian, Herzog von Braunschweig, gewöhnlich der tolle Herzog, der tolle Braunschweig, auch Halberstadt genannt, als ernannter Bischof von Halberstadt, ging in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zur protestantischen Religion über und trat als General in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich des Fünften, den die aufrührerischen Böhmen sich aus eigner Macht zum König gesetzt hatten, auch des Winterkönigs, wie man ihn auch nannte, nach der kurzen Dauer seiner Herrschaft. Christian, noch sehr jung, wurde zu diesem Schritte nicht sowohl durch Überzeugung geleitet, als durch seinen glühenden Haß gegen den Stand, den man ihm so ganz gegen seine Wünsche und die natürliche Neigung seines kriege-

Es war im Erntemond, ein Tag
Gleich diesem auf der Landschaft lag,
Wo Windes Odem, süß und reg',
Hielt mit den Zweigen Zwiegespräch, —
Der letzte einer langen Reihe
Voll Glaubenswut und Todesweihe,
Da, ach! um Lehren, liebereich,
Gefochten ward den Wölfen gleich.
's war eine tränenschwere Zeit
Voll bittrer Lust und stolzem Leid,
Wo schwach es schien, den Toten klagen,
Wo so verwirrt Gesetz und Recht,
So ganz verwechselt Herr und Knecht,
Daß selbst in diesen milden Tagen,
Da klar und friedlich jeder Blick,
Nicht einer ist, so möchte sagen:
Der ward allein um Schuld geschlagen,
Und der allein durch Mißgeschick.
Das Recht, es stand bei jedem Hauf,
Und schweres Unrecht auch vollauf,
Wie sie sich wild entgegenziehn,
Hier für den alten Glauben kühn,
Und dort für Luther und Calvin.

Fast dreißig Jahre sind entschwunden,
Und noch kein Ende ist gefunden:

---

rischen Geistes gegeben hatte, zugleich durch ein tiefes leidenschaftliches Interesse für die Gemahlin des Winterkönigs, Elisabeth, Tochter Jakobs des Ersten von England, eine der schönsten und vielleicht die ehrgeizigste Frau ihrer Zeit. Nach dem Verfall ihrer kurzen Herrschermacht konnte Christian sich nicht zur Ruhe geben. Ohne eigene Mittel dennoch ein bedeutendes Heer, meistens von Ratlosen und Geächteten, von denen es damals wimmelte, zusammenbringend und sich mit einem kühnen Abenteurer, dem Grafen Ernst von Mansfeld, verbindend, wagte er es, den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen. Dann von der protestantischen Union in Dienste genommen, unternahm er, mit abwechselndem Glück, die kühnsten Wagstücke, jedoch an der Übermacht sich nach und nach verblutend. — Seit Monaten bereits vom Feldmarschall der katholischen Ligue, Johann Tscherklas Grafen von Tilly, hart gedrängt, erhielt seine Macht am siebenten (vielmehr: sechsten) August 1623 bei dem Städtchen Stadtlohn im Bistum Münster den letzten Schlag, von dem er sich nicht wieder erholte. Nur mit wenigen gelang es ihm, die holländische Grenze zu erreichen, und als er bald nachher sowohl vor Kummer als an den Folgen seiner Wunden starb, ward sein Tod kaum bemerkt. Er war ein gewaltiger Krieger, die Geißel der Rheinlande und Westfalens. Da im Verlauf der Erzählung selbst sowohl der Charakter als das Schicksal des Christian von Braunschweig sich genugsam und durchaus geschichtlich treu entwickelt, so mag es mit diesen Andeutungen genügen. Er starb mit 25 Jahren.

[2]) Graf von Anholt, General der katholischen Ligue, hat dem Braunschweig überall die meisten Niederlagen bereitet. Bei der Schlacht im Loener Bruch (eine weite Heide unweit Stadtlohn) wird der Sieg zum größten Teil ihm zugeschrieben. Die Geschichte schildert ihn als einen wahrhaft frommen und milden Mann.

Es rollt der Rhein die dunklen Wogen
Durch brandgeschwärzter Trümmer Graus;
Da ist kein Schloß, kein niedres Haus,
Das nicht, vom Wetter schwer umzogen,
Von Freund und Feinde gleich geplagt,
Dem Wurf der nächsten Stunde zagt.
O Tilly[1]), deine blut'ge Hand
Hat guter Sache Schmach gespendet!
Wohin dein buschig Aug' sich wendet,
Ein Kirchhof wird das weite Land.
Ständ' nicht so mild in deiner Näh',
Ein Pharus an ergrimmter See,
Der fromme Anholt, dessen Wort
So gern den Irren ruft zum Port
Und mag den Strandenden geleiten,
Du wärst ein Fluch für alle Zeiten!
Doch wo der tolle Braunschweig sengt,
Da ist die Gnade gar verdrängt,
Wenn, des Korsaren Flagge gleich,
Sein Banner weht im Flammenreich,
Sein Banner, roten Blutes helle,
Mit „Tout pour Dieu et tout pour Elle!"
Die Kirchen ihres Schmuckes bar,
Die Priester am Altar erschlagen,
Sie können ohne Worte sagen,
Daß hier der tolle Herzog war.

So diese stille Gegend auch
In ihrem Abendfriedenshauch;
Sie ruht, doch wie in Schreck erstarrt,
Und todbereit des Schlages harrt.
Noch hat die Flur kein Feind betreten,
Noch zittert nur die fromme Luft
Vom Klang der Glocke, welche ruft
Die Klosterfrauen zu Gebeten,
Wo dort aus dichter Buchen Kranz
Sich Meteln[2]) hebt im Abendglanz.
Ach, mancher Seufzer quillt hinauf!
Und stöhnend manche Stimme bricht

[1]) Johann Tscherklas Graf von Tilly, Oberbefehlshaber der katholischen Ligue, doch unter dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, der aber in den letzten Kriegsjahren nicht mehr persönlich bei der Armee war. — Sein kühner, grausamer Charakter ist hinlänglich bekannt.

[2]) Ein adeliges Frauenstift auf dem Wege von Steinfurt nach Ahaus.

Der schonungslosen Hora Pflicht.
Bei jeder Pause horcht man auf:
Und dann die Melodie sich hebt,
So angstvoll wie die Taube bebt,
Wenn über ihr der Falke schwebt.
Ein Landmann, heimgekehrt vom Pfluge,
Hat alle Sinne aufgestört;
Er glaubte in des Windes Zuge
Zu horchen wüster Stimmen Schall.
Und war es Furcht, was ihn betört,
Doch hatte jedes Ohr gehört
Des donnernden Geschützes Hall.
Es ist gewiß, sie sind bedroht,
Die Hilfe fern und groß die Not.
Und hier an diesem Weiher klar
Saß damals kleiner Mädchen Schar;
Nichts wußten die von Furcht und Scheu
Und spielten an dem Borde frei.
Sie warfen flacher Steinchen Scheiben,
Die tanzend blanke Tropfen sprühn;
Dann pflückten Blumen sie und Grün
Und sahn sie mit den Wellen treiben
Und schauten in den Spiegel ein
Und ordneten die Mützchen fein;
Denn sei ein Mädchen noch so klein,
Es mag sich gerne zierlich wähnen.
Auch haschten sie nach den Phalänen,
Die summend kreisen übern Teich.
Es war ein holdes Friedensreich,
Der grüne Bord, die leisen Wellen
Und diese tändelnden Gesellen.
Doch still! — die Mädchen schauern auf —
Was steigt dort hinterm Dickicht auf?
Es stampft und knackt, es schnaubt und klirrt,
Dazwischen es wie Sensen schwirrt.
Schau', in das Ufer dichtumbuscht,
Ist schnell die kleine Schar gehuscht.
Und immer näher trabt es an,
Und immer heller schwirrt's heran.
Nun sind sie da, ein starker Troß,
In Eisen starrend Mann und Roß;
Die Rüstung wohl des Glanzes bar
Und manche Klinge schartig war,

Bevor sie kamen hier zur Stell'.
Sie sprengen an den Weiher schnell,
Dann mühsam beugend übern Rand
Das Wasser schöpfen mit der Hand.
Und tief die heißen Nüstern tauchen
Die Rosse, Gras und Binsen rauchen,
Man hört des Odems schweren Drang,
Und Worte fallen sonder Klang,
Als wollten sie in heisren Tönen
Hervor die müde Seele stöhnen.
Dort einer klirrt den Rain entlang,
Zur Seite abgewendet schier,
Ein andrer hält sein schnaubend Tier,
An seinem Hut ein Handschuh steckt,
Vom Reiherbusche halb verdeckt;
Die Federn hangen drüber her,
Geknickt, von roten Tropfen schwer.
Nun barhaupt einen Augenblick,
Die Locken schiebt er wild zurück:
Nie sah man in so jungen Zügen
So tiefen Grolles Spuren liegen;
Ja, als er ob der Welle beugt,
Wo ihm sein Bild entgegensteigt,
Man meinte, diese Zweie gleich,
Sie müßten fassen sich am Teich.
Lang schlürft er, gierig, tief geneigt,
Nun faßt den Zaum die Eisenfaust,
Und nun voran! Die Heide saust,
Das Laub von dem Gezweige stäubt,
Wie sich der Zug vorüber treibt,
Und aufgejagten Sandes Wellen
Sie lagern erst an fernen Stellen.
Sie sind dahin — des Hufes Spur
Blieb am zerstampften Weiher nur.
Doch in der Heide Nebelweiten
Wie Vogelschwärme sieht man's gleiten;
Es wimmelt längs der Wolkenbahn,
Und wie die Eisenmänner nahn,
Ein summend Jauchzen, hörbar kaum,
Verzittert in der Ebne Raum.
Und nun verschwimmt's im Nebeltau,
Und wieder ist der Himmel blau,
Und wieder friedlich liegt das Land.

Doch schon an Horizontes Rand
Steigt hier und dort ein wallend Rot:
O wehe! das Panier der Not!
O wehe! wehe! Mord und Brand!
Und durch die Ebne, halb wie Zagen
Und halb wie Jauchzen, geht ein Schrei:
„Der tolle Braunschweig ist geschlagen!
Der tolle Herzog floh vorbei!"

Wohl ist er toll, wohl ist er schlimm,
Ein Tigertier in seinem Grimm;
Und doch so mancher edle Keim
War einst in dieser Brust daheim,
Als noch an Vaters Hof den Knaben
Sein heimlich Sinnen durfte laben,
Wenn er, dem Zwange schlau entzogen,
In seinem Mark die junge Glut,
Von der Gefährten Schar umflogen,
Die höchsten Zweige klimmend bog,
Des Sturmes Odem gierig sog,
Und dann ertappt, o schnöde Pein!
Die Strafe willig trug allein.
Für einen Freund gäb' er sein Blut!
Es war ein stolzer, frischer Stamm,
Der siechte in des Hofes Schlamm;
Denn damals man wie heute tat
Und zog nicht die Natur zu Rat';
Man heischte von der Zeder Wein.
Fest stand der Schluß, und schon genannt
Das Bistum ward, das zuerkannt
Dem Knaben, wenn der Jahre Lauf
Die reife Stunde trüg' herauf.
So konnt' es wohl nicht anders sein,
Die edlen Säfte mußten gären,
Zum Mark die Träne siedend kehren,
Und keinem trauend, keinem hold,
Der junge Prinz des Herzens Gold
Zu schnöden Schlacken ließ verglimmen.
Doch weiß die Sitte er zu stimmen,
Wie es gebeut des Hofes Ton,
Und keiner sah den bittern Hohn!
Die Mutter lobt den klugen Sohn,
Ob von der Wespe Stiche gleich

Galläpfel trägt der bunte Zweig.
Was will man mehr? So wächst er auf,
Und nach dem wohlbeschloßnen Lauf,
Fürwahr! die Inful nimmt er auch.
Und keiner sah sein blitzend Aug'
Und sah, wie krampfhaft seine Hand
Des Hirtenamts Symbol umspannt'.
Gemacht zum Priester, meinte man,
Hab' ihn nicht eben die Natur,
Doch Tugend setze Alter an
Dem Geist, wie Rost dem blanken Stahl:
Kurz, jeder war vergnügt der Wahl.
Und Vaters Augen bald nachher
In Frieden auch geschlossen sind,
Sein letzter Seufzer war nicht schwer,
Er klagte kein verlornes Kind —
Sind ewig denn die Fürsten blind?

Indessen dringt das Kriegsgeschrei,
Und immer näher dringt's herbei;
Wie, schlummert noch der junge Leu?
Träumt er die edlen Stunden hin?
O Böhmens schöne Königin!
Aus deinen Augen fällt ein Strahl,
Da zucken seine Braun zumal.
Er springt empor, die Mähne schüttelnd,
An seiner Kette grimmig rüttelnd;
Sie bricht, und aus der langen Haft
Verdoppelt stürmt die wilde Kraft.
O Frau! betört von Stolzes Trug[1]),
Der nicht ein Fürstenhut genug,
Du hast geweckt den schlimmsten Leun,
Der Himmel mag es dir verzeihn!
Sie sah so sanft, man sollte wähnen,
Dies Auge, um des Tieres Not
Vergießen müss' es fromme Tränen,
Und ihrer lichten Wangen Rot
Schien so verschämt, als könne sie

[1]) Als ihr Gemahl, der Pfalzgraf Friedrich, Bedenken trug, sich in eine so gefährliche Sache, als die Annahme der böhmischen Krone, einzulassen, machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe: „Wie? Ihr habt es gewagt, eine Königstochter zu ehelichen, und habt nicht den Mut, nach einer Euch dargebotenen Krone zu greifen? Lieber will ich trocknes Brot an Eurem königlichen Tische essen, als Leckerbissen am pfalzgräflichen."

Dem Manne sehn ins Auge nie.
Wohl öfters wie ein Blitz es zog
Durch ihr Gesicht, dann war sie hoch
Und aller Frauen Kaiserin:
Doch nichts verriet den harten Sinn,
Der sich durch tausend Leichenhaufen
Ein schnödes Zepter will erkaufen.
Doch war es so; seit den Gemahl
Von Böhmens Ständen traf die Wahl,
Tat sie sich heimlich diesen Schwur,
Als Königin zu sterben nur;
Und keiner in der Zeiten Drang
Gleich ihr des Aufruhrs Fahne schwang.
Sie fand die tiefversteckte Spur,
Die Herzens Beben mochte künden,
Das, ach! an ihrem Odem hing.
Sie war gemacht, es zu ergründen,
Und nie umsonst sah sie ein Ding.
Daß sie ihn liebte, sag' ich nicht,
Sie wahrte treu der Gattin Pflicht.
Zwar durft' er ihren Handschuh tragen,
Das war nicht viel in jenen Tagen,
Ein Spiel, nicht von Bedeutung gar.
Doch edel war er, das ist wahr!
Und jung und, da er liebte, auch
Verklärt von süßer Flamme Hauch.
Sein Gang war adelig, gewandt,
Vor allem zierlich Fuß und Hand;
Vom Antlitz wich der bittre Hohn,
Jetzt träumerischer Schwermut Thron;
Und zuckt unheimlich es zusammen,
Sie wußte ja, es war um sie;
Wird eine Frau ihn drum verdammen?
Ich weiß es nicht und glaub' es nie.
Kurzum, er wirft die Insul fort
Und greift zum Schwert; ein Panzer hüllt
Die Brust, von trüber Glut erfüllt,
So harrend auf der Herrin Wort;
Denn dienen kann ein Fürstensohn
Nur Frauen, keinem sonst um Lohn. —

Was soll von diesem Zug ich künden?
Das Schiff nur segelt mit den Winden,

Und ohne Nahrung stirbt die Glut,
Nichts ohne Glück vermag der Mut.
Das war für ihn ein schwerer Tag,
Als nieder Böhmens Banner lag!
Er gab es nicht, es ward entwandt
Der noch zum Kampf bereiten Hand,
Durch jener Wort, die ihn gesendet;
Sie schrieb: „Fahrt wohl! Wir müssen fliehn,
Als Heimatlose fürder ziehn.
Legt hin das Schwert! Es war zu kühn,
Das Königsspiel, es ist geendet."
Ja, Böhmens Banner ist verloren,
Doch nicht sein Schwert! Er hat geschworen,
Nicht rasten will er Nacht und Tag,
Bis es die Schmach der Herrin brach.
Soll reuig an die Brust er schlagen?
Soll wieder seine Inful tragen?
Noch weiß er, weiß noch einen Mann,
Den auch Geschick nicht beugen kann,
Obwohl er tief und grimmig fühlt.
Für einen Abenteurer hielt
Er ihn bis jetzt; doch mag es sein!
Auch ihn verließ der Sonne Schein.
Ein Fürst, ein Feldherr war er schon,
Und jetzt? Fortunens kecker Sohn!
So geh' es denn auf eigne Hand!
Und bald um seinen Führer stand
Ein Heer, vom Reiche ausgestoßen,
Landstreicher, flüchtige Matrosen,
Manch Räuber auch, entflohn dem Rad,
Und wen geächtet sonst der Staat.
„So recht! so recht!" der Braunschweig lacht,
Denn ihn auch traf des Reiches Acht.
Und vor dem Mansfeld tritt er auf,
Die Hand ihm bietend: „Nun wohlauf!
Gesell, wir müssen uns vereinen,
So mag die Sonne wieder scheinen.
Mein Heer, ein wenig bunt und klein,
Allein geächtet: also mein."
Und schallend schlug der Mansfeld ein.

Seit diesem Tage war es ganz,
Als lösche jener trübe Glanz,

Der zwischen Braunschweigs hohen Brauen
Ließ seiner Brust Geheimnis schauen,
Der Liebe nicht, nein, jene Schrift,
Die Mischung kündend, draus bestand
Sein seltsam Wesen: Frost und Brand,
Heilkräftig Gold, Orydes Gift.
Das war nun hin, dafür entstand
Ein zuckend Fältchen an der Stelle,
Schwach im Gefechte, tief beim Brand,
Wie eingeätzt, wenn Mönches Zelle
In schwarzen Wolken qualmt empor.
Schlimm war er, dennoch schwer zu sagen,
Wieviel von seiner Taten Last
Muß argen Heeres Willkür tragen;
Er hatte sich so tief gefaßt
In Stolz und Schlauheit, daß es schien,
Kein Hälmchen falle ohne ihn.
So meint gehorsam sich der Knecht,
Wenn, was geschehn, zumeist ist recht;
Und anders nicht zu lenken war
Ein Heer wie dieses, das ist klar.
Nicht soll man zweifeln, daß zuzeiten
Es schlimmer ward, als er gedacht,
Daß öfters die verschwiegne Nacht
Manch schweren Seufzer sah entgleiten,
Wenn zuckend hellt der Lampe Strahl
Auf seiner Stirn das Runenmal;
Obschon es ihm wie Labsal war,
Sah er aus einem Kloster klar
Die Funken wie Raketen ziehen.
Und „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!"
Von Herzen war der Spruch gemeint.
Auf seinen Münzen liest man dies.
Ja, seine Brust war ein Verlies,
Drin tief wie ein Gefangner lag
Der Groll um längst vergangnen Tag.
Und ach! das wüste Leben brach
Zuletzt auch jeder Tugend Blühen,
Daß nur die Treue blieb allein
Wie weinenden Gestirnes Schein,
Wie Palmeninseln in der Wüste,
Korallenglanz an öder Küste.
Und nicht die Amnestie er nahm,

So ihm von Kaisers Hulden kam,
— Zu Regensburg am Fürstentag —
Doch seinem Heere ließ die Schmach;
Laut war das „Nein", so er da sprach;
Und um die Seinen ist es nur,
Daß sich die fürstliche Natur
Zu neuem Dienste kann bequemen
Und Sachsens Fahne wieder nehmen;
Viel lieber würd' er fallen kühn,
Sein blutig Banner über ihn;
Doch Treue läßt ihm keine Wahl.
Und so, des Bundes General,
Sah ihn der Rhein, sah ihn Westfalen
Mit scharfer Münze klingend zahlen,
Auf seinem Weg' die Flamme prahlen.
Der Platow, seine rechte Hand,
Brandmeister ward im Heer genannt[1]),
Er selbst der tolle Herzog nur.
Ihm war es recht, er sagt' es offen,
Der Titel schien ihm wohl getroffen.
Wild war er, wenn Fortuna lacht,
Ihr Zürnen ihn zum Tollen macht;
Der Himmel mag sich des erbarmen,
Den heut er trifft! Wir sahn ihn fliehn
Und schwarz ihm nach wie Flüche ziehn
Rauchsäulen aus dem Dach des Armen.

In einem Schloß, vom Wald geschützt,
Man scherzt und kost beim heitern Mahl.
Stieg denn das Wetter auf? Es blitzt,
Entlang die Zweige zuckt der Strahl,
Und alle Fenster klirren auf.
Ha! dort und dorten steigt es auf!
Und alle trifft des Wortes Wucht:
„Der tolle Herzog auf der Flucht!"
So stürmt er fort, ein Meteor
Mit Flammenspur am Himmelstor,
Bis nun auf Ahaus'[2]) Heidegrund

[1]) Der Leutnant Platow hieß nicht nur, sondern war wirklich bestellter Brandmeister im Heere.

[2]) Ahaus, eine kleine Stadt, fast am Eingange eines bedeutenden Fichtenwaldes, des Liesner, der sich bis an das Schlachtfeld, Loener Bruch, eine starke Stunde weit erstreckt. Sie war früher befestigt, doch zu jener Zeit waren die Werke bereits zerfallen; nur stand noch eine Feste in der Stadt, die ihrem Namen aber wenig entsprach.

Sein Heer sich lagert wirr und bunt.
Ach, armes kleines Städtchen du,
Wie steht's um deine nächt'ge Ruh'!
All deine Bürger bleiben wach
Und zittern vor dem jungen Tag,
Wie jener, dem der Sonne Licht
Nur leuchten soll zum Hochgericht.
Man hat gehemmt der Glocke Schlag,
Kein Lämpchen in der Kammer glimmt;
Der Blendlaterne trüber Schein
Nur wohlverdeckt im Keller schwimmt,
Wo zitternd birgt, so gut er kann,
Sein bißchen Hab' der ärmste Mann;
Auch in den Kammern manche sind,
Die betend an den Fenstern stehn
Und sehen gleich Dämonen gehn
Die Wachen längs der Feuer Schein.
Im Bett der Kranke bleibt allein,
Und langsam in des Mondes Glanz
Regt klappernd sich der Rosenkranz:
Daß Gott, der einst in seiner Huld
Für Israel, bedeckt mit Schuld,
Die Sonne ließ am Himmel weilen,
Ach, heute nur, dies eine Mal,
Den Sternen Dauer mög' erteilen!
Umsonst! die Stunde rollt heran.
Im Lager drüben Roß und Mann —
O, ein Geräusch, den Tod zu bringen! —
Vom Lager hört man klirrend springen,
Doch zögert noch der Morgenstrahl.

Dort, wo gelehnt am Lanzenstab,
Ein dunkler Fleck, die Wache steht,
In seinem Zelte auf und ab
Der Christian von Braunschweig geht.
Er ist alleine; was er denkt,
Sein Auge kündet tief gesenkt,
Das nur zum Grund die Blicke führt.
Zuweilen seine Rechte rührt
Des Hutes Rand, wo blutbefleckt
Am Reiherbusch der Handschuh steckt,
Als zweifle er, ob nicht dies Zeichen
Mit seinem Glücke müsse weichen.

Und soll sein Antlitz ich vergleichen:
Des Griechen Feuer müßt' es sein,
Das heimlich frißt mit kaltem Schein.
Ja! wessen Auge jetzt ihn trifft,
Der läse schnell die Runenschrift:
„Ein Held! ein Schwärmer! ein Soldat.
Und seines Glaubens Renegat!"
Schau', ein Papier am Boden dort!
Er schleudert's mit dem Fuße fort.
Der Mansfeld hat ihm aufgesagt;
„Ein Narr, der es mit Schelmen wagt!" —
Im Lager bleibt es immer still,
Noch schlummert rauchend der Vulkan,
Was hemmte seiner Lava Bahn?
Die Vorsicht, so nicht gönnen will,
Der Beute Lust sich zu ergeben,
Wo Schwerter überm Haupte schweben.
Nur Rosses Wiehern, Wächters Gang,
Vom Hammerschlag ein ferner Klang
Durch des Gezeltes Spalten drang.
Sie öffnen sich, und langsam tritt
Vor seinen Feldherrn Obrist Spar.
Ein Mann, so aller Milde bar,
Daß ihn der Herzog oft verglich
Der Roßkastanie, deren Stich
Nur trotzig zu verbergen sucht,
Daß ungenießbar ist die Frucht.
Im Zelt sie wandeln Schritt bei Schritt,
Was sie gesprochen, war nicht lang;
Doch weiß man, in den Herzog drang
Er wiederholt: nach solchem Streite
Zumeist dem Krieger zieme Beute,
Daß eine Lust noch rüttle wach
Den Mut, der im Gefechte brach. —
O stolzer Feldherr, gib nicht nach!

Wie endlos ist der Kirche Bogen,
Wie geisterhaft der Ampel Strahl,
Wenn Furcht und Seelenglut zumal
In Stößen treiben Blutes Wogen.
Die Decke schwimmt, der Leichenstein
Scheint aus den Fugen sich zu heben,
Und ein unheimlich, blutlos Leben

Regt flimmernd sich im Heil'genschrein.
Auf leerer Kanzel knackt ein Tritt,
Wie Nachtwind an den Fenstern wühlt;
Von unsichtbarer Hand gespielt,
Die Orgel summend scheint zu beben,
Sein Schwert Sankt Michael zu heben,
Und Zugluft, die dem Spalt entglitt,
Regt nun und dann des Greises Haar,
Der dort am Hochaltare liegt,
So regungslos in sich geschmiegt,
Als sei er schon des Lebens bar.
Und wie es flatternd ihn umfliegt,
Er meint, es sei des Vorfahrs Odem,
Ins Ohr ihm flüsternd immer neu:
„Halt aus! halt aus! auf schwankem Boden
Bleib deinem Heiligtume treu!
Nicht rühme sich die blut'ge Schar,
Verlassen traf sie den Altar!"
Was war das? Stimmen, und ganz dicht!
„Jesus Maria, steh uns bei!"
Nun ist es still. Und nun aufs neu'! —
„O heil'ge Jungfrau, laß mich nicht,
Wenn nun mein Stündlein kommt herbei!"
Es klopft und drängt, es dreht am Schloß,
Die Flügel schwanken. Ha! da bricht
Es splitternd mit gewalt'gem Stoß:
Sturmhaube, Federbusch und Hut,
Von Lanzenspitzen eine Flut; —
Mit gelben Kollern angefüllt,
Die Kirche dröhnt von Flüchen wild.
Und, o mein armer Sakristan!
Zum Hochaltar die grade Bahn
Treibt wie ein Strom der Troß hinan.
„Wo blieb der Kelch? wo die Monstranz?
Das beste Paar im ganzen Tanz,
Der graue Schelm hat sie versteckt!"
Und zwanzig Fäuste krallen an
Den Greis, der gen der Waffen Glanz
Die unbewehrten Hände streckt.
„Bekenne, Hund!" und hochgepflanzt
Die Partisane zuckend tanzt:
So hängt der Boa Haupt vom Ast
Und züngelt, eh' den Raub sie faßt.

„Bekenne, Hund!“ — Kein Sterbenswort!
Der Greis die Wimper hat geschlossen.
Nun flüstert er. — Da kniet sofort
Ein grauer Leitbock der Genossen;
Er bückt sich, lauscht, dann springt er auf,
Und grimmig seine Lache schallt.
„Ave Maria, Jesu mein!“
Ist zitternd in sein Ohr gehallt.
Risch steigt die Partisane auf,
Noch einmal kreisend mit Gewalt,
Dann krachend in der Rippen Spalt.
Ein Zucken längs den Gliedern, dann —
Es ist vorbei! das Blut entrann.
„Mein Jesu!“ war sein letztes Wort.
Und „Hussa Braunschweig! nun voran!“ —

Ach, soll ich künden, wie entehrt
Ward meines Glaubens teurer Herd!
Wie man die Heiligtümer fand,
Und kirchenschänderische Hand
Mit Branntwein füllt bis oben an
Den Kelch, so faßte Christi Blut!
Wie man Gewänder, gottgeweiht,
Sah wehn um Kriegerschultern breit!
Was schonte jemals Schwärmerwut?
Was mehr noch ein Verbrecher, der
Soldat nur ist von ungefähr?
Die Fenster klirren, vom Gestell
Apostel schmettern, schwankend zischt
Die ew'ge Lampe und erlischt.
Vom Lanzenstich der Märtyrer
Zum zweitenmal wird todeswund.
Reliquien bestreun den Grund,
Von Hammerschlägen, Speeres Stoß
Reißt der Altar sich krachend los,
Und „Hussa Braunschweig!“ bricht es ein.
Zieraten splittern auf den Stein,
Und heulend muß die Glocke gellen,
Jetzt ein Signal den Raubgesellen.
Schau', dort ein bärtiger Bandit
Selb einem andern stampft und glüht.
„Ha, dort ein Kruzifixchen noch
Im Winkel! Silber muß es sein!“

Er schiebt sich hin, so schlau und scheu,
Vermeidend des Gefährten Blick.
Nun faßt er es — ein lauter Schrei!
Und wie ein Block er stürzt zurück;
War nicht schon nah sein Kamerad,
Leicht kam es, daß man ihn zertrat.
Doch nun, im Winkel hingestreckt,
Die Stirn er mit den Händen deckt,
Nur leise ächzend nun und dann:
„Der Teufel — Teufel — sah mich an!"
Dann auf sich rafft er, taumelt weg,
Wie Blinde wanken übern Steg.
Sein Kamerad vergaß ihn schon,
Das Kruzifix nimmt er zum Lohn.
„Ha, Spiegelglas!" und klirrend bricht
Es an der Jungfrau Angesicht.

Von Ulmenschatten halb versteckt,
Ein Häuschen liegt mit Stroh gedeckt,
Wohin nur schwach der wilde Klang
Gleich Kranichheeres Schrillen drang,
Da dem Soldaten nicht vergönnt,
Zu streifen längs der Mauer Kreis:
Die Kirche gab der Herzog preis,
Kein Hälmchen sonst; nach einer Stunde
Macht er im Lager selbst die Runde,
Ob alles in der Ordnung sei,
Vollzählig jedes Regiment.
Und diese Hütte liegt allein.
Was kauert dort im Mondenschein,
Undeutlich wie ein Klumpen grau,
Und ächzt gleich Sterbenden genau?
Gertrude lauscht am Fensterrand:
Sacht, sachte schiebt sie mit der Hand
Den Riegel auf, wohl schaudert ihr;
Sie ist so fromm, das junge Blut.
O, nenne nicht gering den Mut
Von diesem schlichten Waisenkind!
Der Koller — Speer — sie ist nicht blind.
Doch wär' es nur ein armes Tier!
Und, geh, es ist ein Mensch in Not!
Da steht sie zitternd, feuerrot.
Und wenn er, wie ein wirrer Geist,

Die Kräuter aus dem Rasen reißt,
Ein wenig rückwärts tritt sie dann;
Doch wenn er seine Hände ringt,
Aus tiefem Auge Jammer dringt,
Sie näher, näher rückt heran.
Und: „Armer Mann, Ihr armer Mann!"
Ob er es nicht vernahm? Er schweigt.
Da zögernd sie die Hand ihm reicht,
Er hebt sich auf, er folgt, so lind,
So ganz unmündig wie ein Kind.
Und nun ihr jungfräuliches Bett
Bereitet sie geschwind und nett;
Und Labung auch vom Besten reicht,
Und steht so sorgenvoll gebeugt,
Verwundert, daß sich nirgends Blut
Und nirgends eine Wunde zeigt.
Nun schlummert er, das ist wohl gut;
Er sieht doch gar entsetzlich grimm,
Man sollte denken, er sei schlimm.
Und fort sie huscht wie Wirbelwind,
Dreht auch den Schlüssel um geschwind.
Kaum ist sie fort: vom Lager hebt
Der Gast sich, seine Wimper bebt,
Er grübelt, an den Fingern dreht
Und murmelt, was man nicht versteht.
Nun heller: „Ja, ich hab's gesehn,
Ich sah den Teufel vor mir stehn,
Ich sah ihn seine Krallen strecken.
Johannes May, verruchter Hund![1])
Mit Blute mußtest dich beflecken
Von jenen, die der Taufe Bund
Mit dir geweiht am gleichen Becken!
Die Kirche, die dir Tröstung gab,
Die einschließt deiner Eltern Grab,
Die dich gelabt mit Christi Leib,
Dir am Altare gab dein Weib,
Wo deine Kinder alle drei
Stehn im Register nach der Reih';

[1]) Johannes May, eine fingierte Person, und nicht zu verwechseln mit dem Obristen May, einem der unbedeutenderen Anführer Christians. Die Sage, daß in der letzten Zeit sich mancherlei Anschläge und Verschwörungen gegen den Braunschweig angesponnen, die aber alle, mitunter durch die seltsamsten Zufälle, gescheitert, hat mich veranlaßt, zur Erhöhung des Interesses diese Episode einzuschieben.

O wehe, wehe! Mord und Brand!"
Und wieder schlägt er seine Hand
An das Gesicht, man meint, zersprengen
Die Adern muß des Blutes Drängen,
Und nun im Ton der Leidenschaft:
„Genugtun will ich, wie nur kann
Ein einzelner und niedrer Mann;
Doch meine Reu' sei meine Kraft!
Vergoß so oft ich Freundes Blut —
Mein Arm ist fest, die Büchse gut."
Nach einer kleinen Pause dann:
„Herzog, du bist ein toter Mann!"
Nun steht er rüttelnd an der Schwelle,
Nun durch das Fenster huscht er schnelle,
Nun schreitet er den Rain entlang.
O arme Taube, mild und bang!
Wie ward dir, da du dies gehört?
Das Blut sich ihr im Herzen kehrt,
Und Mord und Brand, und Brand und Mord,
Im Ohre hallt es immerfort;
Wie fühlt sich ihr Gemüt beschwert!
Stellt sie die Sache Gott anheim?
Läßt sprießen des Verbrechens Keim?
Sucht sie zu hindern, wie's vermag
Ein machtlos Weib von ihrem Schlag?
So fallen, reulos, unbewehrt,
Von seines Untergebnen Hand!
Und schaudernd sie am Herde stand,
So jammervoll in ihrer Schöne,
Wie unterm Kreuze Magdalene.
Vielleicht gibt ihr die Kirche ein,
Was mag des Himmels Wille sein.
Schon weicht dem Morgenrot die Nacht,
Laut wird das Vogelnest am Ast;
Sie kann schon gehn, der Bürger wacht;
Und ach! ihr dünkt, mit dieser Last,
Wie Kain gemarkt von Gottes Hand,
Sie könne wandern durch das Land.
Fremd scheint es ihr, daß alles stumm,
Gesperrt die Läden ringsherum.
Gottlob, die Kirche! Aber wie?
Weit auf die Pforten! schon so früh?
Und — ist sie blind? — der Ampel Licht,

Der Hochaltar — sie sieht ihn nicht!
Es ist zu viel: ihr Auge schattet,
Und auf ein Grab sinkt sie ermattet.
Da über ihr Gezisch, Geknarr,
Die Uhr im Turme mit Geschnarr
Setzt aus, und dröhnend Schlag auf Schlag,
Wie Wetterkrachen donnert's nach;
Sie meint, es sei der Jüngste Tag.
Gespenster schaun aus Fensterluken,
Im Turm beginnt ein wildes Spuken,
Hinab die Stiegen mit Gescharr.
Nein, wehe! das ist Menschenhand,
Die jetzt sie zerrt am Gürtelband.
O, schlimmer als Gespenster weit,
Soldaten sind's in Trunkenheit!
Sie schreit nicht, wehrt sich nicht, nur sacht
Sie wimmert wie ein Vogel klein,
Dem man das schwache Hirn drückt ein;
Vor ihren Augen wird es Nacht.
Da rückwärts taumelt der Geselle,
„Der Herzog!" ruft's, und plötzlich nah
Ein dritter stand, unbärtig noch,
Doch über Manneslänge hoch.
Ja, wie ein Schatten stand er da,
Kalt, tödlich bohrt sein Blick sich ein:
Die beiden Männer sind wie Stein.
Und als den Strahl er tiefer trug,
Blaß ihr Gesicht ward wie ein Tuch.
Er winkt, sie weichen auf der Stelle.
Auch sie noch schaut er seitwärts an,
Sich, seltsam lächelnd, wendet dann
Und geht, ist fort. O Jesus Christ!
Ihr Retter selbst der Herzog ist —
Und dieser liegt im Kirchenbann!

So freundlich war das Himmelblau,
So klar im Grase lag der Tau;
Man dachte, nur zu Lust und Frieden
Ein solcher Morgen sei beschieden.
Im Sonnenlichte stand das Heer,
Glanzwellen brachen sich am Speer,
Und leise wallend an den Stäben
Die Fahnen hob der Lüfte Weben.

Ein leerer Kreis, ein Haufen Sand,
Und seitwärts an der Lanzenwand
Zwei Krieger, ihrer Wehr beraubt,
Tief auf die Brust das bleiche Haupt.
Die sahen nicht nach Sonnenlicht,
Sie hörten Rosses Wiehern nicht;
Vor ihrem Ohre summt es nur,
Ein Spinngewebe schien die Flur.
O anders, frischen Tod erwerben,
Als schmählich vor dem Standrecht sterben!
Zur Seite, mit den Offizieren,
Die flüsternd rasche Reden führen,
Der General verdüstert stand.
Kopfschüttelnd redet Obrist Spar,
Der Styrum nickt und lächelt gar,
Und der Sergeant und Reiter auch,
Sich wahren ihrer Rechte Brauch:
Es ist vorbei, das Stäbchen brach,
Den beiden stieg der letzte Tag.

Wer diese bleichen Sünder sah,
War er kein Stein, es ging ihm nah.
Sie hatten lustig fortgelebt,
Vertrauend auf ihr gutes Schwert,
Das manche Wunde abgewehrt;
So manche Kugel pfiff vorbei,
Und nun — am Sande stehn die zwei;
Und eh' das Tuch die Augen deckt,
Noch sehn sie, wie der Arm sich streckt,
Sehn zwölf der bravsten Kameraden,
Maschinen gleich, die Büchsen laden.
Ade, o Strahl! nun ist es Nacht.
Geblendet schon, der Lunte Rauch,
Zu ihnen trägt des Windes Hauch.
Stieg himmelan ein Seufzer auch?
Ich weiß es nicht; es blitzt, — es kracht! —

Geendet ist das Kriegsgericht,
Verlöscht des Himmels Gnadenlicht.
Zwei liegen dort im kalten Grund,
In ihrer Brust ein Stückchen Blei;
Die feuchte Scholle deckt den Mund:
Daß Gott der Seele gnädig sei!

Die Schützen putzen ihr Gewehr,
Ein Wald von Lanzen, steht das Heer,
Die Züge starr, den Blick gesenkt,
Man kann nicht sehn, was einer denkt.
Geschlagen sind sie, dennoch kühn,
Und ganz verhaßt die Disziplin.
Entlang der Herzog geht die Reihn,
Und manchen schaut er an mit Fleiß;
Ward einem bang? Es mag wohl sein;
Doch vielen ward es siedend heiß.
War nicht sein Schlangenauge da,
Man kann nicht wissen, was geschah.
Nun, stauend wie ein Mühlenbach,
Zum Lager schiebt es drängend nach,
Es ist ein fürchterlicher Troß,
Dem Führer ein unbändig Roß.
Ungern der Herzog drum, wie heut,
Zum Fehlen gibt Gelegenheit.
Als in den Zelten sie zumal,
Am Sande weilt der General;
Er bohrt den Degen sinnend ein,
Stößt mit dem Fuß des Weges Stein;
Und neben ihm der Obrist Brand,
Graf Styrum auch, sein Adjutant,
Ein kühnes Blut und lockrer Fant —
Die Zunge läuft mit ihm davon,
Und halb Gedachtes gibt sie schon.
So jetzt, zum Obristen gewandt:
„Die Pferde knirschen ins Gebiß,
Des Tilly Silber hat gewiß
Noch, als sein Eisen, schärfern Zahn.
Was meint Ihr? Ist der alte Hahn,
Ein Basiliskenei zu legen,
Nicht eben recht? Ich sage dies."
Und ferner noch: „Herr Herzog, nehmt
Nicht allzu leicht, was heut beim Tagen
Das schmucke Ding Euch vorgetragen,
Das sich so bürgerlich geschämt.
Man sah, von Herzen ward's ihr schwer.
Drum glaub' ich es um desto mehr,
Vielleicht — Was trabt denn dort heran?
Ein Weihquast? Was, zum letzten Segen?
Und steckt doch seinen kahlen Kopf

Grad' in die Fall', armsel'ger Tropf!"
Gelassen tritt der Mönch heran. —

Man spricht vom Klerus jener Zeit
Und seiner Ausgelassenheit;
Dies war ein still gelehrter Mann
Und einzig seiner Bücher froh
Im Gotteshause zu Burloh[1]).
Von seinem Obern ausgesandt
Und kehrend heut durch Ahaus' Tor,
Des Glaubens Feinde er davor
Und jammervoll die Bürger fand.
Daß nicht der Kelch, nicht die Monstranz
So wie der Leuchter Silberglanz
Zu retten, scheint ihm selber doch,
Allein die Kreuzreliquie noch,
So nur in schlechtes Holz gefaßt; —
Drum gönnt er sich denn keine Rast
Und tritt den Herzog mutig an.
Er bittet um geneigtes Ohr,
Trägt ruhig sein Gesuch ihm vor;
Hat nun geredet, blickt empor,
Doch hastig wieder auf den Grund:
Dies Muskelspiel um Wang' und Mund,
Und dieser Augen tote Glut —
Fürwahr, die Sache steht nicht gut!
„Herr!" fährt er fort, „was nützt es Euch?
Wir werden arm, und Ihr nicht reich.
Zum erstenmal im Leben ich
Schau' einen Fürsten sicherlich;
Und Ihr seht ganz so adelig,
Wie Fürsten sollen." — O Geduld!
Fast blendet ihn das Muskelspiel.
„Gebt mir dies Zeichen Eurer Huld,
Was Euch so wenig, mir so viel.
Gedenkt, wie Cyrus alter Zeit
Hat den Zorobabel erfreut,
Dem er die Heiligtümer gab,
Zu beten an der Väter Grab;
Wie Julian der Apostat . . ." —
Spricht Styrum lachend: „Schmucke Wahl,

[1]) Groß-Burloh, ein Zisterzienserkloster, etwa eine Meile von Ahaus gelegen.

Mit Apostaten uns zumal,
Mit Juden deine Schar vergleichen:
Mein Alter, das sind schlimme Zeichen!
War Julian ein Apostat . . . —
Du scheinst mir halber Renegat."
Was nun den Herzog hat gerührt,
War es das Wort, so schlicht geführt,
War es das Zutraun unverdeckt,
Ein Zug, der ihm Erinnrung weckt:
Genug, er winkt, er spricht ein Wort,
Und lachend wandert Styrum fort.
Wie war doch unser Mönch so froh,
Als er die Kreuzreliquie sah;
Er faßt sie an dem Rande, so,
Dem heil'gen Splitter nicht zu nah;
Und vor dem Herzog bückt er sich,
Und abermals und wiederum,
Er meint, es sei noch nicht genug;
Der steht und lächelt wunderlich:
„Ihr spracht ja eben wie ein Buch,
Und seid mit einem Male stumm.
So sagt uns denn gleich klar und schön,
Was Ihr auf Eurer Fahrt gesehn."
Der Mönch den Seufzer drängt zurück,
Er zögert einen Augenblick:
„Zuerst traf ich am Küchenherd
Den Mann mit Frau und Kindern wert,
Die nahmen ihr geringes Mahl.
Demnächst ich sie im Felde fand,
Nach Abend schauend unverwandt,
Sie trieben seufzend und mit Müh'
Dem Dickicht zu der Rinder Zahl;
Dann eine Hütte unbewacht,
Und dann — nicht finster war die Nacht,
Die Flamme . . ." — O welch dunkles Rot
Von Braunschweigs hoher Stirne droht!
„Ich frage nicht nach Mann und Weib! —
Saht Ihr die Bayern?" — „O beileib'!
Des war nicht meine Furcht gering;
Der Bayer bleibt auch nur Soldat.
Doch sagt man, daß der Tilly naht.
Herr! seht Euch vor, das ist mein Rat." —
Zeit war es, daß der Pater ging.

's ist schaurig, wenn im Felsental
Die Kuppen bleicht des Mondes Strahl,
Wenn Windeszug entlang der Kluft
Mit Seufzern füllt die graue Luft
Und Uhus Auge auf der Wacht
Vom Riffe leuchtet: — doch bei Nacht
Wohl standest du am Meere je
Und hörtest, wie der Wellenschlag
Sich wühlend am Gestade brach?
Ein wüstes Untier ist die See,
Wenn schwärzer als die Dunkelheit
Hascht Wog' auf Woge nach dem Strand:
Doch schauriger die Heide weit,
Wo Lichter flattern übers Moor,
Die Kröte unterm Rasen schrillt,
Bei jedem Tritt es schwankt und quillt,
Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd streckt,
Wie Geisterhüllen halb geweckt,
Als wollten die Atome ringen
Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
Die vor der grauen Sündflut Zeit
Lebend'gen Odems sich gefreut.
Auf Gräbern glaubst du nur zu schreiten,
Durch halbgeformten Leib zu gleiten;
Die Märchen deiner Kinderzeiten
Sich unabwendbar drängen an:
Fast glaubst du an den Heidemann.
Es ist kein Trug, dort rückt er an!
Nein! Menschenstimmen, männlich eine,
Die andre Vöglein gleich an Feine.
„Gertrude, war das wohlgetan?
Was ließest du dem Himmel nicht
Sein freies Walten und Gericht?"
Und nun die klare Stimme spricht:
„So war es nicht des Himmels Wille,
Daß ich vernahm, was jederzeit
Wohl hätte Menschenohr gescheut?
Wenn es nicht Gottes Finger tat,
Was führte dann den Reiter grad'
An meine ganz entlegne Tür?
O Eberhard! sei stille, stille,
So Hartes rede nicht zu mir,

Bei Gott! ich bin genug gequält!"
— „Nun wohl! noch hast du nicht erzählt . . . —
Doch horch, Gemurmel! — 's ist der Wind,
Und das Gewitter steigt geschwind."
— „Ich wählte einen Blumenstrauß
Und meine blankste Schüssel aus;
So ging ich langsam aus dem Haus,
Gewiß! es war ein saurer Gang!
Ich betete den Weg entlang
Zu den Nothelfern allesamt,
Antonius, dem Schutzpatron;
Und sieh! da stand der Herzog schon!
War das nicht seltsam?" — „Still, was flammt
Dort auf?" — „Du siehst ja, daß es blitzt;
Wir müssen eilen. — Als ich itzt
So vor ihm stand ganz nah am Tor:
Kein einzig Wort bracht' ich hervor,
Ich hielt ihm nur die Schüssel hin
Und weinte wie 'ne Sünderin;
Die bei ihm standen, lachten helle,
Zu sterben meint' ich auf der Stelle
Und bracht' es endlich doch heraus,
Wie jener kam zu meinem Haus,
Ganz wirrig, schaudernd und betört,
Und wie ich sagen ihn gehört,
Was ich bei Gott beschwören kann:
‚Herzog, du bist ein toter Mann!'
Mußt' ich das nicht? Dann fragt' er mich,
Ob ich ihn kenne; sicherlich!
Ich sagte nein; recht war es nicht,
Ich sah wohl deutlich sein Gesicht." —
„Was trug er?" — „Wie ein Landesknecht
Den Koller, Lederstrümpfe schlecht.
— ‚Schon gut! und Dank für den Bericht!'
Und denk', er bot mir Geld und Wein —
Doch wie ein Haf' lief ich feldein.
Gott gab mir eine schwere Last,
Nun Kummer mir das Herze bricht,
Daß ich verraten meinen Gast,
Vielleicht — fürwahr! da klirrt es gleich —
Doch nein! der Fisch sprang auf im Teich.
Die Nacht ist schwül." — „Gertrude komm!
Du bist ein töricht Ding, zu fromm.

Kam jene Kunde in mein Ohr,
Dem Ofen sagt' ich's lieber vor,
Könnt' ich nicht schweigen. Komm geschwind,
Schau', wie das Wetter treibt der Wind;
Wir haben weit bis Ottenstein[1]),
Ich weiß, der Oheim wartet dein.
Und, wahrlich! das ist Waffenklang,
Gewiß, den Liesner ganz entlang —
Fort! fort!" — Wie Schatten schwinden sie.

Und Zug auf Zug, aus Waldeshagen
Sieht man die schwarzen Säulen ragen,
Sich endlos die Kolonne zeigt,
Wie drüben Wetterwolke steigt,
Als wollten Heere jener Welt
Sich nächtlich treffen überm Feld,
Das ihre Gräber mußte tragen.
Nun breitet sich's, wie Stromes Fall,
Nun windet sich's, ein wüster Ball;
Im Hui schlägt die Flamme auf,
Und dort und drüben, wie im Lauf,
Steifstiefeln, Koller ringsumher:
Es ist der Tilly und sein Heer;
Ganz deutlich wie am Tage schier
Sieht man des Rautenschilds Panier.
Die Reiter von den Rossen steigen,
Den Hals die Tiere dampfend neigen;
Und Wiehern, Hämmern, Stimmenschall
Verschwimmen in des Donners Knall,
Da grade über Mann und Zelt
Sich das Gewitter hat gestellt.
Oft rötlich zuckend, hellt ein Strahl
Die ganze Masse auf einmal.
Schon zischen Tropfen in der Glut,
Nun schwenkt schon der Soldat den Hut,
Am Federbusche flirrt es fein:
Und nun mit grenzenloser Wut
Die Elemente brechen ein,
Und niederstürzend eine Flut
Wie übers Wrack sich schäumend legt.
Der Donner schwieg, doch Sturmes Macht

[1]) Ottenstein, ein hübscher, damals befestigter Flecken in einer anmutigen Wiesengegend, etwa eine Meile von Stadtlohn und der holländischen Grenze nah.

Und Hagelschlag die Heide fegt —
Ich sehe nichts mehr, es ist Nacht!

Zweiter Gesang.

Wie tief berauschend ist dein Odem,
O Phantasie! Was kommt ihm gleich,
Wenn über Mauerzinnen bleich
Du gleiten läßt den Grabesbrodem!
An einem Tage muß es sein,
Wo bläulich steigt der Höhenrauch,
Vielleicht auch, wenn der Dämmerhauch
Mit grauem Staube füllt die Luft,
Des Meteores falber Schein,
Ein fallend Sternlein, teilt den Duft.
Wes Seele würde nicht bewegt,
Gedenkt er dann der warmen Hand,
Die diesen kalten Stein gelegt,
Des Geistes, der die Formen fand,
Die, Greise selber, gliedermatt,
Wie von dem Baume Blatt um Blatt,
Langsam nachrollen in die Gruft!
Am Turme lieb' ich dann zu stehn,
Zu lauschen Wetterhahnes Drehn;
Mag wandeln um des Städtchens Kreis
Und aus der Mauerscharte weiß
Des Grases Finger winken sehn,
Die alten Gräben, halb verschüttet,
Die Warte bröckelnd, grau, zerrüttet,
Und überm Tor das Fensterlein,
Draus öfters trat der Fackel Schein,
Bevor das Gitter steigend klang. —
Mich dünkt, ich höre Geistersang:
Wie kurz, o Leben, Zeit, wie lang!

Siehst drüben du den stolzen Bau?[1])
Bald wird an jenes Schlosses Pforte,
Das kein Jahrhundert noch gesehn,

---

[1]) „Siehst drüben du den stolzen Bau?" Einer der letzten gefürsteten Bischöfe von Münster, Klemens August von Bayern, baute ein schönes und großes Lustschloß in der Stadt Ahaus, vor etwa achzig Jahren. Es ist noch wohlerhalten, jetzt ein Besitztum der Herzoge von Arenberg, und wird, wie ich gehört zu haben glaube, zu einer Fabrikanstalt benutzt.

An meiner Statt ein andrer stehn,
Entziffernd halb verlöschte Worte,
Wird Bischofsstab und Mitra nur
Erraten aus entstellter Spur.
Dann wird er Ahaus' Bürger fragen,
Und dieser weiß nur dunkle Sagen,
Daß in verjährter Zeiten Grau
Ein Bayerfürst geführt den Bau.
Noch kurze Zeit, so sinkt er ein.
Wie heute schon kein Mauerstein
Verkündet, wo die Feste lag,
Darin des Tilly starrer Mut
Sich barg vor Elementes Wut,
Ingrimmig harrend auf den Tag.
Und nur der Dichter kennt allein
Den Fleck, wo einst die Halle stand,
Gebilde schauten von der Wand,
Wo des Kamins geschweiften Bogen
Hinauf die Funken knisternd zogen
Und manche kühn' und blut'ge Hand
Sich friedlich streckte übern Brand.

Am Herde, abwärts von der Glut,
Der Feldherr steht und streicht den Bart;
Das war nun einmal seine Art,
Gekannt von allen, keinem gut;
Gewaltsam aufgeregtes Blut
So will er dämpfen: diesen Strich
Sieht der Soldat und richtet sich.
Sein Auge klar, doch grau wie Blei,
— So durch die Welle blitzt der Hai —
Gespannt auf der Tapete ruht,
Wo schaumbedeckt, mit Todesmühen,
Ins Dickicht scheint der Hirsch zu fliehen.
Auf Tillys Stirn die Ader steigt,
Denkt seines Wildes er vielleicht?
Und meint, schier sei der Forst erreicht,
Da Hollands Grenze schützen kann
Vorm Schlage den verfemten Mann?
O alle Teufel, welch ein Streich! —
Zunächst ihm, lust'gem Strauche gleich,
Der übern Krater streckt den Zweig,
Der junge Albrecht Tilly kniet,

Dreht auch am Zwickelbärtchen fein
Und um das Feuer ist bemüht;
Sein Antlitz blüht im Widerschein.
Wär' nicht dies Auge, stolz und kühn,
Man dächte, nicht so frisches Grün
Kann sprossen aus verbranntem Stein.
Dann Schönberg, wie ein Reiterskneckt,
Im Lederkoller schlicht und recht,
Die Glatze kahl, behaart die Hand,
Und Holsteins Herzog, schlau, gewandt,
Manierlich wie ein Wiesenbach:
Die beiden zogen schweigend Schach.
Graf Fürstenberg, bedacht und kalt,
Erwittes hagere Gestalt
Und Obrist Lindler noch dabei.
Am Tische standen diese drei
Und sahen mit gespannten Blicken
Der Karte längs die Feder rücken,
Die, flüchtig deutend Moor und Wall,
Graf Anholt führt, der Feldmarschall.
Im Saale war es still genug:
Man hörte, wie der Regen schlug,
Wie Ströme von den Dächern rinnen,
Die Fahnen kreischen auf den Zinnen,
Und — „Schach dem König! A la Reine!"
Spricht Tilly plötzlich: „Wenn er doch
Entwischt! Fürwahr, es kann geschehn!
Allein bis Prag bleibt immer noch
Ein Stückchen Weg, und Gabor mag
Sein harren bis zum Jüngsten Tag."
Nach einer kleinen Pause schnell:
„Verdammt hartnäckiger Gesell!"
Drauf Albrecht: „Daß er heute gar
Vor seiner abgehetzten Schar
Das Feldspiel ließ so lustig rühren,
Als gält' es, sie zum Tanz zu führen:
Ein furchtlos übermüt'ger Gast,
Und mir gefallen könnt' er fast.
Bei Höchst, als er im Kahne floh
Und an der Brücke groß und klein
Wie Lachse zappelten im Rhein,
Ich sag' es frei: wir waren froh.
Fast übel ward es unsern Leuten,

So gegen einen Mann zu streiten,
Der die Kanonenkugeln mehr
Nicht achtet als ein Nudelheer."
Er blickt umher: „Ihr Herren, seid
Nicht ungehalten; jederzeit
Hab' ich gehört, mehr als der Freund
Den Braven ziert ein tapfrer Feind."
Des Tilly Auge gleitet, schier
Mit Huld, auf seinen jungen Geier,
Doch immer unwirsch, doppelt heuer:
„Ein Renegat, ein räud'ger Hund!"
Er murmelt, fährt hinab den Mund
Und tritt in die Tapetentür,
Wo tiefgebückt beim Lampenschein
Man emsig sieht das Schreiberlein;
Der Riegel klingt. „Mein junger Graf!"
Erwitte spricht: „Ich bin kein Schaf,
Mag gern an keckem Feind mich üben;
Doch sprech' ich frei mich, ihn zu *lieben*."
Er schweigt, bewußt, daß Wittichs Au
Ihm Braunschweigs Rücken gab zur Schau,
Wo er den Erben ließ im Feld,
Seitdem auf Sühne nur gestellt
Und mehr nun Rächer, minder Held.
Um Albrechts Lippe zuckt es auf,
Das Zwickelbärtchen steigt hinauf.
Doch Anholt spricht: „Ihr Kameraden,
Wollt nicht so scharf die Zunge laden;
So leicht entglitten ist ein Hauch,
So schwer gesühnt. Doch mein' ich auch,
Frei anerkennen Feindes Mut
Steht immer dem Soldaten gut
Und zeigt zum Grolle keine Spur."
Drauf Fürstenberg: „Das ist gewiß,
Mein General! doch sag' ich dies:
Wer so die menschliche Natur
Im eignen Bruder kann zerstören,
Daß der, mit Knittel, Sens' und Beil
Den Bauern waffnend, schmählich Teil!
Sich gen das eigne Blut muß kehren;
Um den in hundert Kirchen heut
Beängstet fleht die Christenheit:
‚Erlös' uns, Herr! vom Halberstadt!'

Gewiß, der ist im Marke matt;
Und mehr noch jener, schlangenglatt,
Der Winterkönig, den man noch
Bei Zabern sah, nachdem er doch
Die Fürsten bat mit frommen Mienen,
Des Kaisers Majestät zu sühnen,
Der so viel Märtyrer in Prag,
Als gleich der Pest er drüberlag,
Ließ bluten, daß so edle Spur
Es trägt als Köln, der Christen Ruhm,
Und seine Ofen heizte nur
Mit Kruzifix und Heiligtum[1]):
Fürwahr, ein Stern der Braunschweig ist,
Sofern man ihn mit jenem mißt;
Der kommt doch seinem Worte nach,
Ein treuer Diener schlechtem Herrn."
Hier murmelt Schönberg überm Schach:
„Heißt Luzifer nicht auch ein Stern?"
„Au roi!" versetzt der Holstein drauf.
Das Spiel ist aus, sie stehen auf.
Doch Schönberg noch bedächtig sprach:
„Ihr Herrn, es naht der Jüngste Tag!"

Auf Schemel, Polster, wie sich's traf,
Die Führer hatten sich gestreckt;
So leicht und wachsam war ihr Schlaf,
Ein Rispeln hätte sie geweckt.
Noch hielt Graf Fürstenberg das Schwert,
Die Flasche Lindler fest genug,
Und Holstein zierlich lag am Herd,
Um seine Stirn ein seidnes Tuch.
An Beten dachte keiner heut;
Sie ritten scharf und ritten weit
Durch Regenguß und Sonnenglut:
Ein Kreuz sie schlugen, damit gut.
Nur Anholt mochte nie sich legen
Ohn' Rosenkranz und Abendsegen;
So eine Weile kniet er jetzt;
Und wie das Wort auch war gesetzt,
Die Seele, die hinein er trug,
Tat ihrem Schöpfer wohl genug.

---

1) Geschichtlich.

Nicht viele gab's zu jener Zeit,
So mochten ohne Bitterkeit
In ihr Gebet die Feinde schließen,
Die Formel müßte sie verdrießen.
Doch als ein wahrhaft frommer Mann
Der Anholt stets sie zweimal sprach
Und einen Vers um Frieden dann
Aufricht'gen Herzens sandte nach.
Dann „Amen", und sein Augenlid
Sich schloß. Doch Albrecht Tilly mied
Den Schlaf, er mochte viel vertragen
An Stürmen, Traben, Tanz und Jagen.
Wenn todesmatt, nach heißen Tagen,
Auf seine Streu der Reiter fiel,
Trieb er noch Neckerei und Spiel.
Klar ist die Nacht, von Sturmesbraus
Die Sterne ruhen friedlich aus
Im Äther, wolkenlos und rein,
Und also fällt ihm eben ein,
Rekognoszieren möcht' er reiten!
Was ihm gestellt Fortunens Hand,
Das Ziel, beschaun von allen Seiten.
Und sieh, dort trabt er über Land!

Vom Glockenturme dröhnte just
Die Mitternacht, und jede Lust,
So Schauer nur gewähren mag,
Schwerhauchend auf der Landschaft lag.
Die Sterne standen kalt und klar,
Kein Lüftchen hob des Mooses Haar,
Das Taugeperl' am Flechtenring
Wie Feilstaub am Magneten hing.
Weit, weit das Feld, ein graues Tuch,
Johanniswürmchen hier und dort,
Das matte Silberfunken trug,
Wie Schlangenauge überm Hort;
Ein Knistern durch die Heide fort,
Ein leises Brodeln unterm Moos,
Ein Quitschern in der Kräuter Schoß;
Mit Hügelchen der Grund belegt,
Wo's drunter gärt und Dämpfe regt,
Wie Elfenkirchhof, Geisterherd;
Und drüber her das schwarze Pferd

Mit grauem Reiter, dessen Schritt
Treibt Brodem auf bei jedem Tritt:
So durch die Heide zieht der Tod.
Doch Albrecht dachte nicht daran,
Er schien sich wie ein andrer Mann;
Ihm war die Stunde ganz genehm,
Da noch so fern das Morgenrot,
Das Dunkel recht, der Weg bequem
Und nicht im kleinsten schauerlich.
So vorwärts längs der Heide Strich
Durch manche Lache sprengt' er frisch,
Daß drin das Sternenlicht erlosch,
Behend zum Grunde fuhr der Fisch
Und plätschernd der erschreckte Frosch
Kopfüber in den Ginster schnellt'.
Ein wenig fluchte unser Held,
Da immer länger schien das Feld;
Und endlich zeigte doch ein Pfad
Des Waldes rechten Eingang grad'.

Als in den Liesner kam der Graf,
Die Zügel zog er straffer an.
Ringsum die Äste wie im Schlaf
Streckt schwarz und wüst der weite Tann,
Ein Riesenheer in Zaubermacht
Für tausend Jahr' und eine Nacht.
Schwer war ihr Traum, da überall,
Wie Schweiß sich aus den Poren stiehlt,
Man rauschen hört der Tropfen Fall,
Wenn nur ein Lüftchen, kaum gefühlt,
Um die beladnen Nadeln spielt.
Stickdunkel rings; war nicht so breit
Der Weg, mein Fant kam nimmer weit.
Doch nun er lustig trabt voran;
Zuweilen einer Lichtung Rund
Die kargen Schimmer läßt heran
Vom goldbestreuten Himmelsgrund.
Ein Stamm auch, nadellos und hohl,
Durchblitzen läßt ein Sternlein wohl.
Viel nutzt es nicht, und manchen Streich
Vorlieb muß unser Ritter nehmen
Von manchem derben Tannenzweig
Und brauchte des sich nicht zu schämen;

Die Ehre blieb, nur Wasser floß,
Daß es entlang den Koller goß;
Und ohne manchen guten Fluch,
Der echt und kräftig mußte sein,
Mein Tilly kam nicht aus dem Hain,
Er war erhitzt und grimm genug.
Denn sah er einmal einen Schein,
So war es wohl der Funke bloß,
Der öfters ihm vom Auge schoß,
Wenn drein die Fichtennadel schlug.
Doch auch die schlimmste Stunde rennt,
Und lange Schnur hat auch ein End'.

Als sich des Waldes Ausgang zeigt,
Von seinem Rosse Albrecht steigt,
Zieht es ins Dickicht und in Hast
Die Zügel schlingt um Tannenast;
Dann leise, wie die Welle schreitet,
— So zu dem Liebchen los' und leicht
Ein lockrer Vogelsteller schleicht —
Er über Moos und Nadeln gleitet,
Tritt aus dem Forst und stutzt beinah',
Als auf Kartaunenweite nah
Vor ihm sich Feindes Lager breitet.
Er faßt sein Sehrohr, tritt zurück
Und lauscht nun mit gespanntem Blick,
Wie übern Ast der Falke neigt,
Bevor, ein Pfeil, er pfeifend steigt.
So viele Feuer sind gezündet,
Da Tau dem Regenguß verbündet,
Daß sich dem Lauscher ganz genau
Die volle Masse gibt zur Schau.
Nicht manches Zelt war aufgespannt,
Zumeist der Reiter bei dem Roß
Im Mantel ruhte, Schwert zur Hand,
Wo Funken sprüht der Fichtenschoß.
Tief tiefer Schlaf die Krieger deckt,
Am Boden rücksichtslos gestreckt,
Man meint, es sei ein Feld voll Leichen;
Und wie sie hin und wieder geht,
Die Wache, noch Nachzügler spät
Auf Beute lauernd, scheint zu schleichen.
So deutlich alles zeigt das Rohr,

Daß, wenn ein Schläfer rückt das Haupt,
Ein Roß, die Mähne schüttelnd, schnaubt,
Am Glase steigt es dicht empor.
Und sehr vermindert war die Zahl
Der Männer seit dem letzten Tag;
Man sah, daß in des Dunkels Hag
Feldein sich mancher Reiter stahl;
Die Fahnen trennt nur schwacher Raum.
Allein zur Rechten, wo der Leu
Ergrimmt am sturmgebeugten Baum,
„Ventus Altissimi!“, sich frei
Von Zeichen eine Fläche zeigt,
Mit tausend Mann und mehr vielleicht;
Wilhelm von Weimar führt die Schar,
Im Felde streng und kraus von Haar.

Sein Rohr der Albrecht schiebt zurück,
Wirft noch umher den Falkenblick;
Dann leise, leise schleicht er fort,
Bald tief gebückt und bald gestreckt,
Wie sich die Fläche breitet dort,
Und hier ein Baum den Lauscher deckt,
So nah und frei oft, daß ein Schuß
Ihn unvermeidlich treffen muß,
Wenn Schwerteskuppel Blitzen nur
Dem Wächter gab die kleinste Spur.
Doch keine Kugel ward gesandt,
Kein Wacheruf den Späher schreckt;
Oft rückt das Schwert in seiner Hand,
Wenn der Soldat sich gähnend streckt;
Wenn Funken sprühend knackt der Brand,
Der Graf wie eine Säule stand,
Dann leise, leise fürder schreitet —
So um den Teich der Weihe gleitet,
So Wölfe um der Hürde Reif, —
Ein Dunstgebild', ein Nebelstreif!
Dort, wo nicht fern im Heidegrund
Der Linden Dunkel sich verzweigt,
Dort, meint er, gebe Lagers Rund
Die rechte Schau. Sie sind erreicht,
Und Albrecht steht und atmet leicht.
Was war das? Räuspern, und so nah?
Husch, duckt der Lauscher in das Kraut,

Wie eine Boa lag er da. —
Nun Husten — naher Stimmen Laut!
Und — weh! vom Baum nicht spannenlang
Ein Posten just beginnt den Gang.
Unglaublich, daß er ihn nicht sah!
Sein Tritt, so nah an Albrechts Ohr,
Lockt Schweißestropfen kalt hervor.
Geschieden durch die Stämme bloß,
Der Landsknecht schreitet übers Moos,
Nach schwerem Tage feuchte Nacht
Blutsauer ihm das Stehen macht.
Nun, tauchend aus der Zweige Schoß,
Des Hutes Feder schwankt hinauf,
Am Karabiner blitzt es auf,
Er hebt ihn auf, er legt ihn an —
Nein, eine Lunte steckt er an.
Dann wieder wandelnd auf und ab,
Gesang versüßt den sauren Trab:

„Unser Feldherr das vernahm,
Der Grave von Mansfelde,
Sprach zu dem Kriegsvolk lobesam:
‚Ihr lieben Auserwählte!
Nun seid ganz frisch und wohlgemut,
Ritterlich wolln wir fechten,
Gewinnen wolln wir Ehr' und Gut,
Gott wird helfen dem Rechten.'"

Ein wenig beugend um das Rund,
Dicht der Soldat am Tilly stund,
Gleichlinig mit der Linde Stamm;
Doch schauend nach der Zelte Kamm,
Zieht Brot, ein Würstchen er hervor,
Gar streng verboten auf der Wacht,
Doch niemand sieht ihn, es ist Nacht,
So kecklich speisend unterm Tor.
Ein Bröselchen den Tilly traf:
O, wie so ruhig lag mein Graf!
Er fühlt', wie über sein Gesicht
Die Schnecke zog den zähen Schlamm,
Still lag er, wie ein Heidedamm,
Und fürchtete sich wahrlich nicht,
Doch war zum Äußersten gefaßt.
Da vorwärts tritt der Linde Gast,

Und neu erfrischt den Rain entlang
Mit hellerm Laut der Landsknecht sang:

„Die Reiter, die seind lobenswert,
Ob sie die besten wären.
Der Graf von Mansfeld wird geehrt,
Sein Lob, das tut sich mehren;
Im Felde er der Beste war,
Adelig tat sich stellen,
Die Landesknecht' auch ganz und gar
Ihre Spieß' taten fällen."

Was hält ihn auf? Er hebt die Hand
Ans Auge, starrend über Land,
Dann wieder längs der Blätterwand.

„Und der gesungen dieses Lied
Wohl auf der grünen Heide,
Dabei ist er gewesen mit;
In dem Kampf und Streite
Ward ihm geschlagen manche Wund';
Der Püffe tat er warten,
Als er uff der Mauern stund
Hinter der Münche Garten."

„Wer da?" — Und Totenstille drauf.
„Wer da?" — Am Zweige steigt der Lauf.
Noch einmal „Werda?", und es knallt,
Tiefdröhnend Antwort gibt der Wald.
Ha, Wächterruf! Und den Soldaten
Gedehnten Halses Tilly sieht
Hinstarren in das Heideblüt;
Dann ruhig die Muskete laden
Und langsam wieder schreiten an.
Der Rauch verfliegt, im Heidekraut
Man formlos eine Masse schaut.

Bald standen Krieger um den Wunden;
Die Fackel, tiefgesenkt zur Schau,
Sich flimmernd brach im blut'gen Tau.
Was nicht gesucht, das ward gefunden,
Denn deutlich sah man nun, es war
Ein Mann vom Regimente Spar,
Der zuckend lag im gelben Sand,
Die Lederflasche in der Hand.

„Wer kennt ihn?“ eine Stimme sprach.
Die Antwort drauf: „Ich sah ihn oft
Im Kugelregen, wenn es galt
Die Schanze nehmen mit Gewalt,
Und wie ein Sturmbock drängt' er nach.
Hm, Zufall! seltsam, unverhofft!“
Ein dritter dann: „Bei meiner Treu!
Soldatenherz vom echten Schrot,
Das nach dem Teufel nichts gefragt,
Doch öfters trunken, wie man sagt;
Sein Name war Johannes May.“
Allein der Landsknecht war nicht tot,
Ob nahe an der Scheidewand
Des Jenseits, furchtbar, ungekannt.
Den Arm beginnt er matt zu regen,
Das stiere Auge zu bewegen,
Ein Atemzug, gehemmt im Lauf,
„Wo ist der Herzog?“ röchelt's auf,
„Hier, Kamerad!“ Und tief geneigt
Sich Reiherbusch und Handschuh zeigt.
Ein Wort heißt die Begleiter gehn,
Und wie der Mond das klare Rad
Läßt steigen überm Liesner grad',
Den tollen Herzog kann man sehn
Im Moose knieen, — wahrlich, nie
Tat er so fromm, als nur vielleicht,
Den Sporn zu schnallen morgens früh; —
Um seinen Arm der Mantel bauscht.
So ruhig wie ein Felsenriff,
An dem sich ächzend reibt das Schiff,
Dem Wort des Sterbenden er lauscht.
Matt war der Hauch, die Stimme wund,
Verschwiegen blieb der Lüfte Mund,
Was er vernahm, es ward nicht kund.
Nur einmal, als die kalte Hand
Der Wunde hob, des Mondes Schein
Drang durch die blassen Finger ein,
Es heller ächzt: „An Grabes Rand
Ich warne dich, o Halberstadt!
Laß ab, laß ab! auch Petrus hat
Dreimal verleugnet seinen Herrn,
Bevor der Hahn gekräht . . .“ Und fern,
So lang und klagend durch die Nacht,

Hebt just den hellen Schrei der Hahn;
Der Wunde zuckt dann: „Christian
Von Halberstadt! gedenk' der Stunde,
Wenn so du liegen wirst am Grunde,
Dann denken nicht an Sieg und Feind,
Ein Fetzen dir die Fahne scheint,
Doch deine Eltern aus der Gruft,
Zerhaune Rümpfe ohne Haupt,
Und hier und dort . . ." — er schnappt nach Luft,
Dann still — „Wer hätte das geglaubt!"
Die Worte sprach der Herzog bloß,
Als er sich langsam hob vom Moos.

Nicht mehr am Baume Tilly lag;
Bevor der Pulverdampf verflog,
Feldein er wie ein Reiher zog,
Geborgen von des Qualmes Hag.
Doch öfters noch mußt' er sich stellen,
Wenn grad' der Mond die klaren Wellen
Zog über eine Fläche nah;
Und dicht am Herzog stand er da,
Auf dreißig Schritte sah er ihn
So schußgerecht und ruhig knien,
Sah ganz genau die Liebeslocke[1])
Sich streichen an der Binsenflocke.
Brav war der Albrecht, aber wild,
Schier Blut ihm aus den Augen quillt;
Und war ihm ein Pistol zur Hand,
Ich fürcht', er hätt' es abgebrannt,
Obwohl es ewig ihn gereut.
Doch nun die Strecke war zu weit,
Das Schwert zu kurz; er duckt am Strauch:
Und wenn ein wandernd Wölkchen leicht
Sich über Himmelsauge streicht,
Er fürder gleitet wie ein Hauch.
Und war der Herzog in Gefahr,
Weit mehr noch Tilly, offenbar;
Daß keiner ihn der Späher sah,
Fast wie ein Wunder steht es da.

---

[1]) Liebeslocke wurde eine lange Locke genannt, die am linken Ohre bis auf die Schulter herabhing, während das übrige Haar bedeutend kürzer gehalten wurde. Christian von Braunschweig erscheint auf allen Bildern mit dieser damals sehr beliebten Zierde.

Doch in den Liesner glitt er schon
So leicht und freudig, als sein Roß
Ihn wiehernd grüßt vom Fichtenschoß,
Als sei er dem Schafott entflohn.
Das Dunkel wich, des Mondes Schein
Drang flimmernd durch die Zweige ein,
Und, eine weiße Schlange, sich
Im Walde zog des Weges Strich.
„Frisch auf, Alerte, tummle dich!"
Und durch den Liesner flog der Graf,
Die Vögel zirpten auf im Schlaf;
So reiten dreiundzwanzig Jahr'.
Um seine Finger strich der Wind,
Er meint, es sei des Rosses Haar;
Nie flog ein Reiter so geschwind,
Als der sich selber Urlaub nahm.
Und als er an die Feste kam,
Ein wenig schwül ward ihm zumut',
Doch alles still in rechter Hut;
Nur leise knisternd im Kamin
Die Scheite noch zerfallend glühn.
Glückauf, mein ritterliches Blut!
Dem Kühnen ist Fortuna gut.

Und Braunschweigs Herzog? Christian?
Ei nun, der schlief in seinem Zelt. —
O, hege nicht den frommen Wahn,
Daß ihm Minuten nur vergällt,
Der drüben starr im Moose lag!
Nicht einen Deut gab er darum,
Was irgendeine Lippe sprach.
Und sahst du ihn, gespannt und stumm,
Sein Ohr dem trüben Warner leihn,
So sog es andre Kunde ein,
Als die des Herzens Rinde bricht;
Ihm ward ein ungenügend Licht.
„Armsel'ger Narr! verrückter Wicht!"
Das war die ganze Litanei,
Das Requiem für Johannes May.
Und auf sein Feldbett streckte sich
Der Braunschweig so gelassen schier,
Als ging' es morgen zum Turnier;
Nur einmal seine Rechte strich

Die Locken aufwärts; dies allein
Mocht' Zeichen tiefrer Regung sein.
Und dann — die Wimpern schlossen sich.
So groß war seine Willenskraft,
Daß sie dem Schlummer selbst gebot,
Die Sinne hielt in steter Haft;
Er konnte, wie es eben not,
Die Ruhe scheuchen wochenlang
Und schlafen unter Schwertes Hang.
Jetzt, wo Geschick die Würfel hält
Zum letzten Satz um Land und Ehr',
Sähst du ihn schlummern unterm Zelt:
Du dächtest, nur von Sehnen schwer
Verträum' ein achtzehnjährig Kind
In süßem Wahn die Nächte lind.
Wie edel seine Formen sind!
Die Stirne, hochgewölbt und rein,
Die Farbe klar, die Lippe fein;
Ja, ja! so war er, eh' der Wurm
Am Marke nagte, eh' der Sturm
Die Blätter schüttelte vom Ast,
Ein zärtlich stolzer Page fast:
So hätt' er seiner Königin
Gedient, schien Anmut ihr Gewinn,
Und drum nicht minder ruhmeswert
Gezückt sein tadelfreies Schwert.
Ich sag' es noch: ein edler Stamm
Versiechte in des Hofes Schlamm;
An eine Zeder Frauenhand
Zerstörend hat gelegt den Brand,
Die, wehe! jetzt in Traumes Hag
Nur Sodomsäpfel treiben mag!
Um sein Gesicht ein Lächeln flog
So sonnig als am Tage nie,
Und nach ihm glühe Röte zog;
Vielleicht im Traume sah er sie
Die Laute rühren, und vielleicht
Ein Wort ihr von den Lippen fleugt,
Wie arglos schwimmend in den Tönen,
Dem jeder Herzschlag mußte frönen.
So ward es ihm zum letztenmal,
Es war ein Maientag in Prag,
Als flimmernd stieg der Wasserstrahl,

Die Nachtigall den süßen Schlag
Ertönen ließ aus Busch und Hag,
Und achtlos hingesummte Weise,
Oft unterbrochen, klagend, leise,
Wie Echo von den Lippen flog,
Indes der Schwan die Kreise zog,
Und mancher Silbertropfen traf
Der Herrin Blütenstirn und Schlaf . . .
Träumt ihm so Süßes? Nun, es mag!
Nur Herbes bietet ihm der Tag. —
Und in demselben Zelte lag
Der junge Schlick und Styrum auch,
So war des Herzogs steter Brauch:
Bei Tag und Nacht der Adjutant
Sei immer fertig und zur Hand.
Drum nahe an der Leinenwand
Das brüderliche Feldbett stand.
Und Styrum mochte fester schlafen,
Als alle deutschen Herrn und Grafen,
Doch also nicht der finstre Schlick,
Den seltsam paarte das Geschick
Mit jenem, der so leicht und klar,
Als schwer und trübe Otto war.
Graf Otto Schlick — horch, wie er stöhnt!
Schau', wie er ruhelos sich dehnt!
Nicht Luft und Lampe sollen wissen,
Was heut er hat erleben müssen;
Drum hält er seine Hand so fest
An die geschwollne Stirn gepreßt
Und weiß nicht, daß an Fingerspitzen
Verräterische Tropfen blitzen.
In dieser Nacht, vor einem Jahr —
Es war ein ehrenwertes Haupt,
Ein teures Haupt mit grauem Haar —
Und jetzt — wer hätte das geglaubt!
Es ist ein Sohn, dem grimmig wacht
Der Wunde Qual in dieser Nacht;
Es ist ein Sohn, des Phantasieen
Um augenlose Schädel ziehen,
Um tapfre Rechten, fleischesbar.
Und wahrlich, wer in diesem Jahr
Die Moldaubrücke ging entlang,
Wenn einsam nur die Welle klang,

Der Mond durch Regenwolken drang,
Der sagte, schaurig sei zu sehen
Im feuchten Wind der Bärte Wehen.
An Ottos Brust wie ein Vampir
Die Rache lag so grimm und gier,
Und keinem andern war so lieb
In Feindes Leib der blanke Hieb.
O, könnt' er deine Türme, Prag,
Zerschmettern nur mit einem Schlag,
Gleich wär' es, ob der Hammer brach! —
Vom Lager sprang der junge Schlick,
Trat vor das Zelt und sah hinauf,
Wo in das Dämmergrau zurück
Verrauchend wich des Mondes Lauf.
Nur einsam ließ die Schimmer fallen
Der Morgenstern aus Domes Hallen.
„O Sonnenbote, Hesperus!
Führ' ihn herauf, den heißen Tag,
Der manche Scharte zahlen mag!"
Die Lüfte kalt wie Sterbekuß
Erseufzten, als er dieses sprach.
Es war am siebenten August,
Als so die Sonne ward ersehnt;
's war eine kühne treue Brust,
Um die der Morgenwind gestöhnt.

Hell schmetterte Trompetenton;
Frischauf zu Roß, der Feind ist wach!
Entlang den Liesner hörten schon
Die Posten dumpfen Trommelschlag.
Und wimmelnd überm Heidegrunde
Das Heer sich ordnete zur Stunde;
Die Ordonnanzen flogen, laut
Signale dröhnten übers Kraut;
Ein langer Skolopender, zog
Des Fußvolks Linie, Speere hoch;
Und klare Schlangenblitze flohn,
Wenn stäubend schwenkte die Schwadron.
Es war ein heiß- und klarer Tag,
Wie der August ihn bringen mag;
Vom Himmelsbogen glüh und steil
Die Sonne schoß den goldnen Pfeil,
Die Lüfte kochten, Mann und Roß

Im Dampfe standen, das Geschoß
Ward heiß dem Schützen in der Hand.
Von Käfern wimmelte der Sand,
Wenn langsam knarrend überm Pfad
Sich wälzte der Kanone Rad.
Trompeten schweigen; Schar an Schar,
Ein Säulenwall die Linie steht.
Vor seinem Regimente Spar
Mit langen Schritten musternd geht.
Geprüfte Krieger, Feder weht
Vom Eisenhute, Gürtel blitzt,
Der Lederkoller aufgeschlitzt,
Und Lederstrümpfe, derbe Schuh',
Pumphosen, Taschen noch dazu:
Ein Troß, vor allen kühn und schlecht;
Die Partisane und das Schwert
Sind seine Waffen, oft bewährt
Beim Marodieren und Gefecht.
Dicht hinter ihm der Obrist Schnicken
Ließ seine Karabiner rücken,
Daß kräuselnd schwacher Windeshauch
Trieb durch die Bärte blauen Rauch.
Zur Linken Herzog Friederich
Von Altenburg, dünn wie ein Strich,
Mit rotem Haare, scharfen Zügen,
Gewandt in Schwert- und Federkriegen,
Hat seine Reiter aufgestellt.
Ihm Thurn und Tolle sind gesellt;
Graf Bernhard Thurn, ein schmucker Held,
Ein Sprosse jenes, dessen Witz
So schlecht behagt dem Martinitz.
Und diese Truppen allzumal
Geworben sind mit größrer Wahl;
Die Sitte nahm man nicht genau,
War nur der Bursche keck und schlau.
Filzhüte, Mäntel trugen sie,
Stulpstiefel, steigend übers Knie;
Der Mantel war ein seltsam Ding,
Dem flügelgleich der Ärmel hing,
Und dieses eine mocht' allein
Die Engelspur am Träger sein.
Beim Schwerte sie Pistolen führten,
Und trafen, wenn sie galoppierten.

Sie plünderten mit Höflichkeit
Und kamen drum nicht minder weit.
Wilhelm von Weimar hatte sich
Gepflanzt zur Rechten ritterlich,
Kraushaarig, stark, ein zorn'ger Mann;
Die Eisenmänner führt' er an,
Und seine Reiter schmolzen fast
In ihrer heißen Kerkerlast.
Der tolle Herzog nannte nie
Sie anders als den „Turm im Schach".
Wie Felsenblöcke saßen sie
Und gaben grad' sowenig nach,
Wenn, ungelenk wie Elefanten,
Sie über Stock und Steine rannten,
Auf Rossen von der schwersten Art;
Brabants Gestüte gab die Zucht,
Hochbeinig, knochig, langbehaart
Und selber eine wüste Wucht.
Dennoch die Disziplin traf man
Allein bei diesem Haufen an,
Das heißt, was, damals so genannt,
Doch nicht verwehrte Raub und Brand;
Und ganz allein auch diese Schar
Vollzählig noch seit gestern war.
Auch Hakenschützen sah man stehn
An ihren Gabeln, grad' wie Rohr;
Aus Linienlücken grollend sehn
Kartaunenschlünde schwarz hervor.
Und Grenadiere, starke Leute,
Die schweren Beutel an der Seite,
— Der starke Arm, der feste Fuß
Den Grenadier bezeichnen muß, —
Sah man mit Zündstrick und mit Beilen
Längs den Plotonen sich verteilen.
Dann alles still, es stand das Heer
So ruhig wie ein schlafend Meer,
Die Blicke nach dem Forst gewandt,
Man sah auch rucken keine Hand.
Nur sacht der Fahne Welle rauscht,
Ein jeder horcht, ein jeder lauscht.
Und leiser als des Odems Fallen,
Viel leiser als der Fahne Wallen
Zog von des Feindes Feldmusik

Heran ein ungewisser Hall;
War's Windeszug? War es ein Schall?
Und in demselben Augenblick
Ein Rabenschwarm, so schwarz und dicht,
Daß er gehemmt der Sonne Licht,
Stieg krächzend aus dem Liesner auf;
Dann langsam streichend übers Heer,
Die Flügelschläge klatschten schwer.
Und tausend Augen hoben sich; —
Ward einem schauerlich zumut'?
Ich weiß es nicht, zu jener Zeit
Viel anders fühlte man als heut,
Wo kalt der Glaube, matt das Blut.
Nun wieder mit des Windes Strich
Der Bayern Marsch — ganz deutlich schon —
Und um den Liesner, Zug auf Zug,
Der Rautenschildes Fahne trug,
Sich schwenkte Fußvolk und Schwadron.
Nun sind sie da, auf Schusses Weit',
Es wimmelt, ordnet, dehnt sich breit:
Die Heere stehn zum Schlag bereit.

Wer kann viel tausend Menschen sehn
In ihrer Vollkraft mutig stehn
Und denken nun, wie mancher fand
Den jähen Tod, eh' Sonne schwand,
Daß ihn dann Schauer nicht beschlich!
So glänzend unterm Sonnenstich
Die Waffe prahlt; der Loener Bruch[1]),
Mit Hirtenbuben nur bekannt,
Barfüßig lagernd in dem Sand,
Noch nie so Blank- und Schönes trug.
Schau'! brechend aus der Linie Zug,
Ein leichter Trupp stolzierend sprengt:
Er teilt sich, fliegt, den Zaum verhängt;
Auf steigt der Arm, es knattert frisch,
Lichtblaue Wölkchen; im Gemisch
Sieht, lustig plänkelnd übers Grün,
Man Bayer, Sachs' gewandt und kühn

[1]) Loener Bruch: Name des Schlachtfeldes, einer weiten Heide zwischen Stadtlohn und Ahaus, an der einen Seite vom Liesner begrenzt. Nicht fern, nach der Seite von Holland zu, liegt ein Moor; jetzt ist das Feld geteilt und beackert.

Abblitzen und wie Pfeile fliehn.
Man dächt', es sei ein zierlich Spiel,
Säh' man nicht schwanken dort und hier
Den Reiter, das verletzte Tier
Im Felde schnauben herrenlos.
Kommandowort — Trompetenstoß —
Und Holsteins leichte Reiterei
Trabt wie ein Sturmgewölk herbei.
Standarte hoch: da hui! ins Knie,
Den Speer gefällt, die Infantrie
Lag wie ein Wall, und drüberher
Es knatterte wie Wetterschlag;
Der nahen Eiche Wipfel brach.
Dann Pulverdämpfe schwarz und schwer
Verhüllen alles, einmal noch
Den Qualm durchflog ein matter Schein,
Als nun die Reiter hieben ein.

Heiß ward gekämpft an diesem Tag;
In beiden Heeren keiner war,
Der weichen mochte um ein Haar.
Und nicht am Weißen Berge mag
So wilder Strauß gefochten sein,
Wo es um eine Krone galt.
Mit den Zentauren Weimar brach
Die Linie ohne Widerhalt;
Wohl mancher stürzte wie ein Stein;
O schwerer Tod! zerbrochen sein,
Zerschmettert von des Panzers Last!
Was übrigblieb, drang frisch voran;
Und auch vom Regimente Spar,
Da kein Pardon zu hoffen war;
Da Ächter jeder einzle Mann,
Die Landsknecht' taten Wunder fast;
An Wittich dachten sie mit Wut,
Beim Himmel! sie bezahlten gut.
Und heut Erwitte ward gewahr,
Daß Glück und Mut nicht stets ein Paar;
Obgleich vorauf an seiner Schar
Der Obrist wie ein Fleischer hieb,
Mehr mußt' er räumen, als ihm lieb.
Schmid und Montagni taten brav,
Scharf der Kroaten Klinge traf,

Des Holstein zierlich Rößchen flog
Und tanzte wie ein Elfentier,
So fest den Hahn der Reiter zog,
Gelassen, kalt wie im Revier,
Und wer ihn zielen sah vom Roß,
Denkt, daß er nach der Scheibe schoß.
Kühn waren Styrum und auch Reck;
Doch keiner wie der junge Schlick,
Im Auge Basiliskenblick,
Hieb zweimal stets auf einen Fleck.
Doch tapfer waren all zumal,
Nicht einer, der sich mochte schonen.
Sechs Stunden brüllten die Kanonen,
Sechs Stunden lang der helle Stahl
Auf Pickelhaub' und Harnisch klang,
Und übern Grund sechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerschwärm' in Haufen
Granat' und Wachtel pfeifend laufen,
Daß noch die Wage um kein Haar
Zu eines Heil gesunken war.
Beim Braunschweig stand die Minderzahl,
Doch alles Männer hart wie Stahl,
Den Tod nicht scheuend im Gefecht;
Sie schlugen drein wie Henkersknecht'.
So glühend wurde ihr Geschütz,
Daß drüber fuhr der Funken Blitz,
Und mancher Kanonier die Hand
An diesem Tage hat verbrannt.
Viel spricht man von der Alten Tat:
Doch kühner nicht Leonidas
Focht zu Thermopylä am Paß,
Als heut der tolle Halberstadt.
Die Kugeln schienen ihn zu meiden,
Das Schwert zu stumpfen seine Schneiden,
Die brennende Granate lief
Um Rosses Huf und schnurrte fort.
Man sah ihn hier, man sah ihn dort:
Wo das Gewühl am meisten tief,
Da flog der Reiherbusch umher.
Fürwahr, den Bayern ward es schwer
Im dichten Staub und Pulverrauch,
Wo glüh und aschig jeder Hauch,
Da Windes Odem, umgestellt,

Zu ihren Feinden ward gesellt
Und öfters nicht gesehn die Hand,
Bevor gefühlt der Wunde Brand.
Es fuhr der Speer wie eine Schlange,
Die Erde dröhnt' vom Trommelklange,
Gespenst'ge Waffen schienen sich
Zu kreuzen wild und mörderlich.
Doch, ob es keinen Zollbreit wich,
Allmählich schmolz des Herzogs Heer,
Wie Schneeball unterm Sonnenstich;
Viel Tausend lagen kalt umher.
Und als für Augenblicke sich
Der Dampf zerteilte, sah man klar,
Wie schwer bedrängt der Haufen war.
Ein Tropfen hing an jedem Haar,
Aus den zerfetzten Kollern rann
Das warme Blut den Grund hinan,
Und mancher mit der linken Hand
Hat die Muskete abgebrannt.
Noch standen sie wie eine Wand;
Doch bald dem Bayer es gelang,
Daß er ein wenig fürder drang;
Und langsam weichend, Schritt für Schritt,
Die matten Landsknecht' drängten mit,
Dem Moore zu, das binsenreich
Sich dehnte wie ein grüner Teich.

O Christian! was frommt dein Mut,
Dein fester Arm, dein fürstlich Blut!
Als seine Krieger mußten weichen,
Ha, welch ein Wüten sondergleichen!
Hätt' er den Hut des Fortunat,
Sie sollten büßen auf der Tat!
Doch die Besinnung kehrte schnell,
Man sah ihn wenden auf der Stell'
Und durch das Heer nach allen Seiten
Mit abgezognem Hute reiten;
Man sah ihn winken mit der Hand,
Inständig flehend: „Haltet stand!"
Nicht einer war, der ihn verstand.
So todesmüde der Soldat,
So stumpf an Sinnen, ohne Rat,
Kaum hörte des Signales Klang;

Und schwer dem Herzog es gelang,
Mit wenig Treuen für Minuten
Zu hemmen noch den letzten Schlag.
Sie taten, was ein Mensch vermag,
Vom Rosse sinkend, im Verbluten,
Die Finger, steif in Todesnahn,
Noch suchten des Pistoles Hahn,
Sie stießen mit der Partisan',
Am Grund auf blut'gen Stümpfen liegend
Und wimmernd sich im Moose schmiegend,
Des Schwertes Spitze suchten sie
Zu bohren in der Rosse Knie.
Da plötzlich wie ein Ebertroß,
Der knirschend vor dem Jäger rennt,
Heran der Sparsche Landsknecht schoß;
Und hinterdrein auf flücht'gem Roß
Das Herberstorffsche Regiment[1]),
Die Säbel hoch im Sonnenblitze,
Den Albrecht Tilly an der Spitze.
Und ein Gemetzel nun begann,
So trieb es nie ein braver Mann
Gen Feinde unbewehrt und wund;
Man sah sie knieen auf den Grund,
Die Hände faltend um Pardon:
Ein Klingenhieb, geschärft durch Hohn,
Die Antwort drauf — und Kolbenschlag
Half Partisan' und Schwerte nach.
Kroatenmesser, scharf gewetzt,
Auch hielten ihre Ernte jetzt;
Wie Reisebündel, Kopf an Kopf
Sah schwanken man vom Sattelknopf
An Lederriemen oder Strick;
Und glücklich, wen der Tod beschlich,
Eh' übern Hals die Schneide strich.
Wohl einigen die Flucht gelang;
Doch seitwärts nach dem Moore drang
Des Feindes Nahn; und wem das Glück
Die feste Stelle gab im Moor,
Der kam am Ende wohl hervor,
Ein hilflos Wrack für Lebenstag',

---

[1]) Das Herberstorffsche Kavallerieregiment ward an diesem Tage, in Abwesenheit seines Obristen, vom jungen Tilly kommandiert.

Das betteln oder stehlen mag.
Doch mancher an des Schlundes Rand
Noch hat zum Kampfe sich gewandt
Und zog mit letzter Kraftgewalt
Den blut'gen Feind vom sichern Halt;
Dann wütig kämpfend in dem Schlamm,
Sie rangen wie zwei Wasserschlangen,
Die sich in grimmer Lieb' umfangen.
Zuletzt nur noch des Helmes Kamm
Sah aus den Binsen, und der Schlund
Schloß zuckend seinen schwarzen Mund.

Nicht Albrecht Tilly ist der Mann,
Den solch ein Schauspiel freuen kann;
Ob noch so heiß sein Blut gewallt,
Als er geflucht im Hinterhalt,
Ob ihm der erste Säbelhieb,
Die erste Kugel, so er schoß,
Sogar die erste Wunde lieb,
Gleich fürstlichem Araberroß,
Das, wenn zu wild das Feuer kreist,
Sich auf die heißen Adern beißt:
Doch sah man überall im Troß
Ihn steuern, wie es möglich war;
Zurück er manchen riß am Haar;
Vor Partisan' und Kolbenschlag
Er schützte viel an diesem Tag.
Und selbst der wilde Obrist Spar,
Dem des Kroaten blanker Schnitt
Schon prüfend um die Gurgel glitt,
Muß ihm Erhaltung danken. Doch,
Ist Leben eine Gabe noch,
Gefangen, wund, in Schmaches Joch?
Und Christian? O bittrer Hohn!
Er mußte fliehn, — er ist entflohn!
Kein kluger Rückzug, wie zuvor:
Nein, scharf gehetzt durch Ruhmes Tor,
Das krachend hinter ihm sich schloß.
Als er die Sporen gab dem Roß,
Sein Antlitz war so weiß wie Schnee,
Und, schwärzlich steigend in die Höh',
Auf seiner Stirn das Runenmal
Schien wie geätzt vom Wetterstrahl.

Auch zuckt er, und die Sage scholl,
Es traf ihn eine Kugel dort;
Doch sagt' er nichts und sprengte fort,
Vielleicht nur zuckte innrer Groll.
Vier Kompagnien, zersetzt genug,
Das war der ganze Heereszug
Des Christian vom Loener Bruch. — —

Auf Wiesenfluren, nett und fein,
Zeigt sich der Flecken Ottenstein:
Recht wie ein Fräulein, das sich jetzt
Zur Blumenlese hat gesetzt,
Wenn Bürger, stattlich, Mann und Frau,
Lustwandeln durch die grüne Au.
Am Schattenbaum die heitre Bank,
Manch Wiesenquellchen, klar und schlank,
Den müden Wandrer weiß zu locken,
Und gerne mag der Fuß hier stocken.
Doch damals eine Feste lag,
Wo jetzt des Gärtchens Blumenhag.
Und überm Tore, schwarz und hoch,
Das zwitschernd Schwalbenbrut umflog,
Auf hohem Stuhl der Wächter saß,
Bedächtig in der Chronik las,
Nur wenig achtend auf das Paar,
Das in der Fensterbrüstung stand,
So leise flüsternd immerdar,
Daß er die Hälfte nicht verstand.
Gertrude ist's und Eberhard,
Scheu vor des Ohmes Gegenwart,
Ein Brautpaar seit der letzten Stunde,
Mit allem Himmelsglück im Bunde.
Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche Zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er! wo nicht, gar jung!
Sie hörten des Geschützes Schall;
Doch brach es sich wie Widerhall
An ihres Glückes heil'gem Dom.
Und immer fürder las der Ohm
Von Wechselbälgen, Wunderzeichen,

Von Helden, mächtig ohnegleichen;
Es dünkt ihn seltsam, daß ein Mann
So viele Tausend zwingen kann.
War er doch auch zu seiner Zeit
Kein schlechter Kämp' im ernsten Streit,
Der manche gute Lanze brach,
Und weiß wohl, was ein Mann vermag.
Ständ's nicht mit klarer Schrift gedruckt,
Er zweifelte; unwillig zuckt
Die Braue, daß er, mit Verdruß,
Sich so gering erscheinen muß.
Zuweilen fährt ein halber Blick
Auf seine Rüstung, Stück vor Stück,
Wo an den Eisenpanzer just
Gertrude hat die Stirn gelegt,
Wie Balsam saugend in die Brust
Des Liebsten Worte, tiefbewegt.
Du ahnest Liebeständelei?
Ach, nichts von diesem war dabei!
Ein Gärtchen vor dem Tor hinaus,
Ein kleines, wohlbestelltes Haus
Am Moore, wo man Feurung gräbt:
Aus diesem Stoff ward es gewebt;
Doch war es ihre Häuslichkeit,
Ein Paradies zukünft'ger Zeit,
Und um die Worte wiegten sich
Viel tausend Engel minniglich.
Und immer fürder las der Ohm
Vom Papste, vom Konzil zu Rom,
Von Fasten, Skapulier und Sack,
Das war nicht eben sein Geschmack.
Allmählich tiefer sinkt das Haupt,
Die Lettern tanzen, sinnberaubt;
Gleich einer Lampe im Verglimmen
Schon fühlt er die Gedanken schwimmen.
Ein heller Ruf! Er fährt empor.
Ha! Reiterscharen dicht am Tor!
Sie fliegen, daß der Anger pfeift.
Von Mann und Tiere tröpfelnd läuft
Das klare Blut, und Flockenschaum
Fährt flatternd an Gesträuch und Baum.
Wie ward der Torwart grimm und wach!
Wie griff er nach der Partisan'!

Rief laut: „Der tolle Christian!“
Und war der Herzog nicht so jach,
Er sandt' ihm seine Waffe nach.
Doch durch die Wiesen langgestreckt
Das Roß die wunden Hufe reckt —
Nun noch an Horizontes Grund —
Nun sind sie fort. Des Wächters Mund
Gab ihnen manchen guten Fluch,
Daß, wen er trifft, der hat genug.
So triumphierend schaut er nach
Wie Simson der Philister Schmach.
Und wieder durch den grünen Raum
Vereinzelt trabt ein armer Troß,
Todmüde Reiter ohne Roß,
Die steife Ferse trägt sie kaum;
Wie Hirsche, keuchend vor dem Hunde,
Nicht achtend Blutverlust und Wunde,
Sie stolpern längs dem weichen Grunde;
Der eine fällt und rafft sich auf,
Der andre reckt den Arm hinauf,
Und gichtrisch Zucken deutet an,
Daß nun der Todeskampf begann.
Dort hinkend ein erschöpfter Mann
Steht an der Linde Stamm gelehnt,
Man glaubt zu hören, wie er stöhnt:
Das Haupt er zweimal beugt zurück,
Man glaubt zu sehn den stieren Blick.
Dann stemmend an der Linde Zweigen,
Die schattig übern Anger neigen,
Er müht sich mit der letzten Kraft,
Zu klimmen an des Baumes Schaft.
Dreimal fiel er zurück ins Gras
Und schmerzbetäubt am Grunde saß,
Und wieder dreimal setzt' er an,
Bis er den ersten Ast gewann,
Dann schwindend in der Blätter Dach,
Wo ihn der Himmel schützen mag.
Und schon der Bayern Feldgeschrei
Wie Rabenkrächzen dringt herbei,
Schon Staubeswolken dicht und schwer,
Vom Horizonte rollen her:
Da durch den Anger matt heran
Trabt einzeln noch ein wunder Mann;

Die Haltung edel, ob gebeugt,
Von stolzem Blut genugsam zeugt.
Man kann nicht wissen, ob er floh,
Krank war die Haltung, furchtsam nicht,
Er wandte öfters sein Gesicht,
Und eine Weile hielt er so.
Dann langsam steigend von dem Tier
Er schleppt sich mühsam für und für,
Am Erlenstamme sah man ihn
Im blutgetränkten Grase knien;
Zum Fliehen fühlt' er keine Lust,
Die Kugel lag in seiner Brust;
Doch sterben unter Feindes Spott!
Kroatenmesser! großer Gott!
Zum Himmel blickt' er fest hinauf,
Dann löst er sacht den Koller auf,
Und lang sich streckend übers Grün,
Noch einmal zucken sah man ihn.
Mein junger Held, mein Otto Schlick!
War dein der jammervolle Blick?
Ob ungekannt dein stilles Grab,
Das morgens dir der Bauer gab,
Nicht Marmorträne drüber weint,
Doch ewig bleiben wird dein Recht:
Ein treuer Sohn, ein tapfrer Feind,
Und heut der letzte im Gefecht.

Wie übern Förster, der durchwacht
Auf Frevlers Spur die Sommernacht,
Wenn halb die Wimpern sanken schwer,
In Ästen braust das wüt'ge Heer,
Fuhr nun heran die wilde Jagd.
Sie sprengten über Tot' und Wunde,
Die hilflos wimmerten am Grunde,
Und im Vorüberfliegen bloß
Schoß einzeln wohl ein Lanzenstoß.
Als einer längs der Linde strich,
Ein Blutestropfen fiel herab,
Da rasch im Fluge wandt' er sich
Und brannte die Muskete ab,
— Nur Blätter wirbelten herab.
Und weiter, weiter, nur voran,
Sie sausten durch den Wiesenplan

Dem tollen Herzog stets im Nacken,
Wie Rüden nach dem Wilde packen.
Sie sahn ihn streifen übern Raum,
Oft nur auf Schusses Weite kaum,
Und jener moosbedeckte Stein
Fürwahr! muß Hollands Grenze sein:
O, hurtig! setzt die Sporen ein! —
Es ist umsonst, der letzte Mann
Grab' überm Scheidestrich entrann.
Dort mag, von Schaum und Dampf umhüllt,
Verschnaufen das gehetzte Wild.
Und grimmig schmetternd übern Rasen
Zum Rückzug die Trompeten blasen . . . .

* * *

Zweihundert Jahre sind dahin,
Und alle, die der Sang umfaßt,
Sie gingen längst zur tiefen Rast.
Der Tilly schläft so fest und schwer,
Als gäb' es keinen Lorbeer mehr;
Und Christians verstörter Sinn
Ging endlich wohl in Klarheit auf.
Wie trübt die Zeit der Kunde Lauf!
An seiner Brüder moos'gem Grab
Beugt weidend sich das Rind herab,
Und schreiend fliegt der Kiebitz auf.
Willst du nach diesen Hügeln fragen:
Nichts weiß der Landmann dir zu sagen;
„Multhäufe" nennt er sie und meint,
Stets sei Wacholderbusch ihr Freund.
Am Moore nur trifft wohl einmal
Der Gräber noch auf rost'gen Stahl,
Auf einen Schädel; und mit Graus
Ihn seitwärts rollend, ruft er aus:
„Ein Heidenknochen! Schau', hier schlug
Der Türke sich im Loener Bruch!"

Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers

Deutsche Sagen; herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. Berlin. 1816. Nr. 84.

Spiritus familiaris.

Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängnis. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und zu kleiden, wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder los zu werden. — —

Ein Soldat, der ihn für eine Krone gekauft und den gefährlichen Geist kennen lernte, warf ihn seinem vorigen Besitzer vor die Füße und eilte fort; als er zu Hause ankam, fand er ihn wieder in seiner Tasche. Nicht besser ging es ihm, als er ihn in die Donau warf.

Ein augsburgischer Roßtäuscher und Fuhrmann zog in eine berühmte deutsche Stadt ein. Der Weg hatte seine Tiere sehr mitgenommen, im Tore fiel ihm ein Pferd, im Gasthaus das zweite und binnen wenigen Tagen die übrigen sechs. Er wußte sich nicht zu helfen, ging in der Stadt umher und klagte den Leuten mit Tränen seine Not. Nun begab sich's, daß ein anderer Fuhrmann ihm begegnete, dem er sein Unglück erzählte. Dieser sprach: „Seid ohne Sorgen, ich will Euch ein Mittel vorschlagen, dessen Ihr mir danken sollt!" Der Roßtäuscher meinte, dies wären leere Worte. „Nein, nein, Gesell, Euch soll geholfen werden. Geht in jenes Haus und fragt nach der ‚Gesellschaft', der erzählt Euren Unfall und bittet um Hilfe!" Der Roßtäuscher folgte dem Rate, ging in das Haus und fragte einen Knaben, der da war, nach der Gesellschaft. Er mußte auf Antwort warten, endlich kam der Knabe wieder und öffnete ihm ein Zimmer, in welchem etliche alte Männer an einer runden Tafel saßen. Sie redeten ihn mit Namen an und sagten: „Dir sind acht Pferde gefallen, darüber bist du niedergeschlagen, und nun kommst du auf Anraten eines deiner Gesellen zu uns, um Hilfe zu suchen: du sollst erlangen, was du begehrst!" Er mußte sich an einen Nebentisch setzen, und nach wenigen Minuten überreichten sie ihm ein Schächtelein

mit den Worten: „Dies trage bei dir, und du wirst von Stund' an reich werden, aber hüte dich, daß du die Schachtel, wo du nicht wieder arm werden willst, niemals öffnest!" Der Roßtäuscher fragte, was er für dieses Schächtelein zu zahlen habe, aber die Männer wollten nichts dafür; nur mußte er seinen Namen in ein großes Buch schreiben, wobei ihm die Hand geführt ward. Der Roßtäuscher ging heim, kaum aber war er aus dem Haus getreten, so fand er einen ledernen Beutel mit dreihundert Dukaten, womit er sich neue Pferde kaufte. Ehe er die Stadt verließ, fand er in dem Stalle, wo die neuen Pferde standen, noch einen großen Topf mit alten Talern. Kam er sonstwohin und setzte das Schächtelein auf die Erde, so zeigte sich da, wo Geld verloren oder vorzeiten vergraben war, ein hervordringendes Licht, also daß er es leicht heben konnte. Auf diese Weise erhielt er ohne Diebstahl und Mord große Schätze zusammen. Als die Frau des Roßtäuschers von ihm vernahm, wie es zuging, erschrak sie und sprach: „Du hast etwas Böses empfangen, Gott will nicht, daß der Mensch durch solche verbotene Dinge reich werde, sondern hat gesagt: ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!' Ich bitte dich um deiner Seligkeit willen, daß du wieder nach der Stadt zurückreisest und der ‚Gesellschaft' deine Schachtel zustellst." Der Mann, von diesen Worten bewogen, entschloß sich und schickte einen Knecht mit dem Schächtelein hin, um es zurückzuliefern, aber der Knecht brachte es wieder mit der Nachricht zurück, daß die Gesellschaft nicht mehr zu finden sei und niemand wisse, wo sie sich aufhalte. Hierauf gab die Frau genau acht, wo ihr Mann das Schächtelein hinsetzte, und bemerkte, daß er es in einem besonders von ihm gemachten Täschchen in dem Bund seiner Beinkleider verwahre. In der Nacht stand sie auf, zog es hervor und öffnete es: da flog eine schwarze sausende Fliege heraus und nahm ihren Weg durch das Fenster hin. Sie machte den Deckel wieder darauf und legte es an seinen Ort, unbesorgt wie es ablaufen würde. Allein von Stund' an verwandelte sich all das vorige Glück in das empfindlichste Unglück. Die Pferde fielen oder wurden gestohlen. Das Korn verdarb auf dem Boden, das Haus brannte zu dreien Malen ab, und der gesammelte Reichtum verschwand zusehends. Der Mann geriet in Schulden und ward ganz arm, so daß er in Verzweiflung erst seine Frau mit einem Messer tötete, dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß.

Trutz Simplex, Leben der Landstörzerin Courage. Kap. 18 und 23.
Simplicissimi, Galgenmännlein, Kap. 4 und 6.
Der Leipziger Avanturier. Frkft. u. Lpzg. 1756. T. 2. S. 38—42.

Den hier angegebenen Kennzeichen des Spiritus familiaris fügt der Volksglaube an manchen Orten noch andere hinzu. Seine ununterbrochenen Bewegungen sollen von einem feinen knisternden Geräusch begleitet sein, was den Träger andern unheimlich und den Wissenden kenntlich mache. Über Tag sei er schwarz, gebe aber im Dunkeln ein starkes phosphorisches Licht von sich, und sooft der Besitzer eine Kirche

betrete, bete oder sich nur einem frommen Gedanken überlasse, bekomme einer seiner feinen zahllosen Füße oder Fühlhörner die Macht, das Glas zu durchdringen und demselben einen Stich zu geben, der jedesmal die Lebenskraft bedeutend schwäche. Auch sollen seine Gaben dies mit andern höllischen gemein haben, daß sie zwar nicht wie diese zu Kohlen, aber schon in der zweiten Hand verderblich werden, das Vieh falle, das Getreide verderbe oder, bis zur Aussaat gebracht, nicht keime, so daß dem Käufer von dem scheinbar vorteilhaftesten Handel nur der schlimmste Schaden bleibe. — Als Orte, wo die Fläschlein zu erhalten sind, wird bald ein Kreuzweg, bald der Rabenstein, bald ein leerstehendes, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen anheimgefallenes Haus bezeichnet.

I.

So hat er sich umsonst gequält, umsonst verkauft die werte Stätte,
Wo seiner Kindheit Linde steht und seiner Eltern Sterbebette;
Umsonst hat er so manchen Tag den frostbeklemmten Hauch gesogen,
In seiner starren Hand den Zaum, umknistert von des Schnees Wogen,
Beim Morgenrot, beim Abendrot,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brot!

Der Täuscher kniet am Pflastergrund, er streicht des Rosses heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es schaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann streckt es sich, die Nüstern stehn, vom wilden Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.

Der Täuscher kniet und streichelt fort, nicht trauen will er seinem Auge,
Und schwellend in die Wimper steigt der Mannesträne bittre Lauge,
Sacht langt die Decke er herbei und schlägt sie um des Tieres Weichen,
Dann läßt er der Laterne Schein ob den gespannten Sehnen streichen;
Es ist vorbei, kein Odemhauch,
Und schon verschwimmt der Flanken Rauch.

Vom Boden hebt er sich, er steht, der schwergebeugte Mann der Sorgen,
Und langsam hat er seine Stirn, hat sie in hohler Hand geborgen;
Was heute war? was morgen wird? wie könnt' er dessen sich entsinnen!
Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen niederrinnen.
Was war? was ist? — er fährt empor,
Ein Klirren, dicht an seinem Ohr!

Und an dem nächsten Ständer lehnt, des toten Rappen Zaum und Zügel
Gelassen wägend in der Hand, ein Mann mit Hafermaß und Striegel,
So stämmig, wie durch Frost und Staub der Kärrner treibt die derben Glieder,
In seinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut tröpfelnd nieder,
Und ruhig auf den Täuscher itzt
Sein graubewimpert Auge blitzt.

„Herr!" hebt er an: „Ihr dauert mich, ein feines Tier ist Euch gefallen,
Doch weiß ich eins, ihm gleich wie sich am Paternoster zwei Korallen;
Ich nenne Euch den Ort, das Haus, Ihr habt es um zweihundert Gulden;
Dann wüßt' ich einen Herrn, der drum sein halbes Erbe würde schulden."
Der Täuscher horcht und stammelt dann:
„Ich bin ein ganz verarmter Mann!"

„Wie, Eure prächt'ge Koppel hin? wie, die ich in den Ostertagen
So frisch das Pflaster stampfen sah? fürwahr, da seid Ihr zu beklagen!
O, Euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den Damen kniete!
O, Euer Weißgeborner, dem's wie Funken aus den Nüstern sprühte!"
Der Täuscher hat sich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand.

Und sinnend steht der Schlapphut, mißt mit steifem Blick der Kiste Bohlen,
„Herr!“ flüstert er: „schließt Eure Faust um blankgeränderte Pistolen!
Die Stunde zehrt, es schwillt der Mond, bald ist des Jahres Schluß gekommen,
Habt Ihr auf Euren Zügen denn von der Gesellschaft nichts vernommen?“
Der Täuscher blickt verwirrt umher
Und: „Die Gesellschaft?“ murmelt er.

„Wie, die so manchen braven Mann aus seinen Nöten hat gezogen
Und keinen Heller Zinsen nimmt, zwei Worte nur auf weißem Bogen,
Die Euch, und lebt Ihr hundert Jahr', mit keiner Mahnung wird beschämen,
Die kennt Ihr nicht? die kennt Ihr nicht? Fürwahr, das muß mich wundernehmen!“
Der Täuscher horcht, er spricht kein Wort,
Und flüsternd fährt der andre fort:

„Hört an, wenn in Silvesternacht das Mondlicht steigt in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es schatten mag, wenn silbern stehn der Türme Fahnen,
Zum Schleusentor geht dann hinaus, den Strom zur Rechten, links die Föhren,
Wer Euch begegnet — achtet's nicht; wer Euch begrüßt — laßt Euch nicht stören,
Und hinterm Friedhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde sieht es aus.

Verstorbnen Wuchrers Erb', um das sich sieben Lumpe hitzig streiten,
Und drinnen flimmt ein schwaches Licht, Ihr seht es freilich nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieser Nacht, sonst stehen Tür und Tor verrammelt,
In einem Hinterbaue brennt's, wo die Gesellschaft sich verversammelt,
Ihr trefft sie, bis der Hahn gekräht —“
Der Täuscher wendet sich und geht.

Wie trunken schwankt er durch den Hof, schwankt in die buntgefüllte Halle;
Der Kannen Klappern, das Geschrei — ihm ist, als ob die Decke falle;
Und seufzend löst vom Gürtel er die Lederkatze, und beklommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt so Stück vor Stück zutage kommen;
Dann springt er auf, sein Sporenklang
Klirrt trotzig das Gehöft entlang.

Doch was er rufen, pfeifen mag, leer ist der Stall, nur aus den Raufen
Hängt wirres Heu wie sträubend Haar, und drunter dampfen Strohes Haufen;
Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit leichtem Knallen
Und läßt ein seltsam zuckend Licht um den gestreckten Rappen fallen,
Und in der Fensterscheibe steht
Des Mondes bleiche Majestät.

II.

Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel jedem, den die Not treibt über diese blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyramidensande,
Und drüber hängt, ein Totenlicht, der Mond an unsichtbarem Bande,
Mit Fünkchen ist die Luft gefüllt,
Die Sterbeseufzer zieht und quillt.

Nie hat, seit Menschendenken, sich Silvesternacht so scharf ergossen,
Der Tag hat Flocken ausgestreut, der Abend sie mit Glas umschlossen;
In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange ächzend ducken,
Der Hund in seinem Schober heult und fühlt den Wurm im Hirne zucken;
Zwei Spannen hat in dieser Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht.

Verklommen steht am Tor die Wach' und haucht in die erstarrten Hände,
„Wer da?" — „Ein Freund!" und hastig stampft es längs der Brücke Steingelände;
Betroffen sieht ihn der Rekrut wie einen Mast am Strome schwanken:
„Der ist betrunken oder irr!" er steht ein Weilchen in Gedanken,
Bekreuzt sich, zieht die Uhr heraus
Und lehnt sich an sein Schilderhaus.

Ins offne Land der Täuscher tritt, er atmet auf und schaut nach oben:
Kein Wölkchen hängt am Riesenbau der dunkeln Saphirkuppel droben,
Er wendet sich und sieht die Stadt wie eine Nebelmasse liegen
Und drüber, auf Sankt Thomas' Turm, das Wetterkreuz sich schimmernd wiegen,
Den Mantel zieht er ans Gesicht
Und schreitet fort im Mondenlicht.

Was liegt dort überm Weg? — ein Mensch, ein Mann in dünnem Zwillichrocke —
Der Täuscher zuckt, doch zaudert nicht; wohl sieht des Greisen dünne Locke,
Die Glatze leuchtend aus dem Schnee, er sieht sie im Vorüberschreiten,
Und wie mit tausend Stricken zieht es nieder, nieder ihn, zur Seiten;
Ans Herz hat er die Faust geballt,
Und weiter, weiter sonder Halt!

Die Scholle unterm Fuße kracht und scheint ihn wimmernd anzuklagen,
Die Luft mit ihrem leisern Hauch ihm Sterberöcheln zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben surrt und klingelt,
Und seiner eignen Kehle Hauch mit Funkenstaube ihn umzingelt;
Voran, voran, der Würfel liegt,
Verloren oder keck gesiegt!

Da wie ein Glöckchen tönt's von fern, und dann ein Lichtchen kommt geschwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, ist an des Hügels Bug geklommen,

Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Gestalten dunkel sich bewegen,
Ein Priester mit dem Sakrament zieht dem verstörten Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüberschwebt,
Der Mönch die Hostie segnend hebt.

Der Täuscher schaudert, und ihn reißt's wie Bleigewichte an den Knieen,
Doch weiter, weiter! — und vorbei läßt er den Gnadenengel ziehen;
Noch einmal schaudert er — ein Knall — des Stromes Flächen spaltend zittern,
Ein Windstoß durch der Föhren Haar, und die kristallnen Stäbchen klittern, —
Da tritt zum Friedhof er hinaus,
Und vor ihm liegt das öde Haus.

Er starrt es an — ein düstrer Bau! mit Zackengiebel, Eisenstangen,
Vom offnen Tore Nägelreihn wie rostige Gebisse hangen;
Der Täuscher zaudert, dann umschleicht behutsam wie ein Fuchs im Winde
Die Mauern er; — ist's nicht, als ob ein Licht im Innern sich entzünde?
Er schüttelt sich, er tritt hinein
Und steht im finstern Gang allein;

Tappt am Gemäuer, wendet sich; dort flimmt es durch der Türe Spalten,
Sacht beugt er zu der Ritze, lauscht, den schweren Odem angehalten;
Kein Ton, kein Räuspern, nur ein Laut wie scharfgeführter Feder Schrillen
Und ein Gerieſel, wie wenn Sand auf Estrich stäubt durch schmale Rillen;
Sacht greift er an die Klinke, sacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

III.

Wie friedlich in der Erde Schoß die still geringen Leutchen schlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Stroh, nach saurer Fahrt endlich ein Hafen!
Dem Flockenwulste, sichtbar kaum, entheben sich die niedern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt sie wohl, und schirmend breitet er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Pflock an Pflock
Sich reihen um den Marmorblock.

Am Sockel kreucht der Drachenwurm und scheint zum Grund hinabzukrallen,
Zum toten Wuchrer unterm Stein, von eigner Frevelhand gefallen,
Wohl hat ihm Gold ein ehrlich Grab geworben an der Friedhofsmauer,
Doch drüber zuckt sein Flammenschwert Sankt Michael in Zorn und Trauer,
So silbergrau ein Nachtgesicht,
Steht das versteinerte Gericht.

Vom öden Hause, seinem einst, wo blut'ge Tränen sind geflossen,
Hat sich ein seltsam dämmernd Licht bis an den Marmelstein ergossen,
Es ist, als ob das Monument bei der Berührung zitternd schwanke,
Im Schnee wühlend eine Hand dem Schuldner sich entgegenranke;
Er kommt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat sich an den Stein gelehnt.

Bleich wie der Marmor über ihm, und finster wie das Kreuz zur Seiten,
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geschmolznen Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieser schweren Nacht gelitten oder auch gesündet,
Er hat es keinem je geklagt und keinem reuig es verkündet;
Ins Dunkel starrt er, wie man wohl
So starrt gedankenlos und hohl.

Ihm ist, als fühl' er noch die Hand, die seinen Federzug geleitet,
Als fühle er den Nadelstich, der seines Blutes Quell bereitet,

Und leise zitternd tastet er zum Gurte — hörst du nicht ein Knirren,
Viel schrillender als Uhrgetick, viel zarter als der Spange Klirren? —
O, seine Heimat still umlaubt!
O, seines Vaters graues Haupt!

Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn, klemmt er die Hände,
Der toten Gäule Klingeln hört er schleichen durch die Fichtenwände;
Genüber ihm am Horizonte schleifen schwarze Wolkenspalten,
Wie lässig eine träge Hand zum Sarge schleift des Bahrtuchs Falten;
Er streicht das Auge, reckt sich auf
Und schaut zum Ätherdom hinauf.

Noch hängt die Mondesampel klar am goldgestickten Kuppelringe,
Noch leuchtet von Sankt Thomas' Turm das Kreuz wie eine Doppelklinge,
Noch ist die Stunde nicht, wo sich der Hahn auf seiner Stange schüttelt,
O eilig, eilig, eh' die Uhr das letzte Sandkorn hat gerüttelt!
Er wendet sich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, schwer und bang!

Und mit dem zwölften Schlage hat der Wolkenmantel sich gebreitet,
Der immer höher, riesig hoch, sich um die Himmelskuppel weitet,
Und, horch! — ein langgedehnter Schrei, des Hahnes mitternächt'ge Klage;
Im selbigen Moment erbebt und lischt der Schein am Sarkophage,
Und Engel, Drache, Flammenschwert
Sind in die wüste Nacht gekehrt.

IV.

Ho! Gläserklang und Jubelsang und „Hurra hoch!" fährt's durch die Scheiben,
Getroffen schwankt der goldne Leu, die Buben auseinanderstäuben

Und drängen sich und balgen sich, das fliegende Konfekt zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börse gar, die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und schreiend nach der Stange sticht
Das kleine gierige Gezücht.

Da klirrt aus des Balkones Tür ein Mann mit Gert' und Eisensporen,
Ihm nach ein andrer, Flasch' im Arm, in Rausches Seligkeit verloren,
„Gesindel!" — ruft der eine — „halt! ich will euch lehren Börsen stechen!" —
„Frisch, Jungens, frisch!" der andre drauf: „Die Birn' ist mein, wer kann sie brechen?
Ihn schlag' ich heut, ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpazia."

„Besinnt Euch!" spricht der erste; — „Was, besinnen? hab' ich mich besonnen,
Als Euer Falber wie 'n gestochner Stier zusammenbrach am Bronnen?
Besann ich mich zu zahlen, Herr? O Euer Vieh! dreihundert Kronen!"
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er schluchzt: „Mag Euch der Teufel lohnen!"
Und schraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuscher murmelt finster drein

Und wendet sich. „He, holla, halt!" schreit's hinter ihm, „nicht von der Stelle!
Hoch Euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Geselle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Alräunchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier Euch und andern tote Bälge legen!"
Der Täuscher lächelt, aschenfahl,
Und schlendert pfeifend in den Saal.

Noch zwei Minuten, und du siehst den Gassenpöbel vor ihm weichen,
Ihn scheu wie ein umstelltes Wild entlang die Häuserreihen streichen:
So schleicht kein Trinker schweren Hirns und freudesatt sich vom Gelage,

So grüßt kein freies Herz, nicht steht auf offner Stirn so trübe Frage;
Man meint, das Tor gewinne jetzt
Ein Schelm, von Gläubigern gehetzt.

Erst als die Fichte ihn umstarrt, an seiner Sohle Nadeln rauschen,
Hat er den Schritt gehemmt und steht, in sich gebeugt, zu lauschen — lauschen —
So lauscht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur Minne ladet,
Kein Kranker so des Priesters Schritt, der mit dem Heiltum ihn begnadet:
Ein Delinquent so lauschen mag
Der letzten Stunde Pendelschlag.

Am Sonnenbrande schlummernd liegt der Wald in des Aroma Wellen,
Und Harz entquillt den Nadeln, wie aus Schläfers Wimpern Tränen quellen,
Die sonnentrunkne Klippe nickt, die Vögel träumen von Gesange,
In sich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem Franzenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunstet Terpentines Hauch.

Durch das Gezweig' ein Sonnenstrahl bohrt in des Horchers Scheitellocke,
Die aus dem dunklen Wulste glimmt wie Seegewürmes Feuerflocke;
Er steht und lauscht, er lauscht und steht, vernimmst du nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieseln, wie wenn Sandgekörn auf Estrich stäubt durch schmale Rillen?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Der Täuscher richtet sich, er seufzt, dann drängend nach des Forstes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn, und Blasen schwellen unterm Tritte,
Hier wuchern Kress' und Binsenwust, Gewürme klebt an jedem Halme,
Insektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooses Qualme,

Und ziſchend, mit geſchwelltem Kamm,
Die Eidechſ' ſucht den hohlen Stamm.

Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wütet in den Brombeerhecken,
Da ſeitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes Tintenbecken,
Ein wüſter Kübel, wie getränkt mit ſchweflichen Aſphaltes Jauche,
Langbeinig füßelnd Larvenvolk regt ſich in Fadenſchlamm und Lauche,
Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn.

Inmitten ſtarrt ein dunkler Fleck, vom Rieſenauge die Pupille,
Dort ſteigt die Waſſerlilj' empor, dem Fußtritt lauſchend durch die Stille;
Wen ſie verlockt mit ihrem Schein, der hat ſein letztes Lied geſungen,
Drei Tage ſuchte man das Kind umſonſt in Kraut und Waſſerbungen,
Wo Egel ſich und Kanker jetzt
An ſeinen bleichen Gliedchen letzt.

Der Täuſcher ſteht, den Arm verſchränkt, und ſturt verdüſtert in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauſcht ſich finſter an der Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei ſcheint der Blick des Kolkes tiefſten Grund zu meſſen,
Zur Seite ſchaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein Hälmchen wird vergeſſen,
Greift dann behend zum Gürtelband
Und hält ein Fläſchlein in der Hand.

Kaum hat das Ohr ſich überzeugt, im Glaſe klingle das Geriſpel,
Ein Wimmeln kaum das Aug' erhaſcht, wie ſpinnefüßelndes Gewiſpel,
Da, hui! pfeift's im Schwung und hui! fährt's an der Lilie Krone nieder,
Das Waſſer ziſcht, es brodelt auf, es reckt die modergrünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts ſonder Halt
Raſchelt der Täuſcher durch den Wald.

Erst im Verhaue, wo die Luft spielt mit der Beere Würzarome
Und auf den goldnen Schwingen trägt das Festgeläut vom nahen Dome,
Dort sinkt er schluchzend auf die Knie, so fest, so fest die Händ' gefaltet,
O selten hat ein Seufzer so des Herzens tiefsten Grund gespaltet!
Was dieser Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.

Und Zähren Perl' an Perle sich entlang die braunen Wangen schmiegen,
So mochte der verlorne Sohn zu seines Vaters Füßen liegen;
Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — tastet dann aufs neue —
Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie ein wunder Leue,
Und in den Fingern angstgekrampft
Die triefende Phiole dampft!!

V.

Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes Nagen rüttelt,
Der Horizont ein rinnend Sieb, aus dem sich Kohlenstaub entschüttelt;
Die Träume ziehen, schwer wie Blei und leicht wie Dunst, um Flaum und Streue,
In Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im Heue,
Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger, und vom Strick der Schelm.

In jener Kammer, wo sich matt der Fenster tiefes Grau schattieret,
Hörst du ein Rieseln, wie die Luft der Steppe zarten Staub entführet?
Und ein Gesäusel, wie im Glas gefangner Bremse Flügel wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das im Kalke rispelt?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern sich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt,
Gestaltlos, nur ein glüher Punkt inmitten, wo die Fasern quellen,
Mit klingelndem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenspiegel gleißt.

Und immer krimmelt's, wimmelt's fort, die grüne Wand des Glases streifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend;
Und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlid es schatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt sich langsam an des Tisches Platte,
Dann plötzlich schließt sich eine Hand,
Und im Moment der Schein verschwand.

Es tappt die Diel' entlang, es stampft wie Männertritt auf weichen Sohlen,
Behutsam tastend an der Wand will jemand Rates sich erholen,
Dann leise klinkt der Türe Schloß, die losgezognen Riegel pfeifen,
Durch das Gemach, verzitternd, scheu, gießt sich ein matter Dämmerstreifen,
Und in dem Rahmen, duftumweht,
Im Nachtgewand der Täuscher steht.

Wie ist die stämmige Gestalt zum sehnenharten Knorren worden!
Wie manches, manches graue Haar schattiert sich an der Schläfe Borden!
O, diese Falten um den Mund, wo leise Kummerzüge lauern —
So mocht' an Babels Strömen einst der grollende Prophete trauern,
So der Verfemte sonder Rast,
Wie ihn Salvator[1]) aufgefaßt.

Genüber, feingeschnitzelt, lehnt die Gnadenmutter mit dem Kinde,
Das sein vergoldet Händchen streckt wie segnend aus der Mauerspinde,
Und drunter, in Kristall gehegt, von funkelndem Gestein umbunden,
Ein überköstlich Heiligtum, ein Nagel aus des Heilands Wunden;

[1]) Salvator Rosa.

Zu seiner Ehre Nacht für Nacht
Das Lämpchen am Gestelle wacht.

Nie hat, in aller Schuld und Not, der Täuscher einen Tag beschlossen,
Daß nicht an dieser Schwelle ihm ein glüher Seufzer wär' entflossen,
Selbst auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert sein Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühsam sich gebeugt zur Seite
Und sein beladnes Haupt geneigt,
Woher das Kind die Händlein reicht.

Ein scheuer Bettler Tag für Tag, so steht er an des Himmels Pforte,
Er schlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt sein Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur — und glüh fühlt er's durch die Phiole ranken,
Die seinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeschwür dem Kranken;
Und von dem kargen Lebensherd
Ein Jahresscheit ist weggezehrt.

Auch jetzt, in dieser Stunde, steht er lautlos, mit gestreckten Knieen,
Nur leises Ächzen, und voran! — schau', schau', wie seine Muskeln ziehen!
Voran! — das Heiltum — der Kristall — er lehnt sich an die Wand, ihm schwindelt,
Ein angstvoll Zupfen — ein Gestöhn — er hat den Nagel losgewindelt
Und stößt ihn dicht am Heil'genschrein
In der Phiole Siegel ein.

Hui! knallt der Pfropfen, hui, fährt das Glas in Millionen Splitter!
Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Geflitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gnadenbilde wimmert,
Bis Faser sich an Faser lischt, des Zentrums letzter Hauch verschimmert,
Und an der Gotteslampe steigt
Das Haupt des Täuschers, schneegebleicht.

VI.

Weh, Glockensturm! Trompetenstoß! und Spritzen rasseln durch die Gassen,
Der aufgeschreckte Pöbel drängt und kreiselt sich in wüsten Massen,
Hoch schlägt die Brunst am Giebel auf, Gewieher kreischt aus Stall und Scheunen,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergestoßne Kinder weinen,
Und zögernd steigt das Morgenrot,
Dem doppelte Glut entgegenloht.

Es war beim ersten Hahnenschrei, als alle Bürger aufgeschüttert
Mit Schloßenpfeifen Knall auf Knall; so greulich hat es nie gewittert!
Grad' ob des reichen Böhmen Dach, des Täuschers, ballte sich das Wetter,
Wie Blitz an Blitze niederzuckt, mit ohrbetäubendem Geschmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Prasselt der Flammenhag hinaus.

Im Hof die Knechte hin und her mit Axt und Beilen fluchend rennen,
Wer schob die innern Riegel vor? Die Türen weichen nicht und brennen.
„Der Herr! der Herr!" ruft's hier und dort: „Wo ist der Herr?" Daß Gott ihm gnade,
An seinem Kammerfenster leckt die Loh' aus der geschloßnen Lade!
Und eben krachte ins Portal
Die Stiege zu dem obern Saal!

Entsetzt Gemurmel läuft umher und schwillt in des Gedränges Wogen,
Dann alles totenstill, sie stehn, die Brauen finster eingezogen;
So um den Scheiterhaufen einst gruppierten sich des Südens Söhne:
„Da brennt der Schächer, dessen Vieh das Land verlockt mit fremder Schöne
Und, kaum verkauft, am dritten Tag,
Ein totes Aas, im Stalle lag!

Der Gaukler brennt, aus dessen Gurt ein wunderlich Geklingel surrte,
Daß man in rabenschwarzer Nacht ihn kennen mocht' an seinem Gurte,

Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild sich neigte;
Wenn ihm begegnet Christi Leib, von Schwindel stammelt' und erbleichte,
Im gottgesandten Element
Der Täuscher, mit der Koppel, brennt!"

VII.

Am Wiesenhang 'ne Linde steht, so lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Ast ein Vogelnest, um jede Blüt' ein Bienenreigen,
Sie scheint den düstern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein säuselnd Ave zuzufächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat sie versüßt des Westes Hauch.

Und Blatt an Blatt vom Blütenzweig verstreut sie auf des Greises Stirne,
Der in dem Wurzelmooſe lehnt sein Haupt mit siedendem Gehirne;
Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrote liegt der Ranzen,
Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenschritten drübertanzen,
Wie sie der Brust geheimster Hut
Entschlüpfen in des Fiebers Glut.

Den Anger seiner Kindheit sieht er in den Lindenzweigen spielen,
Die süße Heimat, und das Haupt der Eltern auf den Sterbepfühlen;
Was er verloren und erstrebt, was er gesündet und getragen,
Wie eine Nacht sein Haar gebleicht, die eignen Knechte ihn geschlagen. — —
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!

Er sieht sein faltiges Gesicht im Wasserspiegel widerscheinen,
Wie er sich selber nicht erkannt und kindisch dann begann zu weinen;
Ach, all die Tränen, so nachher aus tiefrer Quelle sind geflossen,
Ob sie ihn Christi Blut vereint? des Himmels Pforten aufgeschlossen?
Wohl Schweres trug er mit Geduld,
Doch willenlos, durch eigne Schuld!

Mit vierzig Jahren sieder Greis, ist er von Land zu Land geschlichen,
Hat seines Namens Fluch gehört und ist zur Seite scheu gewichen,
Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettelbrot gebrochen
Und ist, ein todeskranker Mann, an dieses Hügels Bug gekrochen,
An diesen Hügel — ew'ge Macht!
Er schaudert auf — Silvesternacht!

Der Föhrenwald — das öde Haus — dort stand der Priester, dort am Hagen —
O, in der Sterbestunde hat sein irrer Fuß ihn hergetragen,
Das ist kein Schemen, dieses nicht; dort streckt Sankt Michael die Flügel,
Dort kreucht am Fußgestell der Drach' und schlägt die Kralle in den Hügel;
Des Greises Auge dunkelt, wild
Die Agonie zum Haupte quillt.

Das Buch — das Buch — er sieht das Buch — o Gottesmutter, Gnade! Gnade!
Er liebte dich, er liebte dich in Sünd' und Schmach — gleich einem Rade
Die Zeichen greifen — Gott, o Gott, er sieht ein Händchen niederreichen,
Mit leisem goldnem Fingerzug die blutgetränkten Lettern streichen!
Und auf des Täuschers bleichen Mund
Ein Lächeln steigt in dieser Stund'.

Um Mittag hat der Mähder ihn am Lindenstamme aufgehoben
Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhause zugeschoben,
Auf der Gemeinde Kosten ist ein grobes Sterbehemd bereitet;
Ein kurzer träger Glockenschlag hat zu der Grube ihn geleitet,
Wo sich der Engelsflügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.

Annette von Droste-Hülshoff

Sämtliche Werke in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis der Dichterin in
Gravüre und einer Faksimilebeilage

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Annette von Droste-Hülshoff

Fünfter Teil

Prosadichtungen – Dramatische Versuche

Herausgegeben

von

Julius Schwering

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 5. Teiles.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7

Prosadichtungen 39

Die Judenbuche 41

Bei uns zu Lande auf dem Lande 84

Bilder aus Westfalen 112

Ledwina 143

Joseph 193

Dramatische Versuche

Berta 209

Perdu oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe 319

Einleitung des Herausgebers.

Prosadichtungen.

Am 8. Februar 1819 schrieb Annette von Droste-Hülshoff an Professor Sprickmann:

„Ich möchte mich jetzt auch wohl einmal in Prosa versuchen, und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst; aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? ‚denn ihr Name ist Legion'. Ich hatte seit $1^1/_2$ bis 2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die Kommerzien standen, und hatte mir also schon einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht mehr viel fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Konstitution auf; ich hatte die Idee mit Liebe und Wärme überdacht, und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen sein würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fodern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neusten Sachen. Gleich zu Anfang ‚3 Novellen', wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand wie die meinige, das frappierte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz, ich merke bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten geraten bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldin weder magnetisierte noch magnetisiert wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, dahingegen den Heldinnen der Lesebibliothek eben dazu oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit erteilt war. Denn diesem großen un-

begreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Rind muß seine ersten Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber nun unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die ihr zwar in der Haupttendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdrösse, so wollte ich viel lieber meine Novelle niederschreiben. Ich würde sie überhaupt nicht liegen lassen, wenn ich schon angefangen hätte zu schreiben, aber da das ganze Ding nur noch eine Idee ist, so dünkt mich, es ist besser, ich gehe weiter und suche mir einen andern Stoff, wenn ich nur einen finden kann, der nicht so ganz und gar ausgedroschen ist."

Wir wissen nicht, ob Annettens literarischer Beirat ihre Bedenken zerstreut und sie ermuntert hat, die Novelle niederzuschreiben. In ihrem Nachlaß fand sich das Fragment einer Erzählung „Ledwina", deren Titelheldin der Charakteristik entspricht, welche die Dichterin in dem obigen Briefe von der Hauptfigur ihrer geplanten Novelle entwirft. Dieses Bruchstück kann aber in der uns vorliegenden Form nicht schon 1819 entstanden sein. Denn in seiner breiten behaglichen Erzählungsweise mit den weitausgesponnenen Dialogen erscheint es nicht als Einleitung einer Novelle, die ja ihrer Natur nach eine knappe, gedrängte Darstellung verlangt, sondern als Exposition eines Romans. Annette erwähnt es in einem Briefe an ihre Mutter vom 18. Oktober 1825. Sie bittet darin u. a. um Zusendung der „Ledwina", „woran sie in diesem Winter ein gutes Stück zu schreiben gedenke". Damals scheint das Bruchstück die Form erhalten zu haben, in der es uns überliefert ist. Als „Roman, etwa bis zu einem Bändchen gediehen", figuriert es dann noch einmal in einem Schreiben Annettens an Wilhelm Junkmann vom 4. August 1837, um bald darauf von anderen sich gestaltenden Plänen in den Hintergrund gedrängt zu werden und endlich in der Reihe der guten Vorsätze zu versinken.

Das Romanfragment bietet uns nur die einleitenden Kapitel. Der Schauplatz der Erzählung wird nicht genannt, aber ihr landschaftlicher Hintergrund trägt durchaus münsterländisches Kolorit. Wir werden auf einen adeligen Landsitz geführt, der in einer einsamen, flachen Gegend liegt. Die stillen Reize dieser Ebene, durch die ein weidenumsäumter Fluß träge dahinzieht, entschleiern sich nur einem Auge, das sie mit Liebe betrachtet. „Tiefe Ruhe herrscht überall; keine Arbeit, kein Hirt, nur

allerhand große Vögel und einsam weidendes Vieh, so daß man nicht weiß, ist man in einer Wildnis oder in einem Lande ohne Trug, wo die Güter keine Hüter als Gott und die allgemeinen Gewissen haben." Unter den Gestalten, die in diesem landschaftlichen Rahmen sichtbar werden, fesselt uns vor allem ein Schwesternpaar, das an Berta und Cordelia in Annettens Erstlingsdrama erinnert. Ledwina, die ältere Schwester, ist mit schwerem körperlichen Siechtum behaftet, Therese, die jüngere, ist ein frisches, gesundes Landkind, jene still, träumerisch, voll unbefriedigter Sehnsucht, diese einfachen, faltenlosen Gemütes, dazu bestimmt, die glückliche Braut eines wackeren Mannes zu werden. Ledwina ist das zartangelegte, tiefempfindende, liebebedürftige Weib, das sich einem frühen Tode geweiht sieht und doch leben möchte. Der Wille zur Entsagung kämpft in ihr mit heißem Lebensdrang. Sie glaubt nicht daran, jemals eine wahlverwandte Seele zu finden: „Mein ruheloses, törichtes Gemüt hat so viele scharfe Spitzen und dunkle Winkel, das müßte eine wunderlich gestaltete Seele sein, die da ganz hinein paßte." Wir wissen nicht, wie Annette die seelische Entwicklung ihrer Heldin weiterzuführen gedachte. Das Fragment bietet zu geringe Anhaltspunkte, um nur einigermaßen gesicherte Vermutungen daran zu knüpfen. Aus dem Briefe an Sprickmann geht hervor, daß Ledwina durch den Tod von ihrem körperlichen und seelischen Leiden befreit werden sollte. Vielleicht wollte die Dichterin sie vorher aus ihrer Resignation heraustreten lassen und darstellen, wie sie von verzehrender Liebe zu dem bleichen, schönen Grafen Hollberg ergriffen wird, der unter so traurigen, unheilverkündenden Anzeichen in ihrem elterlichen Schlosse Aufnahme findet und mit derselben Krankheit behaftet ist, wie Ledwina. Ein Herzensbund zweier Menschen, über die schon das Schattenreich sein graues Gespinst gebreitet hat, ein letztes Aufflammen des heißen Lebenstriebes und dessen jähes Erlöschen in Nacht und Tod — dieser ergreifende tragische Vorwurf war es vielleicht, den die Dichterin in jenen erregten Jahren gestalten wollte, da sie selbst wiederholt mit schwerem Siechtum kämpfte und von Todesahnungen geängstigt wurde. Aus einem zerrissenen Gemüt ist diese Erzählung geflossen, die den Blick mit Vorliebe auf die Nachtseiten des Lebens richtet und eine Fülle von pathologischen Fragen aufwirft. Der Wahnsinn bildet darin ein beliebtes Gesprächsthema. Aus Ledwina spricht Annette selbst, die damals von der finsteren Vorstellung gepeinigt wurde, in Geistesgestörtheit zu fallen, und die im „Geistlichen Jahr" das bange Geständnis ablegt:

„Es ist mir oft zu Sinnen,
Als wolle schon beginnen
Dein schweres Strafgericht;
Als dämmre eine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geistes Licht."

Nach Karl Busse zeigen sich in dem Fragment „Ledwina" „zum erstenmal und gleich in stärkster Übertreibung all die ungesunden Züge der Drosteschen Kunst". Ein gerecht abwägendes Urteil muß hinzufügen, daß auch die starken Wurzeln ihrer ethischen und künstlerischen Kraft in diesem Romanversuch wirksam werden: ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Geschwisterliebe, ihre treue Fürsorge für alle, die ihrer Obhut anvertraut waren, und ihr lebendiges Heimatsgefühl. In der alten Bäuerin hat sie ihrer Amme ein Denkmal gesetzt. Sie schildert offenbar eigenes Erleben, wenn sie darstellt, wie die alte Frau sich über die ruhende Ledwina beugt: „Es war rührend zu sehen, wie das ernste alte Gesicht der Bäuerin über dem jungen bleichen der Herrin stand, das eine in stiller Traumeswehmut, das andere in der tiefen Schwermut über das unabwendbare nahe Hinsterben beider, die reife lebenssatte Ähre über der zarten sonnenversengten Blüte." Neben dieser tiefen Liebe zu Land und Leuten ihrer Heimat kündigen die feine Naturbeobachtung und die Bildkraft der Sprache bereits die künftige große Dichterin an. —

Wie ihr Jugenddrama „Berta", so blieb auch Annettens erster Roman unvollendet, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie sich ernstlich der erzählenden Prosa wieder zuwandte. — In demselben Verzeichnis ihrer dichterischen Pläne, das sie am 4. August 1837 Wilhelm Junkmann mitteilt, und in dem das Fragment „Ledwina" zum letztenmal erwähnt wird, nennt die Droste an zweiter Stelle „eine Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel, im Paderbornischen passiert, rein national". Ich habe mitunter große Lust, sie zu vollenden, fügt die Schreiberin hinzu. Diese seltsame Begebenheit, die sie zur Darstellung reizte, hatte sich im Herbst 1782 in dem Dorfe Ovenhausen zugetragen und war der Dichterin schon in ihrer Kindheit von ihrem Großvater von Haxthausen erzählt worden. In seinem Familienarchiv fanden sich Akten über den merkwürdigen Vorfall, aus denen Annettens Oheim, der Freiherr August von Haxthausen, einen Auszug veröffentlichte. Er trug den Titel „Geschichte eines Algierer-Sklaven" und erschien in der Zeitschrift „Wünschelrute", die von G. Straube und J. P. von Hornthal in Göttingen

herausgegeben wurde, aber nur ein kurzes, kümmerliches Dasein fristete. Die Erzählung, die in den Nummern 11—15 vom Jahrgang 1818 enthalten ist, hat folgenden Wortlaut:

„Der Bauernvogt von Ovenhausen im Bistum Corvey hatte im Herbst 1782 einen Knecht Hermann Johannes Winkelhannes aus Bellersen, mit dem er, weil er ein tüchtiger frischer Bursche, wohl zufrieden war. Dieser hatte bei dem Schutzjuden Soestmann-Behrens, genannt Pinnes aus Vörden, aber in Ovenhausen wohnend, Tuch zum Vorhemd (Kamisol) ausgenommen und als er wohl schon einige Zeit damit umhergegangen und der Jude ihn nun an die Bezahlung mahnt, so leugnet er, verdrießlich, das schon etwas abgetragene, und auch nicht einmal gut ausgefallene Tuch noch teuer bezahlen zu müssen, jenem keck ab, so hoch mit ihm übereingekommen zu sein, vielmehr habe er die Elle zwei gute Groschen wohlfeiler akkordiert, und nach manchem Hin- und Herreden sagt er zuletzt: ‚du verflogte Schinnerteve von Jauden, du wust mi man bedreigen, eh eck di awerst den halven Daler in den Rachen smite, will eck mi läver den kleinen Finger med den Tännen afbiten! un wann de mi noch mal kümmst, so schla eck di de Jacken so voll, dat du de Dage dines Lewens an mi gedenken sast.‘ Dem Juden blieb also nichts anders übrig, als ihn beim H.....schen Gericht, der Gutsherrschaft Hermanns, zu verklagen. In der Zwischenzeit bis zum Gerichtstag hat sich dieser mit mehreren besprochen, und ist ihm von den Bauern, da es gegen einen verhaßten Juden ging, geraten worden, es darauf ankommen zu lassen; wie denn sein eigener Brotherr sich später ein Gewissen daraus gemacht hat, daß er ihm damals gesagt habe: ‚Ei wat wust du denn dat bethalen, eck schlöge ja leiver den Jauden vörm Kopp, dat hei den Himmel vör'n Dudelsack anseihe, et is ja man 'n Jaude!‘

Aber am Morgen des Gerichtstages am 10. Februar 1783 beschwor der Jude sein Annotierbuch, und da er außerdem unbescholten war, ward ihm der volle Preis zugesprochen. Da wollen Leute, die die Treppe heraufgingen, als Hermann von der Gerichtsstube herunterkam, gehört haben, daß er gesagt: ‚Töf, eck will di kalt maken!‘, von welchen Worten ihnen das Verständnis erst nach dem Morde geworden.

Es war Abend geworden, als der Förster Schmidts quer übers Feld aufs Dorf zugehend, den Hermann an der Ricke herauf nach dem Heiligen-Geist-Holze zugehen sieht, und, glaubend, jener wolle noch spät Holz stehlen, ihm behutsam auf dem Fuß nachfolgt. Als er ihn aber nur einen Knüppel sich

abschneiden sieht, und die Zackäste davon abschlagen, so sagt er halb ärgerlich bei sich: ‚I wenn du wieder nix wult haddest ase dat, so heddest du mi auk nich bruken da henup to tergen!‘ und die Flinte, die er auf den schlimmsten Fall zu schneller Bereitschaft unter den Arm genommen, wieder auf die Schulter hockend, geht er langsam die Schlucht herunter nach dem Dorfe zu. Nahe davor zwischen den Gärten, begegnet ihm der Jude Pinnes und bittet für seine Pfeife um etwas Feuer, welches man auch keinem Juden abschlagen darf, und weil der Zunder nicht gleich fangen will, so reden sie vom Handel, und ob der Jude seine Fuchsfelle haben wolle, der aber: er könne jetzt nicht wieder umkehren und sie besehen, er müsse nach Hause; ‚ja‘ sagte der Förster, ihm das Feuer auf die Pfeife legend: ‚wenn du noch na Huse wust, so mak dat du vör der Dunkelheit dörch 't Holt kümst, de Nacht meint et nich gut med den Minschen.‘

Zwei Tage darauf des Nachmittags kommt die Frau des Schutzjuden Pinnes den Hörterschen Weg herunter ins Dorf, schreiend und heulend: ihr Mann läge oben erschlagen im Joelskampe gleich unter dem Ovenhauser Fußwege; und während die Leute zusammenstehen und es besprechen und einige den Weg heraufgehen, dem Holze zu, gibt sie es bei dem Gerichte an und erzählt unter Schluchzen, als vorgestern ihr Mann nicht gekommen, gestern nicht, und auch heute morgen nicht, habe sie sich aufgemacht, um hier im Dorfe zu fragen, welchen Weg er genommen, und als sie durch das Holz gekommen, sei auf einem Fleck viel Blut gelegen und eine Spur davon habe ins nahe Gebüsch gewiesen, da sei sie neugierig gefolgt, meinend, ein todwundes Wild sei da vielleicht hineingekrochen, da sei es ein Mensch gewesen, und ihr Mann, und tot!

Man bringt ihn auf einer Tragbahre ins Dorf. Er hatte siebzehn sichtbare Schläge mit einem Knüppel erhalten, aber keiner von sechsen, auf den Hirnschädel gefallenen, hatte diesen zersprengt, ohngeachtet sie so vollwichtig gewesen waren, daß die Haut jedesmal abgequetscht war. Nur einer ins Genick und ein paar Stöße in die Rippen waren ihm tödlich geworden. Die Haut in den beiden Händen war abgeschält; (er hatte, wie sich später erwies, mehrmals krampfhaft den zackigen Prügel ergriffen, der Mörder ihm aber denselben mit aller Gewalt durch die Hände gerissen, daß die Haut daran geblieben!)

Der Förster Schmidts war mit unter denen gewesen, die hinauf gegangen, und fand kaum hundert Schritt vor der Leiche auf dem Wege nach Ovenhausen rechts am Graben den blutigen

Knüppel, der seine Gedanken auf Hermann leitete; dann kam beim Gericht die Erinnerung an den Prozeß und bald die Aussage jener, die gehört, daß Hermann unten an der Treppe gesagt: ‚eck will di kalt maken‘.

Da gab das Gericht Befehl, ihn zu arretieren, und weil man hörte, er sei seit ein paar Tagen nicht mehr beim Vogt in Ovenhausen, sondern bei seinem Vater in Bellersen, so setzte sich der Drost Freiherr v. H...n selbst mit einem Reitknechte zu Pferde und ritt von der einen Seite ins Dorf, während von der andern Seite die Gerichtsdiener auf das Haus des alten Winkelhannes zukamen. Der aber erzählte, als man niemand fand, sein Sohn sei schon seit voriger Nacht fort, er wisse nicht wohin. Das war aber unwahr, denn Hermann erzählte später selbst, er habe die Gerichtsdiener aufs Haus zukommen sehen, da sei er durchs Fenster in den Garten gesprungen und habe sich in den zusammengewachsenen Vizebohnen versteckt und habe das Suchen und Fragen alles gehört, wie es dann bald nach dem Fortgehen der Gerichtsdiener still geworden, dann ein Paar am Gartenzaun sich begegnet, und der eine gesagt: ‚Na häwwet se en?‘ worauf der andere: ‚ach wat willt se ’en häwwen, de is längest öwer alle Berge! Wo sull he denn wal hen lopen sin? — Ach wat weit eck, na Ueßen, na Prüßen, na Duderstad hen! —‘

Der Jude lag indes auf der Totenbahre, und seine Wunden öffneten sich nicht mehr, um bei Vorführung des Mörders zu bluten. Da kamen die Verwandten und Glaubensgenossen, ihn zum ehrlichen Begräbnis abzuholen, und während der Rabbiner ihn in den Sarg legen und auf den Wagen laden läßt, stehen der Bruder und ein paar andre Juden beim Drosten H...n und bitten ihn nach einiger Einleitung: ‚Mer haben ’ne grauße Bitte an Er Gnoden.‘ — ‚Nun, und worin besteht die?‘ wendet der Drost ein. ‚Er Gnoden müssen’s uns aber nich nehmen vor übel, da is der Baum wo bei erschlagen is unser Bruder, do wöllten mer Se bitten, ob Se uns wollten erlauben, in den Baum unsre Zeichen ’nein zu schneiden? mer wollen’s gerne bezahlen, fordern Er Gnoden nur, was Se wollen haben davor!‘ — ‚O das tut in Gottesnamen, soviel ihr nur wollt!‘ — ‚Nun mer wollen ersetzen allen Schaden, verkaufen Se uns gneedigst den Baum.‘ — ‚Ach was, schreibt daran, was ihr Lust habt, das tut ja dem Baume weiter nichts. Aber was wollt ihr denn dreinschneiden, dürft ihr das nicht sagen?‘ fragt der Drost zurück. ‚Ach wenn es Er Gnoden nicht nehmen wollten vor übel, da ist unser Rabbiner, der soll da hineinschneiden unsere Häbräischen

Zeichen, daß der Mörder, den unser Gott finden werd, nicht sterben soll eines rechten Daudes!'

Nach fast 6 Jahren, im Frühjahr 1788, wird dem Fürstbischofe von Paderborn, während gerade in der Zeit des Landtags mehrere von der Ritterschaft, worunter auch der Drost v. H....n bei ihm an der Mittagstafel sitzen, ein Brief gebracht, welchen er, nachdem er ihn gelesen, dem Drosten gibt, ‚das betreffe jemand aus einem seiner Dörfer und wie sich das verhalte, ob man etwas dafür tun solle?' Der Drost, nach aufmerksamer Lesung, gibt den Brief dem Fürsten zurück: ‚Er überlasse das der Einsicht Ihrer Fürstlichen Gnaden, der Mensch stehe übrigens im stärksten Verdacht eines begangenen Mordes, und man würde ihn dort nur befreien, um ihn hier den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.' —

Der Brief aber lautet wörtlich und mit diplomatischer Pünktlichkeit abgeschrieben so:

Ihro Hochfürstlich Gnaden durchleichtigster Printz. Mein allergnädigster Herr herr 2c.

Ich armer bitte Unterthänigst zu vergeben daß ich mein Schreiben an ihro durchleichtigsten Printzen Ergehen laße. indeme ich nach Gott. Einzig und allein meine Zuflucht zu ihro Gnaden meinen allergnädigsten Landesherrn suche, hoffe meine Bitte erhöret zu werden.

Ich Johannes Winkelhannes von der Paderbornnschen auß Pelersen deß fürstenthum von Neuhaus gebürtig, von der Dioces Churfürstenthum Cöllen. Mein Vater hermanns und meine Mutter Maria Elisabetta Abgentz, dessen Ehlich Erzeigte Sohn stende in spanischen Dienste untter dem löbl. Regiment Provante geriethe in Sclavische Gefangenschaft worinnen ich schon über zwei Jahre lang in diesem so erbärmlichen Leben bin, Wenn man sollte sprechen das Elend der Christen unde wie sie von diessen Barbaren dractieret werden, ist mir unmöglich zu schreiben, und die täglichen Nahrung bei so schwerer Arbeit miserable Kleidung sollte ein steinernes Herze zum Mitleiden bewegen. Doch meinesseits Gott sei Dank habe ich einen guetten Patron bekhomen, welcher der erste Minister nach dem Bei ist, und wird Casnätzi genannt, wo ich an Unterhalt undt Kleidung keinen Mangel leidte doch in bedenkung ein Sklave den Christentum Entzogen, und meiner Schuldigkeit als Christ nit nachkommen kann. Keinen Trost. Undt zuflucht bei keinen Menschen mich dieses Jämmerlichen Standes zu entziehen, so setzte ich nun mein Vertrauen und Zuflucht zu ihro hochfürstliche gnaden Kniefehlich mit bitteren

Thränen bittend durch das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi sich meine zu erbarmen, mich dieses Elenden Sclavenstande Loß zu machen und mir wiederum in mein liebes Vatterland zu verhelfen es ist in Wahrheit es ist Willes Gelt nahendt bei dreihundert Dukaten, doch wird solches Gott der Allmechtige solches an ihro hochfürstliche Gnaden reichlich vergelten bittend anbey dieses mein Schreiben an meine libe Eltern und befreunde wissen zu thun, so sie annoch bei Leben seyen mochten lasse sie ebenfalls freundlich grüßen und bitten, sie mochten ebenfalls bei ihro hochfürstlichen Landesherren vor mich bitten und in ihrem Gebett bei Gott vor meine Guet Detter und Erlöser dieses Elendes ingedenk sein. Schließe mit bitteren Thränen und verharre an ihro Hochfürstliche Gnaden

Ein aller unterthänigster Unterthan und Diener
Johannes Winkelhannes Sclav des Ministers Casnaczi in Algier.

So ein Schreiben an mich überschickt werden sollte, ist solches an Monsieur Walther Consul de Schwede zu attressieren und muß solches bis nach Marseilo frangirent werden.

Signt. Algier in Barbaria den 8. November an 1787.

Im April 1807 wird dem Drosten v. H.... in dem Augenblicke, als er auf der Haustreppe steht, um in den Wagen zu steigen, der ihn nach Paderborn bringen soll, von dem Felddiener und Gerichtsboten Malchus die Anzeige gemacht: in Bellersen sei vor einigen Tagen der Hermann Winkelhannes, der seit 24 Jahren verschollen, und damals des Mordes beschuldigt, eingetroffen, ob man da vielleicht von Gerichts wegen gegen ihn verfahren, ihn etwa arretieren solle. Worauf der Drost in dem Augenblicke und beschäftigt mit dem Gedanken der Abreise durch die seltsame, inhaltsschwere, ihn so plötzlich überraschende Nachricht gestört, und die Schwere der Worte nicht gleich erwägend, zum Gerichtsdiener gesagt: allerdings, er müsse gleich arretiert werden; aber eingestiegen und kaum vom Hof gefahren läßt er halten und ruft den Gerichtsdiener an den Kutschenschlag, ihm befehlend: er solle noch mit dem Verfahren ruhen, und schweigen, er wolle erst in Paderborn anfragen, die Sache sei so lange her, die Zeugen meist tot oder fort, die ganze Untersuchung also schwer und unklar, auch schon längst Gras darüber gewachsen.

Dort angekommen, geht er nach dem damals von preußischer Seite angestellten Regierungspräsidenten von Coninx und fragt ihn um Rat, der aber sagt gleich, er möge den Hermann W. ganz

ungekränkt lassen, 24jährige Sklaverei wäre nach dem Gesetze der Todesstrafe gleichgesetzt. So fährt er denn wieder nach Haus und läßt dem Hermann W. sagen, daß er ganz frei und ohne Furcht vor Untersuchung und Strafe leben dürfe, und er möge aber gelegentlich einmal zu ihm kommen.

Da meldet eines Nachmittags, als die Familie beim Kaffee sitzt, der Bediente: der Algierer sei da und wolle gern den gnädigen Herrn sprechen. Auf den Befehl, er solle ihn nur hereinführen, tritt ein kleiner krüpplicht-bucklichter Kerl herein, ganz kümmerlich aussehend, der auf die Frage, ob er der Hermann Winkelhannes sei, und wie es ihm ergangen, dies erst nach mehrmaliger Wiederholung versteht, und dann in einer Sprache antwortet, deren Zusammenhang wieder niemand im Zimmer versteht, und die ein Gemisch scheint von wenig Deutsch und Holländisch, mehr Französisch und Spanisch und Türkisch, wie sie die Sklaven in der Barbarei untereinander sprechen.

Erst nach mehreren Monaten, als er unter seinen Verwandten wieder gebrochen Deutsch gelernt und mehrmals und oft wiedergekommen, hat er sich dem Drosten ganz verständlich machen können, der ihm nach und nach seine Geschichte abgefragt.

Da hat ihn einsmals auch der Drost gefragt: ‚Nu seg mal, Hermen, du brukst ja jetzt doch nix mer to förchten, wi is dat kumen med den Jauden, dat du den vor de Blessen schlagen hest?‘ — ‚Ach dat will ick na de Wahrheid Or Gnaden säggen, eck wull en nich taut schlahen, sunnern men düet dörchprügeln, wie eck en averst sau an den Kragen satte, da ritt he sick loß und gav mi einen med sinen dören Stock, dei mi höllisch wei deihe, da schlog eck en in der Bosheit med minen Knüppel glik övern Kopp, dat he flugs tosammen störtt aße 'n Taskenmetz. Da dacht eck: nu is et doch verbi, nu sast 'n auck ganz kalt maken.‘

Wie er ihn nun tot vor sich liegen gesehen, da wäre die Angst über ihn gekommen, und wäre nicht wieder zu seinem Herrn nach Ovenhausen gegangen, sondern nach Bellersen zu den Seinigen, und da sein Vater sich darüber verwundert, habe er ihm gesagt, er hätte Streit mit seinem Brotherrn bekommen und sei aus dem Dienste gegangen. Da sei denn aber nach ein paar Tagen auf einmal die Nachricht von dem Morde gekommen, und sein Vater, um jenen Prozeß wissend, habe ihn scharf angesehen: ‚Hermen, Hermen, med di is et nich richtig, du hest wat op de Seele, give Gott dat et nich Unglück un Schanne is.‘ Nun hätte er am Mittag in der Haustür gestanden, als er die Gerichtsdiener von der einen Seite und den gnädigen Herrn von

der andern im Dorfe heraufkommen gesehen. Da hätte er wohl gemerkt, daß es auf ihn abgesehen, und sei in die Stube gesprungen, und hätte seinem Vater gesagt, er solle ihn nicht verraten, und da der Gerichtsdiener schon vor dem Hause, sei er zum Fenster hinaus in den Garten in die Vizebohnen gesprungen.

Da hätte er denn hören können, wie sie nach ihm gefragt, und sei in der größten Angst gewesen, weil das Fenster noch offen, und wenn sie da heraus und recht zugesehen, so würden sie seine Fußstapfen im umgegrabenen Lande haben sehen können von da, wo er herausgesprungen, bis in die Vizebohnen, einmal habe der gnädige Herr zum Fenster herausgesehen, da habe er in höchster Angst das Gelübde getan, barfuß nach Werl zu wallfahrten, wenn ihn niemand sehe. Da hätte ihn die Mutter Gottes erhört, und ihn niemand entdeckt, als es aber Nacht geworden, da sei er leise über den Zaun gestiegen und quer durch den Garten zum Dorfe hinaus. Auf der Höhe nach dem kleinen Kiel zu habe er sich noch einmal umgesehen, da hätte er die Lichter im Dorfe gesehen, und die Hunde hätten gebellt, damals habe er bitterlich geweint und gemeint, er krieg' es nun wohl seine Lebtage nicht wieder zu sehen! Und er hätte Schuh' und Strümpfe ausgezogen, und sei, den Rosenkranz betend, über die Hölzer ins Lippische hineingegangen, und den zweiten Abend sei er in Werl angelangt. Ganz früh am andern Morgen habe er gebeichtet und kommuniziert, und er habe noch einen halben Gulden gehabt, den habe er der Mutter Gottes als Opferpfennig gegeben, da sei ihm frisch zu Sinne geworden, und wie er aus der Kirche getreten, da sei die Sonne eben durch die Bäume aufgegangen, die auf dem Kirchhof stehen, und die Schatten davon wären alle nach Holland gelaufen, da hätte er gedacht: ich muß auch wohl dahin, und wäre munter zugeschritten.

In Holland half er sich bis zum Sommer mit Taglohn durch, dann ließ er sich zum Matrosen anwerben, worauf er nach einigen Reisen in englische Häfen nach Genua kam und sich dort während einer Ruhe von mehreren Monaten, durch höheren Lohn gereizt, auf einen spanischen Kauffahrer dingen ließ, der in die Levante schiffte, obgleich seine holländischen Kameraden eifrig abrieten, ihm die Gefahr, von Piraten gefaßt zu werden, vorstellend. Es ging auch glücklich das erstemal, da ließ er seinen Kontrakt noch einmal verlängern, als er aber das drittemal dieselbe Reise machte, ward das Schiff im Sizilischen Meer von Seeräubern genommen und in den Hafen von Algier gebracht.

Auf dem Sklavenmarkt kauft ihn der Wesir des Dei, ein Renegat, mit Namen Casnäzi, und da er damals ein wackerer

tüchtiger Bursch war, hatte er es gut bei ihm, ja sein Herr machte ihn, da er etwas schreiben und ein wenig Italienisch und Französisch konnte, zu seinem Haushofmeister. Aus dieser Zeit rührt jener Brief her, den er an den Fürstbischof geschrieben. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lang; der Wesir fiel plötzlich in Ungnade und ward stranguliert, sein Vermögen verfiel dem Dei, und seine Sklaven wurden öffentliche Sklaven. — Da fing sein eigentliches Elend an und dauerte 17 Jahre hindurch bis zu seiner Befreiung. Die Sklaven mußten große Steine auf Schleifen aus dem Lande nach dem Molo ziehen, oft 20 vor einer Schleife gekuppelt, in schärfster Hitze durch den glühenden Sand, und dazu nichts als ein Pfund Brot und ein kleines Maß mit Öl und Weinessig. Dabei hätten die Aufseher auch nicht gespaßt, und wie einer niedergesunken aus Mattigkeit, hätten sie darauf geschlagen, bis er wieder munter. Da sei einmal eines Tags, als einer der Aufseher grad' frisch darauf geschlagen, ein Derwisch in der Ferne vorübergegangen; der wäre, es ansehend, stillgestanden, und den Aufseher zu sich winkend, hätten sie an den Gebärden gesehen, daß er ihm ins Herz geredet, oft mit der Hand nach dem Himmel zeigend, da hätte der Aufseher die Erde geküßt und dem Derwisch die Hand, und als er wieder zu ihnen gekommen, sei er ganz verändert gewesen, und mehrere Wochen ganz mild. — Alle Jahre ein paarmal wäre der Dei auf einem Spazierritt bei ihnen vorbeigekommen, und wie sie ihn auf ihren Knien um Gnade gebeten, habe er eine Handvoll Zechinen ausgeworfen, welche sie gesammelt und dem schwedischen Konsul gebracht hätten. Der hatte sie dann insgesamt an gewissen Tagen losgekauft und ihnen einmal satt und gut zu essen gegeben.

Ein paar Jahre hielt der kräftige Körper Hermanns dies Leben aus, als er aber einstmals, einen Sack mit vielen Broten tragend, darunter niedergestürzt ist, dergestalt, daß er mehrere Knochen am Leibe oder im Rücken gebrochen, haben sie ihn in ein Loch geworfen, da er denn so lang gelegen, bis er heil gewesen, und weil er nicht verbunden, so sei er ganz krumm ineinander gewachsen.

Doch hatte sie das Volk stets mit einigem Mitleiden betrachtet, ja als die Revolution wegen der Juden ausgebrochen und diese mit dem sie begünstigenden Dei alle ermordet wurden, hätten sie gedacht, die Reihe würde nun auch wohl an sie kommen und viele von ihnen hätten es wohl gewünscht, aber sie wären unberührt und unbeschädigt unter der wogenden Menge umhergegangen.

Oft hatte ihn, als er noch bei dem Wesir gewesen, dieser bereden wollen, auch Renegat zu werden wie er und ihm dann groß Glück und Ehre versprochen, er hat aber nie seinen Glauben verleugnen wollen.

Endlich als 1806 Hieronymus Bonaparte den Dei gezwungen, die Christensklaven freizugeben, ist auch Hermann befreit worden, und an der italienischen Küste ausgesetzt; mit 8 Kronen beschenkt, ist er nach seiner Heimat gewandert.

Das war der Inhalt seiner Erzählung, die der Drost so nach und nach ihm abtrug. Zu Hause ging es ihm aber traurig, sein Bruder sah ihn nur ungern, arbeiten konnte er nur wenig, dabei klagte er über unausstehliche Kälte.

Während der Kurzeit ging er oft nach dem Driburger Brunnen, bettelnd, und wer sie hören wollte, seine Geschichte erzählend.

Im Spätherbst kam er noch einmal zu dem Drost H....n, und auf dessen Frage, da er nach erholtem Almosen noch stehenblieb, ‚ob er noch was Besonderes wolle?' klagt er erst nochmals seine Not und bittet zuletzt flehentlich, ob ihn der Drost nicht wolle ganz zu sich nehmen, er wolle ja gern all die kleine Arbeit eines Hausknechts tun; — das schlug dieser ihm aber rund ab aus dem unangenehmen Gefühl, einen vorsätzlichen Mörder unter dem Dache zu haben.

Als zwei Tage darauf der Domherr Karl v. H.....n früh auf die Jagd ging, kommt er über die Stoppeln an dem Pflüger Kerkhoff aus Bellersen vorbei, der ihm erzählt, sie hätten vor einer Stunde den Algierer im Kiel an einem Baum hangen gefunden. Da hat der Drost die Gemeindevorsteher zu sich kommen lassen und sie gebeten, dem Menschen, über dem ein ungeheures Unglück am Himmel gestanden, ein ehrliches Begräbnis nicht zu versagen und nicht darauf zu bestehen, daß er, wie sonst Selbstmördern geschieht, unter der Dachtraufe oder hinter der Kirchhofsmauer eingescharrt werde, welches sie denn auch zugesagt.

Erst nach 8 Tagen führten die einzelnen Fäden über seine letzten Stunden und seinen Tod zu einem Knoten, der wie sein Schicksal selbst, das ihn überall an den unsichtbaren Fäden lenkte, in seinem Tode gelöst ward.

Spät abends an dem Tage, als er von dem Drosten jene abschlägige Antwort erhalten, pocht er in Holzhausen, 2 Stunden weiter, heftig an die Türe des ersten Hauses am Wege rechts, und als ihm aufgemacht und er gefragt wird, was er wolle, stürzt er leichenblaß und in furchtbarer Angst ins Haus und bittet um Gottes und aller Heiligen willen, ihn für diese Nacht bei

sich zu behalten; und auf die Frage, was ihm denn in aller Welt widerfahren, erzählt er, wie er übers Holz gekommen, habe ihn eine große lange Frau eingeholt und ihn gezwungen, ein schweres Bund Dörner zu tragen und ihn angetrieben, wenn er stillgestanden, da hätten sich die Dörner ihm alle ins Fleisch gedrückt, und er hätte an zu laufen gefangen, und sei so keuchend in großer Angst vors Dorf gekommen, da sei die Frau und das Bund Dörner fort gewesen, und sie möchten ihn nur die Nacht behalten, er wolle den andern Tag wieder nach Hause. Früh fortgegangen, ist er gegen Mittag auf die Glashütte zur Emde gekommen, wo er oft Almosen erhalten, und hat um ein Glas Branntwein gebeten, und als er getrunken, um noch eins, da ist ihm auch das dritte gegeben worden, worauf er gesagt, nun wolle er nach Hause. Wie er aber an den Kiel gekommen, nicht weit von der Stelle, wo er vor 24 Jahren die Schuhe zur Wallfahrt ausgezogen, da hat er eine Leine von einem nahen Pflug genommen und sich damit an einen Baum aufgehängt, und zwar so niedrig, daß er mit den Füßen das Herbstlaub unter sich weggescharrt hatte.

Als ihm einst der Drost die Geschichte mit dem Baum und den geheimen Zeichen, die die Juden darin geschnitten, erzählt, und wie sie bedeuteten, daß er keines natürlichen und rechten Todes sterben solle, hat er geantwortet: ‚O dat sull eck doch nich denken, eck häwwe doch so lange davör Buße daen, un hewwe vaste an minen Gloven halen, aße se meck överreeen wullen, en abtoschwören!‘

So hat der Mensch 17 Jahre ungebeugt und ohne Verzweiflung die härteste Sklaverei des Leibes und Geistes ertragen, aber die Freiheit und volle Straflosigkeit hat er nicht ertragen dürfen! Er mußte sein Schicksal erfüllen, und weil Blut für Blut, Leben für Leben eingesetzt ist, ihn aber menschliches Gesetz nicht mehr erreichte, hat er, nachdem er lange Jahre fern umhergeschweift, wieder durch des Geschicks geheimnisvolle Gewalt zu dem Kreis, Ort und Boden des Verbrechens zurückgebannt, dort sich selbst Gerechtigkeit geübt.

Zwei Jahre nach seinem Tode ist jener Baum, worin die Juden ihre dunklen Zeichen geschnitten, umgehauen worden. Die Rinde aber hatte diese in den langen Jahren herausgewachsen, daß man ihre Form und Gestaltung nicht mehr erkennen konnte.“ —

Annette hatte diese Skizze noch nicht gelesen, als sie im Frühjahr 1837 den gleichen Stoff zu bearbeiten begann. Sie folgte der mündlichen Überlieferung, aus der sie, wie schon

gesagt, die erste Anregung empfangen hatte, und gestaltete die Erzählung frei mit vielen persönlichen Zutaten. Zwei Jahre später, im August 1839, weilte sie wieder auf dem Schauplatz der Begebenheit, in Abbenburg, und wurde nun in ihrem Vorhaben bestärkt, ihre Novelle zu vollenden. Am 24. August berichtet sie an Schlüter:

„Das Wilddieben und Holzstehlen geht überhaupt noch seinen alten Gang, noch ärger das Konterbandieren über die Lippische und Braunschweigische Grenze; man kann nach Sonnenuntergang nicht spazieren gehen, ohne Banditengesichtern mit Säcken zu begegnen, die Einen scheu ansehen und dann voran traben, was die Beine vermögen. Vorgestern in der Nacht hörten wir Geschrei und Schießen vor unserer Pforte. Am Morgen waren überall Wege durchs Korn getreten, wo die Schleichhändler geflüchtet, auch niedergestampfte Flecke hier und dort, als ob zwei gekämpft; weiter haben wir nichts erfahren. Getötet ist somit wohl niemand, verwundet wahrscheinlich einer oder der andere, aber das bleibt still; niemand bekümmert sich darum, grade wie vor sechzig Jahren. Man muß gestehen, daß Volk und Gegend hier unendlich romantischer sind als bei uns, doch wollen wir lieber behalten, was wir haben.

Hierbei fällt mir meine Erzählung ein. Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten gelesen, den mein Onkel August schon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ, und dessen ich mich nur den Hauptumständen nach erinnerte. Es ist schade, daß ich nicht früher drüber kam; er enthält eine Menge höchst merkwürdiger Umstände und Äußerungen, die ich jetzt nur zum Teil benutzen kann, wenn ich die Geschichte nicht ganz von neuem schreiben will. Vor allem ist der Charakter des Mörders ein ganz anderer, was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nötigt, mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel passen will. Das Journal wird mir übrigens nicht schaden, es ist gar nicht aufgekommen und schon nach drei Monaten Todes verblichen, auch zwanzig Jahre darüber hingegangen."

Die Umgestaltung des ersten Entwurfes, die Annette jetzt ausführte, liegt vollständig auf drei Foliobogen vor. Es macht sich darin das Bestreben geltend, der Geschichte, die ihr bisher nur in allgemeinen Umrissen bekannt war, den Schein des Wahren und Aktenmäßigen zu verleihen. Ihre ersten künstlerischen Intentionen werden aber dabei keineswegs der historischen Wahrheit zuliebe geopfert. Die Eindrücke der Umgebung, des Landes und seiner Bewohner gingen frisch und

unmittelbar, wie die Dichterin sie empfing, in ihre Erzählung über. In einem Briefe an Henriette von Hohenhausen urteilt sie am 14. Januar 1840 über die Umarbeitung des novellistischen Entwurfes: „Geschrieben habe ich eine Erzählung, in der mir manches gelungen, aber das Ganze doch nicht der Herausgabe würdig scheint. Es ist mein erster Versuch in Prosa, und mit Versuchen soll man nicht auftreten."

Die letzte endgültige Fassung gab Annette der Novelle erst anderthalb Jahre später. Eine stärkere Beeinflussung durch den Bericht in der „Wünschelrute" läßt sich nicht darin nachweisen, im Gegenteil, die Dichterin schaltet hier noch freier mit der Überlieferung als in der zweiten Bearbeitung aus dem Jahre 1839. Die prachtvolle Milieudarstellung, die Jugendgeschichte Mergels, die Gestalten der Mutter, des roten Simon, des Gerichtsherrn und des Schreibers, die Schilderung der Blaukittel, der Kämpfe zwischen Förstern und Holzfrevlern, das alles ist dichterisches Eigentum der Droste. Erst mit der Darstellung des Wortgefechtes zwischen Friedrich Mergel und dem jüdischen Althändler biegt Annette in die Pfade ein, die ihr der Bericht vorgezeichnet hatte. Aber auch hier gestattet sie sich zahlreiche Abweichungen von ihrer Vorlage. Nach dem Bericht mahnt der Jude den Winkelhannes wegen eines unbezahlten Rockes, in der „Judenbuche" ist eine Uhr der Gegenstand des verhängnisvollen Handels. Nicht in Konstantinopel, sondern in Algier wird der entflohene Mörder Sklave, und nicht durch ein holländisches Schiff, sondern durch Hieronymus Bonaparte wird er befreit. Auch in den Zeitbestimmungen kümmert sich Annette nicht um ihre Quelle. Nach der Skizze wird der Mord im Jahre 1782 vollführt, die Rückkehr des Täters erfolgt 25 Jahre später. „Die Judenbuche" dagegen verlegt die verbrecherische Tat Mergels in das Jahr 1760 und läßt den Mörder am 24. Dezember 1788 in die Heimat zurückkehren. Aber das alles sind verhältnismäßig geringfügige Änderungen der überlieferten Tatsachen. Viel bedeutungsvoller sind die Abweichungen, die sich Annette erlaubt, um den Selbstmord Mergels zu begründen. Nach dem Bericht lebt der aus der Sklaverei Befreite unbehelligt in seinem Heimatsort. Er braucht seinen Namen nicht zu verheimlichen, weil das Verbrechen verjährt ist. Aber er ist verfemt, niemand verkehrt mit ihm, sogar der eigene Bruder wendet sich von ihm ab. Diese Ächtung des schuldigen Mannes durch seine Dorfgenossen hilft gleichsam die geheimnisvolle Macht verstärken, die von den unheilverkündenden Runen des Baumes auf seine Seele

ausgeht, und es ist daher auffallend, daß Annette sie unbeachtet läßt. Das psychologische Rätsel, wie der unselige Mann, der zwanzig Jahre lang die drückendste Sklaverei mit ungebeugtem Mute getragen, in der Heimat, in der Freiheit seinem Dasein gewaltsam ein Ende macht, hat sie nach meiner Meinung nicht völlig gelöst. Nicht eine psychologische Novelle hat sie geschaffen, sondern eine kulturgeschichtlich bedeutungsvolle Milieunovelle. — Als die Dichterin ihrer Arbeit, an der sie mit so hingebendem Fleiße gefeilt und gebessert, die abschließende Form gegeben hatte, schrieb sie am 30. Juni 1841 an ihre Schwester Jenny: „Ich habe jetzt eine Erzählung von dem Burschen im Paderbörnischen, der den Juden erschlug, von der Junkmann aber sagt, die Paderbörner würden mich auch totschlagen, wenn ich sie herausgäbe." Diese Voraussage des schwarzseherischen Freundes bewahrheitete sich nicht. Die Novelle erschien im Jahre 1842 im Cottaschen „Morgenblatt" (Nr. 96—111) und hatte einen großen Erfolg. „Die Judenbuche", so berichtet Annette aus Rüschhaus an Levin Schücking, „hat endlich auch hier das Eis gebrochen und meine sämtlichen Gegner zum Übertritt bewogen, so daß ich des Andrängens fast keinen Rat weiß, und meine Mama anfängt, ganz stolz auf mich zu werden. O tempora, o mores! Bin ich denn wirklich jetzt besser oder klüger wie vorher?" Das warme Lob, das dieser Dichtung bei ihrem ersten Erscheinen gespendet wurde, ist bis heute nicht angefochten worden. Die Vorzüge der Drosteschen Erzählungskunst, die reine Gegenständlichkeit und Sinnfälligkeit ihrer Darstellung, erscheinen hier im hellsten Lichte. Der Vortrag ist knapp, wuchtig, gedrungen und dramatisch lebendig. Der finstere Inhalt wird mit kraftvollem, manchmal rücksichtslosem Realismus ausgemalt. Als es draußen an die Fensterläden klopft und Frau Margret glaubt, ihr betrunkener Mann würde ihr von den Leuten ins Haus geschleppt, hat sie nur die Worte: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!" Annette erzählt objektiv und hält sich mit ihrem eigenen Ich zurück; aber hin und wieder nimmt sie sich doch maßvolle Freiheiten und verbirgt, namentlich auf den Höhepunkten der Darstellung, ihren innern Anteil nicht. Episoden werden vermieden, strenge Sachlichkeit ist das Ziel, dem die Dichterin zustrebt. Im Gegensatz zu Heinrich von Kleist, der in seinen Novellen die indirekte Rede der direkten vorzieht, bedient Annette sich überall des Dialogs und rückt dadurch ihre Kunstform in die Nähe des Dramas. Zahlreiche sinnliche Einzelheiten und kleine charakterisierende Züge flicht sie ein und belebt damit kräftig die Erzählung. Mit unbegrenzter Deutlichkeit hat

sie ihre Gestalten vor Augen, in jeder Bewegung, in jeder Miene. Als Frau Margret den schwachsinnigen Johannes anfährt, da sieht „das Kind zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt und beginnt, in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben". Der Förster „gleitet durch den halbverwachsenen Steig mit den vorsichtigen, weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Luchs die Hühnerstiege erklimmt". Überall fühlen wir in dieser Meisternovelle festen Boden unter den Füßen, und weil der lokale Hintergrund mit so wahrheitsgetreuen Zügen gemalt wird, glauben wir auch an die inneren Vorgänge um so williger. — Außer der „Judenbuche" hat Annette von Droste noch zwei andere Kriminalgeschichten geplant. In dem Briefe an Junkmann vom 4. August 1837 erwähnt sie unter ihren unvollendeten Arbeiten an siebenter und achter Stelle „zwei Stoffe". „Einer zu einer Kriminalgeschichte ist wirklich in Brabant passiert und mir von einer nahe beteiligten Person mitgeteilt, die einen furchtbaren und durchaus nicht zu erwischenden Räuber fast 20 Jahre lang als Knecht in ihrem Hause hatte! Der zweite zu einem Gedichte von mehreren Gesängen, den ich ganz vollständig geträumt, durch alle Gesänge, die ich zu lesen glaubte. Er betraf die Entdeckung eines Mordes an einem Juden, die ein blinder Bettler dadurch befördert, daß er den Mörder veranlaßt, dieselben Worte auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsch ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte." Von diesem Gedicht ist nichts mehr erhalten. Dagegen liegt von der Brabanter Geschichte ein Bruchstück unter dem Titel „Joseph" vor, das sich im Besitze der Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff befand und von Kreiten (Ges. Werke IV, 539 f.) zuerst veröffentlicht wurde. Als Entstehungszeit dieses Fragmentes nennt er das Jahr 1839, an anderer Stelle (Charakterbild, 2. Aufl., S. 448) spricht er die Vermutung aus, es sei die Erzählung, an der Annette laut einem Briefe an Schücking im Jahre 1844 arbeitete, und über die sie bemerkt: „recht schöner Stoff, aber nicht auf westfälischem Boden". Cardauns meint, daß zwar diese Äußerung der Dichterin auf das in Frage stehende Novellenfragment passe, im übrigen aber Kreitens Annahme „nicht mehr als eine ganz unsichere Hypothese" sei. — Im Gegensatz hierzu bin ich mit Kreiten der Ansicht, daß das Bruchstück „Joseph" im Jahre 1844 verfaßt ist. Es zeigt eine ganz gereifte Darstellungsgabe und verrät in stilistischer Hinsicht eine große Ähnlichkeit mit der

Skizze: „Bei uns zu Lande auf dem Lande", die drei Jahre früher geschrieben wurde. Daß es zu den literarischen Arbeiten aus jener Epoche gehört, da die Dichterin noch in geistiger Gemeinschaft mit Schücking lebte, dafür spricht folgender Umstand. Annette sagt in dem erwähnten Briefe vom 31. Oktober 1844: „Hätte ich diese Erzählungen nicht versprochen — und bald — ich ließ sie wenigstens vorläufig ruhn; nun aber quäle ich mich umsonst ab, wie ein im Traum Laufender." In dem Fragment bemerkt der Rentier Kaspar Bernjen, daß er die Begebenheit nur niederschreibe, weil „mein jüngster Neffe, der, Gott sei's geklagt, sich auf die Literatur geworfen hat, jedoch ein artiges Geld damit verdient, gerade sehr um einen Beitrag in gemütlichem Stile verlegen ist". Diese Äußerung befremdet im Munde des alten „Moortopfes" Bernjen, sie wird aber sofort verständlich, wenn man sie als persönliche Bemerkung Annettens auffaßt und darin eine Anspielung auf ihren jungen Freund Schücking erblickt, der ja auch zu ihrem Leidwesen den dornigen Beruf eines Schriftstellers gewählt hatte. Die Dichterin hat den Stoff frei gemodelt; den furchtbaren Räuber verwandelte sie in einen diebischen Kassierer und verlegte die Handlung von Brabant nach dem flandrischen Gent. Ein „Joseph" kommt in der Erzählung noch nicht vor. Reiseerinnerungen aus Holland und Belgien, Eindrücke, die sie bei ihrem Aufenthalt in dem Schlosse Arßen an der Maas bei Venlo empfangen hatte, wurden beim Niederschreiben der Novelle wieder lebendig in ihr. Eine Gestalt wie die Mevrouw van Ginkel ist zweifellos nach persönlicher Anschauung gezeichnet. Wir sehen sie vor uns, wie sie steif hinter ihrer Teemaschine sitzt, sich mit den Schnörkeln eines Stickmusters abmühend, das die größte Ähnlichkeit mit einem holländischen Garten voll Ziegelbeeten und Taxuspfauen hatte: vor ihr die kleine, goldene Tabatiere, rechts und links Etageren voll Pagoden und Muschelhündchen und alles überträufelt von dem feinen Aroma des Kaisertees.

Ungleich bedeutender als das Fragment „Joseph" sind zwei literarische Arbeiten Annettens, die ihre Heimatprovinz Westfalen zum Gegenstande haben: Die unvollendete Prosaerzählung „Bei uns zu Lande auf dem Lande" und die inhaltlich sich enge daran anschließenden, aber später ausgeführten „Bilder aus Westfalen". Schon bald nach dem Erscheinen der Gedichte Annettens hatte Amalie Hassenpflug ihr den Rat gegeben, die Zustände im Lande der roten Erde, wie die Dichterin sie in frühester Jugend gekannt, insbesondere „die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Bewohner" in ihrem nächsten Buche poetisch

zu behandeln. Auch die Bökendorfer Verwandten und Freunde ermunterten sie, diesen Stoff zu bearbeiten; doch ließ die Droste den Plan zunächst fallen, um auf Schlüters Drängen das „Geistliche Jahr" zum Abschluß zu bringen. Erst im Frühjahr 1841 nahm der Gedanke, das Land ihrer Väter in einem dichterischen Gemälde zu schildern, festere Formen an, und am 23. März 1841 schrieb sie an Schlüter:

„Wissen Sie wohl Professorchen, daß ich jetzt ernstlich willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmacke von Bracebridge-Hall auf Westphalen angewendet zu schreiben, wo auch die bewußte Erzählung von dem erschlagenen Juden hineinkommt? Das Schema zum ersten Teile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell .... Es wird drei Abteilungen enthalten, und den verbindenden Faden gibt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande (erste und stärkste Abteilung), der dann mit dieser Familie ihre Verwandten im Paderbornischen besucht (zweite Abteilung) und durchs Sauerland zurückkehrt, wo sie auch einige Zeit bei Freunden und entfernteren Verwandten verweilen (dritte und kleinste Abteilung). Diese sind die drei hervorstechendsten Provinzen Westfalens, und zudem die einzigen, wo ich hinlänglich eingebürgert bin, um festen Grund unter mir zu fühlen. Es werden alle normalen Charaktere, Sitten, Institute (z. B. Damenstifter, Klöster), Sagen und Aberglauben dieser Gegenden darin vorkommen, teils geradezu in die Szene gebracht, teils in den häufig eingestreuten Erzählungen; ich hoffe Gutes von dem Buche, bin aber keines Menschen Beifall weniger gewiß als des Ihrigen, da Sie einen entschiedenen Widerwillen gegen Hexen, Spuk und Vorgeschichten haben, und von allem diesen darin vorkommen wird, zwar natürlich fast allein in sagenhaften Erzählungen, also nicht als krasse Unwahrscheinlichkeit stoßend, aber ich weiß, Sie mögen dergleichen in keiner Gestalt." —

Ihre Freundin Adele Schopenhauer riet ihr, den heimatlichen Stoff in dramatischer Form zu behandeln, aber für Annette blieb das Vorbild Irvings bestimmend. Mit Feuereifer stürzte sie sich in ihre Arbeit, es „brennt ihr wie auf den Nägeln, sie möchte lieber Tag und Nacht schreiben, als vielleicht noch drei Wochen die Hände in den Schoß legen und Daumen drehen oder die Wolken studieren". Bitterlich klagt sie, daß „die Grippe

vor ihre Arbeit zunächst einen Schlagbaum fallen ließe". Es trat nun eine Stockung ein; allerlei äußere Rücksichten und Bedenken machten sich geltend und verleideten ihr die Lust am Werke. „Ich habe mein Buch über Westphalen bereits angefangen", berichtet sie am 20. Juli 1841 ihrem Oheim August von Haxthausen, „und ein ziemlich Stück hineingearbeitet, es scheint mir ganz gut und doch verlor ich den Mut, da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte. Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten; nun fürchte ich, jedermann wird es für ein Porträt nehmen, und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preisgebe, mir als eine chamische Impietät anrechnen. Eben jetzt heute bin ich zu dem Entschluß gekommen, es meiner Mutter vorzulesen, und ist sie es zufrieden, so schreibe ich weiter, wo nicht, so gebe ich es auf und schreibe etwas Anderes. Gott weiß, wie lange wir sie noch haben; mein Vater sagte immer, nach siebenzig ist jeder Tag geschenkt, und sie ist nahe an siebenzig — nachher würde mich jedes Wort, was ich gegen ihren Willen geschrieben habe, wie ein Stein drücken. Ob es wohl überall so schwer zu schreiben ist wie hier?"

Wie die Entscheidung der Mutter ausgefallen ist, wissen wir nicht, aber Annette sprach, als sie im September 1841 nach der Meersburg reiste, den festen Entschluß aus, fleißig zu sein und ihr angefangenes Buch zu vollenden. Der Strom ihrer Lyrik, der in diesem Sonnenjahr ihrer Kunst unaufhaltsam hervorbrach, verschlang jedoch bald alle anderen poetischen Interessen. Annettens Heimatschilderung „Bei uns zu Lande auf dem Lande" blieb Fragment. Im dritten Kapitel bricht die Erzählung ab. Ein skizzenhafter Entwurf des ganzen Werkes, das mehr als zwanzig Kapitel umfassen sollte, fand sich in ihrem Nachlaß. Einige der darin angedeuteten Motive hat die Dichterin später wieder aufgegriffen und in den „Bildern aus Westfalen" verwertet. — Unter dem Zeichen von Irvings „Bracebridge-Hall" ist nach dem eigenen Geständnis der Droste ihr Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" entstanden, und der Einfluß des amerikanischen Erzählers läßt sich auch in der Anlage des Ganzen deutlich erkennen. „Das Thema", sagt Bertha Badt, „bildet bei beiden der Besuch eines Fremden in einer alten Adelsfamilie auf dem Lande." Annettens „Vetter aus der Lausitz" kommt zwar in Bracebridge-Hall selbst nicht vor, stimmt aber ganz und gar mit dem Bilde, das Irving im Vorwort von sich

selbst entwirft: ein Mensch aus einem verhältnismäßig jungen und geschichtslosen Lande kommt in eine Hochburg der Tradition, mit der ihn jedoch alte Heimatsbande verknüpfen. Auch in Einzelheiten zeigen sich mancherlei Ähnlichkeiten, doch sind diese zumeist aus der Verwandtschaft der behandelten Stoffe zu erklären und nicht auf eine sklavische Abhängigkeit Annettens von ihrem Vorbilde zurückzuführen. — Das Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" taucht noch wiederholt in den Briefen der Droste aus den Jahren 1843 und 1844 auf. Sie vermochte sich von dem ihr so vertraut und lieb gewordenen Gegenstand nicht zu trennen, aber sie opferte jetzt die künstlerische Form dieser Skizzen. Sie läßt nicht mehr den Lausitzer Edelmann die wechselnden Eindrücke schildern, die das Land der roten Erde auf ihn macht, sondern sie gibt nun selbst eine Beschreibung ihrer alten Sachsenheimat. „Die Bilder aus Westfalen" nehmen viele von den nicht ausgeführten Motiven der Skizzen wieder auf, z. B. die Episode von dem wegweisenden Knaben, die ursprünglich im sechsten Kapitel von „Bei uns zu Lande auf dem Lande" erzählt werden sollte. Manche Züge aus dem ländlichen Leben, Sitten und Bräuche bei Fest und Geschäft, eine Bauernhochzeit, die nächtlichen Gesichte der Vorschauer u. a. sollten ursprünglich dem Vetter aus Schlesien Stoff zur Betrachtung liefern. So trefflich Annette auch in ihren „Bildern" all diese Dinge beschreibt, wir vermissen doch in ihrer Darstellung den köstlichen Humor, den freien, behaglichen, ungezwungenen Plauderton, der uns in den beiden ersten Kapiteln der Skizze entzückt. „Das Gute ist hier der Feind des Besseren geworden." — Guido Görres hat im Jahre 1845 die „Bilder aus Westfalen" in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlicht, ohne den Namen der Verfasserin zu nennen. Sie erregten einen Sturm der Entrüstung. Annette hatte ihr geliebtes Münsterland in allzu lichten, die Zustände der Paderborner Gegend in allzu düsteren Farben gemalt, als daß der Widerspruch ausbleiben konnte. Ein Geistlicher aus dem Paderborner Land warf sich in einem Gegenartikel zum Anwalt seiner verkannten Heimat auf. In dem Verfasser der „Bilder" glaubt er ein Mitglied des Adels zu sehen, das die Untugenden des Landvolkes übertreibe, dagegen die Fehler seiner Standesgenossen nicht sehen wolle und blind sei gegen die nachteiligen Wirkungen, welche die rücksichtslose Ausübung der Adelsvorrechte auf die Verhältnisse des Landes ausübe. Ähnlich äußerten sich angesehene Persönlichkeiten aus der Provinz in Zuschriften an die Schriftleitung der „Historisch-politischen Blätter", und Annette hatte allen Grund, ihre Autor-

schaft geheimzuhalten. Die ungünstige Aufnahme, die ihre Skizzen in der Heimat fanden, warf trübe Schatten auf das in jenen Jahren ohnehin schon verdüsterte Gemüt der Dichterin.

Dramatische Versuche.

Durch die breite Pforte der erzählenden Dichtung sind die Frauen in unsere Literatur eingezogen. Im modernen Roman spielen sie bereits eine führende Rolle. Dagegen ist ihnen das dramatische Gebiet bislang fast verschlossen geblieben; keine epochemachende tragische Schöpfung entstammt einer weiblichen Feder. Wie heiß und ehrlich auch Talente wie Marie von Ebner-Eschenbach um den dramatischen Lorbeer gerungen haben, er ist ihnen versagt geblieben. Die Kunst des Dramas ist eben eine männliche Kunst, und selbst die männlichste unter allen Dichterinnen der Neuzeit, Annette von Droste, besaß nicht die Kraft, sich auf diesem Felde erfolgreich zu behaupten.

Man kann es verstehen, daß zu Lebzeiten Annettens kritische Stimmen laut wurden, die sie auf das Dramatische als ihr eigentliches Schaffensgebiet hinwiesen. Wer den festen Gang der Handlung, die tiefe, innerliche Motivierung, die Fülle von Selbstgesprächen und von dialogischem Gedankenaustausch in vielen ihrer Balladen und Erzählungen betrachtete, konnte wohl zu der Meinung geführt werden, daß die westfälische Dichterin berufen gewesen sei, eine Jüngerin Melpomenes zu werden. Aber ihre dramatischen Leistungen selbst widerlegen diese Annahme. Ihre literarische Bedeutung würde um nichts verringert werden, wenn man auch ihre Versuche in der Tragödie und im Lustspiel aus der Reihe ihrer Werke striche. Für den Forscher haben sie nur als Selbstbekenntnisse Bedeutung, sie sind aus Annettens innerem und äußerem Leben herausgewachsen und tragen zum Teil wenigstens den Stempel ihrer Persönlichkeit.

Die Dichterin war sechzehn Jahre alt, als sie unter dem Einflusse Schillers und Goethes eine Jambentragödie hohen Stils in Angriff nahm. Sie führte den Titel: „Blanca oder die Alpen" und behandelte die Liebe eines italienischen Edelfräuleins zu einem Schweizer Musikus Guilelmo. Eine politische Intrige, an der das Liebesglück der Heldin scheiterte, stand im Mittelpunkte des Stückes, das in Italien spielte, und dessen Personenverzeichnis nur italienische Namen aufweist. Im Frühjahr 1813 war Annette mit dem Werke beschäftigt, wie ihre Schwester Jenny am 4. und 11. März in ihrem Tagebuch ver-

merkt. Professor Sprickmann, der sie am 18. August in Hülshoff besuchte, wurde der Vertraute ihrer poetischen Stimmungen und ermunterte sie zu weiterem Schaffen. Ihm schreibt sie am 20. Dezember 1814: „An meinem Trauerspiel habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, doch hoffe ich es gegen Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papier, wie ich es denke, denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen bei, aber bis ich sie alle aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verrauscht, und das Aufschreiben ist mir das bei weitem mühseligste bei der Sache." Ihre Hoffnung, das Drama bis zum Frühjahr 1815 zu vollenden, verwirklichte sich nicht. Annette nahm mit dem ersten Entwurf eine tiefgreifende Umgestaltung vor. Wie Kleist die Handlung seiner Erstlingstragödie „Die Familie Schroffenstein" von Spanien nach Schwaben verlegte, so änderte auch Annette den Schauplatz ihres Stückes und ließ die dramatischen Vorgänge auf deutschem Boden spielen. Die Personen wurden umgetauft, die aus Goethes „Tasso" bekannten Namen Alfonso, Antonio, Eleonora verschwanden, das Drama, das jetzt nach seiner Heldin „Berta" benannt wurde, erhielt ein heimisches Kolorit. Aber Kraft und Stimmung verließen bald die junge Dichterin, über die beiden ersten Akte ist sie nicht mehr hinausgekommen. Mit dem sechsten Auftritt des zweiten Aufzuges bricht das Stück ab, und die Reihenfolge der weiteren Szenen ist nur in einer flüchtigen Skizze angedeutet. In einem Briefe vom 8. Februar 1819 fällt Annette über ihr Fragment das Urteil: „Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen, aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in der damaligen Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegenteil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl nicht so übel geworden, aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe. Es ist mir leid, ich wollte, daß ich es damals fertig gemacht hätte."

Wir werden heute kaum bedauern, daß Annette dieses Erstlingsdrama nicht beendet hat. Denn dieses Bruchstück ist nicht ein bedeutsamer Anfang echter Kunstübung, sondern ein unselbständiger dilettantischer Versuch. Die Dichterin wollte eine Liebes- und Künstlertragödie mit politischem Hintergrund schaffen. Berta, die Tochter des Reichsgrafen Adalbert von Löwenstein, hegt eine tiefe Neigung zu dem hochbegabten fahrenden Musiker Eduard Felsberg, der auf ihrem väterlichen Schlosse

gastliche Aufnahme gefunden hat. Aber ihre Leidenschaft stößt auf unübersteigliche Hindernisse, nämlich den Widerstand ihres Vaters und die Intrigen einer Nebenbuhlerin, ihrer Base Laurette, die den Künstler für sich gewinnen und in ihren Netzen fangen will. Der Graf hat durch seinen schustigen italienischen Geheimschreiber, Marco Godowesi, eine Verschwörung unter dem Landesadel angezettelt, um den Fürsten zu stürzen und sich selbst der Krone zu bemächtigen. Zur Vollführung dieses verbrecherischen Planes ist ihm jedes Mittel recht, und er sieht auch in seinen beiden Töchtern Berta und Cordelia nur Werkzeuge seines Ehrgeizes, durch die er zwei der mächtigsten unter den unzufriedenen Edelleuten an sich zu fesseln und seinen hochfahrenden Wünschen dienstbar zu machen gedenkt. Die Hand Cordelias verspricht er dem Grafen Heilbronn, der Besitz Bertas soll der Preis sein, mit dem er die Unterstützung des unbedeutenden und charakterlosen Grafen Reihersdorf sich erkaufen will. Cordelia fügt sich dem väterlichen Willen, Berta jedoch ist nicht gesinnt, auf ihre Liebe zu verzichten. Durch Godowesi erfährt der Graf von ihrer Neigung zu Felsberg, und sofort ist sein Entschluß gefaßt, den Künstler zu entfernen. Bei der Verlobungsfeier Cordelias verwundet Berta in empfindlicher Weise den Stolz Reihersdorfs, ihrem Liebesglück droht dadurch baldige Vernichtung, aber auch über den Verschworenen zieht sich ein Gewitter zusammen, da ihr Unterhändler, Ruhsen, gefangengenommen ist. — Hier endet das dramatische Bruchstück. Aus der uns erhaltenen Skizze können wir den weiteren Gang der Handlung erkennen. Der Konflikt sollte dadurch gelöst werden, daß eine geheime Unterredung zwischen Berta und Felsberg von Laurette und Bertas Bruder Ferdinand belauscht wird, worauf dieser den Geliebten seiner Schwester tötet. Das Schwert, mit dem er den Mordstreich vollführt, spielt in dem Stück eine ähnliche fatalistische Rolle wie der Schicksalsdolch in der „Ahnfrau". Auch über die Verschwörer bricht das Unheil herein, Soldaten des Landesfürsten überfallen nächtlicherweile das Schloß des Grafen und überliefern ihn und seine schuldigen Mithelfer dem Arme der Gerechtigkeit. — In der uns vorliegenden Form ist das Fragment, wie Martin Knieper ausführlich nachgewiesen hat[1]), eine Mischung von Motiven aus Schillers „Wallenstein", Goethes „Tasso" und den im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts so beliebten Schicksalstragödien. Die ganze Staats-

[1]) In einer aus meinem Seminar hervorgegangenen Dissertation: Annettens von Droste-Hülshoff dramatische Tätigkeit. Münster 1910.

aktion ist dem „Wallenstein" nachgebildet, und wörtliche Anklänge an den Dialog dieses Schillerschen Meisterwerkes sind nicht selten. Wenn z. B. Ferdinand sagt:

„Nun flattern die Helme, die Fähnlein wehn,
Hurra! hurra! drauf und dran!
In der Feldschlacht bewährt sich der deutsche Mann!
Das Schwert in der Rechten, hinein in den Schwarm!
Da wird ihm das Herz so weit und so warm." (I, 4.)

so klingt das nur wie ein mattes Echo des Schillerschen Reiterliedes. Dagegen ist die mit den politischen Händeln verflochtene Liebestragödie stark von Goethes „Tasso" abhängig. In beiden Stücken der gleiche Konflikt, der Zwiespalt zwischen Kunst und Leben, in beiden Dramen Künstlernaturen, welche die Forderungen der Wirklichkeit mit den Wünschen des Herzens nicht in Einklang zu setzen wissen. Nicht allein den Charakter Felsbergs hat Annette mit einigen Zügen des Goetheschen Tasso ausgestattet, auch Berta zeigt sich dem unglücklichen Dichter wahlverwandt, während sie anderseits das Vorbild der Prinzessin Leonore nicht verleugnet. Trotzdem also Annette in der Gestaltung ihrer Heldin von literarischen Einflüssen abhängig war, hat sie doch auch viel persönlich Empfundenes und Erlebtes in diese Figur hineingelegt. Die Seele erfüllt von düsterer Schwermut und banger Sehnsucht, durch ihre Umgebung beengt, aber unfähig, die Fesseln zu sprengen, die sie an die Alltäglichkeit binden, lebt Berta, ganz wie ihre jugendliche Schöpferin, mehr in der Welt ihrer Träume und Phantasien als in dem häuslichen Kreise, in den das Schicksal sie gestellt hat. Die Kunst allein ist ihr ein Ersatz für das, was ihr die kalte Wirklichkeit versagt, wie sie selbst gesteht:

„ganz allein
In meinen stillen Träumen liegt mein Glück.
Ich hab' auch meine schönen, zarten Bilder,
Doch trag' ich in dem vollen Herzen sie.
Bei meiner Harfe leisen, süßen Tönen
Ziehn sie in langer, bunter Reih' vorüber
Und laben mir das Aug' des innern Sinns." (I, 1.)

In dem seelischen Zwiespalt Bertas erkennen wir den persönlichen Anteil Annettens an ihrem Werke. Dadurch gewinnt dieses „als Bruchstück einer Konfession" für den Biographen einiges Interesse, während es ästhetisch sehr wenig bedeutet. Die junge Dichterin hat die schwere Aufgabe nicht zu lösen vermocht,

das Scheitern einer Staatsaktion und den Konflikt, in den zwei Künstlernaturen mit dem Leben geraten, zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.

Mit dem Fragment „Berta" hat Annette für immer von der Verstragödie hohen Stils Abschied genommen. Sie betont zwar wiederholt in ihren Briefen ihre starke Neigung für das ernste Drama, aber kein Stoff wollte sich finden, der sie dauernd zu fesseln vermochte. In einem Schreiben an Wilhelm Junkmann vom 4. August 1837 nennt sie zwei dramatische Vorwürfe, mit denen sie sich eingehender beschäftigt habe: „Die Wiedertäufer" und „Der Galeerensklave". Dort heißt es: „Die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper oder vielmehr Trauerspiel mit Musik, um diesem so oft mißbrauchten Stoff endlich einmal eine ordentliche Behandlung zukommen zu lassen. Hierzu ist noch wenig Text aber bereits viel Musik fertig; ein günstiger Zufall hat mir einen ganzen Schatz von Tänzen und Liedern gerade aus jener Epoche in die Hände gespielt, so daß diese Arbeit eine sehr dankbare sein würde, da ich mich nur in durch und durch bekannten Umgebungen zu bewegen hätte und allen den Stempel der Natur und der Wahrheit geben kann."

Annette hat das begonnene Werk nicht vollendet und bezeichnet in einem Briefe an Schlüter die Gründe, die sie bestimmten, die mit so vielem Eifer angefangene Arbeit liegen zu lassen: „Die Katastrophe ist zu gräßlich, auch zu gemein, und die sonst sehr verschiedenen und interessanten Charaktere der Hauptpersonen verschwimmen zu sehr in der allgemeinen Raserei; einer spricht und handelt wie der andere, es läßt sich nichts Individuelles mehr erkennen. Ein etwas früherer Zeitpunkt bietet allerdings höchst günstige Momente dar, z. B. das Schicksal des Johannes von Wieck, aber sie eignen sich nicht für eine katholische Feder."

Von den „Wiedertäufern" hat sich, soviel ich weiß, nichts mehr in Annettens Nachlaß vorgefunden, von dem andern, in dem Briefe an Junkmann erwähnten Schauspiel: „Der Galeerensklave" liegt noch der ganze Wortlaut eines Entwurfes vor, aus dem hervorgeht, daß dieser dramatische Versuch kein Schauspiel, sondern ein melodramatisches Rührstück werden sollte. Eine französische Erzählung hat wahrscheinlich den Stoff geliefert. Ihr Held, St.-Maille, ein junger Edelmann, geht für seinen unschuldig verurteilten Vater auf die Galeere und trägt dort opferwillig jahrelang die Sklavenkette, bis der König, von dieser kindlichen Liebe gerührt, ihn begnadigt und mit seiner Braut vereinigt. Einige Szenen dieses Singspiels sind bereits aus-

geführt; auch von den Liedern und Rezitativen hat die Dichterin manches beendigt. — Eine ähnliche Verbindung von Musik und Dichtung findet sich in einem dritten dramatischen Fragment Annettens, dessen Handlung in Schweden spielt, und das nach Hüffers Angabe den Titel „König Erich" oder „Gustav Wasa" führen könnte. Wir sehen auch hier wieder, wie die Droste nach mehr oder weniger glücklichen Anläufen auf halbem Wege haltmacht. Es ist ein unruhiges Spielen mit den verschiedensten Stoffen und Formen, aber nicht jenes zielbewußte Ringen mit Problemen und Gestalten, die den Genius in seinen Tiefen erfassen und ihn nicht eher loslassen, als bis er sie mit der bildenden Kraft des Wortes bezwungen. Dem dramatischen Schaffen Annettens fehlte die innere künstlerische Notwendigkeit. Von dem göttlichen Instinkt, der nach Grillparzer jedem echten Talente innewohnt und es unbewußt das Rechte finden läßt, zeigt sich die Dichterin völlig verlassen, sobald sie das Gebiet des Dramas betritt. Der Gedanke, sich in dieser Dichtgattung zu versuchen, kehrt zwar in ihren Briefen immer wieder, aber niemals ist sie sich klar darüber, welche Art des Dramatischen ihrer Begabung am meisten gemäß sei, und über allem Grübeln und Experimentieren gelangt sie nicht zu schöpferischer Tat. Ihre Angehörigen und adeligen Freunde waren der Ansicht, daß Annette ein großes Talent für das Komische besitze. Einige belanglose dramatische Gelegenheitsgedichte scherzhaften Inhalts, von denen Kreiten in den Werken (IV, S. 173 ff.) eine Probe mitteilt, hatten wohl ihre Bekannten in dieser Meinung bestärkt. Annette aber teilte diese Anschauung nicht. Die humoristische Ader, so bemerkt sie in einem Briefe an Schlüter, „ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in geistreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht, und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist . . ." Trotzdem entschloß sie sich, „des bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eigenen Talentes müde", einen Versuch im Komischen zu unternehmen; „mißlingt er, so haben meine Plagegeister ja den Beweis in Händen, daß der Irrtum auf ihrer Seite war". Die Anregung zu dem Lustspiel, das sie jetzt in Angriff nahm, empfing sie von Levin Schücking. Dieser hatte im Oktober 1839 seinen Freund Freiligrath in Unkel besucht und ihn bei der Arbeit an dem „Malerischen und romantischen Westfalen" gefunden. Aber das Werk wollte nicht

von der Hand gehen zum Kummer seines Verlegers Langewiesche in Barmen, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. Wie Schücking in seinen Lebenserinnerungen erzählt, war „der bekümmerte Sosier eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht umzukehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuskripts. Aber der Gute war trotz seines unangenehm überraschenden Erscheinens doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach besänftigte und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Kelch, den die frohgemute Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte — bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuskript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Träumens hinabgesunken; in diesem Zustande hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme seiner liebenden Gattin. . . . .“ Er fährt dann fort: „Als ich, heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein erzählte, schalt sie zwar solche ‚Verwilderung‘, aber angeregt dadurch schrieb sie ein — für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Akt: ‚Dichter, Verleger und Blaustrümpfe‘.“ Anfangs November war das Stück fertig und wurde Schücking zur Begutachtung vorgelegt. In einem Briefe vom 12. November 1840, den ich im Weimarer Goethe- und Schillerarchiv fand, berichtet er darüber an Freiligrath: „Annette ist jetzt auf dem Gute ihres Bruders, wohin ich vor und nach hinausreite. Da ist sie natürlich nicht mein Mütterchen mehr, sondern das gnädige Reichsfräulein. Sie hat ein Lustspiel geschrieben, das ich Dir mit den Heften sende: ‚Dichter, Verleger und Blaustrümpfe‘; darin kannst Du die Geschichte zwischen Dir und Langewiesche, die Charaktere der Herren ‚Sonder‘-rath und des jungen Menschen Seibold, der ganz exquisite Rezensionen schreibt, aber einmal die Marotte hat, nur ganz miserable Verse zu fabrizieren, dann die hiesigen Damen der haute-volée, die im Rufe der Blaustrümpfigkeit stehen, sehr hübsch beschrieben lesen.“ — Die einaktige Literaturkomödie „Perdu“ umfaßt vierzehn Szenen. Ihr Schauplatz ist der Laden des Buchhändlers Speth, in dem die Dichter, Reimschmiede und Blaustrümpfe zusammentreffen und sich über Verlagsangelegenheiten, Schriftstellernöte und über die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkt

unterhalten. Die einzelnen Auftritte sind lose aneinandergefügt; nach einer beherrschenden Idee, nach einer komischen Intrige suchen wir in dem Dramolett vergebens. Den eigentlichen Kern des Stückes bilden die Szenen zwischen dem Verleger Speth und dem berühmten Dichter Sonderrath, in dem man unschwer Freiligrath erkennt. Diesem exotischen Genie, dieser seiner „Milchkuh" hat Speth auf ein noch zu lieferndes Werk: „Die Reminiszenzen vom Rhein" einen Vorschuß gezahlt und bereits Stahlstiche dafür anfertigen lassen. Aber der burschikose Poet macht gar keine Miene, an die Arbeit zu gehen und das versprochene Buch zu schreiben. Als ihn nun die Kritiker Seibold und Speth an seine Verpflichtungen gemahnen, gelobt er Besserung, aber die leichte Art, in der es geschieht, läßt keinen rechten Glauben an den Ernst seiner Gesinnung aufkommen. Wir sind daher gar nicht überrascht, wenn Speth am Schlusse des Stückes sehen muß, wie der leichtlebige Sonderrath, von durstigen Studenten umringt, auf einem Rheindampfer eine lustige Poetenfahrt unternimmt und, das volle Glas in der Hand, dem geprellten Verleger ein Lebewohl zuwinkt. Dieser Anblick belehrt den bekümmerten Sosier, daß die Abfassung der Reminiszenzen ad calendas Graecas vertagt und der von ihm gezahlte Vorschuß „perdu" ist. Mit dieser Szenenreihe, in der sich wenigstens ein leiser Ansatz zu einer Verwicklung, einer komischen Intrige bemerkbar macht, sind die übrigen Auftritte nur lose verbunden. In dialogisierten Scherzen hat Annette hier die Mitglieder ihres Münsterschen „Kränzchens" satirisch beleuchtet. Dem witzigen Kritiker Seibold hat sie Züge Schückings geliehen, für Frau von Briesen lieferte ihr Luise von Bornstedt das Modell, der Reimer Willibald gemahnt an Wilhelm Junkmann, und in der Figur der Johanna von Austen hat sie zwei Schriftstellerinnen ihres Bekanntenkreises parodiert, die Freifrau von Achen, die sich mit Musik und Malerei beschäftigte und mit König Ludwig von Bayern in Briefwechsel stand, und Henriette von Hohenhausen. Nicht ohne Selbstironie ist die Figur der Frau von Thielen gezeichnet; auf sie hat Annette einige ihrer dichterischen Eigenheiten übertragen. Speth sagt von den Poesien dieser aristokratischen Dame, daß sie konfus seien; es scheine der Verfasserin gleichgültig zu sein, ob sie verstanden werde oder nicht. Andere Charakterzüge der Frau von Thielen weisen mehr auf Annettens Freundin Wilhelmine von Thielmann hin. Trotzdem also die Droste in der Gestaltung ihrer dramatischen Figuren sich enge an ihre Urbilder aus der Wirklichkeit anschloß, so treten doch ihre Personen nicht

anschaulich und lebenswahr vor uns. Von wirklicher Charakterkomik kann keine Rede sein, aber auch lustige Situationskomik läßt das Stück vermissen, dagegen ist es reich an Wortwitzen, die vielfach den Eindruck des Gequälten machen. — Die Aufnahme, die das Lustspiel bei Annettens Bekannten fand, war wenig erfreulich. „Es ist von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie alle erklärt worden", schreibt sie u. a. am 20. Juli 1841 an August von Haxthausen. Schücking und die Rüdiger waren die einzigen, die nichts Anstößiges darin fanden. Annette ließ ihr Dramolett nicht drucken, und sie tat recht daran, wenn sie es der Öffentlichkeit vorenthielt. Ihre dichterischen Gaben lagen auf einem anderen Gebiete. In der einsamen Selbstschau, in der weltabgewandten, stillen Hingebung an die eigene Gedanken- und Gefühlswelt, worin Annette den größten Teil ihres Daseins verbrachte, konnte die Lustspieldichterin nicht gedeihen. Denn was der Pflanze das Licht, ist dem Komödiendichter der stete Verkehr im Getriebe des wirklichen und öffentlichen Lebens.

Prosadichtungen

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringerer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten, oder vielmehr, es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach

ihrer in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene tat, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubichten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. Soviel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmütigste, schlaueste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstentums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüter nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermutigen, und der Umstand, daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vorteil meist auf seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine

junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug ebenso schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, sowie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzichten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirtschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, das heißt einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgerät im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Ärger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in die Nacht vor der Türschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirtschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb

ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Witwer, bis er mit einemmal wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margret Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt als klug und wirtlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir." Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponierte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margret eilends Tür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut; denn Margret soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes, hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine harte, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon beizeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus dreiviertel Meilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf,

da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappen der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?" fragte er. — „Nein, Kind, morgen." — „Aber warum nicht, Mutter? Er hat's doch versprochen." — „Ach Gott, wenn der alles hielte, was er verspricht! Mach', mach' voran, daß du fertig wirst!"

Sie hatte sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte, und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!" — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt!" — „Nein, Mutter, an der Tür!" — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring' mich nicht um das armselige bißchen Nachtruhe." — „Aber wenn nun der Vater kommt?" — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!" — „Wo ist der Teufel, Mutter?" — „Wart', du Unrast! er steht vor der Tür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!"

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!" und „bitte für uns arme Sünder!" Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?" — „Ja, Mutter." — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnot!"

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör', Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen." — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert." — „Hör'! hörst du nicht? es ruft! hör' doch!"

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturmes ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margret! Frau Margret,

heda, aufgemacht!" Margret stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!"

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde, und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margret kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einemmal ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei tot; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer tot im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margret wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute loszuwerden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margret, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Mutter Gottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margret am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!" Dann lauter: „Fritzchen, komm her!" —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen," sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?" — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? Wer sagt dir so schlechtes Zeug?" — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen." — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hüls-

meyer ist ein ordentlicher, angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?"

Margret schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen, und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können niemanden gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schoppen und hole mir Reisig!"

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles übrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von seiten anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, solange er Kind war, jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrien, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: „Hör' mal an, seins Liseken", und ein unprivilegierter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen, und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von anderen Knaben vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Tales, wo man ihn oft stundenlang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war zwölf Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der törichten Heirat seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem

Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dicktuende Verschlossenheit oft mit ebenso gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margret, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?" sagte sie, und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?" — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margret!" — Margret seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen." — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit hat immer gereut! Jetzt bist du alt, und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen." Über Margrets vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so rot wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst", fuhr Simon fort. — „Ei nun, so ziemlich, und dabei fromm." — „Hum, 's hat mal einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den anderen Buben?" — „Er ist ein eigenes Kind," sagte Margret wie für sich; „es ist nicht gut." Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die anderen ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es ist ein Junge wie 'n Reh."

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margret ward selten so wohl, jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, gottlob, er hat gerade Glieder." — „Wie sieht er aus?" fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel." Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Ebensogut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund? im Roderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?" — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?"

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Türe hinaus: „Ei, da kommt der Gesell! Vaterssohn! er

schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau' mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!"

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln: ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich seiner Mutter entziehen, aber doch über den größten Teil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte. Margret ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vorteil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Witwe an der Hilfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut," sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Kind ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat." Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gib mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad' recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh' an!"

Und bald sah Margret den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Äußere erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonneverbrannt und mit dem Ausdruck der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine

große Familienähnlichkeit beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?" — Der Knabe antwortete nicht. — „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? Gibt dir die Mutter zuweilen welchen?" — „Die Mutter hat selbst keinen", sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — Kennst du das Holz da vor uns?" — „Das ist das Brederholz." — — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?" — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?" hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze." — „So? und du betest mit?" — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich meist noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf' ich gewöhnlich ein." — „So, so, Geselle!" — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald voneinander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wegwasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung.

Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor kurzem die Axt unbarmherzig gewütet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein; denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche." — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh," fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Ölung zum Teufel gefahren war." — „Ohm, Ohm!" keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!" — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb wie meinen eigenen Bruder." — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück, und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margret schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Tür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Turm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da, und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vornüber gebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margret blieb in der Tennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?" Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre." — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen ins Stammeln, daß Margret es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margret stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!" rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktür, und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holschenvioline, das heißt einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der anderen einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes," sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk, „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe. Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen." — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margret, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margret stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgefühls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum erstenmal be-

stimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm ebenso neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich," sagte sie zögernd, „sag' einmal —" und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — „Nein, höre —" und dann leiser: „Was ist das für ein Junge? wie heißt er?" — Friedrich antwortete ebenso leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er." — „Nun?" sagte Margret. — „Was willst du, Mutter?" — „Wie heißt er weiter?" — „Ja — weiter nicht — oder warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater", fügte er leiser hinzu.

Margret stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich," sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? Hast du zu Hause nichts zu tun?"

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes," sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot."

„Laß doch," sagte Margret, „er geht ja nach Hause!"

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um 7 Uhr." Margret wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?" — „Niemand", stotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte sie; „da nimm, nimm!" fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach' dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf!" — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen", antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margret auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!"

stöhnte sie. „Was ist's? Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!"

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?" rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld," sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?" Sie regte sich, und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen." — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's," flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!" — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen." — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!" Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch," fügte sie hinzu, und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!"

Margret legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stillestand. Aber so war ihr nie zumute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchgewacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Äußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben

konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, zum Beispiel beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margret hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung vor ihm zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, infolge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vorteil, den Margret aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Äußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zuviel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen

Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigentümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochenlang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Übermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B., freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu ebendieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indes allzu groß, deshalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert: Tag und Nacht wurde patrouilliert, Ackerknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering, und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten, und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes

streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nahe bei den Kühen, die, unbekümmert um die Forstgesetze, ebensooft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden, und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Talgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern, und der Tau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenrot. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib, wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Tier!" Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der, vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Übel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben, und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Weidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?" fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepierte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen." — „Die Canaille hat uns gesehen", sagte ein anderer.

„Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse", fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell' dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du ver-

stehst mich auch!" Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!" — „Das tu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?" — „Im Walde?" — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts." — „Meine Holzfäller!"

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Blaurot über. „Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?" — „Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht." — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach."

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich," sagte er mit dem Ton unterdrückter Wut, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht wert. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Tür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brotrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch beide ins Hundeloch." Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war totenbleich, und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegeneinander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick.

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein, Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den anderen Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast verschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen, weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos, wie ein Fuchs die Hühnersteige erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrockes; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren, und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät", sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margret am Herd und kochte Tee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand für sich zu behalten. Margret sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor wie sonst nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? Sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst." — „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe", versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgendeine unbedeutende Klatscherei, die Margret ohne Teilnahme anhörte. Dann ging sie.

„Mutter!" rief Friedrich. Margret ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?" — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!" — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran." — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann", sagte er.

Margret saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Türe klinkte, und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein.

„Guten Tag, Frau Mergel," sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M." — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?" Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen, und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl," sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben wie meine Hand?" — „Ei du frommer Gott!" versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben", fuhr der Schreiber fort, „ruinieren alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drinsteckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden ebenso lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist schade!" sagte Margret.

Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier ins Haus." — „So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margret gespannt. — „Er ist tot!" — „Tot!" rief sie, „was tot? Um Gottes willen! er ging ja noch heute morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist tot," wiederholte der Schreiber, sie scharf fixierend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht."

Margret schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh nicht mit ihm ins Gericht! Er wußte nicht, was er tat!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margret eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt, und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war." — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doktor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor

Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." —

„Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armut vorgeworfen hat, der Lump! Doch Gott verzeih' mir, er ist tot! Geht!" — fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „Hast du wohl gehört? Schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!"

„Mutter, Mutter, um Gottes willen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen, er hat Arbeit für dich; aber sogleich." — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mußt aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen."

Friedrich lachte höhnisch auf: „Das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht," seufzte Margret, „du siehst ja, wie es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl", versetzte er und war schon zur Türe hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schoß, und wenn sie groß sind, ins Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die Tat lag klar am Tage; über den Täter aber waren die Anzeichen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Mutmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genötigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, teils neugierigen, teils solchen, von

denen man in Ermanglung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamte wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „Wir sind angeführt, laßt uns heimgehen." — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile beratschlagt, ob es tunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stillegestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weitergegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad'

ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und keiner wollte etwas bemerkt haben. Was war zu machen? Sie waren sämtlich angesessene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward hereingerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange, und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er geratener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet, und aus der dieser seine Herde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmutig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?“ — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen.“ Seine Augen waren rasch über das tödliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht“, sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an“, fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere“, sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht.“ Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmut. Er selbst wußte um nichts mehr und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Überraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begeben-

heit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht, und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Mut genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes Korpusdelikti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon- oder dazutun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war. In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen, und er hoffte, es mit Hilfe des schwachen Mondlichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammertür stand Simon, fast unbekleidet; seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Bläße des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich, und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? Ich will beichten gehen.“ — „Das dacht' ich mir; geh in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ!“ — „Das will ich“, sagte Friedrich. — „Denk' an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten!“ — „Kein falsches!“ — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen anderen in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig.“

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?“ sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen.“ — „Ich? so?“ — „Wo ist Eure Axt?“ — „Meine Axt? auf der Tenne.“ — „Habt Ihr einen neuen Stiel hineingemacht? wo ist der alte?“ — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschoppen finden.“

„Geh,“ fuhr er verächtlich fort, „ich dachte, du seiest ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brennt, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh,“ fuhr er fort,

„wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Hauf'", fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht; nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." —• „So geh, beicht'!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!"

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammertür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erloschleider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor allem ein grenzenloser Hochmut, der nicht immer den Schein verschmähte und dann alles daransetzte, durch Wahrmachung des Usurpierten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußeren vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margret immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam immer unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der den-

noch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

* * *

Vier Jahre waren verflossen; es war im Oktober; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichtum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Überall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Taler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war alles auf den Beinen; vor jeder Türe wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr abends und alles im vollen Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niederen Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, roten und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Herde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rundum und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominierend, die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten, von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee in Überfluß, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzierte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der

Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!“ rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!“ Der beliebte Tanz ward gespielt, und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die anderen tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserem Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden“, keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vor-

sicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Tür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn“, sagte er. „Jetzt den Brautmenuett! Ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man schon erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm.“ — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, teils weil es die Sitte so wollte, teils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des Hohenliedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne“. — „Du hast nun genug geweint,“ sagte er verdrießlich; „bedenk', du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!“ — Sie sah demütig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er recht habe.

Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken; junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitze; und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war und nach einem

kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Talern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brot im Schranke!" — Die Tenne tobte vor Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!" riefen einige; andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch", sagte eine alte Frau, und die Menge teilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte.

Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrechtzuerhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?" — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie ins Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!" seufzte Herr von S. — Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und atemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durchs Bederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und gekniſtert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinanderschlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am anderen Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht springen, und es fand sich, daß jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige

her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!“ sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?“ sagte sie; „Gretchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten.“ Alles kniete nieder, und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gottes willen! brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Tür ward aufgerissen, und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Knie. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht dagewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im

Walde verlaufen. Mit einem Mal' sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen, und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margret umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margret völlig angekleidet in der Tür erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sucht ihn", antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!" sagte er dann barsch; „worauf warten wir?" Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!" sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen; der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer!" — Margret antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!" wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichen-

hemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand; eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät", sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgendein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? Und warum weckte man Sie dann nicht?" — „Gnädiger Herr," versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne-Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann," fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todmüde war!" — „Schöne Polizei!" murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll." Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!"

Beide schwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt," hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: ‚Wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!' Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Mal' hörten wir ganz nah, perpendikulär unter uns, die Glocke schlagen. Euer Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zumut' wurde. Ich sprang aus dem Wagen; denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Kot und Regen, ohne mich zu rühren, bis es gottlob! sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? Dicht an der Heerser Tiefe und den Turm von Heerse gerade unter uns.

Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen." — „Das war in der Tat kein Spaß", versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht," murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten." — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß," versetzte Kapp, „das wird kein kleiner Ärger für Frau Margret sein." — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!" Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermeintliche Täter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravierend, doch ohne persönliches Geständnis nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Anteil gezeigt. Das Haus der Witwe ward nie leer von Jammernden und Ratenden. Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs äußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Täter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete, und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Täter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden, und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?" fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehenbleiben im Winter und Sommer, solange ein Span daran ist." — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag." — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis." Sie boten zweihundert Taler. Der Handel ward geschlossen

und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפְגַּע בָּךְ כַּאֲשֶׁר אַתָּה עוֹשֶׂה לִי

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen anderen Mann. Nur die arme Margret blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

„Sonderbar, sonderbar!" sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. Soeben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: ‚Le vrai n'est pas toujours vraisemblable; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag ebensowenig erschlagen haben als ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemmingschen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtenteils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe. Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name usw.'" —

„Was sagen Sie dazu?" wiederholte der Gutsherr; „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?"

Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen

Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

* *
*

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmütiger Gehilfe Kapp längst begraben. Menschen, Tiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes, den 24. Dezember 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knien, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

In der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so tot und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Turm; der letzte Schlag verdröhnte langsam, und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Des freun sich alle Leute;
Und wär' das Kindlein nicht geborn,
So wären wir alle zusammen verlorn:
Das Heil ist unser aller.

O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös' uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt, und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Türe klappert, und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker. — „Um Gottes willen, laßt einen halberfrorenen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. — „Geht ins Wirtshaus," antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! Ich habe kein Geld."

Nach einigem Zögern ward die Tür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein," sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden!"

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittleren Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben," sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen!" — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt."

Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er selbst bestätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen.

Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!" sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?" — „Vom Holz- und Wassertragen in der Sklaverei", versetzte er.

„Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?"

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind voneinander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn," fügte er hinzu, „er wird es wohl nötig haben!"

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?" sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — „Also ganz umsonst," sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!" Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach manchem. Simon war lange tot, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrot gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margret hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorfe waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hilflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hilfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Not gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte.

„Alles hin, alles tot!" seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen,

den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes," sagte der Gutsherr, „erzähl' mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber", er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!"

Johannes begann: wie Mergel ihn nachts von der Herde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?" — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte." — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?" — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel, und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller würde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einem Mal' über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchturm. Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen geradeaus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P."

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange.

„Sonderbar!" lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr fort."

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da an hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brotsack bei mir", sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen: so glaubte man uns." — In Freiburg hatten sie sich von den Österreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train.

„Den Winter über blieben wir in Freiburg," fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschieren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!" — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!" sagte Frau von S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren."

Er schwieg eine Weile.

„Ja," sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff." — „Wie kamst du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich auf, aus dem Bosporus", versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter. Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Nacht arbeiten, und das Schiffstau regierte ebenso streng wie die türkische Peitsche."

„Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hieher." — „Das war dumm genug", sagte der Gutsherr. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen; soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander."

„Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde," versetzte Johannes; „und", er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh! Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo

man ihn einmieten könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rat. — „Herr," sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten schicken."

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen." — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht sauer, wie man denken sollte." — „Nun," sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile."

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe. Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den österreichischen Dienst und die See.

„Der Johannes könnte viel erzählen," sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre." — „Mehr tiefsinnig als einfältig," versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über." — „Ei bewahre!" antwortete der Baron, „er war sein Leben lang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt."

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie; „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig", fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen, und mancher Hektische fühlte die Schere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter

dem Einflusse des nahen Äquinoktiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter tat, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten Tage ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel", setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit", rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß einer so liegen muß wie ein Stein und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus." Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; „er schnitt ihn aber ganz entzwei", sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der anderen Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knien, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch", sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallote und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Tiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!" bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird." Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige

Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel. Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel", murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? Ihn lebend wiederzusehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Ästen und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Ringsumher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich todmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

„Schändliche Pilze!" murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was hast du da, Bello? eine Katze?" murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb, und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht.

„Laß mich in Ruh'! was hast du denn?" Hierbei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein.

Totenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?" rief der Baron.

„Herr," keuchte Brandes, „wenn Euer Gnaden dagewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte anfangs, es seien die Pilze!" — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts", sagte Herr von S. — „Hieher müssen Sie treten, hieher, an diese Stelle!" — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde!" Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!" sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung.

Dann wandte er sich zu den Förstern: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sagt es nur allen Leuten: der da" — er deutete auf den Toten — „war Friedrich Mergel."

Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788. — Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast."

Bei uns zu Lande auf dem Lande.

Nach der Handschrift eines Edelmannes aus der Lausitz.

Einleitung des Herausgebers[1]).

Ich bin ein Westfale, und zwar ein Stockwestfale, nämlich ein Münsterländer — Gott sei Dank! füge ich hinzu — und denke gut genug von jedem Fremden, wer er auch sei, um zu glauben, daß er, gleich mir, den Boden, wo seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhen, mit keinem andern Boden vertauschen würde, obwohl seit etwa zwei Jahrzehnten, d. h. seit der Dampf daran arbeitet, das Landeskind in einen Weltbürger umzublasen, die Furcht, beschränkt und eingerostet zu erscheinen, es fast zur Sitte gemacht hat, die Schwächen der Alma mater, welche man sonst Vaterland nannte und bald nur als den zufälligen Ort der Geburt bezeichnen wird, mit möglichst schonungsloser Hand aufzudecken und so einen glänzenden Beweis seiner Vielseitigkeit zu geben — es ist bekanntlich ja unendlich trostloser, für albern, als für schlimm zu gelten! — Möge die zivilisierte Welt also getröstet sein, denn ihre Fortschritte zu der alles nivellierenden Unbefangenheit der wandernden Schauspieler, Scherenschleifer und vagierenden Musikanten sind schnell und unwidersprechlich — dennoch bleiben Erbübel immer schwer auszurotten, und ich glaube bemerkt zu haben, daß, sobald man auf die Redeweisen dieser grandiosen Parteilosen fein kräftig eingeht und etwa hier und dort noch den rechten Drücker aufsetzt, sie grade so vergnügt lächeln, als ein Bauer, der Zahnweh hat. „Gott besser's", sage ich und überlasse die beliebige Auslegung jedem. Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, ein Mensch nullius judicii, nämlich ein Münsterländer, sonst guter Leute Kind, habe studiert, in Bonn, in

[1]) = der Dichterin.

Heidelberg, auch auf einer Ferienreise vom Rigi geschaut, und die Welt nicht nur weitläufig, sondern sogar überaus schön gefunden — ein in der Tat wunderbar köstlicher Moment, und für den armen Studenten, der um jeden zu diesem Zwecke heimgelegten Groschen irgendeine andere Freud' hat totschlagen müssen, ein tief, fast wie heilig bewegender Moment — dennoch nichts gegen das erste Knistern des Heidekrauts unter den Rädern, nichts gegen das mutwillige Andringen der ersten Blütenstaubwolke, die die erste Nußhecke uns in den Wagen wirbelte — nach zwei langen auswärts verlebten Jahren. Ich lehnte mich weit aus dem Schlag, ließ mich gelb einpudern, wie ein Römer aus den Zeiten Augusts, und sog wie berauscht die erstickenden Küsse meiner Heimat ein — dann kamen meine klaren, stillen Weiher mit den gelben Wasserlilien, meine Schwärme von Libellen, die wie glänzende Zäpfchen sich überall anhängen, meine blauen, goldenen Schmetterlinge, welche bei jedem Huffschlag ein flatterndes Menuett veranstalteten. — Wie gern wäre ich ausgestiegen und ein Weilchen nebenher getrabt; aber es kam mir vor, als müßte ich mich schämen vor den Leuten im Schnellwagen, und vor allem machte mir ein bleicher, winddürrer Herr not, der ganz aussah wie ein Genie, was auf Menschenkenntnis reist; denn ich bin ehrlicher Leute Kind und möchte nicht gern als empfindsame Heidschnucke in einem Journale figurieren — deshalb will ich denn auch hier abbrechen und nur erst sagen, daß ich seit zwölf Jahren wieder bei uns zu Lande bin und mein friedliches Brot habe, als Rentmeister meines guten gnädigen Herrn, der keine Schwalbe auf seinen Dächern belästigen mag, wieviel weniger seine Leute überladet, so daß ich meine Arbeit in der Tat ganz wohl zwingen kann und um vieles an gutem, wie man sagt, ich meine gesundem Ansehen gewonnen habe, sonderlich in den letzten fünf Jahren, seit ich das obere Turmzimmer bewohne, was das gesündeste im Hause ist und mir noch allerhand kleine Ergötzlichkeiten gestattet, indem ich aus dem Fenster angeln und den Reiher über den Schloßweiher schießen kann. Die Zeitungen werden mir auch gebracht, nachdem der Herr sie gelesen, und die Bücher aus der Leihbibliothek; so füllt sich mein Überschuß an Zeit ganz behaglich aus, und ich bleibe so nett im Rapport mit der politischen und belletristischen Außenwelt. Sehr wunderlich war mir zumute, als ich vor zehn Jahren zum ersten Male mein gutes Ländchen in van der Veldens Romanen unverhofft begegnete; es war mir fast, als sei ich nun ein Lion geworden und könne fortan nicht mehr in meinem ordinären

Rocke ausgehen. In den letzten Jahren habe ich mich indessen dagegen verhärtet, seit wir Westfalen in der Literatur wie Ameisen umherirren. — Ich will nichts gegen diese Schriften sagen, da ich wohl weiß, wie es mir ergehen würde, wenn ich z. B. einen Russen oder Kalmücken beschreiben sollte, aber soviel ist gewiß, daß ich in den Figuren, die dort unsre Straßen durchwandeln, höchstens meine Nebenmenschen erkannt habe; mir fiel dabei ein, wie ich in den Gymnasialjahren bei einer stillen honetten Familie wohnte, wo jeden Abend Walter Scotts Romane, einer nach dem andern, andächtig vorgenommen wurden — mein Wirt war Forstmann, sein Bruder Militär, und seiner Frauen Bruder, der sich pünktlich um sieben mit der langen Pfeife und einem starken Salbenduft einstellte, Wundarzt. Gott! wie haben wir uns an dem Schottländer ergötzt, aber nur ich ganz rein, weil ich von allem, was er verhandelte, eben kaum oberflächliche Kenntnisse hatte, die andern hingegen fanden alles unübertrefflich, bis auf die greulichen Schnitzer in jedes eigenem Fach, und lagen sich oft in den Haaren, daß sie im Eifer das Licht ausdampften und mir vor Rauch und Angst der Atem ausging; denn mein Held lag derweil hart verwundet am Boden, und mir war, als müsse er sich verbluten. Daraus habe ich dann geschlossen, nicht damals, sondern nachträglich, daß man, sowohl aus Billigkeit als um sich nicht unnötig zu verstimmen, zuweilen die Krähe für den Raben muß gelten lassen und es nicht zu genau nehmen mit Leuten, die vielleicht aus Not, als gute Familienväter, sich mit Gegenständen befaßt haben, zu denen durchgängig ihnen nun einmal die Gelegenheit nicht ist gegeben worden; dennoch war es mir, sooft ich las, als rufe alles Totgeschlagene um Hilfe und fordere sein Leben von mir — ich hatte seitdem keine Ruhe. — Alte, nebelhafte Erinnerungen aus meinen frühesten Jahren tauchten auf, glitten mir tags über die Rechnungen und kamen nachts in einer lebendigen Verkörperung wieder, die ich gar nicht mehr in meinem Gedächtnis geborgen glaubte. Ich war wieder ein Kind und kniete neugierig andächtig auf dem grünen Stiftsanger, während die Prozession an mir vorüberzog, die Kirchenfahnen, die Sodalitätsfahne, ich sah genau die seit dreißig Jahren vergessenen Zieraten des Reliquienkastens und Fräulein, die ich schon so lange als alt und verkümmert kannte, daß es mir war, als könnten sie nie jung und selbständig gewesen sein, traten in ihrer weißen Ordenstracht so stattlich und sittsam hinter dem hochwürdigsten Gute her, wie es christlichen Herrschaften geziemt. Seltsam genug war in diesen Träumen

auch alle Scheu und Beschränktheit eines Kindes wieder über mich gekommen; ich fürchtete mich etwas weniges vor den Bärten der Kapuziner, nahm nur zögernd und doch begierig das Heiligenbild, was sie mir mit resoluten Reden aus ihrem Ärmel hervorsuchten, sah verstört hinter mich, wenn meine Tritte in den Kreuzgängen widerhallten, und horchte mit offenem Munde auf die eintönigen Responsorien der Domherren, die aus dem geschlossenen Chore mir wie Wirkung ohne Ursache hervorzudröhnen schienen. Wachte ich dann auf, so war mir zumute wie einem Geplünderten, verarmt und tief betrübt, daß alles dieses und noch so viel anderes Landesgetreue, was so reich und wahrhaftig gelebt, fortan kein anderes Dasein haben sollte als in dem Gedächtnisse weniger Alternder, die auch nach und nach abfallen, wie das Laub vom Baume, bis der kalte Zugwind der Ereignisse auch kein Blatt mehr zu verwehen findet.

Träumen macht närrisch, pflegt man zu sagen; mich hat es närrisch genug gemacht. Soll ich es gestehen? Warum nicht? Irren ist keine Schande und non omnia possumus omnes. An einem schönen Tage, als gerade ein blöder, mutwilliger Sonnenschein mir gute Courage machte, schnitt ich entschlossen ein Dutzend Federn, nahm mich gleichsam selber bei den Ohren und dachte: Besser ein halbes Ei als eine leere Schale. Schreib auf, was du weißt, wäre es auch nur für die Kinder des Herrn, für Karl und Klärchen! Angefangen habe ich denn auch; aber wenn ich sagte, es sei gut geworden, so hätte ich mich selber zum Narren. Solange ich schrieb, kam es mir schon leidlich vor, und ich hatte mitunter Freude an einem eigenen netten Einfall und, wie mich dünkte, ganz poetischen Gedanken. Aber wenn ich es mir nun vor anderer Augen oder gar gedruckt dachte, dann schoß es mir mit einem Male zum Herzen, als sei ich doch ganz und gar kein Genie und, obwohl gleichsam mit der Feder hinterm Ohre geboren, doch wohl nur, um Register zu führen und Rechnungen auszuschreiben. In meinem Leben habe ich mich nicht so geschämt, als wenn ich dann, wie dies ein paarmal geschah, die Tischglocke überhörte und der Bediente mich überraschte, der gottlob! kein Geschriebenes lesen kann. Aller Augen sahen auf mich, ich schluckte meine Suppe nachträglich hinunter wie ein Reiher, und es war mir, als wenn alle mit den Fingern auf mich wiesen, die doch nichts von meiner Heimlichkeit wußten, sonderlich die beiden Kinder. Bei Gott! es muß ein angstvolles Metier sein, das Schriftstellern, und ich gönne es keinem Hunde. Darum bin ich auch so herzlich froh, daß ich dieses Manuskript gefunden, was alles und

weit mehr enthält, als ich zu sagen gewußt hätte, dabei in einem so netten Stile, wie es mir schwerlich würde gelungen sein. Das Heft lag im Archive unter dem Lagerbuch, und ich habe dieses wohl hundertmal davon hinein- und hinausgeschoben, ohne es zu beachten; aber an jenem Tage (ungefähr morgen werden es drei Wochen hin sein) rutschte es einem Bündel Papier nach auf den Boden, und eine glückliche Neugierde trieb mich an, hineinzusehen. Der Verfasser ist ein Edelmann aus der Lausitz, Lehnsvetter einer angesehenen, seit zwanzig Jahren erloschenen Familie, deren Güter meinem Herrn zugekommen sind, das Hauptgut als Allodium durch Erbschaft, da des Herrn Mutter eine Tochter jenes Hauses war, die geringeren Besitzungen durch Kauf vom Bruder dieses Landsitzers im Zeitpunkt der Aufhebung der Lehnsrechte durch Napoleon. Wie das Manuskript hierhergekommen, weiß ich nicht, und der Herr, dem ich es vorgelegt, weiß ebenfalls nichts darüber. Vielleicht hat es mein Vorgänger im Amte, der aufgeweckten und wißbegierigen Geistes gewesen sein soll, von einer seiner Inspektionsreisen mitgebracht. Es lagen noch zwei vergilbte Briefe darin, woraus erhellt, daß jener Edelmann unerwartet abreisen mußte, weil sein Bruder am Nervenfieber schwer erkrankt war, daß er, in der Heimat angekommen, über der Pflege desselben gleichfalls erkrankte und starb, während der andere aufkam. So mag er wohl sein Manuskript in der Angst und Eile vergessen haben. Er scheint ein munterer und wohlmeinender Mann gewesen zu sein, billig genug für einen Ausländer, und mit der so seltenen Gabe, eine fremde Nationalität rein aufzufassen. Ich würde bedauern, daß er so früh sterben mußte, wenn ich nicht bedächte, daß er jetzt doch schwerlich noch am Leben sein könnte; sechsundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn man schon vorher in den Dreißigern war. Die angesehene und fromme Familie, bei der er einen Sommer zugebracht, hat auch früh, man möchte sagen unzeitig, erlöschen müssen — zuerst der alte Herr, der sich beim Botanisieren erkältete und, so glatt und wohlerhalten für seine Jahre er aussah, sich doch als sehr schwach erwies; denn er schwand hin an der leichten Erkältung wie ein Hauch — dann der junge Everwin, den man bis zu seiner Majorennität auf Reisen schickte, und der in Wien ein trauriges, vorzeitiges Ende fand im Duell, nur einer eingebildeten Beleidigung willen, die das freundliche Gemüt des jungen Mannes nicht beabsichtigte — Fräulein Sophie starb ihm bald nach, sie war nie recht gesund gewesen und diese beiden Stöße zu hart für sie — meines Herrn Mutter mußte die Ge-

burt ihres Kindes mit dem Leben bezahlen — aber wer sie alle überlebte, war die Frau Großmutter, die nach dem Verluste der Ihrigen hierherzog und sich mit großer Elastizität an dem Gedeihen ihrer Enkel wieder aufrichtete — ich habe sie noch gekannt als steinalte Frau, aber lebendig, heftig und aller ihrer Geisteskräfte mächtig bis zum letzten Atemzuge; man hätte fast denken sollen, sie werde nimmer sterben, und doch war es am Ende ein leichtes Magenübel, was sie hinnahm — ihr Andenken ist in Ehren und Segen und der gnädige Herr noch immer still und nachdenklich an ihrem Todestage.

Als ich ihm das Manuskript gab, war er sehr bewegt, und ich glaubte nicht, daß er dessen Veröffentlichung zugeben werde. Nachdem es aber vierzehn Tage lang auf seinem Nachttische gelegen und er in dieser Zeit kein Wort zu mir darüber geredet hatte, gab er es mir am verwichenen Sonnabend, den 29. Mai, zurück, mit dem Zusatze: von einem Westfalen geschrieben, würde es weniger bedeutend sein, aus dem Munde eines Fremden aber sei es ein klares und starkes Zeugnis, was sein Gewissen ihm nicht erlaube aus Familienrücksichten zu unterdrücken.

So mag es denn sein! Und ich gebe es dem Publikum zum Gefallen oder Mißfallen; es ist kein Roman, es ist unser Land, unser Volk, unser Glaube, und was diese trifft an Lob oder Tadel, was die Lebenden tragen müssen, das möge auch über diese toten Blätter kommen!

Erstes Kapitel.

Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren.

Soeben hat die Schloßglocke halb zehn geschlagen — es ist eigentlich noch gar nicht Nacht — ein schmaler Luftstreifen steht im Westen, und zuweilen fährt noch ein Vogel im Gebüsche drüben aus seinem Halbschlafe auf und träumt halbe Kadenzen seines Gesanges nach — dennoch ist's hier fast schon Nacht — soeben hat man mir eine schöne neue Talgkerze gebracht — Holz in den Kamin gelegt, um einen Ochsen zu braten, und nun soll ich ohne Gnade in die Daunen. — Unmöglich, ich emanzipiere mich, heimlich, aber desto sicherer, und niemand sieht es mir morgens an, daß ich allnächtlich den stillen Wohltäter des Hauses mache und auf Wasser und Feuer zwar nicht achte, aber doch achten würde, wenn dergleichen Dinge hierzulande nicht

unschädlich wären, wie ich wohl schließen muß, wenn ich jeden Abend Knecht und Magd mit flackernden Lampen in Heuboden und Ställen umherkriechen sehe. Diese alten Mauern, die doch wenigstens ihre drei Jahrhunderte auf dem Rücken zu tragen scheinen! seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille, blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studieren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel schmoken (rauchen), mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen! Vor einer Viertelstunde hörte ich die Zugbrücke aufknarren, ein Zeichen, daß alles ab und tot ist und das Haus fortan unter dem Schutze Gottes und des breiten Schloßteiches steht, der, nebenbei gesagt, an einigen Stellen nur knietiefe Furten hat; das macht aber nichts, es ist doch blankes Wasser, was darüber steht, und man könnte nicht durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden: Schutz genug gegen Diebe und Gespenster! — Die Nacht wird sehr sternhell werden, ich sehe zahllose milchichte Punkte allmählich hervordämmern, — drei Hühnerhunde und zwei Dachse lagern auf dem Estrich unter meinem Fenster und schnappen nach den Mücken, die die dekretierte Nacht noch nicht wollen gelten lassen. Aus den Ställen dröhnt zuweilen das leise Murren einer schlaftrunkenen Kuh oder der Hufschlag eines Pferdes, das mit Fliegen kämpft — im Zimmer meines guten Vetters von Noahs Arche her brennt das einzige Nachtlicht; was soll ein ehrlicher Lausitzer machen, der um elf seine letzte Pikettpartie anzufangen gewohnt ist? Um mich liegen zwar die Schätze der Bibliothek: Hochbergs „Adeliges Landleben", Kerssenbrocks „Geschichte der Wiedertäufer", Werner Rolevinks „De moribus Westphalorum", und meines Wirtes nicht genug zu preisendes Liber mirabilis — aber mir geht es wie den Israeliten, die sich bei dem blanken Manna nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnten; o Dresdener Staatszeitung, o Frankfurter Postreiter, die ihr mich so manches Mal in den Schlaf gewiegt habt, wann werden meine Augen euch wiedersehen? Können die Heringe und Schellfische des Münsterschen Intelligenzblattes meine politischen Stockfische ersetzen?

Aber warum schreibe ich nicht, oder vielmehr, warum habe ich nicht geschrieben diese zwei Monate lang? Bin ich nicht im Lande meiner Vorfahren? Das Land, das mein Ahn, Hans Everwin, so betrübten Herzens verließ und in sauberem Mönchs-

latein besang, wie eine Nachtigall in der Perücke? O Angulus ridens! o prata fontesque susurro etc. etc.

Ich weiß es, wie mich einst freuen wird, diese Blätter zu lesen, wenn dieses fremdartige Intermezzo meines Lebens weit hinter mir liegt; vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube, denn es ist mir zuweilen, als wolle das zwanzigfach verdünnte westfälische Blut sich noch geltend in mir machen. Gott bewahre! ich bin ein echter Lausitzer — vive la Lusace! und nun — das hat Mühe gekostet, bis ich an diesen Kamin gelangt bin —, schlechte, schlechte Wege habe ich durchackert und Gefahren ausgestanden zu Wasser und Lande. Dreimal hab' ich den Wagen gebrochen und einmal dabei auf dem Kopfe gestanden, das weder angenehm noch malerisch war. Mit einem Spitzspann (so nennt man hier ein Dreigespann) von langhaarigen Bauernpferden habe ich mich durch den Sand gewühlt und mit einem Mal' den vorderen Renner in einer sogenannten Welle versinken sehen, einer tückischen wandernden Rasse von Quellen, die ich sonst nirgends angetroffen und die hier so mancher Fahrwege Annex ist, sich das ganze Jahr stillehält, um im Frühlinge irgendeine gute münsterische Seele zu packen, zur Strafe der Sünde, die sie nicht begangen hat. Ich bin aus dem Wagen gesprungen wie ein Pfeil; denn — bei Gott — mir war so konfus, daß ich an die Nordsee und Unterspülen dachte — von meinem Pferdchen war nur noch ein Stück Nase und die Ohren sichtbar, mit denen es erbärmlich zwinkerte. Zum Glück waren Bauern in der Nähe, die Heidrasen stachen und geschickt genug Hand anlegten: „He, Hans! up! up!" Ja, Hans konnte nicht auf und spartelte sich immer tiefer hinein; endlich ward er doch herausgehebelt und zog niedergeschlagen und kläglich triefend weiter voran, wie der bei der Serenade übelbegossene Philister. Ich fand vorläufig den Boden unter meinen Füßen sicherer und stapfte nebenher durch das feuchte Heidekraut, immer an unseren Ahn denkend und sein horazisches: O Angulus ridens . . und was denn hier wohl lachen möge? der Sand? oder das kotige Pferd? oder mein Fuhrmann in seinem bespritzten Kittel, der das Ave Maria pfiff, daß die Heidschnucken davon melancholisch werden sollten? oder vollends ich, der wie ein Storch von einem Maulwurfshügel zum anderen stelzte? — Doch — ich war es, der am Ende lachend in den Wagen stieg, dreimal selig, schon vor Jahrhunderten im kleinsten Keime diesem glückseligen Arabien entflohen zu sein; was sich mir in diesem Augenblicke von dem klassischen durch nichts zu unterscheiden schien, als nur durch den Mangel an Straßen und

Überfluß an Pfützen. O Gott! dachte ich, wie mag die Halle deiner Väter beschaffen sein, du guter Everwin!

Eine halbe Tagereise weiter, und die Gegend klärte sich allmählich auf; die Heiden wurden kleiner, blumicht und beinahe frisch und fingen an, sich mit ihren auffallend bunten Viehherden und unter Baumgruppen zerstreuten Wohnungen fast idyllisch auszunehmen; rechts und links Gehölz und, soweit ich es unterscheiden konnte, frischer kräftiger Baumschlag; aber überall traten dem Blicke mannshohe Erdwälle entgegen, die, von Gebüsch und Stauden überschattet, jeden Fahrweg unerläßlich einengten — wozu? wahrscheinlich, um den Kot desto länger zu konservieren; ich befragte meinen Fuhrmann, einen gereisten Mann, der sogar einmal Düsseldorf gesehen hatte und mich mindestens immer um mein drittes Wort verstand. „O Herr," sagte er, „wenn wir keine Wallhecken hätten, was würden wir dann für schelmhaftige Wege haben." Vivat Westphalia, dachte ich! — Wir ackerten voran — aus allen Häusern belferten uns Kläffer an, die ich allemal, die langhaarigen „Rüden", die glatten ohne Ausnahme „Teckel" locken hörte; vor den Eingängen einzelner größerer Höfe zerwüteten sich greuliche Zerberusse an ihrer Kette, und es schien mir unmöglich, unzerrissen hinein- oder herauszukommen. — Was man nicht alles bemerkt auf einer Tagfahrt zwischen Wallhecken, den Himmel über, die Pfütze unter sich! Trat eine Frau an die Tür, um dem Wagen nachzusehen, so sah sie reinlich aus, und ihr Gruß hatte etwas Anständiges, was sich mit Armut und Unzufriedenheit nicht verträgt. Die am Wege spielenden Kinder, alle blond wie Sommerkorn, mit großen lichtblauen Augen, offenbar wohlgenährt, reinlich und warm gekleidet bis zum Überflusse. Der Wagen hielt einen Augenblick an, vier kleine Buben, sämtlich in Troddelmützen und drei Kamisöler übereinander, rot wie Äpfelchen, stolperten eilig herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage; ich suchte nach ein paar Stübern und Matieren, die man mir auf der letzten Station zugewechselt, und rief, indem ich sie aus dem Wagen warf: „Habt acht, ihr Buben!" Da aber nahmen sie Reißaus, und wie verscheuchte Hasen krabbelten sie den Erdwall hinan. „Gottes Wunder, was mochte das für ein Krabat oder Slowak sein, der kein Deutsch konnte und sein Geld in den Dreck warf?" Ich sah sie noch lange aus ihrem Hafen meinem Wagen nachstarren wie, sans comparaison, einem abziehenden Kamele. Einem war beim Ansatz zur Flucht sein Holzschuh abhanden gekommen, und ich hörte ihn unter dem Rade ein unzeitiges Ende nehmen; mein Trost

waren die herrenlosen Stüber und Matiere, mit denen sich das dicke Henrichjännchen oder Jannberndchen (so heißt hier nämlich immer der dritte Mann) bezahlt machen konnte, wenn dieses nicht außer seinem Gedankenkreise lag. Jetzt weiß ich, daß die armen Dinger mir nur eine Kußhand geben, und schon damals begriff ich, daß sie mindestens nicht betteln wollten. Überhaupt sah ich keine Straßenbettler am Wege, und das Land meiner Vorfahren fing an, mir mindestens ganz nährend und behaglich vorzukommen, obwohl meine Augen noch immer vergeblich nach dem „Fette der Erde" ausschauten, bei dem die Leute so vollständig runde Köpfe und stämmige Schultern ansetzen konnten, bis ich durch die Lücken der Wallhecken über die schweren Schlagbäume weg in das Geheimnis der Kämpe und Wiesengründe drang, wo ich die eigentliche Elite der Ställe erblickte: schönes, schweres Vieh, ostfriesischer Rasse, das übersatt und schnaubend in dem wie von einem Goldregen überzitterten Graswalde lag. — O ihr pfiffigen Münsterländer! die ihr eure dicken Taler auf vier Beinen hinter Erdhaufen und Dornen versteckt, damit kein reisender Diplomat in der Seele seines gnädigsten Herrn etwa Appetit dazu bekomme. — Ich bin zu sehr Landwirt, als daß dieser Anblick mich unbewegt gelassen hätte; ich dachte an mein liebes Dobbritz und meine krauslockigen Lämmerchen und fühlte das Blut meines Ahns den Urenkeln seiner Ställe entgegenrollen — seltsam! ich kann dies niederschreiben, als dächte ich noch heute so, und doch ist mir so gar anders zumute.

Nun weiter — zum Ziele! Wenn die Lehmchausseen meiner so müde sind als ich ihrer, so werden sie sich freuen, daß wir auseinanderkommen, und ich fühle mich noch innerlich zerschlagen von der Erinnerung und schmachte dem Ziele entgegen; doch zuvor noch ein Reiseabenteuer, kein kleines für meinen Fuhrmann — und was mir den ersten dämmernden Begriff von dem Charakter dieses Volkes gab. Wir hatten einen derben Chok überstanden — unsere Pferde verschnauften in der Heide und dampften aus Nüstern und Flanken — mein Bauer schlug Feuer an einer Art Lunte in messingner Scheide, die er seinen „perfekt guten Tüntelpott" nannte; in der Ferne bewegte sich etwas Grellrotes zwischen den Kühen und kam näher — es war ein Mensch in Scharlachlinnen, von grauschwarzer Gesichtsfarbe — ich sagte nichts und beobachtete meinen Bauer; der nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, zog langsam einen Rosenkranz aus seiner Tasche, griff nach seinem Hute, zweimal, ohne ihn zu lüften, und sah noch nicht auf, als das Unding ihm

fast parallel war — es stand — es redete ihn an in fremdartigem Dialekt: „Wo führt der Weg nach Lasbeck?" Mein Bauer winkte mit der Hand einen breidünnen Fahrweg entlang; der Schwarze schüttelte den Kopf und sah auf seine Stiefeln, die schon Schlimmeres überstanden hatten. — „Kann ich denn nicht dort herunter?" sagte er, auf einen Fußweg deutend, der dieselbe Richtung direkter nahm. — „Das möchte nicht gut sein", sagte der Fuhrmann bedächtig. — „Warum nicht?" mein Schwarzer, kurz angebunden, cholerischen Temperaments. — Nie werde ich den Ausdruck von, ich möchte sagen, ruhigem Schauder und tiefem Mitleid vergessen, mit dem mein Bauer erwiderte: „O Herr! das soll der Herr wohl nicht wagen, da steht ein Kruzifix!" Der Mohr stieß ein paar Sacredieus und Coquins hervor, und fort trabte er mit seinem Briefbündel unterm Arm. Ist das nun lächerlich oder rührend? Es kommt darauf an, wie man es auffaßt — ich gestehe, daß ich meinem Weißkittel gern irgendeine Güte angetan hätte in diesem Augenblick, und seine religiöse Scheu ohne Furcht und Haß, seine tiefe, überschwengliche Gutmütigkeit, die selbst den Teufel nicht ins Labyrinth führen möchte, lag so rührend vor mir, daß ich seinem breiten Rücken, wie er langsam den Rosenkranz abzählend neben den Pferden herschritt, die ersten Liebesblicke in diesem Lande zugewendet habe. Möge Gott dich behüten, du gutes patriarchalisches Ländchen, Land meiner Vorfahren, wie ich dich gerne nenne, wenn man mir mein Anteil Lausitzer Blut ungekränkt läßt, mit der Ironie ist's ab und tot.

Ich fahre durch die lange, weite Eichenhalle, wo die Stämme, schlank wie aufgerichtete Anakonden, ihre noch schwachbelaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Türme vortreten; bei Gott! es war mir doch seltsam zumute, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Tore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, dessen der alte Everwin so wohlredend gedenkt: „Eques vexillum crucis sublevans, cum molosso ad aquam hiante" — alter Hans Heinrich! schwenkst du deine Fahne auch schützend über deinen verarteten Zweig, dem dein Glaube und dein Land fremd geworden sind? Im Schlosse war ich so halbwege erwartet, das heißt so in Bausch und Bogen, wo es auf eine Handvoll Wochen nicht ankommt; ein schlau aussehender, schwärzlicher Bursche in himmelblau und gelber Livree, streng nach dem Wappenbuch, öffnete den Schlag und erkannte mich sofort für den fremden Vetter, als ich vom „Schlosse" redete und nach dem „Baron" fragte. „Der Herr sind auf dem Vogel-

fang, aber die gnädige Frau sind zu Hause!" Zugleich hörte ich drinnen: „Ihro Gnaden, he is do, he is do, de Herr ut de Lauswick!" und sah beim Eintritt noch zwei dicke, passablement himmelblaue Beine.

Das war also der Eintritt in die Halle meiner Väter; ja, hört, wie es erging, ihr Wände! meine ich, und du, jammernder Scheit im Kamin! — denn auf die drei Spione und zwei Dachse kann ich nicht rechnen, da das Fenster geschlossen ist: die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neugierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unserer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus teilnehmende Weise. Verlegen waren alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte, bis ich mich verstohlen vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. — War ich denn nicht ein Galanthomme? eine Blume des Adels, um die zwei Damen am Dresdener Hofe seufzten? Meine Augen hatten den rechten Weg eingeschlagen — der galonierte Rock — die Ringe an den Fingern, so tragen sich hierzulande die Windbeutel, und womit ich, unter uns gesagt, diesen Leuten an der Welt Ende zu imponieren glaubte und auf der letzten Station wenigstens eine gute Stunde verwendet hatte, das gab mir hier das Ansehen eines, der nächstens zum Bankerott umkippen will und Kredit auf seine Tressen sucht. Hier ist alles so feststehend, man weiß so genau, was jeder gilt, daß dergleichen Nachhilfe und Augenverblendung immer nur wie Notschüsse herauskommen, und ich bin jetzt überzeugt, daß mein guter Vetter unter seinen Grüßen und Verbeugungen alle seine Gefälle und Zehnten überzählte, und wieviel davon wohl zur Aushilfe eines verlorenen Sohnes im zwanzigsten Gliede möchte ritterlich, christlich und doch ohne Unverstand zu verwenden sein. Jetzt weiß ich dieses, und es demütigt mich nicht; hätte ich es damals gewußt, so würde es mich allerdings in einen kläglichen, inneren Zustand von Scham und Zorn versetzt haben. Dennoch ging der erste Tag mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte: seine nie gesehenen Blumenarten eigener Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirtschaftlichen Reichtümer, sogar den Augapfel seines Geistes, sein unschätzbares Liber mirabilis — ich dachte zu meiner Unterhaltung — jetzt weiß ich aber, daß es ein schlauer Streich vom alten Herrn war,

der mir so heimlich auf den Zahn fühlte, wie es mit adeligen Künsten bei mir beschaffen sei — nämlich mit Latein, Ökonomie und Ritterschaftsverhältnissen. Mir ging's wie dem Nachtwandler, und ich trat je blinder, um desto sicherer auf. Acht Tage kann ich auf mein Noviziat rechnen, wo täglich eine neue Schleuse des Wohlwollens sich zögernd öffnete, das eigentümliche milde Lächeln des Herrn täglich milder, die scharfen Augen seiner Frau täglich strahlender und offener wurden, und als mich am achten Tage der junge Herr Everwin auf seine Stube geführt und Fräulein Sophie abends aus freien Stücken ein schönes, etwas altmodisches Lied zum Klavier gesungen hatte, da war ich absolviert und fortan ein Kind und Bruder des Hauses. Ich fühlte dieses, als ich am nächsten Morgen von Abreise sprach, um meinem Bleiben einen festen Boden zu geben, der auch sogleich unter mir aufstieg. „Mich dünkt," sagte der alte Herr (der „Herr" sagt man hier kurzweg, „Baron" ist ausländisch und windbeutelig) mit einem triumphierenden Lächeln, „mich dünkt, Sie bleiben hier in Nummer Sicher, bis Sie Ihr Recht in der Tasche haben. Der Hund des alten Hans Heinrich hat uns so manchen Prozeß weggebellt, der wird Ihnen auch keinen durchs Tor lassen." Ich dachte an meine Gedanken, als ich unter dem Steinbilde einfuhr, und der alte Herr mußte mir etwas dergleichen ansehen, denn er schüttelte meine Hand und sagte: „Lieber Herr Vetter!" So bin ich denn nun seit zwei Monaten hier, Boten gehen und kommen, und meine Geschäfte ziehen sich in die Länge; ich helfe dem Herrn botanisieren, Vögel fangen und sein Liber mirabilis auslegen, wobei ich schlecht genug bestehe und manche Eselsbrücke schlage, die der Vetter gütig unbemerkt läßt; besser komme ich fort in den gelegentlichen Gesprächen über ernste Gegenstände und klassische Wissenschaften, in denen der alte Herr vortrefflich beschlagen ist und ich aber auch kein Hund bin — was mich aber zumeist ergötzt, ist die lebendige, frische Teilnahme, die kräftige Phantasie, mit der alles meinen Erzählungen von Städten, Ländern und vor allem von den Wundern des grünen Gewölbes horcht. Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie, die ihnen im Traume mehr von dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir anderen übersättigten Menschen mit unseren Händen davon ergreifen können. Ich bin gern hier, es wäre Fadheit, es zu leugnen, und Undank zugleich; auch langweile ich mich keineswegs, man treibt hier allerlei Gutes, etwas altfränkisch und beengt, aber gründlich. Auch gibt es

hier von den seltsamsten Originalen und zwar rein naturwüchsigen, sich völlig unbewußten; wenn ich bedenke, was ich noch alles nachzuholen und zu erläutern habe, ehe ich wieder bis zu diesem Abende, diesem Kamin und diesen Mücken gelange, die mich unbarmherzig molestieren, so scheinen mir alle Gänseflügel auf dem Hofe in Gefahr — aber jetzt ist's spät, — meine Kerze hat sich mehr schön als dauerhaft erwiesen; sie ist mehr verlaufen als verbrannt, und auf dem Tische schwimmt's von Talge, den ich noch vor Schlafengehen mit eigenen Händen reinigen muß, um nicht morgen von meinem Freunde Dirk als der schmierige Herr aus der Lauswick bezeichnet zu werden. Das Licht im Zimmer des Vetters brennt wie ein Traum — die Sterne sind desto klarer, welch schöne Nacht!

Zweites Kapitel.

Der Herr und seine Familie.

Honneur aux dames! Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten ist; sie stammt aus einer der wenigen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen, befallen wurde, lernte sie in Köln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponieren versteht und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl tun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil

der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, Latein wie Deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat Blut wie ihre Reben, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen, denn das innere Feuer verzehrt alles sonst Überfließende; so sieht sie aus wie ein edles arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Überschätzung, die oft gescheiten Leuten von starker Phantasie eigen ist, die von dem ihrer eigenen Natur Fremden zumeist am lebhaftesten ergriffen reden: so schont sie mit einer Art Pietät, was das Arugo der Verjährung trägt, so hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht; ich werde noch auf die respektablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt, und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen. Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau tut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Konversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft, und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält; darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine" Frau, was soviel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerluke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden über eine Heiratsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe.

Er war einziger Sohn, sie einzige Tochter und beider Eltern

am Leben. So zog sich die Aussicht ins Blaue, da jedes die Seinigen mitbringen mußte und für vier alte Leute in keinem der Häuser Raum war. Dennoch hatten die Eltern sie unterderhand verlobt mit dem ruhigen Zusatz, daß, wenn zwei von ihnen gestorben seien, was bei ihrem Alter wohl nicht lange ausbleiben werde, die Heirat vor sich gehen könne. So lebten alle friedlich ohne Ungeduld voran, bis der Braut Vater, ein Tischler, einen Schlaganfall bekam und dadurch schwach im Kopf wurde, dabei [unleserlich] und anfing sich lebhaft nach einem Gehilfen zu sehnen. Zum Unglück war sein Geselle ein durchtriebener, schlimmer Bursche aus dem Sauerlande, der sich dies alles zu Nutzen machte, bei jeder kleinen Bestellung, die ihm entfiel, so viel von Verfall der Kundschaft und dem übermäßigen Wohlbefinden des Müllerpaares zu reden wußte, denen er wenigstens Methusalems Alter prophezeite und bald hier bald dort in [unleserlich] wollte begegnet sein. Dabei ließ er zugleich schlau die Verpflichtung gegen Kind und Gutsherrn auf das geängstigte Gemüt des Mannes wirken, bis er diesen ganz konfus über Recht und Unrecht gemacht hatte. Die Folge davon war eine zweite, und dieses Mal rechtskräftige Verlobung mit Stempelpapier und Siegel, zwischen dem betrübten und eingeschüchterten Mädchen und dem Sauerländer. Zwei Tage später, und der alte Mann lag tot am wiederholten Schlaganfall im Bett, und fast zugleich mit ihm starb der Vater des Bräutigams an einer leichten Erkältung, was wahrlich kein zähes Leben bewies. Die erste Trauerzeit hielt jedes sich still zu Hause, dann aber trieb die Müllerin ihren Sohn an, mit der Braut jetzt das Nähere zu bereden. Als er hinkam, stand sie im Garten. Er sah sie schon von weitem die Schürze vors Gesicht schlagen und ins Haus gehen. Darauf kam die Witwe heraus und erzählte ihm mit vielem Klagen und Stottern die ganze Bescherung, worauf er ganz still wurde und nach Hause ging. Seitdem konnte er aber den Schimpf nicht verwinden. Zugleich drängte die Mutter, deren Kräfte schnell abnahmen, Franz ganz sachte wieder zum Heiraten. Zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen heimlichen Hochmut auf seine ehrenwerte Familie, die seit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob versehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufseher der Herrschaft aufgewachsen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräuleins einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn; das Drängen seiner Mutter und die Furcht, eine schlimme Wahl zu treffen oder gar

mit einem neuen Korbe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; seine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einem Male fing er über dem Behauen der Mühlsteine an, allerlei irres Zeug zu reden: Alle Splitter, die sie abpickten, seien lauter Heiratensteine, die sie gut aufbewahren müßten, und von denen er auch wirklich ein Versteck anlegte. Jetzt ist er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit und, wenn man ihn auf ganz fremde Gegenstände lenkt, von recht verständigem Urteile; aber dazu kommt es selten, seine fixen Ideen halten ihn wie mit eisernen Klammern und fahren in jedes beruhigende Gespräch wie Sporenstiche hinein. Jetzt ist seine größte Not eine Prinzessin von England, die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängstigt; er hält sich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtsein von ihrer hohen Stellung und daß sie ihn, wenn er sich sperrt, könnte wohl einstecken oder auf die Tortur bringen lassen, und er bereitet sich durch Lesen in der Bibel auf sein einstiges Märtyrtum vor, dem er doch womöglich noch entschlüpfen möchte; darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Beratungen, die mit himmlischer Geduld ihm schlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raserei gerettet hat. Mich durchrieselt jedesmal ein Schauder, wenn ich dieses Angstbild sehe; hier erregt es nur tiefe ruhige Teilnahme. Wenn man die Geduld und Höflichkeit des Herzens sieht, mit denen diese Frau auf die endlosesten Langweiligkeiten eingeht, so kann man nicht umhin, ihre tiefe Güte zu bewundern, die so hoch über bloßem Almosengeben steht, wie Ehre über Bequemlichkeit. Ich begegne häufig im Korridor reinlichen Armen, mit frischgewaschenem Fürtuch und blanken Zinnschnallen, die so frei und mit honetter Haltung zu ihr aus- und eingehen, wie anständige und geehrte Besucher, und in der Tat gilt's auch öfter einer zutraulichen Bitte um Rat als um Hilfe. Unangenehm ist's mir aber allemal, wenn ich dem Klemens begegne.

Aber ich bin von meinem Thema abgekommen, also der junge Herr — Everwin heißt er, in getreuer Reihenfolge wie die Heinriche von Reuß — steckt noch ein wenig in der Schale. Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis ins Gehirn sehen zu können. Ich höre ihn oft im Nebenzimmer gefährlich stöhnen und räuspern über den Klassikern und alten Geschichtswerken, an denen er eine Mühe hat, daß ihm mittags zuweilen die Haare davon zu Berge stehen. Ich profi-

tiere auch zur vollen Genüge von seinem Geigenspiel, zuweilen, wenn ich gerade gut gelaunt und recht im dolce far niente bin, nicht ohne Vergnügen: er streicht seinen Viotti so sanft und reinlich ab, und an manchen Stellen mit so kindlich mildem Ausdruck, daß ich oft denke: er ist doch der Papa en herbe, der nur noch nicht zum Durchbruch kommen kann — dieses geringe, leider an Wert verlierende Vergnügen wird mir aber reichlich versalzen durch die Übungsstunden, wo absichtlich zu Schwieriges vorgenommen wird; von all dem Wasser, was mir diese Doppelpassagen, bei denen immer ein falscher Ton nebenher läuft, schon in die Zähne getrieben haben, könnten wenigstens zwei Mühlen gehen; zuweilen gibt Karo, des Vetters sehr geliebter Spion, noch die dritte Stimme dazu, und dann ist der Moment da, wo ein spleeniger Engländer sich ohne Gnade erhängen würde. Mein Zimmer ist indessen der Ehrenplatz im Hause, und Hoffart will notleiden; zudem kann mir nicht entgehen, daß Everwin, wo es ohrengefährlich wird, den Bogen so leise ansetzt wie ein menschlicher Wundarzt die Sonde und sogar zuweilen mir zuliebe seinem Karo einen Fußtritt gibt, der ihm gewiß selber wie ein Pfahl durchs Herz geht; er ist überhaupt ein bescheidener jüngferlicher Nachbar, der morgens auf den Zehen umherschleicht und sich abends gleichsam ins Bett stiehlt, daß ich kaum die Decken rispeln höre! Sein Freund und Gefährte in allem ist der Neffe des Rentmeisters, Wilhelm Friese, ein wunderlich begabter junger Mann, an den Everwin sich festgesogen hat wie die Auster an der Koralle. Ich sehe sie beide oft morgens um sechs Uhr zum Dohnenstrich ziehen, in knappen Jagdröcken und Lederkäppchen fröhlich und mädchenhaft, wie ein paar Klosternovizen in den Freistunden.

Vor Frauen hat er noch eine wahre Josephs-Scheu und würde einen unchristlichen Haß auf die Unglückliche werfen, mit der man ihn neckte. Zwei münsterische Schillinge gäbe ich darum, ihn dereinst auf Freiersfüßen zu sehen. Ohne Zweifel muß auch da sein Wilhelm vorgehen, und der wird sich ebenfalls alle zehn Nägel abkauen vor Angst, obgleich er gegen Everwin gerechnet immer für einen Schalk gelten kann. Neulich frühe saß ich am Ausgange der neuen Anlagen, die diesen Landsitz umgeben wie Nester mit jungen Vögeln eine graue Warte — Everwin kam über Feld, Wilhelm hinterdrein. Ich hörte, daß sie sprachen, aber Everwin sah nicht zurück. „Ich sage es dir nochmals," rief Wilhelm, „wenn du dir keinen besseren Rock anschaffst, so bekommst du dein Lebtag keine Frau." — „Ach, bah!" brummte Everwin und rannte wie ein Kurier und war

bereits dicht neben mir, ohne mich zu sehen. „Lauf doch nicht so! Herr! laß uns das Ding überlegen; du kommst ja doch nicht vorbei. Was scheint dir, Blau mit Tressen? Das steht gut zu blonden Haaren.“ „Wilhelm!“ drohte Everwin und trat bis über die Knöchel in eine Lache. — „Guten Morgen, Vetter!“ sagte ich. — „Sind Sie da? Ich habe ins Wasser getreten!“ — „Das sehe ich!“ und fort trabten die beiden wie begossene Pudel, Wilhelm am betroffensten, daß ich seine gottlosen Reden gehört.

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. — Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage und ebensooft wieder fast das Gegenteil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber, und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der, für gewöhnlich bleich bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röte über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag während des Verdauungspfeifchens zur Ergötzung des Papas geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam und von nicht geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Modulieren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der, eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen geborenen Laien wie mich den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältnis zu dem zarten

Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an, und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in roten, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todesangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen, indem ich vorgebe, ein Lied von Fräulein Anna hören zu wollen, in die man mich deshalb etwas verliebt glaubt.

Fräulein Anna darf sich auch gar wohl sehen lassen; sie ist ein schönes braunes Rheinkind mit brennenden Augen, blitzenden Zähnen, Elfenfüßchen, zitternd vor verhaltenem Mutwillen wie eine Granate, über der die Lunte brennt. Sie möchte gern immer reden und schweigt doch zumeist, weil sie den rechten Ton auf der hiesigen Skala nicht finden kann. Wenn wir abends unsere stillen ehrbaren Gespräche führen, sitzt sie gewöhnlich am Fenster und seufzt ungeduldig Wolken und Winde an, die nach den Rebhügeln ziehn, wo ihre jungen Gefährtinnen sich's wohl und lustig sein lassen, während sie hier bei der Tante die Klosterjungfer spielen muß. Wozu? Sie begreift es nicht und klagt die Heimat und die Fremde an. Ich denke, man hat einen Dämpfer für diese üppige Wasserorgel nötig gefunden. — Dabei hat sie einen Anflug von Empfindsamkeit, liebt den Wald, schält alle Bäume an, um ihre Klagen darauf auszuhauchen. Den Onkel ehrt sie, weiß ihn aber nicht zu schätzen; — der Tante wendet sie eine zornige Liebe zu, da sie das verwandte Element fühlt und vor Ungeduld überschäumt, es so beengt zu sehen. Sophie ist ihr fast fatal, und Everwin, den sie „unsere Mamsell" oder „Lappemann" (lab=lap = schmal, schmächtig) nennt, ist der ewige unfreiwillige Tröster ihrer Langeweile. Sie gibt ihm Salz mit auf die Jagd, sorgt, daß seine Leintücher umgeschlagen werden, so daß er nachts wie in einem kurzen Sacke steckt, oder läßt seine Bohnen ausnehmen und Maulwürfe oder schwarze Hadern hinein hängen, was ihm allemal wirklich nachgeht und empfindlicher ist als die schlaflose Nacht. Da ihm zur Revanche Geschick und Kühnheit fehlen, ist's ein einseitiger Spaß, der in Everwins Herzen allmählich einen Sauerteig verkniffener Schadenfreude ansetzt. Ich sehe allemal etwas wie einen falschen Sonnenstrahl über sein Gesicht zucken, wenn sie mit ihrer halbbewußten Koketterie bei seinem Kameraden abfährt oder Karo nach einem Wasserbade sich zunächst bei ihr abschüttelt, und ich habe ihn im Verdacht, ihn vorzugsweise auf ihrer Seite apportieren zu lassen. Dem Wilhelm scheint sie gewogener, nennt ihn einen gebildeten jungen Mann, und es kommt mir vor, als ob sie seinetwegen zuweilen ein Schleifchen mehr anstecke, was

er aber leider nicht zu bemerken scheint. Ich glaube überhaupt, daß zwei Drittel ihrer Seufzer dem Verkanntsein gelten. Ist's z. B. nicht hart, daß sie, die Französisch spricht wie Deutsch und den Gellert zitieren kann, hier noch Rechenstunde nehmen muß bei einem invaliden Unteroffizier, der am Ausgang des Parkes wohnt? Wäre seine fuchsige Perücke nicht und sein schönes Französisch, indem er sich nach ihrem „ton père" erkundigt, sie führe aus ihrer Sammethaut, nun aber hat sie an ihm wenigstens einen Souffre-douleur, ein schlechtes Äpfelchen gegen den Durst, und macht ihn Zeug sagen und tun, daß der Onkel den Kopf schüttelt und doch lachen muß.

Fräulein Anna ist pikant wie [unleserlich], aber es ist unerquicklich, hier jemand zu sehen, der die Landesweise nicht aufzufassen versteht; der Spott ärgert einen, und doch wird man sich dadurch des Entbehrten bewußt und fühlt die Einförmigkeit wie einen schläfernden Hauch an sich streifen. —

Ich bemerke eben, daß ich den Fehler habe, mich in Stimmungen hinein- und hinauszuschreiben; so hat mich der Paragraph Anna fast rebellisch gemacht gegen das Haus meines guten Vetters, den ich mir als einen Bissen pour la bonne bouche in diesem Abschnitt zuletzt aufgehoben habe. Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht liebzuhaben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Schon sein Äußeres. Denkt euch einen großen stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen, und doch einem doppelten es fast unmöglich macht; gar adlig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Mut für drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege geraten war, fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten, und da sah, wie Wilhelm, der Neffe des Rentmeisters sagt, der mit seinem Spazierstöckchen zu Hilfe herbeirannte, der Herr aus wie ein Leonidas bei den Thermopylen.

Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen; dennoch bin ich zweifelhaft, ob im vorkommenden Falle der Herr den Feind tapferlich erschlagen oder sich lieber gefangengeben würde, um keinen Mord auf seine Seele zu laden. Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgendeinen dunkeln Winkel vor- und rückwärts fahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem Degen in das verdächtige Verlies dringen sehen mit wahrhaft acharnierter Wut, den Schelm zu packen und einzuspunden, den er dann freilich am anderen Morgen hätte laufen lassen. Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Anteil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judizium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigener Reinheit entspringt: sein erstes Urteil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau wünschen möchte. Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden, und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. — Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein, und alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

Ich habe schon gesagt, wie stark die Musik hier getrieben wird — die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt, das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll; denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons „Jahreszeiten", aus den Kreuzzügen. Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der

kindlichsten Originalität; zuerst eine lebende Ornithologie (denn der Herr greift alles wissenschaftlich an). Neben seiner Studierstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt, und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. Er treibt ein wahres Spionieren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücken schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze, sieben- bis achtmal in einem Tage; möchte ich ihm zuweilen die Mühe abnehmen und verspreche, die Klippe wohlgeschlossen zu lassen oder den Vogel mitsamt der Leimstange in mein Schnupftuch gewickelt fein sauber herzutragen, so gibt er mir wohl nach, um mir keine Schmach anzutun, aber er trabt nebenher, und es ist, als ob er meinte, meine profane Gegenwart allein könne schon den erwischten Vogel echappieren machen. Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle geraten, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Wert sein möchten: so trägt er mit einem feinen Samtbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur rötlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz, die er mit einem wahren Prometheus-Ansehen zeigt; die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger als des Herrn botanische Exkursionen, bei denen er immer heimlich auf Unerhörtes hofft, zum Beispiel ein scharlachrotes Vergißmeinnicht oder blaues Maßliebchen, obwohl er als verständiger Mann dies nicht eigentlich glaubt, aber, man kann nicht wissen — die

Natur ist wunderbar. Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein schon oft genanntes Liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer), wie man es nennt — und wie ich fürchte, einer oder der andere dem Herrn zulieb! — Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Ähnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; ich meine, so müsse Swedenborg ausgesehen haben; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in keiner Weise von anderen Bauern unterschieden. Ich habe mit manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir verständigen Bescheid über Wirtschaft und Witterung; aber sobald meine Fragen übers Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verraten manche dieser sogenannten Prophezeiungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentane geistige Steigerung anzunehmen — wie Mesmer[1]) sie jetzt in seiner neuen Theorie aufstellt. Der Vetter nun hat alle diese in der Tat merkwürdigen Träumereien gesammelt und teils aus scholastischem Triebe, teils um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und Liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern; dies ist sein Schatz und Orakel, bei dem er anfragt, wenn es in den Welthändeln konfus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt. Guter Vetter, du hast mir deinen Schatz anvertraut, obwohl ich weiß, daß du lieber ein Mal auf deinem Gesicht als einen Flecken auf den Blättern erträgst; da liegt er, rotgolden und stattlich, wie ein englischer Stabsoffizier, und ich sitze hier wie ein schlechter Spion und nehme eine geheime Karte von deiner Person — gute Nacht! würde ich sagen, aber du hast immer gute Nächte, denn du bist gesund und reinen Herzens. — Ich muß morgen früh auf — wir haben sieben Meisenkasten abzusuchen.

---

[1]) Franz Mesmer, 1733—1815, Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus, starb in Meersburg, auf dessen Friedhofe er begraben liegt.

Drittes Kapitel.

In Hof und Garten.

Der Morgen war so schön! Nachtigallen rechts und links antworteten sich so schmetternd aus dem blühenden Gesträuch und Hagen, daß ich um fünf Uhr im engsten Sinne des Wortes davon geweckt worden bin und es mir unmöglich war, wieder einzuschlafen; so habe ich denn bis zum Frühstück mich in den Anlagen umhergetrieben und die erste Blüte an des Herrn neuester Iris mit einem profanen Auge eher erblickt als der gute Prometheus selbst. Es war in diesen Tagen viel Rede und Erwartung wegen dieser Blume aus des Herrn Fabrik, die mir nur etwas tiefer blau scheint als die gewöhnliche Schwertlilie, ich denke aber, er wird sie atropurpurea oder mirabilissima taufen; jedenfalls sah die Blume in ihrem Tauperlenschleier reizend genug aus, und überall hatten die Anlagen in ihrem jungen, von der Sonne vergoldeten Grün, ihrem Tau und Blütenstaat eine solche beauté du diable, daß ich glaubte, nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben. Der feuchte Boden ist dem Blumenwuchs und den Singvögeln so zuträglich, daß man in der schönen Jahreszeit von Düften, Farbe und Gesang berauscht vergißt, daß alles fehlt, was man sonst von schöner Gegend zu fordern pflegt — Gebirg, Strom, Felsen. Ich muß der Seltsamkeit wegen anerkennen, daß mir ganz poetisch zumute ward und ich mich beinahe auf den nassen Rasen gesetzt hätte und mich wirklich auf eine Bank hingoß und ein paar Gedichte von Wilhelm hervorzog, die Fräulein Anna mir gestern abend mit verschmitztem Lächeln und ein wenig errötend zugesteckt hatte. Irre ich nicht, so ruhen die dunkeln Augen zuweilen mit einer Teilnahme auf dem jungen Dichter, wie Langeweile und etwas Empfindsamkeit sie leicht auf dem Lande erzeugen. Das schüchterne Huhn scheint indessen davon kein Körnchen zu ahnen, und ich bezweifle, ob eine etwaige Entdeckung dem Fräulein zum Schaden oder Vorteil gereichen würde, da seine tiefblauen jungfräulichen Augen ganz anderes zu suchen scheinen als so rheinisches Blut. — Also ein Dichter ist der Wilhelm!

Ich hätte es mir denken können, nach seinen verklärten Blicken, wenn wir am Weiher stehen und die Schwäne durch den glitzernden Sonnenspiegel segeln, wo er dann wirklich schön aussieht, die übrige Zeit aber unbehilflich und verschüchtert, wie es einem jungen Schreiber zukömmt, den die Güte des

Herrn höchst überflüssig seinem Onkel zugesellt hat, nur um das arme Blut in freie Kost und Wohnung zu bringen.

Die Verse sind auf schlechtes Konzeptpapier geschrieben, häufig durchstrichen und gewiß nicht für das Auge des Fräuleins bestimmt. Das eine schien sie mir mit einiger Ziererei vorenthalten zu wollen. Dieses wird zuerst gelesen.

Das Mädchen am Bach.

Ei, ei, Wilhelmus! was sind das für gefährliche Gedanken! Paßt sich dergleichen für einen armen Studenten, der erst in zehn Jahren vielleicht lieben darf? Und nun zum zweiten!

Der Knabe im Rohr.

Der junge Mensch hat wirklich Talent! In einer günstigeren Umgebung — doch nein, bleib in deiner Heide, laß deine Phantasie ihre Fasern tief in deinen Weiher senken und wie eine geheimnisvolle Wasserlilie darüber schwanken. Sei ein Ganzes — ob es ein Traum, ein halbverstandenes Märchen — — es ist immer mehr wert als die nüchterne Frucht vom Baum der Erkenntnis...

Beim Heimzuge fand ich den Rentmeister Friese in Hemdärmeln am Brunnen vor dem Nebengebäude, eifrig bemüht, seine Stubenfenster mit Hilfe eines Strohwisches und endloser Wassergüsse zu säubern; seine Glatze glänzte wie frischer Speck, und ich hörte ihn schon auf dreißig Schritt stöhnen wie ein dämpfiges Pferd. Er sah mich nicht, und so konnte ich den wunderlichen Mann mit Muße in seinem Negligé betrachten, das an allen Stellen, die der Rock sonst in Verborgenheit bringt, mit den vielfarbigsten Lappen repariert war und ihm das Ansehen einer wandernden Musterkarte gab. Es ist mir selten ein mehr harpagonähnliches Gesicht vorgekommen, spitz wie ein Schermesser, mit Lippen wie Zwirnfäden, die fast immer geschlossen sind, als fürchteten sie etwas Brauchbares entwischen zu lassen und nur, wenn er gereizt wird, Witzfunken sprühen, wie ein Kater, den man gegen den Strich streichelt; dennoch ist Friese ein redlicher Mann, dem jeder Groschen aus seines Herrn Tasche wie ein Blutstropfen vom Herzen fällt, aber ein Spekulant sondergleichen, der mit allem, was als unbrauchbar verdammt ist: Lumpen, Knochen, verlöschten Kohlen, rostigen Nägeln, den weißen Blättern an verworfenen Briefen, Handel treibt und sich im Verlauf von dreißig Jahren ein hübsches rundes Sümmchen aus dem Kehricht gewühlt haben soll. Seine Kammer ist niemandem zugänglich als seinen Handelsfreunden und dem Neffen

Wilhelm; er fegt sie selber, macht sein Bett selber, die reine Wäsche muß ihm ans Türschloß gehängt werden. Nitimur in vetitum, ich wagte einen Sturm, nahte mich höflich und bat um ein paar geschnittene Federn; er wurde doch blutrot und zog sich wie ein Krebs der Türe zu, um seine Hinterseite zu verbergen; ich ihm nach und ließ ihm nur so weit den Vortritt, daß ihm gelingen konnte, in seinen grauen Flaus zu fahren; dann stand ich vor ihm, er sah mich an mit einem Blick des Entsetzens, wie weiland der Hohepriester ihn auf den Tempelschänder, der in das Allerheiligste drang, mag geschleudert haben, deckte hastig eine baumwollene Schlafmütze über ein Etwas in der babylonischen Verwirrung seines Tisches, suchte nach einem Federbunde, dann, in verdrießlicher Eile, nach einem Federmesser — es war nicht da — er mußte sich entschließen, in einen Alkoven zu treten, ich warf schnell meine Augen umher — das ganze weite Zimmer war wie mit Maulwurfshügeln bedeckt, durch die ein Labyrinth von Pfaden führte, saubere Knöchelchen für die Drechsler, Lumpen für die Papiermühle, altes Eisen, auf dem Tische leere Nadelbriefe, schon zur Hälfte wieder gefüllt mit Stecknadeln, denen man es ansah, daß sie gerade gebogen und neu angeschliffen waren; ich hörte ihn einen Schrank öffnen und hob leise den Zipfel der blauen Mütze; beschriebene Hefte in den verschiedensten Formaten, offenbar „Memoiren": „Heute hat der lutherische Herr wieder eine ganze Flasche Franzwein getrunken, das Faß à 48 Taler ist fast leer" — ich stand steif wie eine Schildwache; denn Herr Friese trat herein, und ich machte mich dann bald davon, so triumphierend wie ein begossener Hund; — guter Vetter, wird dir deine Freundlichkeit so schändlich kontrolliert!

Ich habe den Friese nie leiden können; obendrein ist er ein alter Narr, der sich von der Zofe Katharina, einem schlauen lustigen Mädchen und der gnädigen Frauen Liebling, aufs albernste hänseln läßt. Diese junge Rheinländerin stiftet überhaupt einen greulichen Brand im Schlosse an; die westfälischen Herzen seufzen ihretwegen wie Öfen. Zuerst des Herrn geliebter Johann, von ihr nur Jan Friedel genannt, der mit ihm eigens zum Kammerdiener erzogen worden ist, recht artig die Geige mit dem jungen Everwin streicht und in seinen graumelierten mit Talg hintenüber gestrichenen Haarresten, die in einem ausgemergelten Zöpfchen enden, genau einem geschundenen Hasen gleichsieht. — Dann ein paderbornscher Schlingel, derselbe, der mich zuerst am Wagen begrüßte, ein schlauer, nichtsnutziger Bursch, der sich durch tausend Foppereien an seinen Gesellen für die Langeweile, die sie ihm

machen, schadlos hält — den Herrn beschwätzt er zu allem, wie er will, und ist ihm erst vor kurzem etwas fatal geworden, seit er der Köchin, einer armen gichtischen Person, drei bunte Fäden als sympathetisches Mittel gab, mit dem Zusatz — es wirke nur, wenn sie täglich einen Korb voll Holz vor des Herrn Zimmer trage (bis dahin sein Amt!). Der Spaß kam aus, und der Herr war sehr ungehalten über diese Grausamkeit seines Johanns; doch meine ich, daß er ihn seitdem auch sonst mit mißtrauischen Blicken betrachtet; denn, wie der Herr sagt, „dergleichen Dinge sind nicht ganz zu lachen, man trifft im Paderbornschen seltsame Beispiele an".

Bilder aus Westfalen.

Erstes Kapitel.

Die Physiognomie des Landes Paderborn, Münster, der Grafschaft Mark und des Herzogtums Westfalen.

Wenn wir von Westfalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinanderliegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in allem, was die Physiognomie des Landes bildet oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Klima, Naturform, Erwerbsquellen und, als Folge dessen, in Kultur, Sitten, Charakter und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Teile unseres Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Grenzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionskultus und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was in seiner festen Form und gänzlichen Beschränkung auf die nächsten Zustände immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum Kontraste steigern, und bei der noch großenteils erhaltenen Volkstümlichkeit dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg' und Fläche scheinen auch hier, wie überall, die schärferen Grenzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die

gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, heidigen Münsterland, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bistum Paderborn, bis in die dem Hochgebirge nahestehenden Bergkegel des Sauerlandes (Herzogtum Westfalen) sich der Natur nachzumetamorphosieren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Übergang vom friedlichen Heidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dies beiläufig beiseite und fassen die Landschaft ins Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, insofern die Einwirkung derselben (durch Kultur ꝛc.) auf deren äußere Form dies erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westfalen zugezählte, noch echt rheinische Herzogtum Kleve, den Grenzen jenes Landes. Das allmähliche Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen, träumerischen Atmosphäre, sowie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Grenzstrichen des Bistums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Gerieſel über die Fläche und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambüler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich sowenig um uns kümmert als sein gleichfalls somnambüler Hund und seine Heidschnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge, „oculo torvo sinistroque“ zu betrachten. Aus den einzelnen Wacholderbüschen dringt das klagende, möwenartige Geschrill der jungen Kiebitze, die wie Taucher vögel im Schilf in ihrem stachlichten Asyle umschlüpfen und bald hier bald drüben ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Tür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall verstreut liegen — und

wir haben alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor, — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmutig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Kleve zu, umstäubenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde; vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden, und der aus minder feuchten Gegenden Einwandernde wird fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung in dem weichen Kleiboden finden. Die wüsten Steppen haben sich in mäßige, mit einer Heideblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillierte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen, alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die, langgestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenem Auge nach den Rindern zu schauen scheinen, welche, hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildherde sich gegen das Grün des Waldbodens oder den blassen Horizont abzeichnen und in wechselnden Gruppen durcheinanderschieben, da diese Heiden immer Almenden sind und jede wenigstens sechzig Stück Hornvieh und darüber enthält. — Was nicht Wald und Heide ist,

ist Kamp, das heißt Privateigentum, zu Acker und Wiesengrund benutzt und, um die Beschwerde des Hütens zu vermeiden, je nach dem Umfange des Besitzes oder der Bestimmung, mit einem hohen, von Laubholz überflatterten Erdwalle umhegt. — Dieses begreift die fruchtbarsten Grundstrecken der Gemeinde, und man trifft gewöhnlich lange Reihen solcher Kämpe nach- und nebeneinander, durch Stege und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachlosen Hauses durchwandelt. Wirklich geben auch vorzüglich die Wiesen einen äußerst heiteren Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwere ostfriesische Rasse, übersättigt wiederkäut und den Vorübergehenden so träge und hochmütig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig sein, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht umwucherte Blütendecke und der aromatische Duft des Minzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz, diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eines, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschrein sie dir andeutet und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott" oder „Haar" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt oder ein grell anschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer sein. Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleineren malerischen Heiden werden geteilt, die Kultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnelleren Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getreideseen den Charakter der Landschaft teilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deshalb das Vorhandene

noch zuletzt in seiner Eigentümlichkeit auf, ehe die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand- und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz und Grenzstadt, in das Bistum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählich zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Grenze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Übergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersteren oder die Großartigkeit des letzteren; unabsehbare Getreidefelder, sich über Tal und Höhen ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinichter Grund, der, wo man nur den Spaten einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmut Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. Selbst der klassische Teutoburger Wald, das einzige, zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hilfe der roten (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unseren Tritten knistert, sowie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie von „Stein, Gras und Grein" träumen können. Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punkten, wo das Zusammentreffen vieler kleiner Schönheiten wirklich reizende Partien hervorbringt, an hübschen grünen Talschluchten zum Beispiel, von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmutig und sogar ein wenig schwindelnd durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben und gegenüber ein Steinbruch, der fürs Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervorlangen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das

Bistum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westfalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Übervölkerung und Leichtsinn der Einwohner zu gleichen Teilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Grenze — gleichviel ob zur Rechten oder Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Teil Westfalens, links das geistliche Fürstentum Corvey, rechts die Grafschaft Mark; ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft, wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählich wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Öde steigern. Daß die vielbesprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit ausmacht, ist schon öfters gesagt worden; desto reizender ist der Strombord in seinem Knospen, Erblühen und Reifen, das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Grenze: so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald, so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannigfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattiert von Laub- und Nadelholz, scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus lustigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachlichten Sargrücken und scheint nur den Katthagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus roten Augenhöhlen anstarrt, seiner Beachtung wert zu halten. Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten,

klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Möwengeschrei, während hoch über uns von der Felsterrasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht und geht, nach einer reichen Aussicht die Weser entlang und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Grenzstädtchen Karlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher teils sanfter, teils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüsse kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbeigleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühlrädern vorüber und hören schon weither das Pochen der Gewerke; denn wir sind in einem Fabriklande. — Auch ist die Gegend anfangs, von der Nähe des Münsterlandes angehaucht, noch milder, die Täler träumerischer, und tritt dagegen, wo sie sich dem eigentlichen Sauerlande nähert, schon kühner auf als die der Weser. Das „Felsenmeer" unweit Menden zum Beispiel, ein Tal, wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen — und die Bergschlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfsteinhöhle Klusenstein dürfen unbezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantischen ansprechen; sonderlich das letzte und ebendiese starr gegeneinander rückenden Felswände, an denen sich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der schwarze Höllenschlund, unten im Kessel das Getöse und Geschäum der Mühle, zu der man nur vermittelst Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — sollen dem weiland vielgelesenen Spies den Rahmen zu einem seiner schlimmsten Schauerromane (ich glaube „Die Teufelsmühle im Höllental") geliefert haben. — Doch sind dieses Ausnahmen, die Landschaften durchgängig sanft, und sie würden, ohne die industrielle Regsamkeit ihrer Bewohner, entschieden träumerisch sein. Sobald wir die Fläche überschreiten, verliert sich indessen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichsam verirrten Partien, die uns jetzt durch ihre Seltenheit so überraschend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan durch tagelange Wanderungen fast übersättigt werden. Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — „Dieses ist mir ein saures Land geworden", soll Karl der Große gesagt haben — und wirklich, wenn wir uns

durch die mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unersteiglichkeit wir mit schwindelndem Auge messen, und aus denen sich kolossale Balkone strecken, breit und fest genug, eine wilde Berghorde zu tragen, so zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieses Worts, mag es nun gesagt sein oder nicht. Das Gebirge ist wasserreich und in den Talschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhandnehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Überall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Teil nicht ergründet sind, und an die sich Sagen von Wegelagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach; sonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich eines mindestens poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhus in den Spalten lebendig wird und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hochöfen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rotem Brandscheine überzittern. In diesem Stile nimmt die Landschaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend — auf denen man schon verirrte Ziegen hat tagelang umherschwanken sehen — bis die Zackenform der Berge allmählich kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs fast gänzlich eingeht und endlich bei „Winterberg" die Gegend nur noch das Bild trostloser Öde beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Haferfaat mehr gilbt als grünt.

Zweites Kapitel.

Handelsgeist im Sauerlande. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbnis. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Rauflust. — Eine Gerichtsszene.

Wir haben im vorhergehenden den Charakter der Eingeborenen bereits flüchtig angedeutet und gesagt, daß, dem ge-

wöhnlichen Einflusse der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am verhältnismäßig in einem zahmen Lande aufgenährten Paderborner der Stempel des Bergbewohners, sowohl moralisch als körperlich, weit entschiedener hervortritt, als an dem durch seine Umgebungen weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. Der Grund liegt nahe: in den Handelsverhältnissen des letzteren, die seine Heimat dem Fremden öffnen und ihn selbst der Fremde zutreiben, wo unter kaufmännischer Kultur die Sitten, durch auswärtige Heiraten das Blut seines Stammes sich täglich mehr verdünnen, und wir müssen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von so vielen Quellen verwässert, doch noch durchgängig einen scharfen, festen Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodensee. Der Sauerländer ist ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, sind sehr angenehm, und bei vorherrschend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch seine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der schwarzen. Seine Physiognomie ist kühn und offen, sein Anstand ungezwungen, so daß man geneigt ist, ihn für ein argloseres Naturkind zu halten als irgendeinen seiner Mitwestfalen; dennoch ist nicht leicht ein Sauerländer ohne einen starken Zusatz von Schlauheit, Verschlossenheit und praktischer Verstandesschärfe, und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheitesten Münsterländer fast immer praktisch im Vorteil stehen. — Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten und scheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Neigungen sind heftig, aber wechselnd, und so wenig er sie jemandes Wunsch zuliebe aufgibt, so leicht entschließt er sich aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreicher, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westfalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Konfession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau und lacht nur zu oft über die Scharen frommer Wallfahrer, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik

scheint. — Übrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist mutig, besonnen, von scharfem, aber kühlem Verstande; obwohl im allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferung fähig; und selbst der Geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen unbedeutend sind, begreift sich wohl; sowie aus dem Gesagten hervorgeht, daß dort nicht der Hort der Träume und Märchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und unheimliche Höhle mit Berggeistern und den Gespenstern Ermordeter oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minder beherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. Kurz, der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter herauszufühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Atemzug, seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten, seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern rascheren Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es eben seine Heimat und in dessen Luft ihm am wohlsten ist. — Seine Festlichkeiten sind nach den Umständen des Gastgebers den städtischen möglichst nachgebildet; seine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, staubende Chausseen mit Frachtwagen und Einspännern bedeckt — Wirtshäuser mit Kellnern und gedruckten Speisezetteln; einzelne Dörfer im tiefsten Gebirge sind noch strohdachig und verfallen genug, die meisten jedoch, nett wie alle Fabrikorte, erhalten allein durch die schwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beschwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Klimas entgegensetzen muß, einen schwachen Anstrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerschmiede vor ihren Höllenfeuern und die an den Stollen mit Lederschurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Berg-

knappen geben der Landschaft hier und dort eine passende Staffage.

Anders ist es im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst ziemlich nüchterne Umgebung bringt und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen, fehlt dem Paderborner nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. — Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben das Schicksal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüte und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachlückige Hüttchen als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Teil der Bevölkerung übereilten Heiraten zuführt, ohne ein anderes Kapital als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Herdstelle, das Ehebett und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der Tat aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fensterlöchern ist. — Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armut und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Palast zu kurz war, um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende weit in die Straße recken. — Selbst der Roheste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vorteil daraus zu ziehen, da er sein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft und sich dem Einflusse von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Prozeß einfädeln, der ihn völlig aussaugt, fast immer zur Auspfändung und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Not treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfnis gestillt ist, — jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich zurücklegen, der Sauerländer in irgendein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armut sofort dem Wirte und Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder

ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und zu taglöhnern. — So verleben leider viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voranbringen, ihre Jugend in Armut und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen. — In seiner Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumutet. Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von eigenem Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte — jene gegen den Gutsherrn zum Beispiel, den er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein echtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle und übrigens Abbruch tun müsse, wo es immer könne. — Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja „unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt". Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftabak zu blenden und, wie er kann, mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbesitzer sind deshalb zu einem erschöpfenden Aufwande an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouillieren und doch die massivsten Forstfrevel, zum Beispiel das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerten Geistlichkeit, und selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Korsen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas sehr Gewöhnliches, beim Mondscheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen, und der nächste Morgen brachte dann gewiß — je nachdem sie mit den Förstern zusammengetroffen oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geschichte eines blutigen Kampfes oder eines grandiosen Waldfrevels. — Die Überwachung der preußischen Regierung hat allerdings dieser Öffentlichkeit ein Ziel gesetzt, jedoch ohne bedeutende Resultate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßten, und es ist leider eine Tatsache, daß die Holzbedürftigen, sogar Beamte, von Leuten, denen noch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren

Bedarf so ruhig nehmen, wie allerorts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. Daß auch dieser letztere Erwerbszweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Grenze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt sich wohl voraussetzen, und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von fünfen oder sechsen hastig und ohne Gruß an uns vorüber der Wesergegend zustapfen und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln, schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme, wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt sich bei seinem Dienstherrn krank melden. — Ihre Ehen, meist aus Leidenschaft und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vorteile geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich", dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es „ländlich, sittlich" und leben der Überzeugung, daß eine gute Ehe wie ein gutes Gewebe zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der unteren Volksklassen nach den drei Hauptfarben Westfalens wagen, so würden wir sagen: der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, nämlich nach Geld und Geschicklichkeit, und führt auch seine Ehe so — kühl und auf gemeinschaftlichen Erwerb gerichtet. — Der Münsterländer freit wie ein Herrnhuter, gutem Rufe und dem Willen seiner Eltern gemäß, und liebt und trägt seine Ehe, wie ein aus Gottes Hand gefallenes Los, in friedlicher Pflichterfüllung. — Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm getan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Bluts. Mit seinen und den Eltern seiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Auftritten kommen. Er geht unter die Soldaten, oder er läuft Gefahr, zu verkommen, wenn seine Neigung unerwidert bleibt. Die Ehe wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegfeuer, bis sie sich zurechtgefunden; Flüche und Schimpfreden haben, wie bei den Ma-

trosen, einen großen Teil ihrer Bedeutung verloren und lassen eine rohe Art aufopfernder Liebe wohl neben sich bestehen. Über das Verderbnis der dienenden Klassen wird sehr geklagt: jedes noch so flüchtige Verhältnis zwischen den zwei Geschlechtern müsse streng überwacht werden von denen, welche ihr Haus rein von Skandal und ihre weiblichen Dienstboten in dienstfähigem Zustande zu erhalten wünschen; selbst die Unteraufseher, Leute von gesetzten Jahren und sonst streng genug, schienen taub und blind, sobald — nicht ein wirkliches Verlöbnis, sondern nur der Glaube an eine ernstliche Absicht vorhanden sei: „die beiden freien sich" — und damit seien alle Schranken gefallen, obwohl aus zwanzig solcher Freiereien kaum eine Ehe hervorgehe und die Folgen davon den Gemeinden zur Last fielen. Auch die Branntweinpest fordert hier nicht wenige Opfer, und bei diesem heftigen Blut wirkt das Übermaß um so wilder und gefährlicher. Diese Verwahrlosung ist um so mehr zu beklagen, da es auch dem letzten nicht leicht an Talenten und geistigen Mitteln gebricht und seine schlaue Gewandtheit, sein Mut, seine tiefen einwohnenden Leidenschaften und vor allem seine reine Nationalität, verbunden mit dem markierten Außern, ihn zu einem allerdings würdigen Gegenstande der Aufmerksamkeit machen. — Alter Gebräuche bei Festlichkeiten gibt es wenige und in seltener Anwendung, da der Paderborner jedem Zwange zu abgeneigt ist, als daß er sich eine Lust durch etwas, das nach Zeremoniell schmeckt, verderben sollte. — Bei den Hochzeiten zum Beispiel fällt wenig Besonderes vor, das allerwärts bekannte Schlüssel- und Brotüberreichen findet auch hier statt, das heißt, wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüssels bedürfte; nachher geht jeder seinem Jubel bei Tanz und Flasche nach, bis sich alles zum „Papen von Istrup" stellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verschlingen, was erst nach dem Lichtanzünden beginnt und dem „Reisenden für Völker- und Länderkunde" den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn geratener sein möchte, sich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäste bis zu einer Höhe steigt, deren Kulminationspunkt nicht vorauszuberechnen ist. — Ist die Braut eine echte „Flüggebraut", eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, so tritt sie gewiß stolz wie eine Fürstin auf, und dieses glorreiche Familienereignis wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die sich dessen wohl zu rühmen wissen, wie stattlich sie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergestrahlt sei. Lieber als eine Hochzeit ist dem Paderborner noch die Fastnacht, an deren erstem Tage (Sonntag Estomihi) der

Bursche daherſteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel, einen befiederten Hahn aus Brotteig, den er ſeiner Liebſten verehrt oder auch der Edelfrau, nämlich wenn es ihm an Geld für die kommenden naſſen Tage fehlt. — Am Montag iſt der Jubel im tollſten Gange; ſelbſt Bettler, die nichts anderes haben, hängen ihr geflicktes Bettuch über den Kopf und binden einen durchlöcherten Papierbogen vors Geſicht, und dieſe machen, wie ſie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzenden Augen und langen Naſenſchnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch grauſigeren Eindruck wie die eigentlichen Maskenzüge, die in ſcheußlichen Verkleidungen mit Geheul und Hurra auf Ackergäulen durch die Felder galoppieren, alle hundert Schritte einen Sandreiter zurücklaſſend, der ihnen wüſt nachjohlt oder als ein hinkendes Ungetüm ins Dorf zurückkrächzt. Sehr beliebt iſt auch das Schützenfeſt, zum Teil der Ironie wegen, da an dieſem Tage der „Wildſchütz" vor dem Auge der ſein Gewerb ignorierenden Herrſchaft mit ſeinem ſicheren Blicke und ſeiner feſten Hand paradieren darf und oft der ſchlimmſte Schelm, dem die Förſter ſchon wochenlang nachſtellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenſchärpe als ſeiner Königin überreicht und mit ihr die Zeremonie des erſten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächſten Tage das Frauenſchießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigſten ſuchen ſollte, und die ſich anmutig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübſche, vor dem Edelhofe auf, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und beſtraußt, jede mit dem Gewehr ihres Mannes über der Schulter. Voran die Frau des Schützenkönigs, mit den Abzeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite, wie weiland Maria Thereſia auf den Kremnitzer Dukaten; ihr zunächſt die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne; auf dem Hofe wird haltgemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandiert — rechts — links — kurz alle militäriſchen Evolutionen; dann wird die Fahne geſchwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurra dem Schießplatze zu, wo jede — manche mit der zierlichſten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, um unter klingendem Spiele nach der Schenke zu marſchieren, wo es heute keinen König gibt, ſondern nur eine Königin und ihren Hof, die alles anordnen, und von denen ſich die Männer heute alles gefallen laſſen. Einen gleich ſtarken Gegenſatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erntefeſtes. Dieſes wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Stile gefeiert. Der voranſchreitenden Muſik folgt

der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd thront, über sich auf einer Stange den funkelnden Erntekranz; dann folgen sämtliche Dienstleute, paarweise mit gefalteten Händen, die Männer barhaupt, so ziehen sie langsam über das Feld dem Edelhofe zu, das Tedeum nach der schönen alten Melodie des katholischen Ritus absingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verse von den Blasinstrumenten abgelöst, was sich überaus feierlich macht und gerade bei diesen Menschen und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. Im Hofe angelangt, steigt die Großmagd ab und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinsten Junkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuertor an die Stelle des vorigjährigen gehängt, und die Lustbarkeit beginnt. — Obwohl sich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, sind die Paderborner doch überaus gesangliebend; überall — in den Spinnstuben — auf dem Felde — hört man sie quinkelieren und pfeifen, — sie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, das letzte ist ein schlimmes Spottlied, was sie nach dem Takte des Raufens jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zusingen. — Sonderlich junge Herren, die sich, den Verhältnissen nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifizieren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbeizukommen und sich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er ist ihr zu dick, er hat kein Geschick", — oder: „Er ist ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den Kuank, der Vogel der sang, das Jahr ist lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!" Überhaupt rühmen sie sich gern, wo es ihnen Anlaß zum Streit verspricht, ihrer Herrschaft, als ob sie aus Gold wäre; stehen auch in ernsteren Fällen aus demselben Grunde bisweilen zu ihr gleich dem Besten, und es ist hier, wie bei der Pariser Polizei, nichts Ungewöhnliches, die schlimmsten „Wildschützen" nach einigen Jahren als Forstgehilfen wiederzufinden, denen es alsdann ein Herzensgaudium ist, sich mit ihren alten Kameraden zu raufen und den bekannten Listen neue entgegenzusetzen; und noch vor kurzem packten ein Dutzend solcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfschulmeister, der sie früher in der Taktik des „Holzsuchens" unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten einzuüben, etwa achtzig barfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe zuerst mit dem Blutaussaugen anfangen, mit ihren krummen Messern kunstfertig in dem jungen Schlag wüteten,

während der Pädagog, von einer breiten Buche herab, das Kommando führte.

Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieser äußert sich, neben der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben, vorzugsweise in sympathetischen Mitteln und dem sogenannten Besprechen, einem Akt, der manches zu denken gibt und dessen wirklich seltsame Erfolge sich durch bloßes Hinwegleugnen keineswegs beseitigen lassen. Wir selbst müssen gestehen, Zeugen unerwarteter Resultate gewesen zu sein. — Auf die Felder, die der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen umschritten und worauf er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, wagt sich in der Tat kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Meltau, und es ist überraschend, diese Strecken mit schweren, niederhangenden Ähren zwischen weiten Flächen leeren Strohes zu sehen. Ferner: Ein prächtiger Schimmel, arabischer Rasse und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge gespornt, gestürzt und hatte sich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebissen. Da das Schlagen des wütenden Tieres es in den ersten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brand hinzugetreten, und ein sehr geschickter Arzt erklärte das schöne Pferd für rettungslos verloren. Jetzt ward zur „Waffensalbe" geschritten, keinem Arzneimittel, wie man wahrscheinlich glauben wird, sondern einem geheimnisvollen, mir unbekannt gebliebenen Gebrauch, zu dessen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Besprecher nur ein von dem Blut des Tieres befleckes Tuch gesandt wurde. — Man kann sich denken, welches Vertrauen ich in dieses Mittel setzte! Am nächsten Tage wurde das Tier jedoch so ruhig, daß ich dieses als ein Zeichen seiner nahenden Auflösung ansah; — am folgenden richtete es sich auf, zerbiß und verschluckte, obwohl etwas mühsam, einige Brotscheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen sahen wir zu unserem Erstaunen, daß es sich über das in der Raufe befindliche Futter hergemacht und einen Teil desselben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutsames Auswählen der weicheren Halme und ein leises Zucken um Lippen und Nüstern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen mußten, völlig geschlossenen Wundstelle andeuteten; und seitdem habe ich den schönen Araber manches Mal, frisch und feurig wie zuvor, mit seinem Reiter durchs Feld stolzieren sehen. — Dergleichen und ähnliches fällt täglich vor, und hierbei ist die Annäherung des Besprechers oder seines Mittels an den zu besprechenden Gegenstand immer so gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt sie gänzlich

fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Essenzen hier keine Statt haben kann, so wie die vielbesprochene Macht der Phantasie bei Tieren, Kräutern und selbst Gestein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menschlichen Glaubens, die magnetische Gewalt eines festen Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhandgenommen, daß der Besitzer, obwohl Protestant, in seinem Überdrusse endlich zum Besprecher schickte. Dieser fand sich alsbald ein, umschritt die Gemüsefelder, leise vor sich hin murmelnd, wobei er mit seinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun stand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an dessen schadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die sich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkstückchen ꝛc. zu stören. — Nachdem dieser sie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, sagte er endlich: „Wenn ihr nicht Ruhe haltet, so treibe ich euch die Raupen auf das Dach", und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächste Hecke, schnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, stellte sie horizontal an die Stallmauer und entfernte sich. Alsbald verließen sämtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten grünen Kolonnen über die Sandwege an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt und standen im Hofe, mit Ungeziefer besät und nach dem Dache deutend, das wie mit einer grünen wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das eben Erzählte übrigens keineswegs als etwas Besonderes, da die oben berührte Erklärung durch auf den Geruch wirkende Essenzen hier am ersten stattfinden dürfte, sondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Tun und Treiben eines phantasiereichen und eben besprochenen Volkes.

Ehe wir von diesem zu anderen übergehen, erlauben wir uns noch zum Schlusse die Mitteilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Szene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr stattfinden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. — Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte und in dieser Wechselwirkung das Übel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher

(Meier) eines Dorfes, allzu grober Betrügereien und Diebstähle halber seines Amtes entsetzt werden. — Er hatte sich manchen verpflichtet, manchen bedrückt, und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. — Schon seit mehreren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlassung des Unwohlseins, seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, im Verein mit dem eigentlichen Justitiar die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen recht wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber und namentlich „das Schreibervolk" aus tiefster Seele verachtet. Ihre Besorgnis ward nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm barfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammendrängte und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltieren! wir protestieren! wir wollen den Meier behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen und haben uns geschickt, wir revoltieren!" Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da", worauf der Schwarm sich allmählich unter Geschrei und Fluchen verlor. Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmel, was immer zunahm, — dann drängten sich ein paar starknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme, hinauszugehen; — sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er sehr wohl sah, an der Tür auf; zugleich bemerkte er, daß einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten und kurze schwere Knüttel sichtbar werden ließen, was von der andern Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. Dennoch las er das Urteil mit ziemlicher Fassung ab und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zupfend, hastig der Tür zu. — Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein und ließen ihre Knüttel spielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Justiz mußte froh sein, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählich nach außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der

Beteiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal drauf loswaschen zu können. — Sie waren eben aufmarschiert, als die Sturmglocke erschallte. — Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Turm, wo sie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und auf Umwegen ins Hundeloch spediert wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster und überwachte mit seinem Tubus die Wege, welche zu den berüchtigsten Dörfern führten, und nicht lange, so sah er es von allen Bergen herunterwimmeln wie die Beduinenschwärme, er konnte deutlich die Knüttel in ihren Händen unterscheiden und an ihren Gebärden sehen, wie sie sich einander riefen und zuwinkten. Schnell besonnen warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßturmes, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führe, wo die Kommenden etwa in einer Viertelstunde angelangt sein konnten, wurden eilends einige zuverlässige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln mit Sense und Rechen, wie Arbeiter, die aufs Feld ziehen, den verschiedenen Trupps entgegenschlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlote gegolten, der aber bereits gelöscht sei. Die List gelang, alle trollten sich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Bestes mit Faust und Kolben tat und so der ganze Skandal mit einigen ernstlich Verwundeten und einem Dutzend ins Loch Gesteckter endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Pestbeulen behaftet aussahen und eine besondere Schwerfälligkeit in ihren Bewegungen zeigten. — Ähnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich wie das tägliche Brot; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, ist der gemeine Mann innerlich nicht um ein Haar breit von seinen Gelüsten und Ansichten abgewichen, er kann wohl niedergehalten werden, die Glut wird aber unter der Asche immer fortglimmen. — Erhöhter Wohlstand würde einiges mildern, wären nicht Leichtsinn und die Leidenschaft, welche zuerst eine dürftige Bevölkerung zuwege bringen, deren geringes Eigentum Schenkwirten und Winkeladvokaten zur Beute wird. — Dennoch kann man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das, mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist.

Drittes Kapitel.

Die Grenze. — Münsterländisches Stilleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. — Die Vorgeschichte. — Duldender Mut und Herzensgüte.

Selten mögen wenige Meilen einen so raschen Übergang hervorbringen als jene, welche die Grenzstriche Paderborns und seines frommen Nachbarlandes, des Bistums Münster, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächsten Hügel, haben kleine schwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzustande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten als bei ihnen diebswegen Wache standen, auf deine Frage nach dem Wege dich zuerst durch verkehrtes Mißverstehen und Witzeleien gehöhnt und dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo du wie eine Unke im Sumpfe oder wie Abrahams Widder in den Dornen gesteckt hast — das heißt, wenn du nicht mit Geld klimpertest; denn in diesem Falle haben nicht einer, sondern sämtliche Buben ihre Ziegen, um sie desto sicherer wiederzufinden, ins Kornfeld getrieben und mindestens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgerissen, um dir den nächsten Weg zu bahnen, und du hast dich, gut oder übel, zu einer vierfachen Abfindung entschließen müssen, — und jetzt stehst du wie ein Amerikaner, der soeben den Wigwams der Irokesen entschlüpft ist und die ersten Einfriedigungen einer Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden Flachsköpfen, in mindestens vier Kamisölern, Zipfelmützen, Wollstrümpfen und den landesüblichen Holzschuhen, die ihre Kuh ängstlich am Strick halten und vor Schrecken aufschreien, wenn sie nach einer Ähre schnappt. Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen so offen den Ausdruck der gutmütigsten Einfalt, daß du dich zu einer nochmaligen Nachfrage entschließest. „Herr!" sagt der Knabe und reicht dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht." — Du wendest dich an seinen Nachbarn, der gar nicht antwortet, sondern dich nur anblinzt, als dächte er, du wolltest ihn schlagen. — „Herr!" nimmt der erstere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht"; verdrießlich trabst du fort, aber die Knaben haben zusammen geflüstert, und der große Redner kommt dir nachgeklappert: „Meint der Herr vielleicht —?" (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt); auf deine Bejahung stapft er herzhaft vor dir her, immer nach seinen Kameraden umschauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken bis zum nächsten Kreuzweg; dann hastig mit der Hand eine Richtung be-

zeichnend, springt er fort, so schnell es sich in Holzschuhen galoppieren läßt, und du steckst deinen Dreier wieder ein oder wirfst ihn in den Sand, wo die kleinen Heidläufer, die dich aus der Ferne beobachten, ihn schon nicht werden umkommen lassen. — In diesem Zuge hast du den Charakter des Landvolkes in nuce. — Gutmütigkeit, Furchtsamkeit, tiefes Rechtsgefühl und eine stille Ordnung und Wirtlichkeit, die, trotz seiner geringen Anlage zur Spekulation und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlstand zuwege gebracht hat, der selbst den seines gewerbetreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. Der Münsterländer heiratet selten, ohne ein sicheres Auskommen in der Hand zu haben, und verläßt sich, wenn ihm dieses nicht beschieden ist, lieber auf die Mjlde seiner Verwandten oder seines Brotherrn, der einen alten Diener nicht verstoßen wird; und wirklich gibt es keine einigermaßen bemittelte Wirtschaft ohne ein paar solcher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem besten Platze am Herde auswärmen. — Die illegitime Bevölkerung ist gar nicht in Anschlag zu bringen, obwohl jetzt eher als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftausend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen, einen Burschen von 25 Jahren, den zur Zeit der Demarkationslinie ein fremder Feldwebel einem armen Dienstmädchen als trauriges Andenken hinterlassen hatte.

Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen noch der Tat nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer, arme Frauen", denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachlässigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Mann" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So ist Raum, Nahrung und Frieden für alle da, und die Regierung möchte gern zu einer stärkeren Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde bei einem Volke, was wohl ein Eigentum verständig zu bewirtschaften weiß, dem es aber zum Erwerbe mit leerer Hand gänzlich an Geschick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Not lehrt beten" (respektive arbeiten) würde sich schwerlich hinlänglich hier bewähren, wo schon die laue, feuchte Luft den Menschen träumerisch macht und seine Schüchternheit zum Teil körperlich ist, so daß man ihn nur anzusehen braucht, um das langsame Rollen seines Blutes gleichsam mitzufühlen.

Der Münsterländer ist groß, fleischig, selten von starker Muskelkraft, seine Züge sind weich, oft äußerst lieblich und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht interessant, da sie immer etwas Weibliches haben und

selbst ein alter Mann oft frauenhafter aussieht als eine Paderbornerin in den mittleren Jahren; die helle Haarfarbe ist durchaus vorherrschend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können.

Dieses und alles Dazugehörige — die Hautfarbe blendendweiß und rosig und den Sonnenstrahlen bis ins überreife Alter widerstehend, die lichtblauen Augen ohne kräftigen Ausdruck, das feine Gesicht mit fast lächerlich kleinem Munde, hierzu ein oft sehr anmutiges und immer wohlwollendes Lächeln und schnelles Erröten — stellen die Schönheit beider Geschlechter auf sehr ungleiche Wage; es gibt nämlich fast keinen Mann, den man als solchen wirklich schön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigstens fünfzehn als hübsch auffallen, und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geschmacke der englischen Kupferstiche. — Die weibliche Landestracht ist mehr wohlhäbig als wohlstehend; recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht schwere Goldhauben und Silberkreuze an schwarzem Samtbande, und bei den Ehefrauen Stirnbinden von möglichst breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlstandes, da selten jemand in den Laden geht ohne die nötigen blanken Taler in der Hand und noch seltener durch Putzsucht das richtige Verhältnis zwischen der Kleidung und dem ungeschnittenen Leinen und anderen häuslichen Schätzen gestört wird. — Der Hausstand in den zumeist vereinzelt liegenden Bauernhöfen ist groß und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus bäurisch. — Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh ostfriesischer Rasse mit seinen Ketten klirrt, — die große Küche hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hauspersonal bergen kann; das viele zur Schau gestellte blanke Geschirr und die absichtlich an den Wänden der Fremdenstube aufgetürmten Flachsvorräte erinnern ebenfalls an Holland, dem sich überhaupt diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den inneren Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben wie kaum einen anderen Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Außenwelt dem Münsterländer den Mut und die Betriebsamkeit des Bataviers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen wir dahingestellt sein lassen, bezweifeln es aber; jetzt mindestens sind sie

sich in den Zügen, die man als die nationalsten beider anzusehen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. — Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines Münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Feld ist, vernimmst du keinen Laut außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes und, wenn du dicht an der offenen Haustür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahnst, wenn ein zufälliger Blick über den Hag sie dir nicht verrät — die schönen schwermütigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verrät, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erntewagen geworfen wird und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat, da er nach ihrer Meinung „andächtig" ist, das heißt den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersagt. — Diese Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Toten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Tränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten teil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander, und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag — so kommt es, daß manches Ehepaar sich vor der Kopulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Bräute die nötigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heiraten gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgendeines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist als

anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaar bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten, und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden — die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Glut auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten ꝛc. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. — Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus, die jungen Leute wechseln die „Treue", nämlich ein Paar alter Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied und bis zum Ärmsten hinab geachtet wird. — Nächst diesem dürfen vor allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet stehen und, gleich Prinzen von Geblüt vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der anderen ins Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau" einen mit weißem Tuch verdeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrat nicht sorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höf-

lichkeit des Herzens verbietet die Überbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; — sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen, und weint aufs jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppierten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen lassen. — Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Tür seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem „Gott segne deinen Ein- und Ausgang" feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus." Während dieser Zeremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald in Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Teil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. — Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: „Der halbe Mond", „Der Schustertanz", „Hinten im Garten", manche mit den anmutigsten Verschlingungen. — Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. — Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. — Nimmt man hierzu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständen stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt

wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung" in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. — Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem anderen Anzuge zurück, so viel ihr deren zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke übereinander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine viersache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilt's den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — Sowie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu bringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Knie werden zu Hilfe genommen, die Bursche glühen wie Öfen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander, und alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letztenmal umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchentum geschieden wird — ein Ehrendienst, welcher den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgendeine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen tun desgleichen und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehr-

erbietig reicht, und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe: der Bräutigam ist nämlich während der Menuett unsichtbar geworden, — er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird.

Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und verziehen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Odemzug getan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: „Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot", worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht, und sie sorgen mit dafür, daß der Tote ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am Jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu teilen haben. Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. Die häufigen Gespenster in Moor, Heide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsspinnerin" ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der „diebische Torfgräber" nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „kopflose Geiger" seinen Sitz auf dem

Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm, und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langsam und schweigend an irgendeiner verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und sind ohne Zweifel echte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie jemand beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in „Timphüte" und „Langhüte". Die ersteren kleine runzlige Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen nachts auf und ab gehen oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. Bei Feuersbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden geraten werde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte „Vorgesicht", ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochschotten ähnlich und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheimgehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte. — Der Vorschauer (Vorkieker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung. — Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberischer Unruhe ins Freie oder

ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum jemand widersteht, obwohl jeder weiß, daß das Übel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heereskolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Fleck wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, zum Beispiel einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungeborenen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flatterte, sowie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine zottige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie mit manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der Minderbegabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschierenden Kolonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten und an Tür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnt nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen und der Hund, jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. — Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dies fast ungern,

da dieser Zusatz einem unleugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt; dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. — Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt ihm doch an Mut, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht scheint, keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten und, auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern standhaft den Hungertod erwarteten. — Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militärpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequieren und dann bis aufs Hemd auspfänden lassen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, zum Beispiel Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den anderen stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davonkommen. — Kurz, der Münsterländer besitzt den Mut der Liebe und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiosität, sowie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Teilnahme ein Volk, was ihn zwar vielleicht mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweilen ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaube, „nein"; Städter sind sich ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. — Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sind und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen sein möchte? — Auch leider „nein", es geht ja überall so!

Ledwina.

Romanfragment.

Der Strom zog still seinen Weg und konnte keine der Blumen und Zweige auf seinem Spiegel mitnehmen. Nur eine Gestalt, wie die einer jungen Silberweide, schwamm langsam seine Fluten hinauf; es war das schöne, bleiche Bild Ledwinens, die von einem weiten Spaziergange an seinen Ufern heimging. Wenn sie zuweilen halb ermüdet, halb sinnend stillstand, dann konnte er keine Strahlen stehlen, auch keine helleren oder milderen Farbenspiele von ihrer jungen Gestalt; denn sie war so farblos wie eine Schneeblume und selbst ihre lieben Augen waren wie ein paar verblichene Vergißmeinnichte, denen nur Treue geblieben, aber kein Glanz.

„Müde, müde", sagte sie leise, indem sie sich langsam nieder in das hohe, frischgrüne Ufergras auf den Rasen sinken ließ, daß die Gräser und Kräuter sie umstanden, wie die grüne Einfassung ein Lilienbeet. Eine angenehme Frische zog durch alle ihre Glieder, daß sie die Augen vor Lust schloß, als ein krampfhafter Schmerz sie auftrieb. Im Nu stand sie aufrecht, die eine Hand auf die kranke Brust gepreßt, und schüttelte unwillig ob ihrer Schwäche das blonde Haupt, wandte sich rasch wie zum Fortgehen und kehrte dann fast wie trotzend zurück, trat dicht an das Ufer und schaute anfangs hell, dann träumend in den Strom.

Ein großer, aus dem Flusse ragender Stein sprühte bunte Tropfen um sich, und die Wellchen strömten und brachen sich so zierlich, daß das Wasser hiervon mit einem Netze überzogen schien und die Blätter der am Ufer neigenden Zweige im Spiegel wie grüne Schmetterlinge davonflatterten. Ledwinens Augen aber ruhten aus auf ihrer eigenen Gestalt, wie die Locken von ihrem Haupte fielen und forttrieben, ihr Gewand zerriß und die Gliedmaßen sich ablösten und verschwammen.

Da wurde ihr, als ob sie wie tot sei und die Verwesung lösend ihre Glieder treffe und jedes Element das Seinige mit sich fortreiße.

„Dummes Zeug!" sagte sie, sich schnell besinnend, und bog, mit einem scharfen Zug in den sonst milden Mienen, auf die dicht am Flusse hinlaufende Heerstraße, indem sie das Auge durch das weite, leere Feld nach heiteren Gegenständen aussandte.

Ein wiederholtes Pfeifen vom Strome her blieb von ihr unbemerkt und, als daher bald darauf ein großer schwarzer Hund mit vorgestrecktem Kopfe quer über den Anger gerade auf sie einrannte, flüchtete sie, von großem Schrecken ergriffen, mit einem Schrei auf den Strom zu und, da das Tier ihr auf den Fersen folgte, geriet sie mit beiden Füßen hinein. „Pst, Sultan!" rief es neben ihr, und zugleich fühlte sie sich von zwei unzarten Händen gefaßt und ans Ufer gesetzt. Sie wandte sich noch ganz betäubt und erschreckt um.

Vor ihr stand ein großer vierschrötiger Mann, den sie an einem Hammel, der ihm wie ein Palatin um den Hals hing, als einen Fleischer erkannte. Beide betrachteten sich eine Weile, indem das Gesicht des Mannes in die offenbarste, mit Verdruß gemischte Ironie überging.

„Was springt Sie denn so?" stieß er endlich heraus.

„Ach Gott," sagte Ledwina ganz beschämt, „ich dachte, das Tier wäre toll."

„Wer? mein Hund?" sagte der Mann beleidigt; „der ist ja nicht mal bös, der hat niemals keinen gebissen."

Ledwina sah auf den Hund, der nun ganz verständig wie eine Sphinx neben seinem Herrn saß und zuhörte.

„Ist Sie nun recht naß?" fing der Fleischer an.

„Nicht sehr", erwiderte Ledwina, indes der Mann mit seinem Stabe die Tiefe des Wassers neben dem großen Steine maß, auf den Ledwina bei ihrer Wasserreise geraten. „Aber ganz miserabel ist Ihr, das sehe ich wohl," sagte er dann; „ich will nur sehen, daß ich Sie in das Haus dort bringe."

In der Tat hatte Ledwina seinen Beistand sehr nötig, und sie erreichte nur mühsam das etwa hundert Schritte vom Flusse entlegene Bauernhaus, indes ihr Führer sie beständig von den Kennzeichen der tollen Hunde unterhielt.

Die alte Bäuerin schob schnell ihren Rocken zurück, als Ledwina mit den Worten: „Macht Feuer, Lisbeth, ich habe mich erkältet und erschreckt", in die Türe trat. Der Fleischer hob sogleich die Geschichte des Abenteuers an.

„Macht Feuer!“ wiederholte Ledwina, „ich habe mir im Sandloch nasse Füße geholt.“

Der Retter wollte die Sache mit der Mamsell gefährlicher machen.

„Es ist nichts, gnädiges Fräulein“, sagte die Alte beruhigend, legte Holz ans Feuer, stellte einen Stuhl daneben, rückte ein Kissen darauf zurecht und ging, um aus dem Keller ein Glas frischer Milch zu holen.

Der Fleischer, verdrießlich über das geringe Interesse, das man seiner Rede zuwandte, rief ihr nach: „Einen Schnaps, Wirtin!“

„Wir verschenken keinen Schnaps,“ sagte die Frau in der Kellertür; „ein Glas Milch könnt Ihr für einmal umsonst haben.“

„Mamsell,“ hub der Fleischer von neuem an, „ich sage aber, Sie hätte wohl ertrinken können.“ Ledwina mußte doch lächeln.

„Wenn ich mich auf den Mund gelegt hätte“, antwortete sie vor sich hin und suchte in ihrem Körbchen nach der Börse.

„Sie ist auch nicht besonders bei Kräften“, erwiderte er, und über Ledwinens Gesicht flog ein bitterer Zug, indem sie ihm ein Trinkgeld reichte.

„Gott bewahre,“ erhub er seine Stimme, „einem Menschen das Leben retten, das ist nicht zu bezahlen“, wobei er beinahe tat, als wollte er das Dargebotene etwas weniges abwehren.

„Ihr habt mich ja auch hierher geleitet“, sprach Ledwina fast verdrießlich.

„Ja, wenn Ihr das meint“, sagte der Retter und faßte geschwind zu; denn da Ledwina sich nach ihrem Körbchen neigte, meinte er, sie gedächte das Gebotene wieder einzustecken.

Die Bäuerin brachte die Milch. Der Fleischer brummte: „Wenn es noch ein gut Glas Bier wäre.“

Er nahm jedoch vorlieb, sprach gegen die Wirtin noch allerlei von bezahlen und gut bezahlen können und zog endlich ab.

„So ginge es oft den ganzen Tag,“ sprach die Bäuerin zu Ledwina, der es ganz behaglich am Feuer wurde, „wenn wir allerhand Leute im Hause leiden wollten. Der Zulauf wäre groß genug für das beste Wirtshaus. Die Leute denken: Geld regiert die Welt. Unser Klemens muß oft des Nachts aus dem Bett und führen die Reisenden beim Grafenloche vorbei. Das ist ihm auch nicht zu gut, aber man mag die Leute doch nicht so ins Wasser stürzen lassen.“

„Jawohl", sagte Ledwina, schon halb im Schlummer.

„Die gnädige Fräulein ist schläfrig," sprach die Alte lächelnd, „ich will noch ein Kissen holen."

„Bewahre", rief Ledwina schnell, aus ihrem Stuhle auffahrend; aber schon war die alte Lisbeth wieder da mit zwei Kissen, deren eins sie auf den Sims neben den Herd legte, das andere auf die Stuhllehne. Ledwina, die sich durch eine Art Krankenstolzes selten in dieser Art etwas zugute tat, lachte ordentlich vor Vergnügen, da es ihr so bequem wurde.

„Erzählt mir etwas von vorigen Zeiten, da Ihr auf dem Schlosse wohntet", sagte sie freundlich; und die Frau hub an zu erzählen von dem seligen Großpapa, und wie der Turm noch gestanden, der vor vielen Jahren niedergebrannt, und immer tiefer neigte sich Ledwinens Haupt und immer deutlicher gestaltete sich, was sie noch zuweilen von den Worten der Erzählenden vernahm. Sie sah den Großvater als ein kleines, graues Männchen, gar freundlich; tot war er freilich, aber er schoß doch noch mit seiner Vogelflinte nach den Raben im alten Turm, es knallte gar nicht, aber sie fielen recht gut — und immer leiser und leiser wurden die Laute der Alten, die von Zeit zu Zeit ihr Fräulein hinter dem Rocken hervor betrachtete, bis sie endlich auch ganz einschlief.

Dann stand sie sachte auf, trippelte auf den Zehen zu Ledwina und beugte sich langsam über sie, ihren Schlummer zu prüfen.

Es war rührend zu sehen, wie das ernste, alte Gesicht der Bäuerin über dem jungen, bleichen der Herrin stand, das eine in stiller Traumeswehmut, das andere in den Tiefen des unabwendbaren nahen Vergehens beider, die reife, lebenssatte Ähre über der zarten, sonnenversengten Blüte.

Dann hob sie sich, holte still Flachs aus einem Wandschrank und begann ihn sehr leise zu bürsten; aber ihre Züge waren ernster als vorhin, doch sehr weich.

So dauerte es eine Weile, als die Tür ziemlich unsanft geöffnet ward und mit den Worten: „Mutter, hier bring' ich Euch einen neuen Stuhl", ihr Sohn mit einigem polternden Anstand einen im geheimen für sie verfertigten Spinnstuhl hereintrug; „der andere ist Euch ja doch zu hoch", fuhr er fort.

Die Mutter winkte unwillig mit der Hand, indem sie auf Ledwina deutete, aber diese war schon erwacht und sah ganz hell und erquickt um sich.

„Ei, so wollt' ich dich —!" fuhr die Alte heraus.

„Ich habe sehr sanft geschlafen bei Eurem Feuer," sagte

das Fräulein freundlich: „es ist aber doch gut, daß ich geweckt bin, sonst hätt' ich nachtwandeln müssen. Ich meine," fuhr sie lächelnd fort, da die beiden sie fragend anblickten, „wenn ich am Tage ruhe, so habe ich in der Nacht keinen Schlaf; da stehe ich dann wohl zuweilen auf und gehe in meiner Stube umher; es ist nicht zum besten, aber was soll man mit der langen Nacht machen? Es wird bald fünf sein, nun wird's meine Zeit, zu gehen"; und wie sie durch die Türe ging: „Den Stuhl hat wohl Euer Sohn gemacht, der ist doch recht geschickt."

„Auch bisweilen recht ungeschickt", sprach die Alte, der der Ärger noch nicht aus den Gliedern wollte; aber schon war Ledwina wie eine Gazelle den Fluß hinauf; denn sie dachte nur dann an ihre kranke Brust, wenn heftige Schmerzen sie daran erinnerten, und dann war ihr dieses traurige Hüten, dieses erbärmliche, sorgfältige Leben, wo der Körper den Geist regiert, bis er siech und armselig wird wie er selber, so verhaßt, daß sie gern diese ganze in Fäden verglimmende Lebenskraft in einem einzigen recht lohen Tage hätte ausflammen lassen. Ihr frommes Gemüt behielt auch hier die Oberhand über den sichtbar auflodernden Geist, aber noch nie hat wohl ein Märtyrer Gott sein Leben reiner und schmerzlicher geopfert, als Ledwina dem schönen Tod in der eigenen Geistesflamme entgegensah.

Im hellen Wohnzimmer war alles etwas anders wie gewöhnlich, da Ledwina eintrat; denn sie ward gar nicht gescholten, die gewöhnliche bittere Frucht der ihr so süßen, aber den so zerrütteten Körper so angreifenden Streifereien.

Schwester Therese hatte freilich genug nach einer entfallenen Nähnadel zu suchen, aber auch die Mutter sagte nichts, strickte still fort und winkte stark mit den Augenlidern; das war immer ein besonderes Zeichen; dann war sie erzürnt oder gerührt oder gar verlegen; denn diese kluge Frau, der ein allgemein beachtetes und oft verwickeltes Leben eine völlige Herrschaft über alle unpassenden Ausbrüche innerer Bewegungen in Handlungen und Worten gesichert hatte, wußte selbst nicht, wie dünn der Schleier ihres Antlitzes über der Seele hing, und es bedurfte für gesunde, ob auch ungeübte Augen nur sehr geringer Bekanntschaft, um sie oft besser zu verstehen, als sie sich selbst in ihrer vielfachen Zerstreuung durch Haus und Kinder. Ledwina hätte sich gern ganz still der Gesellschaft eingeflickt, aber

ihre Arbeit lag in der Schublade des Tisches, vor dem die Mutter saß; das war schlimm. Sie setzte sich indes ganz sachte in das Sofa, das auf der Schattenseite des Zimmers stand, und sagte kein Wort. Die kleine Marie lief herein und mit einem lauten, etwas albernen Gelächter auf Ledwina zu: „Ledwina, weißt du schon die ganz berühmte Neuigkeit?"

Ledwina verfärbte sich wie erschreckt in unnatürlich gespannter Erwartung, und die Mutter sagte rasch: „Marie, hole mir mein Schnupftuch, ich habe es im Garten bei den Tannen liegen lassen!"

Marie drehte sich auf dem Fuße um, sagte aber noch: „Wenn ich wiederkomme, weißt du es längst; denn Therese springt das Herz, wenn sie es nicht sagt."

Sie lachte laut auf und rannte etwas tölpisch hinaus.

„Ihr müßt euch mit dem Kinde in acht nehmen," sagte die Mutter ernst; „Kinderohren sind bekanntlich die schärfsten und wir Erwachsenen oft wahrhaft ruchlos in dieser Hinsicht. Bei Marie ist es zum Glück nur Impertinenz, kein erwachendes vorlautes Gefühl, was im besten Falle die Seele leer brennt."

„Karl" (sie wandte sich zu Ledwina) „hat heute Briefe erhalten, aus denen unter anderm erhellt, daß einer seiner Universitätsbekannten ihn vielleicht auf der Durchreise besuchen wird. Du hast ihn wohl nennen hören, Römfeld, der sogenannte schöne Graf. Karl hat zuweilen allerhand von ihm erzählt, was ganz romantisch lautete, und ihr seid unvorsichtig genug gewesen, euch mit ihm zu necken; ich lasse so etwas passieren, obgleich es überall nicht viel heißt. Ich denke, wenn das Böse nur ausbleibt, so muß man sich zuweilen in das Unnütze in Gottes Namen schicken. Ich muß gestehn, daß ich alsdann sowenig an Marie gedacht habe wie ihr; aber vorausgesetzt, daß dergleichen Dinge in ihrem noch höchst kindlichen Gemüte keinen tieferen Eindruck hinterlassen werden, soll man ihr beibringen, daß sie derlei Gespräche nicht wiederholen dürfe, ohne eben diese Eindrücke fast gewaltsam zu befördern; denn ihr wißt, sie wäre kindisch und lebhaft genug, den Grafen mit seiner eigenen Biographie zu regalieren."

„Man muß ihr sagen," versetzte Karl, der immer die Stube auf und ab maß, „daß sie überhaupt nichts weiter bringt, das Klatschen ist an und für sich garstig genug."

„Weißt du das einem so lebhaften Kinde ohne Arg beizubringen?" erwiderte die Mutter scharf.

„Wir haben doch nicht geklatscht, wie wir klein waren", sagte Karl.

Die Mutter stockte einen Augenblick und sagte dann mit schonender Stimme, wie ungern: „Sie ist vielleicht auch lebhafter als ihr alle."

Karl ward rot und sagte halb vor sich hin: „Auch ziemlich unartig bisweilen."

„Etwas unartig sind alle Kinder in dem Alter," versetzte die Mutter streng, „und zudem gehorcht sie mir aufs Wort; ist es mit anderen nicht so, so mag die Schuld auf beiden Seiten stehen." Beide schwiegen verstimmt, und eine drückende Pause entstand. „Von wem hast du Briefe?" hub Ledwina leise und ängstlich an.

„Es ist nur einer," sagte Karl, „von Steinheim; er hat eine gute Anstellung bekommen zu Dresden und wird bei seiner Heimreise hier vorsprechen, da er über Göttingen reist, um dem Studentenleben noch einmal ein ewiges, lustiges Valet zu bringen, und Römfeld, der aus Dresden ist, aber von dort abgeht, reist mit ihm. Steinheim scheint der ungebetene Gast schon auf dem Herzen zu liegen."

Dies letztere sagte er, halb zu der Mutter gewandt, die mit der möglichsten und angenehmsten Gastfreiheit jedoch das Recht der Einladung sich immer völlig vorbehielt.

„Wir kennen ihn ja schon," sagte sie und dann schnell, ehe Karl seine Antwort, daß diese Angst nicht Steinheim selbst, sondern Römfeld meine, anbringen konnte:

„Ledwina, wo bist du diesen Nachmittag gewesen?"

„Am Flusse hinunter", entgegnete Ledwina.

„Du bist lange geblieben", versetzte die Mutter.

„Ich habe lange", erwiderte Ledwina, „bei der alten Lisbeth zugebracht; ich bin sehr gern dort."

„Es sind auch gute Leute," sagte die Mutter; „etwas stolz, aber das schadet nicht in ihrem Stande, es erhält sie ehrlich in jeder Hinsicht."

„Es hat mich recht geschmerzt," sprach Karl, „unser altes Domestikeninventarium fast ganz zerstört zu finden."

„Mich auch," sagte die Mutter lebhaft, „ich wollte sie gern aus dem Grabe heben, und wenn ich statt dessen ihren Sarg mit Gold füllen müßte. Wir haben sie so oft in freilich harmlosem Spotte das Fideikommiß genannt, aber wahrlich, solche Leute sind nicht so sehr unserer Treue von Gott vertraut wie wir der ihrigen, und nächst dem Schutzengel gibt es keinen frommeren Hüter und nächst der Elternliebe keine reinere Neigung als die stille und innige Liebe solcher alten Getreuen gegen den Stamm, auf den sie einmal geimpft, worin alle

anderen Wünsche und Neigungen, selbst die für und zu den eigenen Angehörigen haben zerschmelzen müssen."

Frau von Brenkfeld war gegen das Ende ihrer Rede sehr gerührt. Ihre Miene war fest, aber das leise Spiel der schönsten Gefühle in ihren ernsten Zügen gab ihr eine unbeschreibliche Anmut.

Ledwina hatte währenddes ihre Mutter unablässig betrachtet und war bleich geworden, ein Zeichen, daß ein Gedanke sie ergriff.

„Ja," sagte sie nun sehr langsam, als würden ihre Gedanken erst allmählich unter dem Reden geboren, „das ist wahr, wir sind doch Geschwister, aber ich bin leider gewiß, daß wir uns nicht mit dem raschen, unerschütterlichen Entschlusse, der keine Wahl kennt, füreinander aufzuopfern vermöchten, wie das Leben getreuer Diener uns so unzählige Beispiele gibt."

Karl sah etwas quer nach ihr hinüber, und die liebe Therese reichte ihr versichernd die Hand, und beider Augen blickten sanft ineinander. Ledwina sagte fest: „Ja, Therese, es ist doch so, aber wir sind darum nicht schlechter; die Alten sind nur besser."

„Dafür ist es auch Dienertreue," hub Karl an, „und eine ganz besondere Sorte, ungefähr wie die Liebe gegen das Königshaus, dem sich auch jeder freudig opfert, ob auch die Äste gegen den schönen, alten Stamm zuweilen recht dürr oder siech abstechen; mir sind indes alte Leute immer merkwürdig, und ich rede vor allem gern mit ihnen; es ist mir seltsam, eine ganze in ihren Handlungen meistens unbedeutende Generation lange nach ihrem schon vergessenen Tod in ihrer oft so bedeutenden Persönlichkeit noch in diesen paar grauen verfallenden Denkmälern fortleben zu sehen, nicht zu gedenken, wenn man so glücklich ist, das lebende Monument irgendeines großen Geistes vergangener Zeiten anzutreffen. Mir sind solche kleine Gemälde aus freier Hand immer lieber wie die schönste Galerie berühmter Biographien."

„Mir scheint auch," sagte Therese, „als ob die Lieblingsfehler der alten Leute fast wie die der Kinder zwar oft belästigend, aber doch im Grunde milder oder gleichsam oberflächlicher wären als die der Jugend. Mangel an Rücksicht auf die Bequemlichkeit anderer ist das erste, was die Alten durch die allgemeine Sorgfalt, die ihnen zugewendet wird, und durch die bittere Vergleichung eigener Schwäche mit der Jugendkraft der Umgebung verleitet annehmen, die Wurzel alles Fatalen, eine kleine Sünde, aber ein großes Leid für andere."

„Das letztere ist wahr," erwiderte Karl, „ohne das erstere zu begründen. Ich hingegen habe oft manche Jugendfehler im Alter in neuer Steigerung und wahrhaft unförmlicher Versteinerung wiedergefunden, die für mich bei dieser Nähe des Grabes eine der abstoßendsten Erscheinungen bleibt."

Frau von Brenkfeld, noch aus der guten Zeit, wo man nicht nur die Eltern, sondern auch das Alter ehrte, einer Zeit, die jetzt von dieser Welt so spurlos verschwunden, wie die antediluvianische, rückte mit dem Stuhle.

Karl fuhr arglos deklamierend fort: „Bei den Vornehmen, denen man so leicht um des Großen willen das etwa nicht Gute vergibt, erweist sich der freilich zuweilen Großes schaffende Ehrgeiz als die empörendste, ruchloseste Ehrsucht, bei dem Mittelstand die halb belachte, halb belobte Sparsamkeit als der greulichste Geiz, von dem man nicht weiß, ob man über ihn mit Demokrit lachen oder mit Heraklit weinen soll, bei dem Geringen der oft angenehme Leichtsinn als die entsetzlichste Gefühllosigkeit und Nichtachtung des sonst Nächsten und Liebsten; und oft findet sich dies alles zusammen in allen Ständen."

Er fing wieder an, heftig auf und ab zu gehen.

„Alte Leute sind gut, wenn sie auch zuweilen kindisch reden", sagte Marie, die wieder neben der Mutter saß und ordentlich strickte.

Die Mutter mußte mitten aus ihrem gereizten Gefühle beinahe lachen, da nach der vorzeitigen Berechnungsart der Kinder diese Verteidigungsrede ihr galt.

„Ihr könnt euch freuen," sagte sie, „nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältnis zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Ordnung gar nicht, und nur selten dargelegte Gründe von der anderen."

„Es ist schlimm genug," sagte Karl mit weicher Stimme, „daß es nun im Durchschnitt anders ist. Der Gehorsam gegen die Eltern ist ein Naturgesetz und beinahe so kostbar als das Gewissen. Ich bin überzeugt, daß die Wurzel fast aller jetzt grassierenden moralischen Übel in der Vernachlässigung desselben zu suchen ist. Der Mensch ist zu vielem fähig und geneigt, sobald er es, wenn auch noch so anständig, mit Füßen tritt. Es ist etwas Seltsames und Rührendes um ein Naturgesetz."

„Und zudem," sagte Therese, „gehorchen muß der Mensch noch irgend jemand außer Gott, geistlich oder weltlich, das erhält ihn weich und christlich." — „Ich glaube," fügte Ledwina

hinzu, „daß, wenn das, was Karl vorhin über die Alten sagte, einigen Grund hat, er gewiß in dem gänzlichen Mangel an einem Gegenstande des Gehorsams zu suchen ist; den gegen den Regenten üben sie, aber ohne ihn zu fühlen, da man ihnen gewöhnlich alle Geschäfte abnimmt."

„Großenteils wahr," versetzte Karl, „doch ist hier die Ehrfurcht auszunehmen" — und dann schnell: „Notabene, der alte Franz ist ja tot; wie ist der zu Tode gekommen?"

„An einem Brustfieber," entgegnete Therese, und Ledwina, deren Gesicht wieder ein weißer Flor überzog, setzte mit leiser Stimme hinzu: „Er hat sich erkältet, da er mir im vorigen Winter eine Bahn durch den Schnee fegen wollte."

Sie stand auf und trat an eine im Schatten stehende Kommode, als ob sie etwas suche; denn sie fühlte, daß die Tropfen, die so leicht in ihre Augen traten, ihnen diesmal zu schwer würden.

„Da wolltest du hundert Jahre alt werden", lachte Marie. „Denk' mal, Karl, Ledwina meinte, sie wollte hundert Jahre alt werden, wenn sie alle Tage spazierenging; das hat der alte Nobst aus dem Kinderfreunde auch getan."

Die Mutter sagte, als habe sie Ledwinens Worte nicht bemerkt: „Er war durch den Schnee nach Ensdorf gewesen."

„Er ist alt genug geworden," sagte Karl, „ich glaube, er war schon über achtzig, so alt werde ich nicht."

Ledwina beugte sich währenddessen tiefverletzt über eine geöffnete Lade. Es war, als wolle man ihr das herzzerreißende aber teuere Geschenk dieses geopferten Lebens entreißen, und sie hielt es fest an sich gepreßt. In Wahrheit ließ die tödliche Krankheit dieses treuen Mannes, des Gatten der alten Lisbeth, viele Gründe zu, wie dies bei dem Ableben sehr alter Leute fast immer der Fall, und deshalb suchte Frau von Brenkfeld mit jener beliebten, aber falschen Schonung, die das Herz verletzt, statt es zu heilen, und empört, statt es zu rühren, jenem wahrscheinlichsten Grunde seine Heiligkeit zu stehlen und ihm nur die Glorie des letzten Zeichens der Anhänglichkeit zu lassen.

Marie war indes zu Ledwinen hingelaufen und quälte sie durch die unter Lachen immer wiederholte Frage: „Ledwina, du bist wohl recht bange vor dem Tode? Wie alt möchtest du wohl werden, Ledwina?"

Ledwina, die sich in ihrer Rührung noch beobachtet glaubte, — wie sie war — wollte gern antworten, aber sie fürchtete den zitternden Laut ihrer Stimme, sie beugte sich von einer Seite zur anderen, indes das unter ihren Armen durchgeschlüpfte

und nun vor ihr an die Lade gepreßte Kind unter ewiger Wiederholung seines Lachens und Kicherns ihr immer in die Augen sah. Endlich sagte sie ziemlich gefaßt und in der Aufregung lauter wie gewöhnlich: „Ich fürchte mich etwas vor dem Tode, wie ich glaube, daß fast alle Menschen es tun; denn das Gegenteil ist gegen oder über die Natur. Im ersten Falle möchte ich mir es nicht wünschen, und im zweiten ist es nur in einem sehr langen oder sehr frommen Leben zu erreichen."

Die Kleine kroch wieder durch und sprang lachend zu ihrem Stuhle.

Auch Ledwina hatte sich unter dem Reden ermutigt und kehrte ziemlich frei zu ihrem Sofa zurück. Karl, für den, sobald er seine verlangte Auskunft hatte, das übrige Gespräch meistens tot war, indem er seine eigenen Gedanken für sich fortspann, stand nun still und sagte: „Der alte Franz war ordentlich ein Philosoph; er hätte unseren Gelehrten können zu schaffen machen. Ich habe drei Jahre studiert, und unsere Professoren laufen doch den ganzen Tag wie Diogenes mit der Laterne nach unnützen Fragen; aber so spitzfindige sind mir noch selten vorgekommen, wie das alte Genie aus den Ecken zu bringen wußte. Er hatte auch aus sich selbst die Klarinette spielen gelernt."

„Die hat er geblasen, da er noch jung war", fiel Marie ein. Karl drehte die Pfeife ungeduldig in den Händen und fuhr dann schnell fort: „Was aber lächerlich war, so wußte er auch auf alles Antworten, und die waren ihm immer gut genug, obgleich der Scharfsinn der Antwort nie im Verhältnis zu dem der Frage stand. Der Hochmut legt doch seine Eier in alle Nester."

„Der alte Franz war deinem seligen Vater sehr lieb", sagte Frau von Brenkfeld sanft, aber ernst. Karl antwortete ganz arglos: „Er ist ja, den Unterricht abgerechnet, fast mit ihm erzogen, das hat ihm auch den Schwung gegeben." Dann fuhr er wie selbst erwacht und mit einem selten zarten Ausdruck in den Mienen fort: „Wenn er so erzählte, wie sie zusammen heimlich das Rauchen trieben aus gehöhlten Kastanien und sich treulich beistanden in Schuld und Strafe, dann ist mir immer ganz wunderlich gewesen; wahrhaftig, es ist mir manche liebe Stunde in dem Manne gestorben."

„Mir auch", sagte die Mutter und drängte die Tränen heftig zurück. „Die alte Lisbeth ist auch seitdem ganz kümmerlich geworden."

„Es ist überhaupt etwas Kurioses und meist Unangenehmes um die Witwen," versetzte Karl, wieder abgeleitet, „besonders, solange die Kinder minorenn sind."

„Was ist minorenn?" fiel Marie ein, und Karl fuhr fort: „Meistens fehlt ihnen die Kraft, und auf alle Fälle nehmen ihnen die Augen der Welt, denen sie immer ein Splitter sind, die Macht und die Herrlichkeit, man sieht sie die an Verbrechen grenzenden Härten gegen Schuldner ausüben, alles per Pflicht; das geht nun wohl nicht anders, aber es läßt gewöhnlich einige Verhärtungen im Charakter zurück. Das Regieren tut einem Weibe niemals gut."

„Witwen sind gut," sagte Marie beleidigt, und Karl, der die Beziehung nicht faßte, fuhr auf: „Kinder auch, wenn sie das Maul halten", und fuhr dann mit einem Blick auf seine Mutter in doppeltem Schrecken zusammen.

Frau von Brenkfeld kämpfte gewaltsam gegen eine mehr wehmütige als erzürnte Empfindung, die sie für Unrecht hielt, da Karl im ganzen recht und gewiß arglos geredet hatte. Aber daß sie das Grelle jenes Verhältnisses, dem sie bei den durch die Gutmütigkeit ihres verstorbenen Gatten verwirrten Vermögensumständen, unter den härtesten äußeren und inneren Kämpfen acht Jahre ihres Lebens ihre ganze Gesundheit und oft ihre heiligste Empfindung hatte opfern müssen, eben von jenem so scharf und wie verurteilend mußte auffassen hören, für den sie vor allem freudig geopfert hatte, das warf eine Wolke von Trauer und Verlassenheit in ihre Seele, die sie durch alle Strahlen des Gehorsams und der Liebe ihrer Kinder nicht zu zerstreuen vermochte. Eben ihr war der Witwenschleier aus einem Trauerflor zu einem Bleimantel geworden, der fast sogar die Ehre niedergebeugt hätte, da ihr Gatte durch unverhältnismäßige Schuldbeträge die Leute nach seinem Tode zugrunde richtete, denen er bei seinem Leben gern helfen wollte. Er hatte den Segen mit sich genommen und ließ der Vormundschaft und seiner bedrängten Witwe den Fluch. Zudem hing ihr sonst starkes Herz seit einiger Zeit mit großer Schwäche an Marie, dem einzigen ihrer Kinder, dem sie alles in allem war, indes die Herzen der übrigen sich stark an die fremden Götzen zu hängen begannen. Im Verhältnis zu ihren Töchtern war dies Gefühl minder stechend gewesen, da eine vielseitige und gewandte Weltkenntnis von seiten der Mutter und ein unbedingter Gehorsam von seiten der Kinder ausglichen, was Ledwina an Tiefe und Innigkeit und Therese an klarer und besonnener Auffassung voraushaben mochten. Aber die Zurück-

kunft Karls, den ihr die Universität nach seiner persönlichen Empfänglichkeit völlig ausgebildet, aber außerdem oder vielleicht deshalb etwas überreif oder gar vorlaut wiedergab, war ihr aus einem Jubiläum der Witwenherrschaft zu der beklemmten Leichenfeier derselben geworden, obschon nur in der inneren Überzeugung, da Karl jetzt aus Pflicht und Vorsatz das zu sein strebte, wozu ihn früher die scheueste Ehrfurcht gemacht hatte; aber eben dies immer durchscheinende Streben, dies öftere Mißlingen durch Mißverstehen, weil die scharfe angstvolle Beachtung des Kindes fehlte, dies seitdem offenbare Zusammenhalten und Einanderaushelfen der Geschwister sagte ihr deutlich, wie locker die Krone auf ihrem Haupte stehe, nur gehalten durch ein einsichtiges, aber pflichtvolles Ministerium. Karl hatte sie als eine üppige, aber zarte Treibhauspflanze unter Tränen, Sorgen und Segen in die freie Luft gesendet, und sie konnte sich nicht verbergen, daß, wenn sie ihn jetzt ohne eins von allen entließ, er nur den letzteren vermissen würde, und auch dies nur in Überlegung und Religiosität, nicht in jenem scheuen frommen Gefühle, was sich in der Welt ohne den mütterlichen Segen wie zwischen reißenden Tieren dünkt. Marie duldete er offenbar nur in Rücksicht ihrer, und sein gereiztes Gemüt mußte gerade bei einer Veranlassung hervorbrechen, wo sie ihr fast wie ihr einziges Kind erschien, und doch konnte sie eben hier ohne die äußerste Taktlosigkeit nichts sagen.

Karl begriff ihre Gefühle auch jetzt nur so im groben, in der ersten Entstehung, und folgte ihnen gar nicht. Er ging auf und ab, rauchte und war noch etwas verdutzt, aber völlig ruhig.

Ledwina hätte wohl alles dieses am empfindlichsten aufgefaßt, aber eine früherhin schmerzlich berührte Saite klang so hell nach, daß sie noch jeden anderen Laut übertönte. Sie konnte überhaupt sehr lange an einem Gedanken zehren und nahm noch oft das Frühstück ein, wenn die anderen schon ein richtiges Mittagsmahl, einen unbedeutenden Tee nebst einer Menge amüsanter Konditorwaren verzehrt hatten und sich nun zur Abendtafel setzten.

Nur Therese, die immer wie der Engel mit dem flammenden Schwerte vor und mit dem Palmzweige über den Ihrigen stand, mußte die ganze Last dieses Augenblicks tragen und suchte angstvoll nach einer klug beschwichtigenden Rede.

„Warum wählst du immer den verdrießlichen Weg am Flusse, Ledwina?“ begann Frau von Brenkfeld gesammelt, da die Stille kein Ende nahm.

„Ich habe den Weg einmal sehr lieb", versetzte Ledwina. „Ich glaube, das Wasser tut viel dazu."

„Den Fluß hast du ja auch unter deinem Fenster," sagte die Mutter, „aber es ist so ein bequemer Gedankenschlender; deshalb geht man auch leicht weiter, wie man sollte."

„Ich muß gestehen," sprach Karl, „daß mir die Gegend hier, besonders jetzt, recht erbärmlich vorkommt. Man spaziert wie auf dem Tische, die Gegend vor uns wie hinter uns, oder vielmehr gar keine. Der Himmel über uns und der Sand unter uns."

„Die Gegend könnte malerisch noch viel schlechter sein, wie sie ist," sagte Ledwina, „und mir bliebe sie doch lieb; von den Erinnerungen, die in jedem Baume wohnen, will ich gar nicht reden; denn so kann nichts mit ihr verglichen werden; aber so wie sie da steht, und überall, wäre sie mir höchst ansprechend und wert."

„Chacun à son goût", versetzte Karl. „Nach deinen eben gemachten Ausnahmen weiß ich nicht, was dich reizt: das stachlichte Heidekraut oder die langweiligen Weidenbäume oder die goldenen Berge, die uns in einer Stunde ein zauberischer Wind schenkt."

„Die Weiden zum Beispiel", versetzte Ledwina, und in ihr Gesicht goß sich ein trübes, aber bewegliches Leben, „haben für mich etwas Rührendes; sie zeigen eine sonderbare Verwechslung in der Natur: die Zweige farbig, die Blätter grau, sie kommen mir vor, wie schöne, aber schwächliche Kinder, denen der Schrecken in einer Nacht das Haar gebleicht. Und überhaupt tiefe Ruhe auf manchen Flächen dieser Landschaft; keine Arbeit, kein Hirt, nur allerhand große Vögel und einsam weidendes Vieh, so daß man nicht weiß, ist man in einer Wildnis oder in einem Lande ohne Trug, wo die Güter keine Hüter kennen als Gott und die allgemeinen Gewissen."

„Es ist nicht schwer," versetzte Karl lächelnd, „einer Sache, die so viele liebe Seiten hat, auch eine schöne abzugewinnen, aber ich versichere dich, man darf keine zwanzig Meilen reisen, sonst fallen die schönen romantischen Läppchen ab, und was nackt übrigbleibt, ist eine halbe Wüste."

„Die Wüste," versetzte Ledwina gleichfalls lächelnd und wie träumend, „die Wüste mag vielleicht große und furchtbare Reize haben."

„Kind, du plapperst", sagte Karl und lachte laut auf. Ledwina fuhr langsam fort:

„So plötzlich hineinversetzt, ohne ähnliche und doch völlig

ungleiche Umgebungen zu kennen und hauptsächlich ohne früher von ihnen gelitten zu haben, und nun weithin nichts als die gelbe glimmernde Sandfläche, keine Begrenzung als den Himmel, der niedersteigen muß, um die Unendlichkeit zu hemmen, und nun flammend über ihr steht; statt der Wolken die himmelhohen, wandelnden Glutsäulen, statt der Blumen die farbig brennenden Schlangen, statt der grünen Bäume die furchtbaren Naturkräfte der Löwen und Tiger, die durch die rauschenden Sandwogen schießen, wie die Delphine durch die schäumenden Fluten — überhaupt muß es dem Ozean gleichen."

Karl war vor Verwunderung stillgestanden, und dann sagte er mit einem närrischen Gesichte: „Und wenn die wandelnden Glutsäulen uns Visite machen oder die Blumen der Wüste uns umkränzen oder die furchtbaren Naturkräfte sich an uns probieren wollen?"

Ledwina fühlte sich widrig erkältet. Sie beugte sich, ohne zu antworten, nieder, um ein Garnknäuel vom Boden aufzuheben.

„Aber, mein Gott," rief Frau von Brenkfeld, der durch diese rasche Bewegung ihre noch nicht völlig getrockneten Schuhe sichtbar geworden waren, „du bist ja ganz naß!"

„Ich bin etwas naß", versetzte Ledwina, ganz herunter von widrigen Empfindungen.

„Und das schon die ganze Zeit", versetzte die Mutter verweisend. „Leg' dich augenblicklich nieder, du weißt es ja in Gottes Namen auch selbst wohl, wie wenig du vertragen kannst."

„Ja", sagte Ledwina kurz und stand auf, um in ihrer Empfindlichkeit allen weiteren Reden zu entgehen.

„Daß du dich aber ja niederlegst, und trinke Tee", rief ihr die Mutter nach.

Sie wendete sich in der Tür um und sagte mit gewaltsamer Freundlichkeit: „Ja, gewiß." Therese folgte ihr.

„Du hast noch nicht getrunken", sprach Therese sanft verweisend, da sie nach einer Viertelstunde mit einem Glase Wasser von neuem in die Kammer trat und die weislich vor dem Fortgehen eingeschenkte Tasse noch unberührt sah.

„Wenn nun die Mutter käme," fuhr sie fort; „du weißt, wie sie auf ihr Wort hält."

„Ach Gott, ich habe noch nicht getrunken? Wenn nun die

Mutter käme!" wiederholte Ledwina, aus tiefem Sinnen auffahrend, und im Nu reichte sie Theresen die geleerte Tasse.

„Mir ist so heiß", sagte sie dann, warf unruhig die weißen Gardinen weit zurück und legte die brennenden Hände in der Schwester Schoß.

„Du trinkst zu schnell", sagte diese. — „Ich wollte, ich dürfte das Glas Wasser trinken", versetzte Ledwina.

„Trink du den Tee, der bekommt dir viel besser," antwortete Therese mitleidig, „das kannst du deiner Gesundheit wohl opfern, es ist ja nur ein kleiner Wunsch."

„O, er kommt auch nur oben vom Herzen," lächelte Ledwina, „und dann setze dich doch recht zu mir und sprich mir etwas vor. Das Bettliegen ist so fatal; es ist noch lange nicht dunkel, und dann die lange Nacht!"

Therese setzte sich auf den Rand des Bettes und seufzte unwillkürlich recht tief. Ledwina lächelte von neuem, und sehr freundlich, fast freudig.

„Der heutige Tag", sagte Therese dann tief sinnig, „ist äußerlich so unbedeutend gewesen und doch innerlich so reich; es ist so viel durchgedacht und auch wohl ausgesprochen worden, was in Jahren hat nicht zur Klarheit kommen können, wie der Brennpunkt einer langen Zeit."

„Jawohl, allerhand", versetzte erwartungsvoll Ledwina, der in diesem Augenblicke nur eins still bewegend im Sinne lag.

„Ich wollte," sprach Therese weiter, „der Karl sähe etwas weniger imposant aus, damit er etwas minder geehrt würde. Alles wendet sich an ihn, und die Mutter wird jedesmal rot, wenn er mit der gefälligen Miene sagt: ‚Tragt das meiner Mutter vor'!"

Ledwina hatte, wie vorhin gesagt, den Teil des vorigen Gespräches, auf den sich dies bezog, völlig überhört, und auch jetzt hielt ihr Geist eine andere Richtung fest. So empfand sie augenblicklich nicht das Schmerzliche der eben berührten Verhältnisse.

„Ja," sagte sie noch immer still träumend, „es wurde so vielerlei gesprochen, daß man das erste über dem letzten vergaß. Mich soll wundern, ob Steinheim sich auch verändert hat." Therese ward feuerrot: „Ich möchte es gar nicht," fuhr sie fort, „mir scheint immer, er könnte nur dabei verlieren."

Therese schenkte etwas mühsam eine neue Tasse ein. „Mich dünkt, ich sehe ihn," hub Ledwina an, „wie er gefragt wird, und wie sofort aus dem lieben frommen Antlitz eine freundliche Antwort spricht; es wird einem ganz ruhig, wenn man eine

Zeitlang darauf weilt." — „Das geht wohl", sagte Thereſe in der Angſt. Ledwina ſah hoch auf.

„Meinſt du nicht?" fragte ſie ernſt.

„O nein", ſagte Thereſe verwirrter und brach ſehr unpaſſend ab. Aber Ledwina hatte ſich aufgerichtet und ihre Hände krampfhaft gefaßt.

„Bitte, bitte," ſagte ſie in ſtrenger Angſt; „ſchweig, aber lüg nicht", und mit einem Seufzer der tiefſten Wehmut lag Thereſe an ihrer Bruſt und weinte und zitterte, daß die Gardine bebte. Ledwina hielt ſie feſt an ſich, und ihr Geſicht war aufgegangen wie ein Mond, der leuchtend über die Schweſter wachte. Beide ließen ſich nach einer langen lebensreichen Pauſe, die eine Welt von Gefühlen in ſich ſchloß, und ſuchten ihre verlorene Faſſung wiederzugewinnen, die eine auf der ſeidenen Bettdecke, die andere an dem Bande des Teetopfes, das ſie losknüpfte, ſtatt es feſter zu heften; denn es iſt eben den beſten und herrlichſten Menſchen eigen, daß ſie ſich ſchämen, wenn ein unbewachter Augenblick verraten hat, wie weich ſie ſind, indes die Armen im Geiſte von jener Art, der nicht der Himmel verheißen iſt, es in Ewigkeit nicht vergeſſen können, wenn ſie einmal einen rührenden Gedanken gefunden haben, wie das blinde Huhn die Erbſe.

„Ich bin mir oft recht lächerlich und eitel vorgekommen," hub Thereſe endlich an, „dir auch?" — Ledwina mußte lachen und ſah ſie fragend an. Thereſe fuhr fort: „Allen dunkel und mir allein hell; es iſt betrübt, Ledwina, ſo etwas ganz allein zu merken. Man wird ganz irre. Ich habe immer innerlich glühen müſſen, wenn ich dieſe oder jene unſerer Bekannten mit einer geträumten Eroberung prunken ſah. Es iſt ſo häßlich und ſo allgemein. Die Beſcheidenheit ſchützt heutzutage gar nicht mehr. Und für mich wär' es ſo traurig. Ledwina, ſollte ich es mir wohl nur einbilden? Ich kann ja auf nichts bauen als auf meinen innigſten Glauben."

„Baue du dein Haus nur," ſagte Ledwina bewegt, „du haſt einen guten Grund, einen verborgenen, aber feſten, der nicht unter dir einſinken wird!" — „Er hat mir nie etwas Derartiges geſagt", verſetzte Thereſe, indes ihre Augen in den Boden zu brennen ſchienen. — Ledwina ſagte nachſinnend und lieblich: „Für einen anderen nichts, für ihn alles. Wär's ein anderer, ſo hätteſt du auch den Glauben nicht. Ach, Thereſe, du wirſt ſehr glücklich ſein, das ſage ich frei und ſchäme mich nicht. Wir ſuchen doch einmal alle, wenn ſchon meiſtens inkognito, aber ich habe aufgehört; denn ich weiß, daß ich nicht finde." —

Thereſe entgegnete demütig: „Ich darf auch nicht ſo viel verlangen wie du.“ — „Das heißt nun nichts,“ verſetzte Ledwina ſanft verweiſend, „das kannſt du ſelbſt nicht glauben; du biſt Gott und Menſchen angenehmer, das weiß ich wohl.“ Thereſe erſchrak ordentlich und wollte einfallen, aber Ledwina winkte ernſt mit der ſchmalen weißen Hand und fuhr fort: „Doch mein ruheloſes törichtes Gemüt hat ſo viele ſcharfe Spitzen und dunkle Winkel, das müßte eine wunderlich geſtaltete Seele ſein, die da ſo ganz hineinpaßte.“ — Thereſe faßte erſchüttert ihre beiden Hände und ſagte, indem ſie das Geſicht wie ſcheu umherwandte, um die Zeichen der höchſten Bewegung zu verbergen: „Ach Ledwina, ich mag jetzt gar nicht davon reden, wie lieb dich viele Menſchen haben, aber auch du wirſt finden, was dir einzig lieb bleibt. Gott wird ein ſo reines und heißes Flehen nicht überhören.“

Ledwina, der das Geſpräch zu angreifend wurde, ſagte wie leichtſinnig: „Jawohl, man ſagt ja, es gibt keinen ſo ſchlechten Topf, daß ſich nicht ein Deckel dazu fände, aber Gott weiß, wo mein Erwählter lebt, vielleicht iſt er in dieſem Augenblick auf der Tigerjagd, es iſt doch gerade die Zeit; und dann, du meinſt, Steinheims Liebe ſei unbemerkt geblieben. Glaub' das ja nicht. Hab' ich dir je früherhin ein Wort geſagt? Und doch iſt mir alles ſeit einem Jahr die höchſte Gewißheit, und ich kann euch gar nicht mehr in Gedanken trennen. Aber wie kannſt du glauben, daß unſere Mutter auf einen bloßen, auch noch ſo getreuen Schein, ſich über eine ſo zarte Sache äußern ſollte, oder Karl, dem die Ehre und der Anſtand faſt zu viel ſind. Ich habe oft und heimlich lachend den Kampf beider geſehen, wenn ſie weder abſichtlich ſtörend noch nachläſſig erſcheinen wollten. Glaub' mir, könnte Steinheim dich vergeſſen oder übergehen, ſo würden beide ſchweigen und ſich faſſen, aber ihr Glaube an die Menſchen wäre dahin, ſo gut wie der deinige.“

„Aber auch heute, wo die Entſcheidung ſo gar nahe geſtellt iſt,“ verſetzte Thereſe beklommen, „nicht das kleinſte Zeichen in Miene oder Worten.“

„O Thereſe,“ ſagte Ledwina lächelnd, „ich ſehe wohl, die Liebe macht die Leute dumm. Iſt dir dies Vermeiden ſeines Namens, dies behutſame, verräteriſche Umgehen des ganzen Beſuches, der doch bei weitem das hauptſächlichſte im Briefe war, nichts? Ich ſage dir, Thereſe, ich wußte von allem nichts, da ich in die Stube trat, aber ich bin zuſammengefahren und habe in der höchſten Spannung geſchwebt und geglaubt, jeder

Laut werde das Geheimnis gebären; besonders auf dem Gesichte unserer Mutter wogte ja die ganz offene See der Empfindungen."

Therese hatte nach und nach das Haupt erhoben und sah nun peinlich hoffend nach Ledwina wie ein Kind auf den Vater, wenn es merkt, daß er ihm etwas schenken will.

„Nun, ich will es so denken, und ich kann ja nicht gut anders," sagte sie verschämt, „aber bitte, bitte, nun nicht mehr davon reden."

Nach einigen Augenblicken fuhr sie trübe fort: „Man muß sich nicht so in eine Hoffnung eingraben, das Glück ist gar zu kugelnd." Dann schwieg sie, faßte die Schale und den Teetopf, als wolle sie einschenken, und sagte dann: „Ich komme gleich wieder" und ging hinaus, denn sie zitterte so sehr, daß sie den Topf nicht hätte heben können. Nach einer langen Weile trat sie wieder mit leisen Schritten herein und blickte weit vorgebeugt mit angestrengter Sehkraft nach der Schwester hinüber, weil sie dachte, sie möchte schlummern, und es nicht wagte, ihr zu nahen, um der frischen Abendluft willen, die aus ihren Kleidern duftete; denn sie war im Freien gewesen, tief, tief im Gebüsche und hatte sich einmal recht satt geweint und gestöhnt, und nun war sie wieder still und sorgsam wie vorher; denn diese süße, überteure Seele lebte ein doppeltes Leben, eines für sich, eines für andere, wovon das erstere nur zum Kampf für das letztere vortrat, nur daß es statt des Schwertes die Leidenspalme führte. So stand sie eine Weile. Kein Vorhang rauschte, aber ein tiefer, schwerer Atem zog hinüber und gab ihr mit der Gewißheit des Schlummers zugleich eine wehmütige Sorge. Sie setzte sich ganz still in ein Fenster. Die Sonne ging unter, und ihre letzten Strahlen standen auf einem Weidenbaum am jenseitigen Ufer. Der Abendwind regte seine Zweige, und so traten sie aus dem Glanz und erschienen in ihrer natürlichen Farbe, dann bogen sie sich wieder in die Goldglut zurück. Für Ledwinens krankes, überreiztes Gemüt hätte dies flimmernde Naturspiel leicht zu einem süßen oder finstern Bilde des Gefesseltseins in der sengenden Flamme, der man immer vergeblich zu entrinnen strebt, da der Fuß in dem qualvollen Boden wurzelt, ausarten können, aber Therese war es unbeschreiblich wohl geworden in Betrachtung des reinen wallenden Himmelsgoldes und überhaupt der lieblichen gefärbten Landschaft; ihre Gedanken waren ein leises und brünstiges Gebet geworden, und ihre Augen waren scharf auf den Abendglanz gerichtet, als sei hier die Scheidewand zwischen Himmel

und Erde dünner; es war ihr auch, als zögen die Strahlen ihrer Seufzer mit hinauf, und sie legte das glühende Antlitz dicht an die Scheibe; aber wie die Sonne nun ganz dahin war, und auch der Abendhimmel begann, ihre Farbe zu verleugnen, da sanken auch ihre Flügel, und sie ward wieder trüber und wußte nicht, warum.

Das Vieh zog langsam und brummend in den Hofraum, und zugleich stieg das Abendrot höher, und ein frischer Wind trieb die rosafarbene Herde nach dem Schlosse hinüber. „Nun wird es gut", sagte sie ziemlich laut, das Wetter meinend, und erschrak, daß sie der Schlummernden vergessen hatte. Aber eine unbeschreibliche Zuversicht kam in ihr Herz; diese unwillkürlich ausgesprochenen Worte waren ihr wie ein Geschenk Gottes. Sie war von nun an völlig ruhig und blieb es bis zu der Stunde, die ihr Schicksal entschied. So haben auch die klarsten, sichersten Seelen ihre Augenblicke, wo der Glaube an eine verborgene, geistige Abspiegelung aller Dinge ineinander, an das viel geleugnete Orakel der Natur sie mächtig berührt, und wer dem widerspricht, dessen Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie wird nicht ausbleiben, und wäre es die letzte.

Therese stand wie aus einem schweren Traum auf und schlich zum Lager Ledwinens. Unbeweglich, ja fast starr lag die Schlafende, und ihr Antlitz war weiß wie Marmor, aber in ihrer Brust arbeitete ein schweres, unruhiges Leben in tiefen Zügen. Therese sah sorgsam auf die Gegend des Herzens und legte dann sachte die Hand darauf, die sich von den heftigen Schlägen hob. Hätte sie nicht gewußt, daß plötzliches Erwecken bei der Schwester immer mit einem erschütternden Schrecken verbunden sei, sie hätte sie nicht dieser angstvollen, betäubenden Ruhe überlassen; aber nun blickte sie noch einmal sorgenvoll auf die Schlafende, segnete sie zum erstenmal in ihrem Leben, zog die Vorhänge des Bettes weit los, schloß die der Fenster und ging dann sachte und wehmütig zurückblickend hinaus mit dem Vorsatz, späterhin noch einmal nachzusehn.

Es war tief in der Nacht, als Ledwina aus ihrem langen Schlummer erwachte. Sie hatte äußerlich tief geruht, und Therese war unbemerkt vor einigen Stunden noch einmal an ihrem Lager gewesen, wo sie die Schwester, die ihr nun erleichtert schien, beruhigt verlassen hatte. In Ledwinens Innerem hatte sich eine grauenvolle Traumwelt aufgeschlossen, und es

war ihr, als gehe sie zu Fuße mit einer großen Gesellschaft, worunter alle die Ihrigen und eine Menge Bekannte waren, um einer theatralischen Vorstellung beizuwohnen. Es war sehr finster, und die ganze Gesellschaft trug Fackeln, was einen gelben Brandschein auf alles warf, besonders erschienen die Gesichter übel verändert. Ledwinens Führer, ein alter, aber unbedeutender Bekannter, war sehr sorgsam und warnte sie vor jedem Stein. „Jetzt sind wir auf dem Kirchhof", sagte er. „Nehmen Sie sich in acht, es sind einige frische Gräber." Zugleich flammten alle Fackeln hoch auf, und Ledwinen wurde ein großer Kirchhof mit einer zahllosen Menge weißer Leichensteine und schwarzer Grabhügel sichtbar, die nun regelmäßig eins ums andere wechselten, daß ihr das Ganze wie ein Schachbrett vorkam und sie laut lachte, als ihr plötzlich einfiel, daß hier ja ihr Liebstes auf der Welt begraben liege. Sie wußte keinen Namen und hatte keine genauere Form dafür als überhaupt die menschliche, aber es war gewiß ihr Liebstes, und sie riß sich mit einem furchtbar zerrissenen Angstgewimmer los und begann zwischen den Gräbern zu suchen und mit einem kleinen Spaten die Erde hier und dort aufzugraben. Nun war sie plötzlich die Zuschauende und sah ihre eigene Gestalt totenbleich, mit wild im Winde flatternden Haaren an den Gräbern wühlen, mit einem Ausdruck in den verstörten Zügen, der sie mit Entsetzen erfüllte. Nun war sie wieder die Suchende selber. Sie legte sich über die Leichensteine, um die Inschriften zu lesen, und konnte keine herausbringen, aber das sah sie, keiner war der rechte. Vor den Erdhügeln fing sie an, sich zu hüten, denn der Gedanke des Einsinkens begann sich zu erzeugen, dennoch war sie im Zwange des Traumes zu einem wie hingestoßen, und kaum betrat sie ihn, so stürzte er zusammen. Sie fühlte ordentlich den Schwung im Fallen und hörte die Bretter des Sarges krachend brechen, in welchem sie jetzt neben einem Gerippe lag; ach, es war ja ihr Liebstes, das wußte sie sogleich. Sie umfaßte es fester, als wir Gedanken fassen können; dann richtete sie sich auf und suchte in dem grinsenden Totenkopf nach Zügen, für die sie selbst keine Norm hatte. Es war aber nichts, und zudem konnte sie nicht recht sehen; denn es fiel ein starker Schnee, obschon die Luft schwül war. Übrigens war es jetzt am Tage. Sie faßte eine der noch frischen Totenhände, die vom Gerippe losließen. Das schreckte sie gar nicht. Sie preßte die Hand glühend an ihre Lippen und legte sie dann an die vorige Stelle und drückte das Gesicht fest ein in den moderigen Staub. Nach einer Weile sah sie auf; es war wieder

Nacht, und ihr voriger Begleiter stand sehr hoch am Grabe mit einer Laterne und bat sie, mitzugehen. Sie antwortete, sie werde ein paar Tage bleiben, bis sie tot sei; er möge gehen und die Laterne da lassen, was er auch sogleich tat, und sie sah wieder eine Weile nichts als das Gerippe, das sie mit einer herzzerreißenden Zärtlichkeit liebkoste. Plötzlich stand ein Kind neben dem Grabe mit einem Korbe voll Blumen und Früchten, und sie besann sich, daß es eins von denen sei, die im Theater Erfrischungen anbieten. Sie kaufte ihm seine Blumen ab, um den Toten damit zu schmücken, wobei sie ganz ordentlich und ruhig die Früchte auslas und zurückgab. Da sie den Korb ausschüttete, wurden der Blumen so viele, daß sie das ganze Grab füllten. Des freute sie sich sehr, und wie ihr Blut milder floß, formte sich die Idee, als könne sie den verwesten Leib wieder aus Blumen zusammensetzen, daß er lebe und mit ihr gehe. Über dem Aussuchen und Ordnen der Blumen erwachte sie und, wie bei Träumen immer nur der allerletzte Eindruck in das Leben übergeht, ziemlich frei, aber ihr war unerträglich heiß.

Sie richtete sich auf und sah noch etwas verstört im Zimmer umher.

Das Mondlicht stand auf dem Vorhange eines der Fenster, und da die leichten Wolken zogen, schienen sie zu wallen wie das Gewässer. Der Schatten fiel auf ihr Bett und teilte der weißen Decke dieselbe Eigenschaft mit, daß sie sich wie unter Wasser vorkam.

Sie betrachtete dies eine Weile, und es wurde ihr je länger je grauenhafter; die Idee einer Undine ward zu der einer im Fluß versunkenen Leiche, die das Wasser langsam ruhig zerfrißt, während die trostlosen Eltern vergebens ihre Netze in das unzugängliche Reich des Elements senken. Ihr ward so schauerlich, daß sie sich nach einigen Skrupeln wegen der Glut in ihrem Körper entschloß, aufzustehen und die Vorhänge wegzuziehen. Die Nacht war überaus schön. Der Mond stand klar im tiefen Blau. Die Wolken lagerten dunkel am Horizont in einer schweren getürmten Masse, und der Donner hallte leise, doch mächtig herüber, wie das Gebrüll des Löwen.

Ledwina blickte lüstern durch die Scheiben, das graue Silberlicht lag wie ein feenhaftes Geheimnis auf der Landschaft, und dünne, matte Schimmer wogten über die Ginster und Kräuter wie feine Fäden, als bleichten die Elfen ihre duftigen Schleier. Am Flusse war die Luft ganz still; denn die Weiden standen wie versteint, und kein Hauch bog die gesträubten Haare, aber

in der Ferne schüttelten sich die Pappeln und hielten dem Mondlicht die weißen Flächen entgegen, daß sie schimmerten wie die silbernen Alleen in Träumen und Märchen. Ledwina sah und sah, und ihr Fuß wurzelte immer fester an der lockenden Stelle, und bald stand sie, halb unwillkürlich, halb mit leisen Vorwürfen, in ein dichtes Tuch gehüllt, am offenen Fenster. Sie schauderte linde zusammen vor der frischen Luft und der geisterhaften Szene. Ihre Blicke fielen auf das klare Licht über sich und das trübe Licht unter sich im Strome, dann auf den finsteren dämmernden Hintergrund, und das Ganze kam ihr vor wie der stolze und milde Seegruß zweier erleuchteter Fürstengondeln, indes das Volk gepreßt und wogend in der Ferne steht und sein dumpfes Gemurmel über das Wasser hallt.

Da erschien fern am Strome noch ein drittes Licht, aber ein hüpfendes, trübes Flämmchen, wie ein dunstiges Meteor, und sie wußte nicht, war es wirklich ein Irrlicht oder ward es von Menschenhänden getragen, mehr zur Gesellschaft als zum Führer in der täuschenden Nachthelle. Sie richtete die Blicke fest darauf, wie es langsam herantanzte, und sein unausgesetztes Nähern bürgte für die letztere Meinung. Sie war so verloren in fremde Reiche, daß sie sich den Wanderer als einen grauen Zaubermeister bildete, der in der Mondnacht die geheimnisvollen Kräuter in den feuchten Heidgründen sucht. Wirklich gab es viele Beschwörer oder sogenannte Besprecher in jener Gegend, wie überhaupt in allen flachen Ländern, wo die Menschen mit der nebeligen Luft Schwermut und einen gewissen krankhaften Geisterglauben einatmen. Diese Zauberer, meistens angesessene, geachtete alte Leute, sind mit seltenen Ausnahmen so truglos wie ihre Kinder, so wie sie auch das unheimliche Werk fast nie als Erwerb, sondern meistens als ein zufällig erobertes, aber teures Arkanum in nachbarlichen Liebesdiensten ausüben. Sie halten sonach auch vor sich selber streng auf alle die Nebenumstände, die dergleichen Dingen selbst bei völlig Ungläubigen etwas Schauderhaftes leihen, als das starre Stillschweigen, das Pflücken der Kräuter oder Zweige im Vollmond oder in einer bestimmten Nacht des Jahres, und so weiter.

Und so wäre es nichts so Unmögliches gewesen, auf einer nächtlichen Wanderung dergleichen unheimliche Gefährten zu finden. Aber das Flämmchen hüpfte näher, und bald war es Ledwina kenntlich als der brennende Docht einer Laterne, die ein Mann trug, indes eine Gestalt zu Pferde ihm folgte. Sie besann sich, daß es wohl ein nächtlicher Reisender sei, den ein

Wegeskundiger an den trügerischen Buchten des Stromes vorüberleite. Das Feenreich war zerstört, aber ein menschliches Gefühl der tiefsten Wehmut ergriff sie um den Unbekannten, mit dem sie einen schönen Nachmittag in ihren Träumen verlebte, und der doch achtlos an ihr vorüberzog wie an den Steinen des Weges, und der nichts von ihr wüßte, wenn er einst ihren Tod in den Zeitungen lese. Jetzt war er dem Schlosse gegenüber, wo der Fußsteig mit Steinen gepflastert war, ein langsamer Hufschlag schallte zu ihr hinauf, und sie strengte ihre Sehkraft an, um den letzten Umriß seiner Gestalt festzuhalten.

Plötzlich zog eine Wolke, die der Westhauch am Horizont als Herold aussandte, über den Mond; es ward ganz finster, und zugleich schlug ein schwerer, klatschender Fall an ihr Ohr, ihm folgte ein heftiges Plätschern und der laute Angstruf einer männlichen Stimme. Ledwina sprang verwirrt in fürchterlichem Schrecken vom Fenster zurück und wollte nach Hilfe eilen, aber ihre Knie trugen sie nur bis in die Mitte des Zimmers, wo sie zusammenbrach, doch ohne die Besinnung zu verlieren. Sie schrie nun im höchsten Entsetzen anhaltend und fast über ihre Stimme, und nach einer Minute war ihre Mutter, ihre Schwester und fast das ganze weibliche Personal um sie versammelt. Man hob sie auf und trug sie ins Bett und meinte, sie rede irre, da sie beständig und angstvoll rief: „Macht das Fenster auf! — im Flusse — er liegt im Flusse", und sich loszureißen strebte. Marie, die vor Schrecken laut weinte, war jedoch die erste, die den Ruf vom Flusse her durch das laute Gewirr unterschied. Man riß das Fenster auf, und bald zogen die Domestiken des Schlosses, mit Stangen und Haken versehen, an das Ufer. Den Reisenden hatte sein rasches Pferd aus den Wellen getragen, in die er dem Irrlichte in der Hand seines Führers gefolgt war, da er sehr dicht hinter ihm trabte. Er stand triefend neben seinem schnaubenden Tiere und wollte eben in der Angst von neuem in den Strom, das fortschwimmende Menschenleben zu retten, da ihm das fremde Land keine andere Hilfe zu bieten schien.

Therese stand händeringend am Fenster und horchte auf Laute der Suchenden durch den Sturm, der nun mit einer fürchterlichen Heftigkeit losgebrochen war. Der Donner rollte sonder Aufhören. Das Wasser tanzte in greulicher Lust über der gefallenen Beute und warf sprühenden Schaum in die Augen derer, die sie ihm zu entreißen suchten. Der Fremde stand am Ufer, bebend vor Frost. Er wollte nicht ins Schloß,

aber mit einem Kahn in die empörten Wogen. „Wollen Sie sich selbst ums Leben helfen?“ sagte der alte Verwalter. „Ich denke, an einem ist es genug.“ — „O Gott!“ — rief der Fremde schmerzlich, „ich habe ihn so beredet; er wollte nicht von seiner alten Mutter, die sich vor dem Gewitter fürchtet. Um Gottes willen, einen Kahn, einen Kahn!“ — „Einen Kahn können Sie nicht kriegen, wir haben keinen“, sagte der Verwalter. Der Fremde hielt ihm eine Laterne hoch vors Gesicht, und wie er ihm in dem falschen Schein zu lachen schien, faßte er ihn wütend an der Brust und rief: „Einen Kahn, oder ich werfe dich auch ins Wasser.“ Der Verwalter blickte ihn fest an und sagte: „Wir haben keinen.“ Der Fremde sprach ernsthaft verwirrt: „Wie seid Ihr denn hierher gekommen?“ — „Über die Brücke dort“, versetzte der Verwalter. „Eine Brücke“, sagte der Fremde wie gelähmt, ließ ihn los und gesellte sich in höchster Angst zu den Suchenden. „Hier habe ich etwas“, rief einer und warf ein weißes Ding ans Ufer, was man als die Mütze des Verlorenen erkannte. Man suchte hier emsiger, aber die Haken fuhren vergebens durch das schäumende Wasser. „Wir finden ihn nicht,“ rief ein anderer, ermattet in der frucht- und fast zwecklosen Arbeit, „das Wetter ist zu toll.“ — „Das Wasser gibt ihn auch nicht her,“ rief wieder einer, „es hat in diesem Jahre noch kein Menschenfleisch gehabt.“ — „Nicht?“ versetzte ein anderer, und der Fremde sah mit Schrecken, wie nach dieser Bemerkung aller Eifer sichtbar erlosch. Er bot Geld über Geld, und man fuhr ihm zu Gefallen fort zu suchen, aber so mutlos, daß man bald nur noch zum Anschein mit den Stangen und Haken ins Wasser klatschte. Therese hatte indes das Fenster nicht verlassen.

„Ich höre nichts“, sagte sie jammernd zu Ledwina gewandt, die sie zum Schrecken halb angekleidet und im Begriffe aus dem Bette zu steigen sah. Sie schloß das Fenster schnell und drängte die zitternde Schwester in das Bett zurück, worin sich diese jedoch bald ergab mit dem Beding der schnellsten Mitteilung aller Nachrichten. Therese versprach alles und meinte, mit ihrem Gewissen wohl auszukommen. Sie hatte sich mit großer Kraft gefaßt und redete jetzt viel Tröstliches, geistlich und irdisch, zu Ledwina, daß diese endlich ganz still wurde und in der höchsten Ermattung wieder einschlief. Dann ging sie, um ein warmes Zimmer und Bett für den Fremden zu besorgen, der endlich nach mehreren Stunden durch und durch erfroren und innerlich bebend einzog. Dann legte sie sich selbst nieder, ob der Morgen ihr vielleicht noch einige Erholung

schenken wolle, da der Tag sie wieder in ihrer ganzen Kraft forderte, nachdem sie eine Zofe neben Ledwinens Gemach gebettet hatte.

Es hatte sieben geschlagen, als Minchen auf den Zehen in die Kammer schlich und das Fräulein ihr schon völlig gekleidet entgegentrat.

„Was gibt's, Minchen?" sagte sie bewegt und heftete die letzte Nadel.

„Der fremde Herr ist ganz munter", antwortete das Mädchen.

„Aber der Bote?" fragte Ledwina.

„Das weiß Gott", versetzte Minchen, und beide schwiegen. „Man braucht sich nicht viel Gutes zu denken", sagte Minchen und fing bitterlich an zu weinen. Ledwina sah starr vor sich nieder und fragte: „Weiß man nicht, wer es gewesen ist?"

„Freilich wohl," versetzte das schluchzende Mädchen, „es ist ja der Klemens von der alten Lisbeth; o mein Gott, was soll sich das arme alte Mensch haben!" und weinte ganz laut.

Ledwina setzte sich auf das Bett und legte das Gesicht in die weißen Kissen, dann erhob sie sich schneeweiß und sagte: „Ja, Gott muß es wissen", nahm ihr Schnupftuch vom Tische und ging langsam hinaus. Im Wohnzimmer war alles um das Frühstück versammelt, als Ledwina hereintrat. Der fast zu blendend schöne Fremde stand auf und verbeugte sich. Karl sagte vornehm und höflich: „Das ist meine älteste Schwester," und zu Ledwinen: „Der Graf Hollberg." Man saß wieder um den spendenden Tisch, und das Gespräch ging etwas gedrückt fort über allerhand Göttinger Vorfälle, als einzig bekannte Berührungspunkte beider.

„Fräulein Marie, nehmen Sie sich in acht", sagte der Fremde aus dem Gespräch zu Marie gewandt, die ein geöffnetes Federmesser wiederholt an den Mund hielt, um den Stahl zu prüfen. Marie ward rot und legte das Messer hin.

„Ganz recht, Marie heißt sie", sagte Frau von Brenkfeld höflich lächelnd.

„Ich glaube, ich werde sie alle zu nennen wissen", versetzte der Graf lebhaft und sandte die leuchtenden Augen durch den Kreis. „Steinheim ist ein getreuer Maler; glauben Sie wohl, daß ich Sie sämtlich sogleich wiedererkannte?"

„Sie haben Steinheim viel gesehen?" sagte Karl.

„O sehr viel," versetzte Hollberg rasch, „in dem letzten Jahre täglich oder vielmehr den ganzen Tag. Ich habe sogar

ihm zu Gefallen ein mir sonst ganz unnötiges Kollegium mitgehört." Karl lachte ganz trocken.

„Solange wie Sie dort waren," fuhr der Graf fort, „konnte man freilich nicht so recht an ihn kommen, denn sein Herz ist wohl für mehrere Abwesende, aber immer nur für einen Gegenwärtigen offen. Ich hatte keinen Vorwand, ihn zu besuchen, und auf unsern Kommersen erschien er gar nicht. Aber jetzt," fuhr er mit einem blitzenden raschen Blicke fort, „jetzt glaube ich, weder mich noch andere zu täuschen, wenn ich sage, wir haben uns beide sehr lieb." — „Wissen Sie auch, wie ich heiße", sagte die Frau von Brenkfeld in Verlegenheit, das Ungehörige ihrer Lage nicht bedenkend. Der Fremde wurde rot und sagte: „Sie meinen, gnädige Frau?" Dann sah er nieder und sagte mit bescheidener Stimme: „Feiern Sie nicht Ihr Namensfest am neunzehnten November?" — „Ganz recht," versetzte Frau von Brenkfeld, „ich heiße Elisabeth." — „Die drei Fräulein", fuhr der Graf fort, „werden sich Fräulein Therese und Marie nennen. Der Name der dritten ist nur schwer zu behalten, und ich fürchte, ihn zu verfehlen; er muß beinahe wie Lidwina oder Ledwina klingen."

„Völlig wie das letztere", sagte die Mutter und blickte auf Ledwina, und der Graf neigte sich lächelnd freundlich gegen sie, die es jedoch nicht bemerkte, da sie eben an die Freude Theresens dachte, der sie so gern dieses milde Öl in die, wie sie meinte, noch wogende See gegönnt hatte.

„Können Sie mir nicht sagen," fragte Karl, „wann Steinheim hierher kommen wird?"

„Gewiß sobald wie möglich", versetzte der Graf mit einem langen, sprechenden Blick.

Karl zog die Lippen und sagte: „Ich habe eine kleine Reise vor, so möchten wir uns verfehlen, aber ich schiebe oder gebe sie auf, je nachdem es fällt."

„Eine Reise, wohin?" fragte Ledwina verwundert. Karl versetzte kurz und verdrießlich: „Auf den Harz vielleicht," und dann zum Grafen: „Wir hoffen Sie zugleich hier zu sehen."

Der Graf sagte freundlich, indem er die schwarzen Locken aus der breiten Stirn schüttelte: „Sehen Sie, wie gut Steinheim es mit mir meint; aber ich muß selbst wissen, was ich wagen darf. Wenn Sie mir nun den Stuhl vor die Türe gesetzt hätten —" Die Frau von Brenkfeld wollte höflich einfallen, aber der Graf fuhr fort: „Mir ist eine liebe Freude verdorben: ich wollte meine Schwester zu ihrem Geburtstage überraschen; daher der unglückliche Gedanke, die schöne Nacht zu Hilfe zu

nehmen." Dann wurde er plötzlich finster und ging hinaus. „Wie gefällt dir der?" sagte Frau von Brenkfeld, wie aus tiefer Beklemmung aufschauend, zu Ledwina. Diese schüttelte seltsam lächelnd das Haupt und sagte: „Ich weiß noch nicht."

„Er hat etwas Kindisches," fiel Karl ein, „das bringt seine Krankheit mit sich."

„Ist er krank?" sprach Ledwina gespannt; „er sieht ja ganz frisch aus, beinahe zu frisch."

„Ach Gott, was wollte er frisch aussehen," versetzte Karl, „er hat mich recht erschreckt, wie ich ihn sah. Bei seinem Aufenthalt in Göttingen war er immer leichenblaß; er hat deshalb lange Pallidus geheißen, bis die Sache sich endlich nicht mehr für den Scherz eignete, aber jetzt —" Karl schwieg ernst und fuhr dann fort: „Ich denke [immer noch daran], wie wir einmal einen guten Kommers in Ulrichs Garten hatten und, da mehrere aus uns Sträuße wilder Blumen im Gehen pflückten, einer endlich die Frage aufwarf, was eigentlich die sogenannte Totenblume sei, da viele die dunkelrote Klatschrose, andere den hellroten Widerstorz und noch andere eine gelbe hohe Blume so nennen; wie er da so wehmütig sagte: ‚Ich glaubte, die Botanik hätte keine unter dergleichen Namen; es sind alles nur verschiedene Provinzialausdrücke; da nun keine weiße darunter ist, scheint mir, die hellrote verdient diesen Namen vor allen. Das Hellrot ist doch die rechte Totenfarbe. Lieber Gott, wie schön können die Totenblumen blühen, so vor dem Abfallen!'

Dann blieb er zurück und war den ganzen Abend still; denn sein Vater hatte mit der schönen, geistreichen Mutter, gegen den Willen aller Verwandten, die Auszehrung in die Familie geschleppt."

„Das finde ich wahrhaft schlecht; du wählst harte Ausdrücke, Karl," sagte Therese, die seit den letzten Minuten wieder gegenwärtig war; „es ist wahrhaftig genug Schlechtes in der Welt; man braucht mit dem Worte nicht so zu wuchern."

Karl sagte beleidigt und deshalb kalt: „Vielleicht kann ich es nach seiner Persönlichkeit auch verrückt nennen; ich müßte dann annehmen, daß er in einer fixen Idee sie für gesund hielt. Mich wenigstens würde die heftigste Leidenschaft nicht verleiten, mein ganzes Geschlecht wissentlich zu vergiften."

Therese, die Hollberg aus begreiflichen Gründen sehr wohlwollte, sagte wohl rasch und ganz unüberlegt: „Wenn er aber nun außerdem gar nicht lieben und deshalb auch nicht heiraten kann?" Karl blieb stehen, sah sie spöttisch an, klopfte dann mit dem Finger sacht an ihre Stirn und sagte mit Nachdruck:

„O, du blinde Welt, wie stolperst du im Dunkeln!“ Therese bog die Stirn unwillig zurück, aber sie sagte nichts; denn es ärgerte sie unglaublich, gerade jetzt etwas Albernes gesagt zu haben; noch mehr Ledwina, die im Grunde die Schwester nicht allein für an Herz und Gemüt reicher, sondern auch in ihrer klaren Umsicht im ganzen für klüger hielt als den kenntnisreichen, kräftigen, aber in seinem oft übertriebenen Selbstgefühl beschränkten Bruder.

„Dem sei, wie ihm wolle,“ fuhr Karl ernst fort, „genug, die ganze Familie ist vor lauter Geist und Schwächlichkeit ausgebrannt wie ein Meteor, bis auf ihn und eine Schwester, denen die Totenblumen auch bereits auf den Wangen stehen. Der arme Junge hat seine Bemerkungen genug machen können. Ihm ist der Tod schon oft recht nahe ans Herz gedrungen, und jetzt sitzt er ihm gar mitten drin.“

Es pochte an die Tür, und ein Ackerknecht trat auf den Socken herein.

„Ihre Gnaden,“ hub er an, „der fremde Herr fragt nach Leuten im Dorfe, die ihm für Geld und gute Worte den Klemens suchen sollen. Wenn das so sein soll, dann muß das geschehn, aber finden tun sie ihn nicht; das Wasser ist zu lang, der mag wohl schon zehn Stunden weit sein.“

„Ich will mit dem fremden Herrn sprechen,“ sagte Frau von Brenkfeld, „geht nur.“

Wie der Knecht hinaus war, sah sie ihre Kinder schweigend an und sagte dann in entsetzlicher Unruhe: „Ich glaube, wir vertragen uns nicht lange.“

Dann ging sie hinaus, dem Grafen Vorstellungen zu machen. Karl sah ihr nach und sagte peinlich lachend: „Es freut mich nur, daß dieser Aufenthalt nicht mir gilt, ich habe das alles gefürchtet. Hollberg ist doch sein ganzes Leben verwöhnt worden. Es waren wohl unser vier, denen er gefiel. Wir hatten uns vorgenommen, einen ordentlichen flotten Suitier aus ihm zu machen. Er gab sich auch recht gut zu allem; aber mitten im besten Kommers konnte ihn plötzlich etwas meistens ganz Unbedeutendes so tief und seltsam ergreifen, daß er uns die ganze Lust verdarb mit seiner wunderlichen Stimmung; das ist zuweilen recht interessant, aber immer ungeheuer unbequem, zudem konnte er nie einen rechten Begriff vom Studentenleben fassen und bei Zusammenkünften sein wie unter Philistern und bei Ehrenpunkten arglos und zutraulich wie unter Brüdern; er hätte die ärgsten Händel haben können, aber jeder kannte und schonte ihn.“

„So war er wohl sehr geliebt?“ fragte Therese.

„O doch,“ versetzte Karl, indem er nach einem verlegten Tabaksbeutel in der Stube suchte, „zudem ist zugleich arglos und nobel sein wohl der sicherste Weg zu allgemeiner Berücksichtigung; es gibt so etwas Prinzenhaftes.“

Therese wandte sich zu Ledwina: „Es ist doch etwas Eigenes um das angeborene Vornehme.“

„Es ist daran viel Wahres,“ versetzte Ledwina, „solange es nur äußere Formen, die das innere Ehrgefühl gar nicht nennt, und auch die nur arglos verletzt.“

„Jawohl,“ sagte Therese, „dann ist es mir aber auch lieber als Schönheit; — nicht allein beim Mann,“ fuhr sie freundlich sinnend fort, „auch für mich selber würde es meine Wahl treffen.“

„O, freilich,“ versetzte Ledwina, und Karl, der wieder zu ihnen trat, sagte: „Ich möchte mich indessen nicht so berücksichtigt sehen; es erinnert doch immer etwas an die Achtung für die Frauen.“

Therese sah unwillig auf; dann begann sie erst leise, dann immer herzlicher zu lachen.

„Es ist doch häßlich,“ sagte sie, sich vergebens zu bezwingen suchend, „daß man so albern lachen muß.“

Die Mutter trat mit dem Grafen herein. „Sie sehen das wohl ein“, sagte sie eben. — „Ganz gewiß“, versetzte derselbe und sah glühend und verwirrt um sich. „Die gnädige Frau haben zu befehlen, es ist mir nur um der Mutter willen.“

„Die Mutter“, sagte Frau von Brenkfeld, „wird den Anblick der Leiche nach einigen Tagen vielleicht besser ertragen als jetzt; wenigstens hoffe ich es.“

„Ich glaube es nicht“, erwiderte der Graf bewegt. „Sie kann sich nicht trösten. Sie hat ja nichts gehabt wie den Sohn.“ Frau von Brenkfeld sprach ernst: „Sie irren; wir alle dürfen nicht bestimmen, wieviel ein wahrhaft christliches und starkes Gemüt aus den niederen Ständen, vor allem eine Frau, zu tragen vermag, sowenig wir die ununterbrochene Kette von Sorgen und Entsagungen ahnen, aus denen ihr Leben fast immer besteht; glauben Sie mir, was man so sieht, ist nichts.“

Der Graf erhob das brennende Antlitz und sagte: „Wie meinen gnädige Frau? Ach, verzeihen Sie!“

Er schwieg einige Sekunden wie betäubt; dann fuhr er fort: „Denken Sie, wie ihn das Wasser zurichten wird. Die alte Frau geht gewiß immer an den Strom, bis er ihn aus-

gespien hat, und dann kennt sie ihn nicht." Er stand hastig auf, sagte nochmals „Verzeihen Sie" und ging hinaus.

Die Frau von Brenkfeld sah ihm verwundert nach und sagte dann: „Ist das Krankheit oder Eigensinn?"

„Beides", entgegnete Karl phlegmatisch, und so ging das Gespräch fort zwischen Menschen, die man gut nennen mußte, in scharfen Strichen, oft ungerecht, immer verfehlt, über ein Gemüt, das man nicht leise genug hätte berühren können und das bei der durchsichtigsten Klarheit dennoch an ewig mißverstandenen Gefühlen verglühen mußte.

Frau von Brenkfeld sagte eben: „Ich sehe täglich mehr ein, wie dankbar ich Gott dafür sein muß, daß ich zwischen sieben Schwestern geboren bin, und zwar so recht mitten in, weder die älteste noch die jüngste," als Marie angstvoll herbeieilend rief: „O Mutter, der Graf sitzt auf der Altane und ist schneeweiß."

„Mein Gott," sagte Frau von Brenkfeld, „sollte ihm unwohl werden?"

„Jawohl," versetzte Marie, „er hat den Kopf auf den steinernen Tisch gelegt und sah mich gar nicht."

Man eilte hinaus, der Graf wollte noch mit einigen mühsamen, verwirrten Worten seine offenbare Schwäche verleugnen, aber die Sinne schienen ihn immer mehr zu verlassen. Bald ließ er sich geduldig und unter Anstrengung seiner letzten Besinnung, noch etwas Beruhigendes zu sagen, zu seiner Stube mehr tragen als führen. Nach einer halben Stunde zeigte sich entschieden ein heftiges Fieber, und der Vormittag verging unter angstvoller Erwartung des Hausarztes, nach dem man sofort geschickt hatte.

„Was sagen Sie zu dem Kranken?" fragte Frau von Brenkfeld den wieder Hereintretenden. Der Doktor Toppmann langte langsam seinen Hut vom Spiegeltisch, und bedächtig: „Ein wenig Bluthusten mit dem hergebrachten Fieber dazu," sagte er; „nicht viel; ich kenne seine Konstitution zu wenig, und mit ihm reden kann man nicht, da er ganz irre ist."

„Mein Gott, seit wann?" rief Frau von Brenkfeld; „davon weiß ich ja nichts."

„Es soll auch früher nicht gewesen sein," entgegnete der Doktor, „erst seit er jetzt erwacht ist."

„Das ist ja höchst traurig", versetzte Frau von Brenkfeld

hastig. „Er wird doch, um Gottes willen, nicht gar sterben können?"

Doktor Toppmann schnitt seine seltsamsten Gesichter und sagte: „Wir können alle sterben; übrigens so etwas muß man nicht eher denken, als bis das Gegenteil unmöglich ist."

„Keineswegs," fiel Therese ein, „ich bitte sehr, täuschen Sie uns hierin nicht."

Toppmann kniff das linke Auge zu und fragte: „Warum denn das?"

„Man ist doch sorgsamer," versetzte Therese; „man weiß doch auf jeden Fall, was man zu tun hat."

„Was hat man denn zu tun?" fragte Toppmann.

„Ach Gott," entgegnete Therese, „wir haben noch tausend andere Gründe, bleiben Sie doch bei der Sache!" Toppmann schwieg ein Weilchen, dann sagte er ernst und zu allen Anwesenden gewandt: „Ich weiß, Sie werden nichts versäumen, was in Ihren Kräften und in Ihrem Wissen steht; deshalb halten Sie die Stube kühl, aber vor allem ohne Zugwind, und sorgen Sie, daß die Arznei ordentlich genommen wird; auch darf der Patient vorerst nicht allein gelassen werden. Morgen früh komme ich wieder, wenn nicht Besonderes früherhin vorfällt."

Er machte eine Verbeugung und wollte fortgehen; dann wandte er sich aber um und sagte: „Notabene, nähern Sie sich ihm nicht mehr als unumgänglich nötig; die Sache könnte leicht nervös sein."

Er verbeugte sich nochmals und ging hinaus.

Karl sagte: „Ich glaube, ich kann mich gelegentlich noch jedes Wortes erinnern, das ich den Toppmann mein Leben lang habe reden hören; das macht das unvergeßliche Mienenspiel, dem die Worte wie angegossen sind, oder vielmehr umgekehrt."

„Er redet wohl auch überall sehr wenig," versetzte die Mutter; „heute war er nach seiner Art recht los."

„Therese hat ihn auch ehrlich geschraubt", entgegnete Karl und sah nach Therese, die eben mit den Zeichen der äußersten Unruhe das Zimmer verließ. Karl fuhr fort: „Ich habe mir einmal eine Sammlung von den verschiedenen Abarten seines Grundgesichtes machen wollen, vorzeiten, ehe ich nach Göttingen ging, und machte deshalb einen Strich auf ein dazu bestimmtes Papier, sooft ich etwas Neues zu entdecken glaubte, verwirrte mich jedoch dermaßen, daß ich es nur bis auf etwa vierzehn bringen konnte, und ich muß gestehen, daß dies scharfe Merken

auf allerhand Verzerrungen in Phantasie und Wirklichkeit, dem ich mich hierdurch nach und nach mit wahrer Leidenschaft ergab, mir endlich anfing eine Schwäche und solche dumpfe Zerstreutheit zuzuziehen, daß ich dies für eine der gefährlichsten Beschäftigungen halte. Ich begreife nur nicht, wie die Karikaturmaler vor dem Tollhause vorbeikommen."

„Es ist eine alte Erfahrung," versetzte Frau von Brenkfeld, „daß dergleichen Künstler, die Satiriker in Literatur und Leben und die berühmtesten Buffonen der Theater mit eingerechnet, gewöhnlich wenigstens sehr hypochondrisch sind."

Ledwina hatte sich unter diesen Gesprächen leise hinaus und ins Freie geschlichen, um einen sie überwältigenden ebenso körperlichen als geistigen Druck zu verhehlen, vielleicht auch zu lindern. Es zog sie gewaltsam zu den Ufern des Flusses, als sei noch etwas zu retten, und tausend wunderbare Möglichkeiten, die nur für sie so heißen konnten, tanzten in greulichen Bildern um ihr brennendes Haupt. Bald sah sie den Verlorenen, wie ein Dornstrauch das blasse Gesicht noch an einem Teile seines Haares über dem Wasser erhielt, während der andere vom Haupte gerissen an den schwankenden Zweigen des Strauches wehte; seine blutenden Glieder wurden im grausamen Takte von den Wellen an das steinichte Ufer geschleudert. Er lebte noch, aber seine Kräfte waren hin, und er grüßte heran in gräßlicher Todesangst, bis der Wellenstoß das letzte Haar zerriß. Sie schmiegte sich leise an die Mauer hin unter dem Fenster, wo ihre Mutter saß, aber die sah weder auf noch um sich, sondern redete rasch und angelegentlich mit Karl über allerhand Dinge, die ihr durchaus gleichgültig waren, um die Verstimmung zu verbergen, die sich ihrer seit der Ankunft des Grafen unwiderstehlich bemächtigt hatte und durch den Bericht des Arztes auf einen Grad gestiegen war, den sie selber als Unrecht fühlen mußte. Der arme Klemens war gewiß der Grund dessen, was in dieser Stimmung von wahrem Kummer lag; außerdem gehörte zu der sogenannten Ordnung ihres Hauses eine übertriebene Angst, ein fast kindisches Hüten vor aller Ansteckung.

In Frau von Brenkfeld nahm demnach eine leise Abneigung und feststehende Ungerechtigkeit gegen den Grafen Platz, der ihr zu aller Sorge und Not ihr reines Haus zu verpesten drohte, und auf den sein freilich schuldloser Anteil am Tode des guten Burschen schon gleich einen bösen Schatten geworfen hatte, den sie damals nicht in seinem Grunde oder überhaupt nicht genug fühlte, um ihn zu verwischen.

Sie war jedoch auch jetzt billig genug, etwas Ungerechtes in sich zu beobachten, und hätte nach ihrer tiefen, verborgenen Güte jetzt um keinen Preis über ihn richten oder auch nur von ihm reden mögen.

Mit Karl stand es ebenso, nur aus anderen Gründen, und es hätte für einen Beobachter höchst unterhaltend sein müssen, ein beiden Teilen so völlig langweiliges Zwiegespräch dennoch mit so großer Lebhaftigkeit und oft so anziehenden Bemerkungen sich bewegen zu hören.

Eine Kutsche rasselte über die Zugbrücke, und sechs langgespannte Goldfüchse trabten auf den Vorhof.

„Bendraets!" sagte Karl. „Ich desertiere", versetzte seine Mutter, über und über rot vor Unmut, und ging, diese jederzeit unwillkommenen Gäste zu empfangen. Die beiden kleinen geschminkten Fräulein waren schon am Arme des langen Referendarius, wie der junge semper freundliche Herr von Türk überall in der Gegend genannt wurde, ins Haus gestrichen, um, wie sie sich ausdrückten, Ledwinchen und Thereschen ein bißchen mobil zu machen, als ihre Mutter, langsam aus dem Wagen steigend, den Gruß der Frau von Brenkfeld erwiderte.

Die Frauen nahmen den Sofa ein, und das Auge der Hausfrau ruhte immer gemilderter auf den welken und wehmütigen Zügen der Nachbarin, die auf ihre Nachfrage mit verlegener Leichtigkeit erzählte, daß ihr Mann und ihre Söhne zu einer kleinen Landpartie nebst dem jungen Warneck ausgezogen, jedoch gegen Mittag in diese Gegend kommen und alsdann vorsprechen würden. Mitleiden mit der immer Gedrückten ließ die Frau von Brenkfeld sehr gütig antworten, und ein sanftes, leises Gespräch begann zwischen den beiden Frauen, die sich so gern gegenseitig getraut hätten und es doch nie konnten, da vielfach drückende Familienverhältnisse eine gute arglose Seele zwingen, ihr Heil in der Intrige zu suchen. Die Rede fiel auf den Baron Warneck, den seit einigen Monden von mehrjährigen Reisen zurückgekehrten Besitzer der benachbarten Güter.

„Es ist ein Mann von vielem Verstande", sagte Frau von Brenkfeld.

„Gewiß, von ganz vorzüglichen Gaben," versetzte die Bendraet, „und sehr brav."

„Meinst du damit mutig oder rechtlich?"

„Eigentlich das letztere," lächelte die Bendraet, „doch glaube ich es in beidem Sinne."

„Wir kennen ihn wenig," versetzte die Brenkfeld, „doch denke ich gern alles Gute von ihm. Mein Karl ist neulich herübergeritten wegen kleiner Jagdverstöße und rühmt seine Billigkeit und seinen nachbarlichen Sinn. Die Besitzer von Schnellenfort sind immer sehr interessant für uns; unsere beiderseitigen Besitzungen und Rechte durchkreuzen sich auf eine unangenehme Weise. Gott gebe ihm eine gute friedliche Frau", fügte sie bedeutend hinzu.

„Was meinst du," sagte die Bendraet fixierend, „man spricht von der Claudine Triest."

„So?" versetzte Frau von Brenkfeld lächelnd. „Ich denke, man spricht von der Julie Bendraet."

„Er hat uns doch keinen Grund gegeben, das zu glauben," versetzte die Bendraet errötend, „im Gegenteil scheint er eher eine kleine Vorliebe für Elise zu verraten, aber auf jeden Fall" — sie stockte und faßte die Hand der Freundin — „es ist eigentlich lächerlich, in solchen Dingen abzusprechen, ehe man um seine Meinung gefragt wird, aber in jedem Falle würde sich Elise auch schwerlich für Warneck bestimmen. Der Baron hat sich zu gern und viel herumgetrieben, um je ruhig zu werden. Er muß eine lebhafte und lebenslustige Frau haben, welche die Mühe und die Begeisterung seiner Liebhabereien mit ihm teilt. Das wäre nichts für mein Hausmütterchen. Der gebe Gott", fügte sie weich hinzu, „ein stilles, häusliches Los, wo sie es nicht empfindet, daß sie weniger hübsch und lebhaft ist als Julie."

Frau von Brenkfeld drückte sanft die Hand der Redenden, und sie fuhr lebhafter fort: „Aber daß ich dir mit gleicher Münze bezahle, den guten Türk habe ich wohl recht, recht glücklich mit der kleinen Tour hierher gemacht. Sein volles Herz ergießt sich täglich in den schönsten Gedichten zu Ehren Ledwinens."

„So, dichtet der?" lachte die Brenkfeld.

„O doch," versetzte Frau von Bendraet, „sehr artig, und ich glaube wirklich, er zieht jetzt auf der Freite umher."

„Aber für Ledwina" [erwiderte Frau von Brenkfeld] „paßt er nicht; die ist zu sanft für ihn. Solange Türk nicht besser zu leben hat, paßt er für keine seinesgleichen."

„Er hat doch ein Gut", sagte Frau von Bendraet.

„Ach, liebes Kind, nenne es doch lieber einen Bauernhof. Die kleinen ritterlichen Freiheiten werden seine Lage nicht sehr verbessern."

„Er wird gut angestellt werden", sagte die Nachbarin.

„Wir wollen es hoffen, aber er hat noch Zeit bis dahin; der Referendariusposten ist noch nicht bedeutend."

Die Bendraet errötete sehr und sprach: „Er ist munter und artig, er kann gefallen. Soll denn eine Mutter ihrer Kinder Glück und Fortkommen verhindern und der Familie ein Haus voll unversorgter Töchter hinterlassen? — zwar", unterbrach sie sich, „deine Töchter sind präbendiert, allein den Vorteil hat nicht jede Familie."

„Auch in dem entgegengesetzten Falle", versetzte die Brenkfeld, „ist der Entschluß, eine Tochter zu unterhalten, besser, als die Wahrscheinlichkeit, dereinst auf mehrere Generationen an den trostlosen Umständen ihrer Nachkommen vergebens zu flicken. Sie ist ja auch nicht gesund", fügte sie mit kämpfendem Tone hinzu.

„O doch," versetzte die Bendraet rasch und ängstlich; „ich denke, sie bessert sich sehr und sieht viel wohler aus."

Beide schwiegen eine kleine Weile, dann sagte die Frau von Brenkfeld: „Du hast sie ja kürzlich nicht gesehen."

„Ich habe es aber gehört", versetzte die Bendraet, „von dem schwarzen Musikmeister zu Erlenburg; der sagte neulich, sie sähe schöner und wohler aus als je."

„So, der Wildmeister?" sagte die Frau von Brenkfeld und ward noch trüber.

Der lange Referendarius und Julie unterbrachen dies Gespräch. Der Lange erzählte, Fräulein Therese sei so eifrig am Kochen und Braten für den glücklich Unglücklichen, daß ihr keine Rede abzugewinnen gewesen sei, und Fräulein Elise habe der Freundin ihre schönen Pflichten erleichtern wollen und sei deshalb bei ihr zurückgeblieben.

Die Frau von Brenkfeld erzählte jetzt die Geschichte der vorigen Nacht. Die Bendraet wunderte sich, daß sie ihrer noch nicht erwähnt.

„Ich unterhalte meine Gäste nicht gern mit unangenehmen Dingen", versetzte die Hausfrau.

„Herr von Türk," rief Julie von Theresens Stickrahmen, bei dem sie sich gesetzt, „Sie müssen der Frau von Brenkfeld Fehde ankündigen, sie nennt einen jungen schönen Mann ein unangenehmes Ding."

Frau von Brenkfeld sah ernst aus, und Türk wußte sich nicht zu nehmen.

„Verdirb nur nichts, liebes Kind", rief die Mutter.

„Gott bewahre," versetzte Julie, „ich werde mich nicht daran wagen."

Nun stand sie auf und begann den armen Türk mit oft faden, oft treffenden Witzen aufs unbarmherzigste zu schrauben, wobei sie öfters auf leichtsinnig unehrerbietige Art die beiden Frauen hineinzog und dadurch den Langen, der es gern mit der ganzen Welt gut stehen hatte, sehr ängstigte.

Therese stand indes wie auf Kohlen vor der Tür des Kranken, dem sie eben ein Glas Limonade hineingesandt, und suchte leise mit den besten Worten Elise fortzubringen, die von einer Türritze zur andern trat, um eine Ansicht des Fremden zu erlauschen.

„Elise," sagte Therese, „der Bediente wird heraustreten und dir die Tür vor die Stirn stoßen."

„Ich bitte dich," flüsterte Elise, „suche einen Vorwand, mich hineinzubringen."

„Mein Gott, wie kann es dergleichen Vorwand geben", versetzte Therese und vertröstete sie auf Karl, der drinnen sei und ihr alles erzählen solle.

Nun wollte Elise aufpassen, wenn Karl herauskomme. Therese ward ungeduldig und ließ Karl durch einen Bedienten herausrufen. Er erschien verstimmt und eilig, grüßte Elise flüchtig, gab schnellen, kurzen Bericht und trat in das Krankenzimmer zurück. Elise schien beleidigt oder verlegen, verließ die Tür mit Theresen, und sie gingen zur Gesellschaft.

Elise setzte sich sogleich an Theresens Stickrahmen und arbeitete eifrig. Türk machte ihr die schuldigen Komplimente über ihren Fleiß und mußte für jedes eine Spötterei von Julien einstecken. So verging der Morgen. Man vermißte plötzlich Ledwinen und tröstete sich, da man wußte, sie sei spazieren. „Unsere Herren bleiben aus," sagte die Frau von Bendraet eben, da rief Marie: „Sieh Mutter, ein Reiter!" — „Das ist mein Mann", sagte die Bendraet.

„Und noch einer," rief Marie, „und noch einer", rief sie mit Nachdruck.

„Es wird noch einer kommen, liebes Kind", sagte die Bendraet und wandte sich entschuldigend zur Hausfrau.

Die Ankommenden stiegen von den Pferden. Herr von Bendraet küßte der Hausdame mit vielen höflichen Reden die Hand. Baron Warneck brachte noch auf dem Hofe etwas an seinen Stiefeln in Ordnung, wobei Junker Klemens Bendraet nicht unterließ, ihm die Sporen unter die Sohle zu drehen.

„Mach' kein dummes Zeug", sagte sein Bruder, aber Warneck lachte, brachte alles in Ordnung, und man trat ein. Jagdgeschichten und Politik kamen zur Sprache, und der Mittag war da, ersehnt und doch unerwartet.

Thereſe hatte ſchon die Tür des Speiſeſaales, in dem die Geſellſchaft bereits die engliſchen Kupferſtiche an den Wänden muſterte, geöffnet, als ſie umſchaute, weil ſie Ledwinens Tritte auf der Treppe vernahm. Sie wollte haſtig umkehren; denn glühend und erſchöpft ließ ſich ſoeben die Schweſter auf eine der Stufen nieder; aber jene winkte raſch bittend mit der Hand, und Thereſe trat in die geöffnete Tür. Nicht lange, ſo erſchien auch Ledwina, und man ſetzte ſich zu Tiſch. Eliſe wollte ſich durchaus neben Ledwinchen ſetzen, aber Thereſe zog ſie zu ſich hinüber.

„Du ſollſt mir vorlegen helfen", ſagte ſie, und dies war Eliſe auch ſehr recht.

Tiſchgeſpräche begannen und ſtockten wieder. Herr von Bendraet ſprach von einer Reiſe, die er vorhabe.

„Wenn ich einmal das große Los gewinne," rief Julie, „ſo will ich immer reiſen; ich kann mir kein größeres Glück denken."

„Ich glaube," verſetzte Eliſe, „daß das gar zu viele Reiſen Frauenzimmern nicht guttut und ſie unſtet und unzufrieden im Hauſe macht; ich will lieber zu Hauſe bleiben und laſſe mir anderer Leute Reiſen erzählen. Ach, wie ſchön hat uns Baron Warneck nicht geſtern unterhalten! Sie müſſen auch vieles erzählen können, Herr von Brenkfeld."

„Hat Ihnen Warneck öfters erzählt?" fragte Karl.

„Ich mag nicht daran denken, wie oft wir oder eigentlich ich den Herrn von Warneck ſchon beläſtigt haben. Wirklich, je weniger ich ſelbſt zu ſehen hoffe und wünſche, je weniger kann ich mir den Erſatz einer lebhaften Beſchreibung verſagen."

„Der Warneck iſt ein gequälter Mann," lachte Julie, „ich fürchte immer, er bleibt noch ganz fort; denn was der für Anfechtungen von Eliſe zu erleiden hat!"

Eliſe ſah ſcharf aus, und Karl ſagte: „Wenn Ihnen Warneck viel erzählt hat, ſo ſind meine kleinen Erfahrungen brotlos; denn er hat dieſelben Gegenden beobachtet und durchſucht, die nur an mir vorübergeflogen ſind, wie in der Laterna magica."

Er neigte ſich zu Warneck, der aus dem Geſpräch mit Louis Bendraet auflauſchte, da er ſeinen Namen nennen hörte.

„Ich ſage, Sie haben nicht nur viel mehreres, ſondern auch alles jene geſehen, wovon ich erzählen könnte."

„Auf die Weiſe", verſetzte Warneck, „würden uns die vielen Reiſebeſchreibungen eben von jenen Gegenden gewiß nichts übriggelaſſen haben. Es ſind die verſchiedenartigen Anſichten

und Empfindungen, die kleinen Unfälle und Begebenheiten der Reise, die eine Reiseerzählung aus dem hundertsten Munde so merkwürdig machen wie aus dem zweiten, und zudem in der Schweiz, wo die ergreifendsten Naturbilder so häufig wie das tägliche Brot sind; wer kann da glauben, alles gesehen zu haben? Gesetzt, ich habe den Wasserfall von Schaffhausen in der Sonne schimmern gesehen, Sie aber sahen ihn beim Sturm oder im Nebel, welches verschiedenartige und doch gleich wunderbare Schauspiel! Und von allen den herrlichen Schluchten und Höhlen habe ich nur wenig gesehen, da ich sehr zum Schwindel geneigt bin."

„In den Höhlen bin ich tüchtig umhergestiegen", sagte Karl.

„Es muß ein seltsam angenehmes Gefühl sein," fiel Louis Bendraet ein, „so in voller Lebenskraft unter der Erde zu wandeln, wie begraben, in dem feuchten und modrichten Gesteine. Ich möchte es mitmachen."

„Du bist mir der rechte Held," rief sein Bruder, „du willst halsbrechende Klettereien mitmachen und bist so schwindlicht wie eine Eule; man muß dich wie eine Kuh am Stricke führen und nötigenfalls über die Schulter hängen."

„Was meinst du, Louis," lachte Warneck, „das würde doch unpoetisch aussehen, und zudem bedenke einmal die Höhlenfrauen und Bergmännchen und Erdmännchen und die Gnomen, die den Leuten einen Buckel anzaubern. Ich fürchte, das würde keinen guten Effekt in deiner Figur machen."

Man lachte, Türk und Louis mit.

„Einmal", sagte Karl, „hätte ich doch beinahe geglaubt, ein Höhlengespenst zu sehen. Wir waren zu sechsen in eine Kluft am *** gestiegen. Die beiden Riehls, die beiden Herdrings, Rolling und ich. Die übrigen hatten sich müde gelaufen und lagen in einer schäbichten Bergkneipe. Der Eingang war niedrig und schmal, und sehr hoher Schwarzwald machte ihn noch dunkler. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als wir in dichter Finsternis standen. Unser Führer wollte also die mitgebrachten Fackeln anzünden. Das zögerte etwas."

„Das war unpraktisch von dem guten Mann," rief Klemens Bendraet dazwischen, „das hätte er vor der Höhle tun sollen."

Seine Mutter winkte ihm unwillig, und Karl fuhr fort: „Ich habe vergessen zu sagen, daß es etwas regnete; also, indem der Mann sich mit Feuerschlagen quält, höre ich, durch das Rufen meiner Begleiter, die den Schall versuchten, hindurch etwas über den Boden rutschen, und plötzlich schleicht es sich heran bis an meine Knie und grunzt und zupft mir an den Kleidern

und sucht mich niederzureißen. Ich gestehe, daß ich zusammenschauderte. ‚Guter Freund,‘ rief ich, ‚macht, daß Ihr Licht bekommt! Hier ist etwas, aber ich will es halten.‘ Dabei griff ich nach nieder in einen struppichten Haarbusch oder Pelz, ich wußte nicht, was. Da fing es an zu grunzen und um sich zu schlagen und brummte: ‚Ich rufe den Apostel Petrus.‘ — ‚Wie, bist du da?‘ rief unser Führer; ‚seien Sie nicht furchtsam, meine Herren, das ist nur so ein armes Blut, der tut Ihnen nichts.‘

Indem brannte die Fackel an, und ich erblickte einen zerlumpten, abgezehrten Kerl von etwa vierzig Jahren, der vor mir auf den Knien lag und mich fest umklammert hatte. Ich hielt sein Haupt am Haar zurückgebogen, und das ockergelbe, entstellte Gesicht starrte mich grunzend an. Der Führer sagte: ‚Sei doch ruhig, Seppi, das sind ja die lieben Apostel‘; und hier zeigte er auf den jüngsten Herdring mit den langen Locken und sagte: ‚Sieh, das ist Maria Magdalena.‘

Der arme Kerl ließ mich gleich los und kroch bis in einen Winkel der Höhle, wo, wie wir nun sahen, etwas Stroh lag. Der Führer entschuldigte sich nachher, daß er uns nicht von diesem Wahnsinnigen gesagt. Er hielt sich für den Engel Gabriel und diese Höhle für das Grab Christi, das er bewache; er lasse niemanden hinein als die Apostel und heiligen Frauen; dafür könnte sich aber jeder ausgeben. Er war krank gewesen, und unser Wirt hatte ihn noch nicht wieder in der Höhle geglaubt.“

„Der arme Kerl hatte eine höllisch langweilige Arbeit“, sagte Klemens.

„Dabei“, sagte Karl, „glaubte er als Engel nichts genießen zu dürfen als Kräuter und Früchte — anfangs roh —, und was er im Gebirge fand. Nachher hatte man ihn unter dieser Rubrik an alle Arten von Gemüse und Obst gewöhnt, außer an Äpfel, die er für die Frucht vom Baume der Erkenntnis hielt, und Erbsen, warum diese nicht, kann ich nicht sagen.“

„Wahrscheinlich,“ rief Klemens, „um der unschuldigen Erbsenläuse willen, die sich zuweilen drin finden.“

„Gingen Sie auch noch weiter in die Höhle?“ sagte Julie.

„Ja, Fräulein,“ versetzte Karl, „wir schämten uns, umzukehren, was im Grunde wohl jeder von uns lieber getan hätte; denn wir waren alle erschüttert von dem Anblick des Schrecklichsten, was die Natur hat. Aber wie denn, — ich weiß nicht, soll ich gottlob! oder leider sagen, — wie sich denn solche traurige Eindrücke, die unser eigenes Schicksal nicht berühren, so leicht verwischen, so dachten wir in ein paar Tagen nicht ferner daran, als um den Fritz Herdring ‚Maria Magdalena‘ zu

nennen, und so blieb von der ganzen greulichen Geschichte nichts übrig, als ein fader Scherz." Eine kurze Stille entstand.

Dann begann Warneck: „Der Wahnsinn ist eine Sache, worüber geistliche und weltliche Gesetze verbieten sollten nicht gar zu scharf zu grübeln und untersuchen. Ich glaube, daß nichts leichter zur Freigeisterei führt."

„Ich sollte eher meinen", fiel Türk ein, „ins Tollhaus."

Warneck versetzte: „Eins von beiden, und sehr leicht beides zugleich."

Wieder eine Stille, dann sagte Warneck: „Ich habe in dieser Art auch manche greuliche Erfahrung gemacht; aber nichts ist mir lebhafter als das Bild einer alten Frau in Westfalen, die ich in Begleitung eines düstern, grämlichen, nicht mehr jungen Mädchens an der Tür eines Gasthofes fand, in welchem ich wohnte. Ihre Physiognomie, die von Irrsinn, aber ohne eine Spur von Wildheit zeugte, machte mein Mitleid rege, und ich hielt mich einen Augenblick bei ihr auf. Sie benagte langsam eine harte, trockene Brotkruste; dann hielt sie wie erschrocken inne, steckte die Finger in den Mund und hielt die Trümmer eines ihr eben ausgefallenen Zahnes in ihrer Hand. Nun zog sie ein schmutziges Papier aus der Tasche, wickelte es los und legte den Zahn zu einigen anderen alten Stücken von Zähnen. Das Mädchen sagte auf meine Nachfrage, die Base hebe alle ihre Zähne auf, wie sie ihr nach und nach ausfielen, um — hier zog die Kreatur das Gesicht zum Lachen; mir wurde ganz schlimm dabei — nun also — um, wenn sie dereinst hinkäme, wo Heulen und Zähneklappern sei, sie doch auch nicht immer zu heulen brauche, sondern zuweilen zähneklappern könne. Mein Wirt sagte mir später, sie sei immer eine sehr brave Frau gewesen, aber da ihr Mann, ein kleiner Krämer, einen einigermaßen verschuldeten Bankerott gemacht und da einige dabei zu Schaden gekommene Familien sie in der ersten Wut mit Verwünschungen überhäuft, sei sie wahnsinnig geworden und meine nun, für den Bankerott verdammt zu sein. Nur im Frühling, wenn die Himmelsschlüssel blühen, sei sie fröhlich und trage Tag und Nacht große Sträuße davon bei sich, weil sie meint, wenn sie in dieser Zeit stürbe, könne sie damit den Himmel aufschließen. Wenn die Blumen anfangen abzunehmen, werde sie immer ängstlicher und suche zuletzt mit der größten Anstrengung nach den letzten Blumen; auch zuletzt, wo die Blütenzeit schon vorüber. Nachher müsse sie immer lange liegen; so habe sie sich abgequält."

Warneck schwieg, und ein allgemeines Gespräch über Wahn-

sinn, menschliche Geisteskräfte und so weiter entstand und verlor sich bald in andere Gegenstände. —

Der Nachmittag verging unter Spaziergängen, Ballschlagen, Schaukeln und überhaupt dem unruhigsten Umhertreiben. Herr von Bendraet spielte Pikett mit Warneck. Julie hetzte sich mit Türk, der bald verliebt, bald gänzlich ermattet schien und in den kurzen Zwischenpausen vergebens mit Ledwinen anzuknüpfen suchte.

Elise saß am Rahmen und zeigte ihr einen neuen Stich, den Ledwina sogleich versuchte.

„Fräulein Ledwina", sagte Türk, „können doch alles nachmachen."

„Und Herr von Türk", versetzte Julie, „über alles etwas sagen, aber es steht ihm nicht so gut."

Karl und Louis traten herein und fragten nach Klemens.

„Ich dachte, er sei bei Ihnen", sagte Elise.

„Nicht doch," entgegnete Karl, „wir sprachen von den Kunstwerken Italiens. Da sagte er, wenn wir die schönen Künste vorreiten wollten, so gehe er zum Henker. Nachher kam er noch einmal wieder und brachte ein paar ausgefallene Gänsefedern und etwas Birkenrinde und bat, unseren schönen Gedanken die Ewigkeit zu schenken. Gleich werde eine Hirtin vorbeiwandeln, noch obendrein mit den Attributen der Künste und der Weisheit, wir möchten nur gut aufpassen, er wolle indessen mit den Schnitterinnen dort auf dem Felde idyllisieren. Darauf lief er fort."

„Und ein altes schmutziges Bauernweib schleppte ihren Milcheimer vorüber," sagte Louis lachend, „der Henker weiß, wie sie aussah. Sie hatte ihren Rock wohl mit zwanzig Lappen von verschiedenen Farben dekoriert. Unter den Attributen verstand er wahrscheinlich einen alten verdorrten Gänseflügel, den sie draußen irgendwo aufgelesen hatte."

„So ist er wohl jetzt auf dem Felde", sagte Therese.

„Ich habe von der Mauer das ganze Feld übersehen und kann ihn nicht bemerken."

Das Pikettspiel war geendigt; Bendraet hatte verloren und stand mißmutig auf. Da trat Klemens herein, die blonden Locken verwirrt um das glühende Gesicht.

„Maria Magdalena, wo bist du so lange gewesen?" rief Julie.

„In meinem Rock", antwortete er.

„Aber, mein Gott, wie ist dir, hast du Lust zu lachen oder zu weinen?"

„Ich habe Lust, dir die Haut über die Ohren zu ziehen", versetzte er noch halb unwirsch und brach nun je mehr und mehr in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Er rettete sich in das Fenster zu den übrigen jungen Leuten und redete leise und lebhaft zu ihnen. Die lustige Stimmung nahm auch dort überhand, und man sah, daß er geneckt wurde. Die Schloßuhr schlug fünf. Warneck wollte Abschied nehmen und nach Schnellenfort zurückkehren, aber Frau von Bendraet bat ihn, zuvor mit ihnen zu Abend zu essen.

„Wenn Sie nicht zu lange sitzen bleiben", versetzte er.

„Es ist doch" [erwiderte sie] „nur ein halbes Stündchen von Lünden bis Schnellenfort, und der Mond scheint ja hell."

„Sie müssen uns noch allerlei erzählen von Ihrer Reise", fiel Elise ein.

„Ach, das meiste wissen Sie", versetzte Warneck. „Doch", setzte er lachend hinzu, „die merkwürdigste Erscheinung, die mir auf meinen Reisen vorgekommen, habe ich noch nicht erwähnt. Ich habe sie in den südlichsten Gegenden Frankreichs beobachtet, wo sie sich noch seltsamer ausnahm, als wenn es sich hier fände."

„Nun?" sagte Julie.

Warneck stockte lächelnd ein Weilchen, dann sagte er: „Eine Frau, die ihrem Manne nie widersprochen hat."

„Führen Sie die Leute nicht an," sagte Julie getäuscht lachend, und Türk rief: „Hören Sie wohl, Warneck? Fräulein Julie hält Ihre Seltenheit für erdichtet."

„Ich glaube es auch nicht," sagte Klemens, „oder hatte ihr der Mann einen Maulkorb angehängt?"

„Nicht viel besser," sagte Warneck; „sie war taubstumm und zwar von ihrer Geburt an."

„Und doch verheiratet!" sprach Therese.

„Das, mein Fräulein," versetzte Warneck, „ist eigentlich das Merkwürdige und zugleich Abscheuliche an der Sache. Sie war nicht viel besser als ein Tier, aber sie hatte ein paar hundert Gulden."

„Das ist ganz recht," rief Klemens, „es ist unmöglich, sich eine bequemere Frau zu denken."

„Klemens, Klemens," sagte Frau von Bendraet, „wie redest du wieder in den Tag hinein!"

„Er hat sich nur verredet, gnädige Frau," entgegnete Warneck, „sehen Sie nur, wie rot er wird."

Dabei legte er seine Hand an die Wange des jungen

Bendraet. Klemens schlug ihm halb verlegen, halb scherzend auf die Finger.

„Übrigens", hub Karl an, „gibt es in hiesiger Gegend in allem Ernste eine Bäuerin, die aus Vorsatz, um mit ihrem Manne in Frieden zu leben, vierzehn Jahre lang keine Silbe geredet hat."

„Das ist richtig," sprach Frau von Brenkfeld; „wir kennen diese Frau sehr wohl. Sie hatte lange und viel durch den zänkischen Geist ihres Mannes gelitten. Auf einmal hört sie auf zu reden; man hält sie erst für aufgebracht, dann für wahnsinnig, dann für stumm. So währt es vierzehn Jahre. Der Mann stirbt. Auf seinen Begräbnistag fängt sie wieder an zu reden und versichert, es werde sie noch in ihrer Todesstunde trösten, ihren Vorsatz gehalten zu haben. Sie könne nun ohne Unruhe und Reue an ihren seligen Mann denken; denn seit vierzehn Jahren sei keine Uneinigkeit zwischen ihnen gewesen."

„Das ist viel", sagte Warneck.

„Lebt die Frau noch?" fragte Louis.

„Jawohl," entgegnete Frau von Brenkfeld, „nahe bei Endorf in dem kleinen roten Häuschen an der Heerstraße."

„Die Frau kenne ich wohl", sagte Klemens.

„Ich nicht," versetzte Louis, „aber ich möchte sie wohl kennen."

Klemens beugte sich zu ihm und sagte halb leise: „Strapazier' dich nicht, mein Söhnchen, es ist eine alte Hexe, und an eine hübsche Tochter ist auch gar nicht zu denken."

„Geh!" erwiderte Louis.

Warneck lachte und drohte mit dem Finger.

„Nun, was ist es denn weiter," sagte Klemens laut, „ich sagte eben, die Frau hat keine Kinder; aber so ein Dutzend Schreihälse würden ihr die Worte schon von der Zunge gebracht haben."

Warneck versetzte neckend: „Es kam mir beinahe vor, als hätte das, was du sagtest, anders geklungen; aber ich will dich nicht noch röter machen; du blühst doch schon wie eine Rose."

„Beinahe als wenn man ihn zu Klaudinens Füßen ertappte", rief Julie.

„Hm," brummte Klemens halb leise vor sich hin, „die Blankenau gefällt mir in kurzem vielleicht besser als die Triest. Man wird des ewigen Silbenstechens doch endlich hundmüde."

„Vorzüglich," versetzte Julie, „wenn ein bißchen Handwerksneid dazu kommt."

„Ich merke wohl," rief Klemens, „du arbeitest darauf hin, daß ich wieder necken soll, aber ich wüßte wahrhaftig nicht, womit, ich müßte denn deine unglückliche Liebe zu dem Wohlgeflickten ans Licht ziehen."

„Darüber brauchst du nichts zu sagen," entgegnete Julie lachend; „hätte der arme Schelm besser zu leben, so würde er gewiß die alten Röcke nicht so lange flicken lassen."

„Es ist Schande genug, daß die Kunst so nach Brot gehen muß", rief Louis dazwischen.

„Und eigentlich", sagte Julie, „ist er Louis' Ideal, und nicht das meinige."

„Ideal will viel sagen," antwortete Louis, „ich kann, gottlob! noch höher hinauf denken, aber daß ich Anteil an dem Wengenberg nehme, das finde ich sehr natürlich und nur wunderbar, daß ich der einzige in unserem Hause bin; die Musik ist doch sonst eine Sprache, die sogar Kinder und Wilde verstehen."

„Für welches von beiden hältst du mich denn?" fragte Julie. Louis neigte sich zu ihr und sagte leise: „Für ein Kind und wild dazu."

Julie sprang rasch auf und griff ihn mit großer Schnelligkeit an. Louis wollte sich verteidigen, aber die Schläge fielen wie Schneeflocken auf Wangen und Schultern und Rücken, daß Louis, den Kopf zwischen die Schultern gedrückt, bald diesen, bald jenen der Gesellschaft vergebens vorschob und nur endlich am Sofa neben den Frauen Ruhe fand. Dabei rief sie: „Nach Erlenburg solltest du ziehen, dahin gehörst du, du Troubador, du Mondhase!" Der kleine Krieg war geendigt. Louis schöpfte Atem. Julie sah auf ihre rotgewordenen Händchen und trat vor den Baron Warneck.

„Seien Sie nicht böse, ich habe Sie tüchtig gestoßen. Warum machen Sie sich zur Mauer? Die muß nieder, wenn der Feind dahinter steckt."

Warneck sah in das zarte, glühende Antlitz, und eine leise Bewegung zuckte über sein Gesicht. Er senkte seine scharfen Blicke in ihre Augen und sagte: „Sollte Fräulein Julie sich selbst so wenig kennen?"

Dann wandte er sich rasch zu den übrigen.

Der Wagen fuhr vor, und die schönen reichgezäumten Reitpferde scharrten ungeduldig auf dem Pflaster. Die Reiter ließen sie die schönste Fensterparade machen, und der Besuch war zu Ende.

„Der Klemens kann doch seine eigene Schande nicht verschweigen", hub Karl an zu seinen Schwestern, indem sie dem Zuge durch die Scheiben nachblickten. „Wißt ihr, was das Recken mit seiner Röte bedeutet? Er hat sich auf dem Felde von einem hübschen Bauernmädchen eine tüchtige Maulschelle geholt, und wie er es recht betrachtet, da wird es ihm so lächerlich, daß er es nicht verschweigen kann. So macht er es immer. Er ist eigentlich nicht schlimmer als andere Leute, aber er sagt immer alles Üble, was er von sich selber weiß, und noch einiges andere dazu, woran er nicht denkt."

„Mir ist er sehr fatal", versetzte Therese.

Die Mutter saß währenddessen am andern Fenster und dachte an die arme, gedrückte Nachbarin, Mutter und Gattin und doch verwaist, und sah sie im Geiste schleichen, alt und verkümmert, in dem dürren, rasselnden Laube ihrer liebsten, letzten Hoffnungen. Sie dachte an ihre eigenen Kinder, an ihre Zucht, ihren Gehorsam, ihre kindliche Sorgfalt, und ihr Herz ward vor Rührung durch und durch weich in Wehmut und Reue. Sie nahm ein Gebetbuch aus der Lade des Tisches und ging hinaus in ihre Kammer.

Karl unterhielt indessen Therese von dem Zustande des Patienten, der ihm sehr beruhigend schien. Der Kranke war völlig bei Sinnen und hatte mehrere Stunden sehr fest geschlummert. „Ich bitte dich," sagte Therese, „nimm dich seiner doch recht an; wir können es nicht!"

Karl entgegnete noch manches, und Therese wurde zerstreut; denn sie hatte Ledwina soeben über den Vorhof in den Garten wandeln sehen, und ihr langsamer und matter Gang, die feine, sanft gebeugte Gestalt, der wie dem blühenden Schneeballe das farblose, reich umflochtene Haupt zu schwer zu werden schien, hatte sich mit wehmütiger Angst auf ihr Herz gelegt. Karl sagte eben: „Ich will wieder hinauf zu dem Kranken gehen."

„Das tu", versetzte sie rasch und schritt dann gedankenvoll und unruhig hinaus in den weiten, schön angelegten Garten des Schlosses. Sie sah Ledwina von ferne, wie sie am Rande des Parkes unter der alten Linde saß, die Arme übereinander auf den steinernen Tisch gelegt und das Gesicht fest darauf drückt. Da fiel ihr ein, wie sie den Grafen Hollberg am Morgen in ähnlicher Lage gesehen, bleich in der Ohnmacht, und alles, was Karl über seine Krankheit gesagt, und sie erschrak vor der Ähnlichkeit; denn wie hätte sie sich je bei Ledwina das eingestehen sollen, was sie bei dem Grafen sogleich als unleugbar anerkannte. Es ist ja ein schönes Wahrzeichen liebender Herzen,

so, wie ohne Not für das Geliebte zu sorgen, so auch mit glühender, herzzerreißender Blindheit die Hoffnung zu umklammern, wenn sie für einen jeden anderen längst dahin ist. Eine Stimmung der Angst überfiel sie, in der sie nicht vor Ledwina treten mochte. Sie wollte sich eben umwenden, als die Schwester aufsah und nach ihr hinüberwinkte. Sie suchte sich nun zu ermannen, nahte sich der Leidenden und saß nieder neben ihr. Ledwina sah auf und sagte ganz matt: „Mein Gott, wenn Lünden so nahe wäre wie Erlenburg!"

„Es ist aber, gottlob!" versetzte Therese, „mehr als noch einmal so weit bis dahin; wir haben doch jetzt gewiß für ein paar Monate Ruhe." — „Zum Beispiel der Klemens," sagte Ledwina, „und ich glaube wahrlich, die Adolfine Dobron könnte ihn nehmen." — „O, unzweifelhaft", entgegnete Therese. Ledwina sagte: „Und die Linchen Blankenau vielleicht auch."

„Mein Gott, wenn ich jemals des Menschen Frau werden müßte, ich könnte unmöglich lange leben!"

Sie lehnte das Haupt, wie ermüdet von dem Gedanken, an Theresens Schulter und fuhr fort: „Nein, sterben würde ich wohl vielleicht nicht, aber verkrüppeln an jeder Kraft des Geistes, alle Gedanken verlieren, die mir lieb sind; halb wahnsinnig, eigentlich stumpfsinnig würde ich werden." Sie sann ein Weilchen; dann sagte sie: „Überhaupt, Therese, ich bin so ungenügsam und habe so wenig Sinn für fremde Ansichten; das ist einer meiner größten Fehler. Gott weiß, welche Schule mir hierin vielleicht noch vorbehalten ist! Ich gestehe, daß ich mich sehr vor einer Schwägerin fürchte. Vielleicht wird sie kein Herz für mich haben."

Dann sagte sie mit einem raschen Blitze in den matten Augen: „Nein, so ist es nicht, aber ich fürchte, ich habe keines für sie. Es wird wie eine Mauer zwischen uns stehen, daß sie mir die Mutter und dich ersetzen soll und nicht kann; denn du bist dann längst fort und glücklich."

Therese legte sanft ihren Arm um die seltsam Bewegte und ward selbst trüber.

„Liebe Ledwina, verkümmere dir doch dein Leben nicht mit der Zukunft; sie kommt von selbst, ohne daß wir sie in Angst und Sorgen herbeischleppen."

„Eben darum", antwortete Ledwina lebhaft, „müssen wir uns im voraus mit dem Gedanken vertraut machen, damit es nachher nicht zu schwer fällt. Weißt du wohl, daß es sündlich ist, aus eigener Schuld einem Geschicke unterliegen, das so allgemein getragen wird? Aber", fuhr sie dann langsamer fort,

„wenn ich mir das so denke, daß eine andere hier regiert an der Mutter Stelle und in dem Bette schläft, vor dem wir so oft gestanden und ihr eine gute Nacht gewünscht . . .“

Sie wandte sich unruhig nach allen Seiten umher.

„So wird es aber gar nicht kommen,“ sagte Therese, „die Mutter wird wahrscheinlich hier bleiben. Karl ist ja so vernünftig; seine Wahl wird nicht leicht so schlimm ausfallen, daß die Mutter fortziehen müßte.“

„Aber wenn die Mutter nun tot ist?“ versetzte Ledwina.

„Die Mutter“, sagte Therese wehmütig, „kann, gottlob! wohl länger leben als wir.“

„Aber die Zeit kommt doch endlich“, unterbrach sie Ledwina. Dann legte sie sanft ihren Arm um Theresens Nacken und fuhr, an ihre Schulter gelehnt, leise und bekümmert fort: „Therese, auf unserem Boden stehen so viele alte Bilder aus der Familie, aber wir wissen doch fast von keinem recht, wen es vorstellt, und es sind doch alle unsere Voreltern und haben hier gewohnt, Gott weiß, in welchen Zimmern, und haben Geschwister und Kinder gehabt, die diese Bilder mit Freude und Verehrung betrachtet und bewahrt und vielleicht späterhin mit der teuersten, rührendsten Erinnerung, und nun? Wie sehen sie aus! Der alten Frau, du weißt wohl, mit der schwarzen Kappe, sind neulich die Nase und die Augen ausgestoßen worden. Das ist gewiß absichtlich geschehen, weil sie entsetzlich häßlich aussieht.“ Sie fuhr tief aufatmend fort: „Die Vergangenheit, die liebsten, teuersten Überbleibsel werden endlich mit Füßen getreten. Denk', wenn Mutter ihr Bild —“

Sie fing heftig an zu weinen und klammerte sich fest um ihre Schwester. Therese mußte sich gewaltsam innehalten; denn alle Fasern ihres Herzens schmerzten sie, aber sie hielt sich fest und sagte: „Ledwina, sei ruhig, schade dir nicht selber! Warum suchst du gewaltsam Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen? Nun bitte ich dich, wenn du mich liebhast, so nimm dich zusammen und sprich etwas anderes!“.

Beide schwiegen. Ledwina stand auf und wandelte ein paarmal den Garten auf und nieder. Dann setzte sie sich wieder zu Therese, die über allerlei Dinge zu reden begann. Sie antwortete so, daß Therese sowohl ihren guten Willen als seine gänzliche Schwäche sehen mußte. Die Sonne begann sich zu neigen, und ihre milden Lichter tanzten durch die Zweige der Linde auf den Gewändern der Mädchen und auf Ledwinens leise bebendem Antlitz.

„Wie schön der Abend wird!“ sagte Therese.

„Gestern um diese Stunde lebte der arme Klemens noch", seufzte Ledwina.

„Suchst du wieder das Trübe?" sagte Therese sanft.

„Ist denn", versetzte Ledwina beklemmt, „ein Tag Andenken zuviel für seiner Mutter einzigsten Trost? Hör' mich an!"

Nun erzählte sie, wie sie an dem Flusse gewandelt, immer hinauf, kämpfend mit greulichen, sinnlosen Bildern, wie sie sich fast besiegt und umkehren wollen, nur noch diese eine Bucht vorüber, — und ein matter, flimmernder Schein sah durch dichte Brombeerranken aus dem Gewässer zu ihr herüber. Heimlich schaudernd nannte sie es den Widerschein der Sonne. Da wehten leichte Wolken herauf, das Sonnengold schwand vom Strome, und heller flammte das heimliche Licht durch die dunklen Blätter.

„Begreifst du wohl, Therese," sagte sie, „daß ich an die Sagen dachte von Lichtern, die über den Versunkenen wachen? Indes ergab ich mich nicht und schritt rasch darauf zu; da flammte es hoch auf und schwand, und wie ich an das Gestrüppe trat, da war es die Laterne des armen Klemens, die, ausgebrannt und in die Ranken verschlungen, auf dem Wasser schwankte. Ich kniete an das Ufer und löste sie aus den Dornen, aber wie ich sie so kalt und naß und erloschen in der Hand hielt, da war es mir, als sei sie ein toter, erstarrter Teil des Verlorenen. Ich habe sie am Ufer stehen lassen."

Sie drückte sich leise schaudernd an Therese.

„Aber was ist denn das?" sagte sie und deutete auf den Boden.

„Was meinst du?" versetzte Therese.

„Mich dünkt, ich sehe mehr als die Schatten der Bäume."

„Auch die unsrigen", sagte Therese. — „Es wird nichts sein; hör' zu, und wie ich zurückgehe und an das Sandloch komme, da sehe ich von weitem die alte Lisbeth aus ihrem Hause gehen. O, Therese, sie ist so klein geworden, ich hätte sie fast nicht erkannt. Sie ging lange vor mir, ohne mich zu sehen, sondern immer starr in das Wasser. Du weißt, sie ist immer so ordentlich. O Gott, sie sah so verstört aus. Die Hälfte ihrer grauen Haare hing unter der Mütze hervor. Ich konnte es nicht mehr aushalten und ging vorüber. Da schlug es Mittag im Dorfe, und die Betglocke begann zu läuten. Ich sagte im Vorübergehen: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' Sie sah nicht auf, sondern schloß die Hände zusammen und sagte: ‚Alle Ewigkeit, alle Ewigkeit Amen', laut und oft nacheinander. Ich hörte es noch, wie ich eine Strecke von ihr war."

„Gott wird sie trösten", sagte Therese und sah bewegt vor sich nieder. Da war es ihr selber, als sähe sie durch den Schlagschatten der Bäume noch eine andere Gestalt lauschen. Sie sah rasch um sich, aber es war nichts.

„Es wird zu kühl für dich, Ledwina", sagte sie aufstehend, und die von heimlichen Fieberschauern Durchbebte folgte ihr willig. Auf dem Hofe begegnete ihnen Karl. Therese ließ die Schwester vorangehen und teilte ihm ihre Bemerkung mit. Er schritt sogleich in den Garten, dann eilte sie der trauernd Wandelnden nach.

Joseph.

Eine Kriminalgeschichte.

(Nach den Erinnerungen einer alten Frau mitgeteilt von einem alten Moortopf, der auf seinem eigenen Herd sitzt und sich selbst kocht.)

Die Zeit schreitet fort. Das ist gut, wenigstens in den meisten Beziehungen. Aber wir müssen mitrennen, ohne Rücksicht auf Alter, Kränklichkeit und angeborene Apathie. Das ist mitunter sehr unbequem.

In meiner Kindheit, wo das Sprichwort „Bleib im Lande und nähre dich redlich" seine strenge Anwendung fand; wo die Familien aller Stände ihre Sprossen wie Bananenbäume nur in den nächsten Grund steckten und die Verwandtschaften so verwickelt wurden, daß man auf sechs Meilen Weges jeden Standesgenossen frischweg „Herr Vetter" nannte und sicher unter hundertmal kaum einmal fehlte; in jener Zeit kannte ein ordinärer Mensch mit zehn Jahren jeden Ort, den seine leiblichen Augen zu sehen bestimmt waren, und er konnte achtzig Jahre nacheinander sich ganz bequem seinen Pfad austreten.

Jetzt ist es anders. Die kleinen Staaten haben aufgehört; die großen werfen ihre Mitglieder umher wie Federbälle, und das ruhigste Persönchen muß sich entweder von allen Banden menschlicher Liebe lossagen oder sein Leben auf Reisen zubringen, je nach den Verhältnissen umherfahrend wie ein Luftballon oder, noch schlimmer, immer denselben Weg angähnend wie ein Schirrmeister; kurz, nur die Todkranken und die Bewohner der Narrenspitäler dürfen zu Hause bleiben, und Sterben und Reisen sind zwei unabwendbare Lebensbedingungen geworden. Ich habe mich nicht eben allzuweit umgesehen, doch immer weiter, als mir lieb ist. Es gibt keine Nationen mehr, sondern nur Kosmopoliten und sowohl Marqueurs als Bauernmädchen in fremdländischen Kleidern. Französische und eng-

lische Trachten kann ich auch zu Hause sehen, ohne daß es mich einen Heller kostet. Es macht mir wenig Spaß, einer Schweizerin mit großen Hornkämmen in den Haaren fünf Batzen zu geben, damit sie sich in ihre eigene Nationaltracht maskiert, oder mir für die nächste Bergtour tags vorher einen Eremiten in die Klause zu bestellen. Wäre nicht die ewig große, unwandelbare Natur in Fels, Wald und Gebirg' (den Strömen hat man auch bunte Jacken angezogen), ich würde zehnmal lieber immer bei den ewigen alten guten Gesichtern bleiben, die mit mir gelebt, gelitten und meine Toten begraben haben.

Nur zwei Gegenden, — ich sage nur, was ich gesehen habe; wo ich nicht war, mögen meinetwegen die Leute Fischschwänze haben, ich bin es ganz zufrieden — mir selbst sind nur zwei Landstriche bekannt geworden, wo ich den Odem einer frischen Volkstümlichkeit eingesogen hatte, ich meine den Schwarzwald und die Niederlande. Dem erstern kommt wohl die Nähe der Schweiz zustatten. Wer vor dem Gebirge steht, will nichts als hinüber ins Land der Freiheit und des Alpglühens, der Gems- und Steinböcke, und wer von drüben kommt, nun, der will nichts als nach Hause oder wenigstens recht weit weg. So rollt das Verderben wie eine Quecksilberkugel spurlos über den schönen, reinen Grund des stolzen Waldes, um erst jenseits zu oxydieren. (Wenn nämlich Quecksilber Oxyd niederschlägt, was ich nicht bestimmt behaupten mag, da ich es nur bis zu Salomons Weisheit, das heißt zum Bewußtsein schmählicher Unwissenheit in vielen Dingen zwischen Himmel [und Erde] gebracht habe.)

Die Niederlande hingegen, dieser von Land- und Wasserstraßen durchzogene und von fremden Elementen überschwemmte Landstrich, bewahrt dennoch in der Natur seines Volksschlages einen Hort alles abwehrender Eigentümlichkeit, der besser schützt als Gebirge, die erstiegen, und Talschluchten, die durchstöbert werden können, und den man, nachdem er die neueren Ereignisse überstanden, wohl für unzerstörbar halten darf. Ich war sehr gern in [Holland] und hatte alle Ursache dazu: freundliche Aufnahme, noch freundlichere Bewirtung, gänzliche Zwanglosigkeit hinsichtlich meiner Zeitanwendung; (es versteht sich, daß ich auf dem Lande und in meiner Privatwohnung war; in Städten und Gasthöfen ist mir immer elend;) frische, stärkende Spaziergänge durch die Wiesen am Ufer der Maas, und vor jedem Hause, jeder Mühle Szenen Wynants und Wouvermans, Bilder so treu, als wären sie eben von der Leinwand einer niederländischen Meisterschule gestiegen. Das ist es eben, was

ich mag. Ob mein alter Tuinbaas vom Kasteel (Gärtner vom Edelhof) noch wohl lebt? Jetzt müssen seine Tulpen im Flore stehen; aber zehn Jahre sind ein bedenkliches Stück Menschenleben, wenn man sie mit weißen Haaren anfängt — ich fürchte sehr, er hat längst seine Gartenschürze ab- und seine letzte Zipfelmütze angelegt. Oder meine gute Nachbarin auf ihrem kleinen Landsitze, dem sie genau das Aussehen eines sauberen Wandschränkchens mit Pagodenaufsatz gegeben hatte? Sie war vielleicht nur um sieben bis acht Jahre älter als ich, trug sommers und winters Pelzschuhe, und ich konnte barfuß durch den Schnee traben, das heißt, ich konnte es vor zehn Jahren, ehe ich mich in einer schwachen Stunde vom faselhänsigen Volk verführen und bereden ließ, auf den Schnepfenstrich zu gehen, und ich die Gicht bekam. Und wenn ich vollends bedenke, daß ich mich vor einigen Jahren noch verheiraten wollte, und zwar an ein blutjunges Mädchen! Doch das sind Torheiten, korrupte Ideen.

Ob alt, ob jung — ob tot, ob lebend — Mevrouw van Ginkels Andenken ist mir wert; sie hatte viel und früh gelitten, und auch von ihrer späteren glücklicheren Lage an der Hand eines geachteten und wohlhabenden Gatten, von Brüdern und Schwestern war ihr nur in einem anständigen Auskommen die Möglichkeit geblieben, ungestört des Vergangenen zu gedenken und jedem Lieblinge unter ihren zahllosen Aurikeln den Namen eines geliebten teuren Verstorbenen geben zu können. Sie war gewiß schön gewesen, — so fromme, traurige Augen müssen ja jedes Gesicht schön machen, und gewiß sehr anmutig, hätte sie auch nichts gehabt als den bezaubernden Wohlklang ihrer Stimme, die das Alter wahrscheinlich um einige Töne tiefer gestimmt, aber ihr nichts von der jungfräulichen Zartheit genommen hatte, und die jeden Gedanken ihrer Seele zugleich umschleierte und enthüllte und einem Blinden das beweglichste Mienenspiel ersetzen konnte. Welch ein Unterschied, wenn sie bei einer dunklen Aurikel verweilte und in jugendlichem Entzücken sagte: „Das ist meine gute Frau Goudart," und bei einer der blondesten mit großen lichtblauen Augensternen: „Julchen", und schnell weiterging, als fürchte sie, ein fremdes kaltes Auge möge in das Tote ihres Lebens niedersinken.

In meinem Leben bin ich nicht so in Gefahr gewesen, ein sentimentaler Narr zu werden, als bei dieser alten, pünktlichen Mevrouw, die nie klagte, nicht einmal über Migräne oder schlechtes Wetter, deren ganze Unterhaltung sich um Blumenflor, Milchwirtschaft und sonstige kleine Vorfälle ihrer Häuslichkeit

bewegte, so zum Beispiel um einige Nachbarskinder, die sie mit Butterbrot und Milch an sich gewöhnt hatte.

Ich glaube wahrhaftig, ich war nahe daran, mich in die alte Person zu verlieben oder wenigstens in eine unbegreifliche Überfülle von Verehrung zu geraten, weshalb ich denn am liebsten abends zu ihr ging, wo sie steif hinter der Teemaschine saß, sich mit den Schnörkeln eines Stickmusters abmühend, das die größte Ähnlichkeit mit einem holländischen Garten voll Ziegelbeeten und Taxuspfauen hatte; vor ihr die kleine, goldene Tabatiere, rechts und links Etageren voll Pagoden und Muschelhündchen und alles überträufelt von dem feinen Aroma des Kaisertees.

O, vivant die Niederlande! das war ein echter Gerhard Dow, ohne Beimischung, die einen ruhigen Philister hätte stören können — dann wand sich auch das Gespräch fließend ab, und Mevrouw gab sogar mitunter einiges aus ihren Erlebnissen zum besten, offenbar mehr in dem Bestreben, einen Gast nach seinem Geschmacke zu unterhalten, als aus eigentlichem Vertrauen, das sie im weiteren Sinne gegen jedermann im Übermaß hatte, im engeren Sinne aber niemand schenkte. Es waren meistens kleine Züge, aber sehr wahre.

Wäre ich ein romantischer Hasenfuß gewesen und hätte ich die Gewohnheit gehabt, meine guten Augen (NB. wenn mich jemand sollte zufällig mit Brillen gesehen haben, ich trage nur Konservationsbrillen) nachts mit Tagebuchschreiben zu verderben, es stände doch jetzt wohl manches darin, was ich gerne nochmals läse und was in seiner einfachen Unscheinbarkeit mehr Aufschlüsse über Volk, Zeit und das Menschenherz gäbe als manches zehnmal bessere Geschriebene. Eine Begebenheit jedoch, vielleicht die einzig wirklich auffallende in Mevrouws Leben, habe ich mir später vor und nach notiert und, da meine gute Frau van Ginkel ohne Zweifel längst in ihren Pelzschuhen verstorben ist, mir ferner kein Umstand einfällt, der ihr die Veröffentlichung unangenehm machen könnte, und mein jüngster Neffe, der, Gott sei's geklagt, sich auf die Literatur geworfen hat, jedoch ein artiges Geld damit verdient, gerade sehr um einen Beitrag im gemütlichen Stile verlegen ist, so mag er denn den Aufsatz nehmen, wobei ich jedoch bestimmt erkläre, daß ich nur wörtlich der würdigen Frau nachgeschrieben habe und mich sowohl gegen alle poetischen Ausdrücke als überhaupt gegen den Verdacht der Schriftstellerei, als welcher mich bei meiner übrigen Lebensweise und Persönlichkeit nur lächerlich machen könnte, aufs kräftigste verwahre.

Kaspar Bernjen, Rentier.

NB. Den Nachbarn, zu dem Mevrouw redet, und der natürlich niemand ist, als ich, Kaspar Bernjen, Rentier und Besitzer eines artigen Landgutes in Niedersachsen, müssen der Neffe und der Leser sich als einen ansehnlichen, korpulenten Mann mit gesunden Gesichtsfarben in den besten Jahren, mit blauem Rock mit Stahlknöpfen und einer irdenen Pfeife im Munde, an der linken Seite des Teetisches denken. Es geht nichts über Deutlichkeit und Ordnung in allen Dingen.

„Sie erwähnten gestern eines Umstandes, lieber Herr Nachbar, der sich in Ihrem vierzigsten Jahre ereignet, und über den Sie damals an Ihre Eltern geschrieben; da hat Ihnen der Himmel ein großes Glück gegeben.

Ich weiß, was es heißt, keine Mutter haben und den Vater im fünfzehnten Jahre verlieren. Von meiner Mutter habe ich nur ihr lebensgroßes Porträt gekannt, das im Speisesaale hing; eine schöne Frau in weißem Atlas, einen Blumenstrauß in der Hand und auf dem Schoß ein allerliebstes Löwenhündchen. Ich weiß nicht, ob es daher kommt, daß es meine Mutter war, aber mich dünkt, ich habe nie ein so schönes Gesicht gesehen und nie so sprechende Augen. Ich mag noch nicht daran denken, wie einfältig ich um das Bild gekommen bin, und wie es jetzt vielleicht für nichts geachtet wird. Es war nicht gut, daß mein Vater nicht wieder heiratete; seine Lage hätte es wohl mit sich gebracht; ein Kaufmann, der den ganzen Tag im Comptoir und auf der Börse zubringt und der Handelsverbindungen wegen fast täglich Gäste zu Tische hat, ist ohne Hausfrau ein geschlagener Mann, allen Arten von Veruntreuungen und Verschleuderungen ausgesetzt, die er unmöglich selbst kontrollieren kann, und sogar seine Kommis scheuen sich weniger vor ihm als vor der Madame, die sie aus- und eingehen sieht, ihre Kleidung und ihr Benehmen gegen die Dienstboten beobachtet und überall in der Stadt Dinge gewahr wird, die dem Herrn sein Lebtage nicht zu Ohren kommen.

Indessen war freilich meine Mutter schon des Vaters zweite Frau gewesen. Die erste hatte ihm ein schönes Vermögen eingebracht und eine erwachsene, damals bereits verlobte Tochter, auf deren Hochzeit sie sich bald nachher ihre tödliche Krankheit holte durch dünne Kleidung, — man sagt, weil sie als sogenannte junge Frau nicht gar zu matronenhaft neben der Braut hatte aussehen wollen, was sich denn auch in Rücksicht auf ihren Mann wohl begreift; kurz, sie lag acht Tage nachher

völlig kontrakt im Bette und hat so sechs Jahre gelegen, zuletzt so elend, daß ihre besten Freunde ihr nur den Tod wünschen mußten.

Nachdem mein Vater anderthalb Jahre Witwer geblieben, heiratete er ein junges Mädchen von guter Herkunft, aber gänzlich ohne Vermögen. Dies war meine Mutter, und ich mag gottlob! fragen, wen ich will, ich höre nur Gutes und Liebes von ihr: aber den Keim zur Schwindsucht soll sie schon in die Ehe mitgebracht haben. Man sieht es auch dem Bilde an, das doch gleich nach der Hochzeit gemalt ist.

Ein Jahr lang bis zu meiner Geburt hielt sie sich noch so leidlich, obwohl das unruhige Leben und die Unmöglichkeit, sich zu schonen, ihr Übel soll sehr beschleunigt haben. Ich wollte, sie hätte nicht geheiratet; Gott hätte mich ja doch anderwärts erschaffen können; denn, Mynheer, man kommt doch nie ganz darüber weg, seiner Mutter den Tod gebracht zu haben. Man hat mir viel von dem Kummer meines Vaters erzählt, und wie er ferner eine Menge Heiratsanträge von der Hand gewiesen. Ich glaube es wohl; denn ich habe nie gesehen, daß er für irgendein Frauenzimmer das geringste Interesse gezeigt hätte, außer was ihm von der Höflichkeit geradezu auferlegt wurde, und da waren es immer die Mamas und Großmamas, deren Unterhaltung er vorzog; sonst lebte er nur in seinem Geschäfte. Morgens um fünf auf und in seiner Stube gearbeitet, um sechs ins Comptoir, um elf auf die Börse, von eins bis zweie zu Tische, was vielleicht die schwierigsten Stunden waren, wo er, den Kopf voll Gedanken, den angenehmen Wirt machen mußte.

Nachmittags wieder gearbeitet, Spekulationen nachgegangen und zuletzt noch bis Mitternacht in seinem Zimmer geschrieben. Er hat ein saures Leben gehabt.

Ich wuchs indessen in ein paar hübschen Mansardenzimmern bei einer Gouvernante, Madame Dubois, heran und sah mancherlei im Hause, was mir nach und nach anfing wunderlich vorzukommen, so zum Beispiel, fast jeder hatte irgendeinen Nachschlüssel, dessen er sich vor mir nicht gerade sehr vorsichtig, aber doch mit einer Art Behutsamkeit bediente, die mich endlich aufmerksam machen mußte. Selbst Madame Dubois hatte einen zur Bibliothek, da sie für ihr Leben gern Romane las, von denen ihr unser Kassierer nicht so viele zusteckte, als sie konsumieren konnte.

Man nimmt sich vor Kindern nicht in acht, bis es zu spät ist. Hier war es aber leider nicht zu spät; denn als Madame

Dubois, die notabene von meiner Kenntnis ihres Schlüssels nichts wußte und nur in bezug auf andere sprach, mir auseinandersetzte, daß Schweigen besser sei als Verdruß machen, war ich noch viel zu jung, um einzusehen, wie höchst nötig Sprechen hier gewesen wäre. Ich fühlte mich durch ihr Vertrauen noch sehr geehrt und habe nachher leider manches noch mit vertuschen helfen. Kinder tun, wie sie weise sind.

Ich sah, sooft mein Vater auf die Börse ging, die Kommis wie Hasen am Fenster spähen, bis er um die Gassenecke war, und dann forthuschen, Gott weiß wohin. Ich sah den Bedienten in meines Vaters seidenen Strümpfen und Schuhen zum Hinterpförtchen hinausschleichen; ich hörte nachts den Kutscher an meiner Tür vorbeistapfen in den Weinkeller hinunter und wälzte mich vor Ärger im Bette, aber wiedersagen — um alles in der Welt nicht. Dazu war ich viel zu verständig.

Ich hörte sogar, wie jemand der Madame Dubois erzählte, unser Kassierer, Herr Steenwick, spiele jeden Abend und habe in der vorigen Nacht zweitausend Gulden verloren, und wie die Dubois antwortete: ‚Um Gottes willen, woher nimmt der Mensch das Geld? Da sollte einem hier im Hause doch schwarz vor den Augen werden!‘

Dies war kurz nach meinem vierzehnten Geburtstag und das erstemal, daß sich mir der Gedanke aufdrängte, Schweigen könne doch auch am Ende seine bedenkliche Seite bekommen.

Das Ding lag mir den ganzen Abend im Sinn, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, woher Steenwick das Geld nehme. Ich wußte, daß er arm war, und hatte oft gehört, daß seine Eltern arme Fischer bei Saardam seien. Auch bekam er nur tausend Gulden Gehalt. Ich hatte bei van Gehlens von einem Kommis gehört, der aus seines Herrn Kasse gespielt hatte. Obwohl Steenwick das Treueste war, was ich im Hause kannte, soweit meine Erinnerung reichte, und auf den Madame so besonders viel hielt, und noch neulich ein Paar Tragbänder für ihn gestickt hatte, so überfiel mich doch eine instinktartige Angst, die nicht ganz frei von Mißtrauen war und doch immer wieder mit der Erzählung von jenem Kommis verschmolz. Auch fiel mir ein, daß Madame auch so still und noch zerstreuter war als sonst und wohl zehnmal eine Näharbeit hervorzog und wieder weglegte.

Als wir zu Bett waren, Madame und ich, hörten wir, wie Steenwicks Tür aufgemacht wurde, dann ihn rasch über den Gang weg die Treppe hinuntergehen.

Es war nicht das erstemal, daß ich ihn so spät sein Zimmer

verlassen hörte und eingeschlafen war, ohne ihn zurückkommen zu hören; aber nun bemerkte ich das erstemal, daß er viel schneller ging und seine Stiefel viel weniger knarrten als bei Tage.

Ich drückte die Kissen von meinem Ohr weg und horchte. Im selben Augenblick hörte ich auch Madame ihre Gardine zurückschieben und sich halb im Bette aufrichten. Unten im Hausflur schlich ein leises, behutsames Knistern; dann ward die Haustür erst halb leise, dann mit einem raschen Ruck völlig geöffnet, und dann fiel jenseits auf der Gasse ein Schlüssel aufs Pflaster.

Madame seufzte tief und murmelte: ‚Gott weiß, was man tun muß, schweigen oder sprechen.‘

Ich fühlte einen plötzlichen Mut in mir und rief: ‚Nein, Madame, alles an den Papa sagen!‘

Sie können sich den Schreck der armen Frau nicht vorstellen. ‚Stanzchen,‘ rief sie, ‚Stanzchen, schläfst du nicht?‘

Und gleich darauf hörte ich sie bitterlich schluchzen. Mir wurde todangst; ich wußte nicht, daß die arme Person, die in der Tat eine sehr schlechte Gesundheit und mit ihren achtundvierzig Jahren betrübte Aussichten in die Zukunft hatte, ihre ganze Hoffnung auf Herrn Steenwick setzte, der ihr so lange Bücher voll zarter Liebe, die sich nur durch Blicke und seine Aufmerksamkeiten, Blümchen und so weiter verriet, zugeschleppt hatte, bis sie sich um so mehr als halb verlobt ansah, da er ihr eine Scherbe mit einem Balsaminenstock überließ, den er müde war zu begießen und eben in den Stallhof tragen wollte, um ihn auszuschütten, und sie einmal in einem der Bücher an einer sehr bedeutsamen Stelle ein zufälliges Eselsohr fand.

Sie war sonst eine gute, ehrbare Person, aber Mynheer wissen wohl, der Ertrinkende hält sich an einem Strohhalm.

Als Madame sich ein wenig gefaßt, bat sie mich vom Himmel zur Erde zu schweigen und log mir sogar etwas vor von einer reichen Tante, die dem Kassierer oft große Geldgeschenke mache, aber mit so unsicherer Stimme, daß es selbst mir auffiel. Endlich versprach sie genau achtzugeben; sie werde ihr Gewissen sicher nicht mit einer so wichtigen Sache beschweren, obwohl schweigen sonst immer am geratensten sei, wo bei der Untersuchung doch unfehlbar nichts als Verdruß ohne Nutzen herauskomme und aller Schaden und Anfeindung auf den Ankläger zurückfallen würden.

‚Hat der Herr denn Zeit zu untersuchen?‘ sagte sie; ‚fragt er je jemanden anderen als den Kassierer und die Haushälterin? Und wenn diese sprechen wollten, haben sie nicht hundertmal

die Gelegenheit und die Macht obendrein? Auf Kleinigkeiten, ein paar Steinkohlen mehr oder weniger verbrannt, ein paar Flaschen mehr oder weniger getrunken, kommt es in einem solchen Hause auch gar nicht an; aber dies ist zu arg!'

‚Schweig nur, Kind, ich will aufpassen, und wenn es mir vom Himmel auferlegt ist, daß ich mich daran wagen soll, dann, in Gottes Namen.'

Wenn ich bedenke, in welch betrübtem, herzzerreißendem Tone sie dies sagte, so muß ich der armen Frau alle ihre Schwächen vergeben und bin überzeugt, daß sie entschlossen war, ihrer Pflicht ein ganzes Lebensglück zu opfern; was freilich nur in der Einbildung bestand, aber, Mynheer, der Wille ist doch so gut wie die Tat.

Wirklich ging Madame am anderen Morgen gegen ihre Gewohnheit sehr früh aus; sie kam blaß und niedergeschlagen zurück, packte sogleich ihre Romane und ließ sie Herrn Steenwick bringen, mit der Bitte, ihr keine anderen zu schicken, da es ihr vorläufig an Zeit zum Lesen fehle.

Von jetzt an horchte ich jeden Abend im Bette und bemerkte auch, daß Madame jeden Abend horchte, aber verstohlen, nachdem sie durch die Gardine geschielt hatte, ob ich schlafe, und jeden Abend hörte ich Herrn Steenwick vorbeischleichen und Madames verhaltenes, betrübtes Weinen, daß ich oft die halbe Nacht nicht schlafen konnte.

Den Tag über war Madame wie zerschlagen und griff alles verkehrt an; die Unterrichtsstunden wurden fast nicht gehalten.

Sie saß beständig am Fenster, nähte wie ums Brot, und, so oft die Comptoirtüre ging, fiel eine zerbrochene Nähnadel auf den Boden; auch halb verstohlene Ausgänge wurden mitunter gewagt.

Nach etwa acht Tagen sagte Madame abends: ‚Stanzchen, morgen spreche ich mit dem Papa.'

Sie sah hierbei überaus blaß aus und hatte etwas Edles im Gesicht, das ich nie an ihr gesehen hatte und das mir mehr imponierte, als werde ich gescholten, so daß ich sehr leise und rücksichtsvoll zu Bette ging, wie in Gegenwart einer Prinzessin.

Madame ließ das Licht brennen und las lange und eifrig im Thomas a Kempis. Plötzlich fuhren wir beide auf. Herrn Steenwicks Tür wurde mit Geräusch auf- und zugemacht, und er stapfte, einen Gassenhauer pfeifend, über den Gang; dann stand er mit einemmal still und schien sich zu besinnen oder zu horchen, und dann gings leise, leise mit Katzenschritten die Treppe hinunter. Der Sand im Flure knirrte, die Haustür

ging, alles leiser als je. Ich sah Madame an und begegnete einem Ausdrucke des Schreckens, der mich betäubte. Sie saß aufrecht im Bette, die Hände gefaltet. ‚Jesus, Maria!‘ war alles, was sie sagte. Dann stand sie auf, öffnete das Fenster und lauschte eine Weile hinaus, kam dann schnell zurück, legte sich und löschte das Licht.

Ich hörte Madame in dieser Nacht nicht weinen, aber sooft ich wach wurde, heftig atmen und sich im Bette bewegen, und ich hörte es oft; denn obwohl ich mir von meinen Gefühlen eigentlich nicht Rechenschaft zu geben wußte, hatten doch dieser polternde Gang, dies wilde, abgebrochene Pfeifen durch die Stille und das darauf folgende Katzenschleichen mich mit einem Grausen überrieselt, daß ich mich fast vor den Schnörkeln an der Gardine und am Betthimmel fürchtete.

Als es kaum Tag geworden war, saß Madame schon wieder aufrecht und sah nach ihrer Taschenuhr; so mehreremal. Um halb sieben klingelte sie und gab der Magd einen konfusen Auftrag an Herrn Steenwick. Das Mädchen kam zurück. Er war noch nicht im Comptoir. ‚So geh auf sein Zimmer!‘ Die Tür war verschlossen.

Wir standen auf. Von Unterrichtsstunden war keine Rede. Ich saß mit meinem Strickzeuge in einem Winkel und Madame mit ihrer Nähterei am Fenster. Drei- oder viermal stand sie auf und ging ins Haus hinunter und kam immer blasser wieder. Gesprochen wurde nicht.

Als wir um zwei ins Speisezimmer traten, war mein Vater anfangs nicht da und ließ sagen, wir möchten nur anfangen zu essen. Wir fragten nach dem Buchhalter; er sei bei dem Herrn. Wir aßen um der Domestiken willen einige Löffel Suppe, so sauer es uns wurde.

Da kam der Vater herein, sehr rot und aufgeregt. Er legte sich, gegen seine Gewohnheit, selbst vor, spielte mit dem Löffel und fragte dann, als der Bediente gerade herausging, wie hingeworfen: ‚Madame, Sie wohnen doch dem Kassierer gegenüber; wissen Sie nicht, wann er diesen Morgen ausgegangen ist?‘

Über Madames Gesicht flog eine glühende Röte, die einem wahrhaft edlen Ausdrucke Platz machte. Sie stand auf und sagte mit fester Stimme: ‚Mynheer, Herr Steenwick ist diese Nacht nicht im Hause gewesen.‘

Mein Vater sah sie an mit einem Gesichte, das mehr Angst als Bestürzung verriet. Er stand auf, gab draußen einige Befehle und setzte dann sein Verhör fort.

‚Haben Sie gestern bemerkt, wann er fortging?‘

‚Ja, Mynheer, um halb zwölf‘, und nach einigem Zögern setzte sie hinzu, ‚haben wir, Stanzchen und ich, ihn fortschleichen hören.‘

‚Fortschleichen?‘ rief mein Vater und wurde fast ebenso blaß als Madame. ‚Also doch wahr! Seien Sie aufrichtig, Madame, war es zum erstenmal?‘ Es war, als sinke die arme Frau in sich zusammen, als sie stammelnd antwortete: ‚Nein, Mynheer, nein, schon seit acht Tagen jeden Abend.‘

Mein Vater sah sie starr an.

‚O Mynheer, fragen Sie Stanzchen. Stanzchen weiß, daß ich es Ihnen heute sagen wollte.‘

Mein Vater antwortete nicht. Er ging hastig an einen Wandschrank, der Feile, Kneifzangen und allerlei Schlüssel enthielt. Dann rief er an der Tür heftig nach dem Buchhalter. Türen gingen, und als eben ein Bedienter Speisen hereintrug, hörten wir an einem Krach, daß im Kabinett neben dem Comptoir die Kasse erbrochen wurde.

Wir saßen wie Bildsäulen am Tische, ließen eine Speise nach der anderen abtragen und hatten weder den Mut, das Zimmer zu verlassen, noch darin zu bleiben.

Der Vater kam nicht wieder, auch zum Abendessen nicht, auch zum nächsten Mittagessen nicht, der Buchhalter ebensowenig.

Die jungen Kommis schlenderten im Hause umher, und wir merkten aus einzelnen Worten, daß Herr Steenwick für in wichtigen Geschäften verschickt galt; denn zum Nachfragen hatte keines von uns Mut.

Am zweiten Abend stürzte der Buchhalter aus dem Kabinett und rief: ‚Wasser! Um Gottes willen, Wasser! Und geschwind zum Doktor Velten; der Herr hat einen Blutsturz bekommen.‘

Madame und ich hörten das Geschrei auf unserem Zimmer, und ich weiß nicht, wie wir die Treppen hinuntergekommen sind; ich weiß nur, daß mein lieber Vater in seinem ledernen Arbeitssessel saß, bleich wie der Tod, die Augen halb gebrochen, ängstlich umherfahrend, und daß er mich noch mit einem langen, traurigen Blicke ansah, daß mich schauderte, als ich in einen Blutstrom trat, der uns schon auf dem Entree entgegenfloß.

Als Doktor Velten kam, war ich eine arme, verlassene Waise.

Von dem, was zunächst geschah, kann ich nur wenig sagen. Ich verstand das meiste nur halb, und es schien mir alles wie nichts nach dem, was geschehen.

Das Gesinde mußte wohl wissen, wie mir zumute war; denn wenn ich einmal zufällig mein Zimmer verließ, sah ich

sie ziemlich offen silberne Bestecke, Becher und dergleichen auf ihre Kammern tragen. Ich sah es und sah es auch nicht; hätte ich nachher darüber aussagen sollen, ich hätte die Täter nicht zu nennen gewußt.

Es war mir, als müßte ich ersticken, wenn der Weihrauchdampf bis oben ins Haus zog. Ich hörte unter unseren Fenstern die Trauermusik, sah die Fackeln widerscheinen und verkroch mich hinters Bett mit dem glühendsten Wunsch, zu sterben.

Dann zog man mir schwarze Kleider an, und mein Vormund, der Bankier van Gehlen, holte mich vorläufig in sein Haus.

Madame Dubois mußte zurückbleiben. Unser Abschied war sehr schmerzlich, und es vergingen mir fast die Sinne, als diese Frau, der ich so lange gehorcht hatte, auf den Knien zu mir hin rutschte, meine Hand küßte und rief: ‚Stanzchen, Stanzchen, vergib mir! Ich bin an allem schuld! O Gott, ich bin eine alte Törin gewesen!'

Es war mir, als sollte ich ihr um den Hals fallen, aber ich blieb steif stehen mit vor Scham geschlossenen Augen, und als ich sie aufmachte, war Madame fort, und statt ihrer hielt Herr van Gehlen mich bei der Hand.

Unsere Vermögensumstände stellten sich dann, wie Sie wohl erwartet haben, sehr traurig heraus. Mein Vater hatte eine Staatsanleihe übernommen und sich sehr um dies Geschäft beworben, da wir keineswegs zu den ersten Häusern in Gent gehörten. Ob schon Gelder eingegangen und versendet waren, weiß ich nicht, aber sechshunderttausend Gulden waren aus der Kasse verschwunden. Das war gerade unser eigenes Vermögen, den Brautschatz meiner Schwester, den sie im Geschäft gelassen hatte, eingerechnet; so blieb mir nicht das Salz auf dem Brote.

In van Gehlens Hause wollte man gütig gegen mich sein, aber es war dort nichts wie Glanz und Pracht. Man ließ mir Freiheit auf meinem Zimmer, aber das Lachen, Klavierspielen und Wagenrollen schallte von unten herauf, und wenn ich mich sehen ließ, gab es eine plötzliche Stille, wie wenn ein Gespenst erschien, und aller Augen waren auf mich gerichtet, als gäbe es außer mir keine verarmte Waise in Gent.

Mevrouw van Gehlen tat zwar ihr möglichstes, mir über solche Augenblicke wegzuhelfen; aber selbst ihr Bestreben tat mir weh und ließ es mich erst recht fühlen, wieviel hier zu verbergen war.

Täglich hoffte ich auf die Ankunft meiner Stiefschwester; sie kam nicht, auch mein Schwager nicht, sondern nur ihr Ge-

schäftsmann, Herr Pell, der mich so quer ansah, als hätte ich seinen Patron bestohlen, — schon gleich anfangs und noch schlimmer, nachdem er sich einige Stunden mit Mynheer van Gehlen eingeschlossen.

Dennoch hatte er den Auftrag, mich mitzubringen, wenn sich nämlich kein anderes Unterkommen fände.

Ich stand bei dieser Verhandlung zitternd wie Espenlaub und nahm jeden liebloſen Ausdruck des kleinen, hageren Mannes für direkt aus dem Munde meiner Schwester; woran ich doch gewiß sehr unrecht hatte. Denn ich bin später, nach meiner Verheiratung, öfters mit ihr zusammen gewesen in ihrem Hause und auch in dem meinigen, und sie war zwar eine etwas förmliche Frau, aber immer voll Anstand und verwandtschaftlicher Rücksicht, und sie hat es mir sogar viel zu hoch angerechnet, als ich ihr nach meines Mannes Tode ihre durch unser Unglück erlittenen Verluste zu ersetzen suchte, was doch nicht mehr als meine allerstrengste Pflicht war.

Die Konferenz im Fenster war noch im besten Gange, als Herrn van Gehlen ein Besuch gemeldet wurde. Den Namen verstand ich nicht und benutzte diesen Augenblick, mich unbemerkt fortzuschleichen.

Im Vorzimmer traf ich den Fremden, einen kleinen, geistlich gekleideten, hageren Mann, der beschäftigt war, sich mit einem bunten Schnupftuche den Staub von den Ärmeln zu putzen. Er sah scharf auf, und seine Augen verfolgten mich bis in die Tür mit lebhafter Neugierde.

Hast du auch noch keine verarmte Waise gesehen? dachte ich.

Nach einer halben Stunde, die mir unter großer Gemütsbewegung und unter Nachdenken über meine Schwester verging, ward ich heruntergerufen.

Ich fand die drei Herren zusammen. Mynheer van Gehlen und Herr Pell saßen vor dem Tisch und blätterten in dicken Papierstößen. Sie sahen rot und angegriffen aus. Herr Pell schlug die Augen nicht vom Papier auf. Van Gehlen lächelte verlegen und schien mir etwas sagen zu wollen, als der Fremde aus der Fensternische trat, meine beiden Hände ergriff und mit bewegter Stimme sagte: ‚Stanzchen, Stanzchen, ich bin dein Ohm. Hat dir denn Papa niemals von dem alten Herrn Ohm Pastor erzählt, dem alten Pastor in G.?‘

Ich war ganz verwirrt; doch kamen mir einige dunkle Erinnerungen, obwohl mein Vater selten frühere Verhältnisse berührte.

So küßte ich dem Onkel die Hand und sah ihn auf eine

Weise an, die ohne Zweifel etwas kümmerlich gewesen sein muß; denn er sagte: ‚Sei zufrieden, Kind; du sollst nicht nach Roeremonde. Du gehst mit mir,‘ und dann mit erhöhter Stimme, halb zu den anderen gewendet: ‚Wenn ich gleich keine feine Juffrouw erziehen kann, so sollst du doch rote Backen kriegen und auch nicht wild aufwachsen, wie eine Nessel im Hagen.‘

Mynheer van Gehlen nickte zustimmend. Pell schlug seine Aktenstöße zu und sagte: ‚Wenn Euer Ehrwürden das so wollen — vorläufig wenigstens.‘

‚Ich will es an meinen Patron berichten! vielleicht — sonst steht der Juffrouw Roeremonde alle Tage offen.‘

Mein Ohm machte eine feierliche Verbeugung: ‚Gewiß, ja, wir lassen Mevrouw danken. Roeremonde steht alle Tage offen — aber Mevrouw muß mir das Kind lassen. Es ist meiner Schwester Kind, die ich sehr lieb gehabt habe, wenn sie auch nur meine Stiefschwester war.‘

Niemand antwortete. Ich fühlte, daß hier irgendein drückendes Mißverständnis herrschte, und war froh, als mein Onkel gütig fortfuhr: ‚Nun, Stanzchen, ich kann aber nicht lange von Hause bleiben; pack' deine Siebensachen und dann danke Mynheer und Mevrouw van Gehlen, daß sie dich armes, verlassenes Kind so treulich aufgenommen haben.‘

Zwei Stunden darauf saßen wir im Wagen. So bin ich von Gent gekommen. Noch muß ich Ihnen sagen, daß Herr Steenwick nicht, nachdem er des Vaters Kasse zum Teil verspielt, mit dem Überreste durchgegangen war, wie Sie ohne Zweifel glauben und auch jedermann damals glaubte.

Nach drei Wochen kam sein Leichnam auf in der Schelde. Er hatte nichts in der Tasche als seine gewöhnliche grüne Börse mit sechs Stuyvern darin und einen kleinen leeren Geldsack, den er aus angewöhnter Pünktlichkeit mußte mechanisch wieder eingesteckt haben. Man hätte eigentlich zuerst hierauf verfallen sollen, da von seinen Habseligkeiten nicht das geringste vermißt wurde, nichts als die Kleider, die er am Leibe trug, und seine alte silberne Uhr.

Aber die Leute denken gern immer das Schlimmste. Lieber Gott, es ist freilich schlimm genug, anderer Leute Geld zu verspielen und dann — ein solches Ende! Aber Mynheer wissen wohl, es kommt einem doch nicht so schimpflich vor als ein anderer Diebstahl.

Ein Spieler ist wie ein Betrunkener, wie ein Besessener, aus dem der Böse handelt wie eine zweite fremde Seele. Habe ich nicht recht? Herr Steenwick hatte unserem Hause zwanzig

Jahre lang gedient, hatte so manche Nächte durchgearbeitet und auch nicht ein Endchen Bindfaden verkommen lassen; er war wahrhaftig noch grimmiger aufs Geschäft verpicht als der Herr selbst, und nun ein solches Ende!

Indessen hat er gottlob! doch noch ein ehrliches Grab bekommen, weil sich mehrere Leute fanden, die ihn in der Morgendämmerung hatten taumeln sehen wie einen Betrunkenen, und zwar in der Richtung nach Hause zu. So wurde denn angenommen, er habe, wie unglückliche Spieler häufig, sich zu viel Courage getrunken und sei so ohne Absicht dem Scheldeufer zu nahe gekommen.

Madame Dubois soll nachher auch noch heimlich auf sein Grab ihren Balsaminenstock gepflanzt haben, ist aber doch dabei belauscht worden — die arme Seele! Sie war wirklich gut von Natur, nur durch Romanenlesen etwas konfus geworden, und wußte nicht recht mehr, ob sie alt oder jung war, und auch zu furchtsam geworden durch das Gefühl ihrer abhängigen Lage und noch mehr ihrer täglich abnehmenden Fähigkeit, sich selbst zu ernähren. Aber ihr Wille war immer der beste, und sie suchte mich vor jedem schädlichen Eindruck mit einer Treue zu hüten, für die ich ihr im Grabe noch dankbar bin.

Jetzt ist sie lange, lange tot; sie starb schon das Jahr darauf, als ich zu meinem Ohm kam, und ihre Ersparnisse in unserem Dienste haben übrig ausgereicht bis an ihr Ende.

So quälen wir uns oft umsonst, und unser Herrgott lacht dazu."

Hier schien Mevrouw van Ginkel ihre Mitteilungen endigen zu wollen. Sie schüttete frischen Tee auf, nahm eine Prise aus ihrem goldenen Döschen und sah mich mit jenem wohlwollenden Blicke an, der bei höflichen Leuten den Wunsch, auch den anderen zu hören, ausdrückt. Ihr Gesicht war völlig ruhig, sogar lächelnd; doch hing etwas Glänzendes in ihren Augenwimpern, das aber nicht weiter kam.

Ich hingegen war in eine Stimmung geraten, worauf ich eigentlich gar nicht für diese Stunde gerechnet hatte, und hätte für mein Leben gern Mevrouw in ihrer Dorfwirtschaft gesehen, um so mehr, da unschuldige Kinder sowohl wie alte Junggesellen mir ein gleich starkes Interesse erregen und man beide selten wie hier vereinigt findet.

So tat ich einige blinde Fragen nach der Lage des Dorfes und wieviel Dienstboten und wieviel Kühe und so weiter. Mevrouw erriet meine Absicht und sagte sehr freundlich: „Ich

sehe wohl, Mynheer interessieren sich für meinen guten Ohm, und gewiß hat es auch nie einen besseren Mann gegeben — und keinen ehrwürdigeren", fügte sie hinzu mit einem Ausdruck kindlicher Scheu, der ihr fast wieder das Ansehen einer kleinen, wohlerzogenen Jungfer von vierzehn Jahren gab.

„Indessen läßt sich wenig von unserem Leben sagen. Es war sehr einfach und so einförmig, daß, wenn nicht die Kirchenfeste und die Jahreszeiten gewesen wären, unsere Tage einander so gleich gewesen wären wie Wassertropfen."

Hier schüttete sie Wasser auf den Tee, und ich betrachtete einen am Kessel hängenden Tropfen, der allerdings wenig Unterhaltung zu versprechen schien.

„Aber", fuhr sie fort, „so sollte es nicht bleiben, und ich möchte dem Herrn Nachbar wohl die Katastrophe von meines Ohms, ich kann wohl sagen, von meinem Schicksal erzählen, damit Sie sehen, was der, dem ich am meisten in der Welt zu danken habe, für ein Mann war. Aber da ist eine andere kuriose Geschichte hineinverflochten, die Mynheer gewiß interessieren würde, aber etwas lang ist. Haben Mynheer sich auch gut gegen die Abendluft verwahrt?"

Ich versicherte, daß ich alle nötigen Maßregeln getroffen, obwohl ich, ehrlich gesagt, heute zum erstenmal meine dritte Weste ausgelassen hatte und mit einiger Sorge an den Tau dachte.

Jedoch hatte ich Mevrouw noch nie in so mitteilender Stimmung gesehen und war entschlossen, diese zur Erweiterung meiner Menschenkenntnis um jeden Preis zu benutzen. So beteuerte ich, daß ich nie nach dem Tee noch zu Abend esse — was auch wahr ist — und mir längst eine gelegentliche Mondscheinpromenade am Maasufer vorgenommen hätte, was allerdings nicht ganz mit meinem sonstigen Geschmacke und meinen sonstigen Gewohnheiten übereinstimmte.

Mevrouw sah mich auch so verwundert an, als mache vor ihren Augen eine Schildkröte Vorbereitungen, auf den Hinterbeinen zu spazieren; jedoch fuhr sie ohne weitere Bemerkungen in ihren Mitteilungen fort, nur zuweilen kleine Pausen machend, um mir einzuschenken oder ihrem goldenen Döschen zuzusprechen, wobei sie mich in so wohlwollender Weise zum Mitgenuß einlud, daß ich bei mir an die Friedenspfeife der Indianer denken mußte; welche Unterbrechungen ich durch Absätze bezeichne und dem Leser die Ausmalung der kleinen Zwischenspiele überlassen werde. Also Mevrouw fuhr fort:

(Schluß fehlt.)

Berta

Trauerspiel in zwei Aufzügen

(Fragment)

Personen:

Reichsgraf.
Reichsgräfin.
Berta, Cordelia } ihre Töchter.
Ferdinand, ihr Sohn.
Minister.
Ministerin.
Laurette, ihre Tochter.
Eduard Felsberg, reisender Musikus.
Graf Reihersdorf.
Graf Hellbronn.
Marco Godowesi, Kammerdiener.
Katharina, eine alte Wärterin.
Ein Bauernmädchen.
Dienstboten.

Erster Aufzug.

Erste Szene.

Gespräch zwischen Donna **Cordelia** und Donna **Berta**. Cordelia sucht Berta von ihrer Liebe zu Eduard zu heilen auf eine sehr undelikate Art. Cordelia stickt an einem Schirm, Berta singt bei einer Harfe.

Berta. Am hellen Gewässer der spiegelnden Flut,
Da steht eine freundliche Hütte,
Draus tritt bei des Morgens erneuter Glut
Ein Mädchen mit wankendem Schritte.

Sie schauet mit trauernden Blicken umher
Und nieder zum Anger sich bücket,
Maßliebchen und Veilchen und Blümelein mehr
Mit zitternden Händen sie pflücket.

Sie windet ein duftendes Kränzchen daraus,
Wirft's in die kristallene Helle,
Schaut dann in die bläuliche Ferne hinaus
Und dann in die silberne Welle.

„Wie ist mir so weh, was durchbebt mir die Brust
Mit unbekanntem Verlangen!
Es füllt mir die Seele mit inniger Lust
Und doch mit unendlichem Bangen.

Ich blühte so frisch wie die Rose im Mai,
Wie das Kränzchen, das ich gewunden,
Es flohen im rosichten Schimmer vorbei
Die leichten ätherischen Stunden.

O weh! verbleicht sind die Wangen nun,
Verwandelt das Lächeln in Tränen,
Es läßt mich nicht weilen, es läßt mich nicht ruhn,
Mich treibt unbegreifliches Sehnen."

Die wenigen übrigen Blümelein dann
Ergreift sie mit tränendem Blicke,

Drückt feste dem klopfenden Busen sie an
Und wankt in die Hütte zurücke.

(Sie bleibt nachdenkend auf ihre Harfe gelehnt.)

Cordelia. Geliebte Schwester, sieh den Schirm doch an,
Ob er nicht hübsch wird: vom Altare schlägt
Die rote Flamme lodernd in die Höh',
Und in die Wolken dringt der dicke Rauch.
Ein Vogelheer durchflattert ängstlich dort,
Vom Dampf umnebelt, die getrübte Luft
Und sucht der heißen Wolke zu entfliehn.
Am Fuße des Altares kniet still
Und demutsvoll die junge Priesterin.
Viel Ausdruck hat ihr heiliges Gesicht;
Sieh nur die feuchten Augen an; gewiß,
Ich habe recht natürlich es gemacht.
Meinst du nicht? Doch du hörst mich wieder nicht,
Bist ganz zerstreut, ich bitte dich, sieh her,
Sieh meine schönen, bunten Bilder an,
Sieh das Gebilde meiner fleiß'gen Hand,
Berta!

Berta. Was sagst du? Sagtest du etwas?

Cordelia. O, sieh mich nicht mit diesem Blicke an,
Dem stillen, trüben, der das Herz mir engt.
Zwar nimmer war so heiter dein Gemüt
Wie mein's, das keine bange Sorge kennt
Und nur im Kreise holder Häuslichkeit
Für sich und seine stillen Pflichten lebt.
Doch wie seit ein'gen Wochen ernst und düster,
So sah ich nimmer deinen scharfen Blick.
Im Winkel trauert einsam dein Geweb',
Nicht mehr gefördert von der fleiß'gen Hand.
Und stundenlang wallst einsam du umher
Im sonn'gen Garten, setzest dann dich nieder,
Schaust unbeweglich auf den Boden hin,
Als wolltest du die Körner Sandes zählen,
Und spielest mit den Fingern, seufzest tief;
Auch rinnt oft unbemerkt vom Auge dir
Die Trän' herab auf den beblümten Rasen.
So hab' ich oftmals trauernd dich gesehn,
Wenn deine Tränen rings den Boden netzten
Und trübe Schwermut im Gesicht dir lag.
Allein du sahst die bange Schwester nicht,
Sahst nur dein eignes, inn'res, tiefes Leid

Und blicktest starrend in die blaue Ferne
Und auf den bunten, blumenreichen Rasen.
Dann schlich sie traurig, unbemerkt von dannen,
Wohl wissend, es vergrößre nur dein Leiden
Und mach' noch stiller dich, zurückgezogner,
Wollt' ich dich mit vorwitz'gen Fragen quälen,
Und schloß mich trauernd dann in meine Kammer
Und weinte bittre, heiße Schwesterträne.
Allein du hörst nicht.

Berta. Ja, ich höre, Liebe;
Allein du irrst dich, ja gewiß, du irrest.

Cordelia. Ich irre? Nein gewiß, ich irre nicht!
Auch sagst du's, meinen Fragen auszuweichen.
O, jedes deiner Wort' ergreift mein Herz,
Verwundend es, wie scharfe gift'ge Dolche.
Du willst dem treuen Schwesterherzen nicht
Vertrauen, was die Seele schwer dir drückt?
Das kommt von deinem allzu vielen Denken
Und langen Wachen und Alleinesein.
Doch wenn du wolltest an dir gleiche Seelen
Dich schließen, eine traute Freundin wählen,
Wenn auch Cordelia nicht, deine Schwester;
Denn nimmer kann mein stilles, muntres Wesen
Wohl deinem hohen, ernsten Geist genügen.
Doch willig übertrag' ich meine Rechte
Für deine werte Ruh' an eine andre.

Berta. Du bist mir lieb und wert vor allen andern,
Mein Cordchen, teure Schwester meiner Seele,
Durch gleiches Blut mir nicht allein so teuer,
Auch durch dies Herz, so sanft, so liebevoll.
Wenn stille Trauer meine Seele drückte
Und ich es einem Wesen könnte klagen,
Wie sollt' ich von der Schwester mich entfremden,
Vom selben Schoß geboren, mir verbunden
Durch alle heil'ge Bande der Natur,
Und fremden kalten Herzen es vertraun!
O Teure, oft seh' ich dein ruh'ges Leben,
Dein frommes, unschuldsvolles, stilles Wandeln
Mit trüben Blicken an und möchte gerne
Dir gleichtun, aber, ach, ich kann es nimmer!
Mein Geist ist unstet, und hinweggezogen
Wird er gewaltsam wie von Meereswogen.

Cordelia. Zu männlich ist dein Geist, strebt viel zu hoch

Hinauf, wo dir kein Weiberauge folgt;
Das ist's, was ängstlich dir den Busen engt
Und dir die jugendliche Wange bleicht.
Wenn Weiber über ihre Sphäre steigen,
Entfliehn sie ihrem eignen bessern Selbst;
Sie möchten aufwärts sich zur Sonne schwingen
Und mit dem Aar durch duft'ge Wolken dringen
Und stehn allein im nebelichten Tal.
Wenn Weiber wollen sich mit Männern messen,
So sind sie Zwitter und nicht Weiber mehr.
Zwar bist du, Berta, klüger viel wie ich,
Denkst tiefer viel, bist älter auch an Jahren,
Doch glaube dieses Mal nur meinen Worten,
Das gute Weib ist weiblich allerorten.

Berta. Ich glaube dir, du gutes Mädchen, gern;
Doch ist es das nicht, was die Seel' umdüstert.
Es ist ein weiches, trauriges Gefühl,
Was von dem bangen Auge Tränen heischt.
Dacht ich einst höher, 's war ein schöner Traum,
Er ist verschwunden, ewig nun dahin
Und ließ mir die Erinnrung nur zurück,
Jetzt hebt's mich nicht auf Schwingen mehr empor,
Es drückt mich nieder, macht mich mutlos, krank!
Sei ruhig, Kind, es wird schon bald sich geben.
Ich glaub', es tut die schwüle Sommerluft,
Die ungewohnte Hitze dieses Jahrs.

Cordelia. Gib nicht der heitern Sommerluft die Schuld;
Das Träumen trägt sie, das einsame Wandeln.
Laß deine Hand die feine Nadel führen,
Und unter ihr entblüh' ein schönes Bild.
Wenngleich im Anfang dir es widerstrebt
Und dich hinwegreißt von dem blanken Rahmen;
Du förderteſt schon früher solches Werk
Und fertigtest manch schönes Prachtgewand
Mit kunstgeübter Hand, eh' noch der Gram
Die Wange dir umschattet' und den Blick.
Wenn ich bei meinen zarten Bildern sitze,
Betrachtend sie mit inniglicher Lust,
Die schönen Schirm' und flatternden Gewänder,
Die ich verfertigte mit eigner Hand,
Dann strahlt die Freude von den Augen mir,
Und es beflügelt sich die leichte Nadel,
Um mehr zu schaffen noch der schönen Arbeit.

O süße Berta, herzensliebe Berta,
Du würdest sicher dessen dich erfreun.
Berta. Sind deine seidnen Fäden stark genug,
Aus finsterm Bergschacht den versunknen Schatz
Hinauf ans helle Tageslicht zu ziehn?
O Cordchen, was dem einen wohl tut, senkt
Den andern tiefer in die Schwermut hin.
Bei deinem farbigen Gewebe kann
Ich keine Ruhe finden; ganz allein
In meinem stillen Träumen liegt mein Glück.
Ich hab' auch meine schönen, zarten Bilder,
Doch trag' ich in dem vollen Herzen sie
Und nicht auf Schirmen und buntfarb'gen Kleidern.
Bei meiner Harfe leisen, süßen Tönen
Ziehn sie in langer bunter Reih' vorüber
Und laben mir das Aug' des innern Sinns.
Cordelia. O, deine Harfe, o, die mordet dich
Und tönt mit ihren silberhellen Saiten
Dir diese Träume in dein banges Herz!
Wenn oftmals traulich wir ein Veilchen kosen
Und muntrer du dann scheinst, die Stirne heller,
Dann greifst du plötzlich in der Harfe Saiten,
Und trüber wird dein Blick, dann singst das Lied
Vom Hüttenmägdlein, singst es immer wieder
Und lullest dich in finstre Schwermut ein.
Berta. Laß mir die übrigen, die wen'gen Blümlein
Aus meines Lebens früh gewelktem Kranze.
Es sind die einz'gen, wen'gen, die mir blieben;
Drum schließ' ich fest sie an die wunde Brust!
Sieh, meine Harfe ist mir jetzt mein alles,
Das, was dir deine farb'gen Bilder sind;
Sie tönt mir Ruh' in meine kranke Seele
Und tauet Balsam in die Wunden mir.
Wir lieben stets und suchen ja am meisten
Des Frühlings erste Kinder und die letzten,
Die uns der Herbst beut; denn es sind die einz'gen,
Die uns noch übrigbleiben; darum suchen
Wir emsig auch und pflegen sorgsam sie
Und trauern, wenn sie welken, ihnen nach.
Ich bitte, Cordchen, laß mir meine Freude!
Cordelia. O, diese Blümlein hauchen süßes Gift
Und bleichen deine frischen Rosenwangen.
Berta. Ja, hingebleicht sind meine Rosenwangen

Und hingewelket meines Lebens Rosen,
Um nimmer, nimmer wieder aufzublühn,
Und ließen nur den Stachel mir zurück.
Cordelia. Was sagtest du da?
Berta. Nichts, ich bitte dich,
Laß deinen Schirm mich sehn, ich find' ihn schön
Und möcht' auch wohl solch kunstreich Werk beginnen.
Cordelia. Und willst der Schwester deinen Kummer bergen?
Berta. Wüßt' ich es, was mir fehlt, Cordelia,
Ich würd' es deinem treuen Blick enthüllen
Und Trost mir suchen an der Schwester Brust,
Allein, gewiß, ich weiß es nicht, Geliebte,
Doch rührt es sicherlich von Krankheit her;
Denn glaube mir, ich bin nicht recht gesund.
Zerstreuung nur, Cordelia, Zerstreuung,
Die wird mir wohl tun, du hast wirklich recht.
Ich bitte, laß uns von was andrem reden.
Was scheint dir von Laurette, der Cousine?
Cordelia. Recht artig scheint sie mir, recht wohlerzogen
Und auch recht lieb und hold. Im Anfang zwar
Schien zu verschlossen mir ihr Blick, nicht gnugsam offen
Die Miene und zu überdacht die Worte;
Allein ich tat ihr unrecht. Sanft und gut
Ist ihr Gemüt und ohne Trug die Worte;
Im Sinne wohnt kein Falsch, wie ich es wähnte,
Und gut bin ich dem Mädchen schon von Herzen.
Kommt sie nicht arglos jedem gleich entgegen,
Wie wir es gerne sehn und selbst es tun,
So denk', sie ist am Hofe auferzogen,
Wo Mißtraun, kalte Vorsicht Sitte ist.
Und still und fern, wie wir, vom Stadtgeräusche,
So lebten wohl nur wenig Grafentöchter,
Darum verzeih' ich ihr den Schleier gern,
In den sie hüllte die Notwendigkeit
Und den sie willig ablegt bei der Freundin.
Allein du schweigst? Scheint dir nicht also, Berta?
Berta. Ich habe wenig sie bis jetzt beachtet;
Auch scheint mir das, was dir im Anfang schien.
Doch tu' ich ihr gewißlich unrecht, will
Mich ferner fester an sie schließen, sehn,
Ob sie die glatte Hülle von sich streift
Und sich als meines teuren Oheims Tochter,
Als unsre nahe Blutsverwandtin zeigt.

Es widersteht mir wirklich ihr Gesicht,
Doch sag' ich's noch, ich tu' ihr sicher unrecht.
Cordelia. Du tust es sicherlich, und zwar recht großes.
Berta. Ja, nimmer kann des teuren Onkels Tochter,
Das einz'ge Kind von unsrer güt'gen Tante,
Das mindste Falsch in ihrem Herzen hegen,
Wenn nur die kleinste Ähnlichkeit der Eltern
Dem Kinde eigen. O, wie freut' er sich
Und wir uns, als so plötzlich, unvermutet
Er in den Saal trat! „Bruder, liebe Schwester!"
So rief's, und in den Armen lagen sie
Einander, weinten dann vor Freude.
Cordelia. Ja, selbst des Bruders ernstes Auge heiterte
Sich auf und strahlte ungewohnte Freude,
Als nun „mein Ferdinand, mein guter Junge!"
Ihn nannt' der Onkel und ans Herz ihn drückte.
Berta. Und Laura?
Cordelia. O, die war noch fremd und stand
So kalt und freudlos da, als käme sie
Von ungefähr hinzu bei diesem Jubel
Und wünschte nur, sie könnte sich entfernen
Mit guter Art; doch sieh, da kommt sie selbst.

Zweite Szene.

Laurette, die Vorigen.

Laurette. Ei, sieh doch, guten Morgen, liebe Kinder,
So früh schon auf, schon fleißig bei der Arbeit?
Ich wähnte euch noch schlafend, wollt' euch wecken
Und schlich mich leise drum in eu'r Gemach.
Da fand ich leer die Betten, öd die Zimmer
Und ausgeflogen schon die Vögelein.
Dann sucht' ich lang vergeblich euch im Garten
Und find' euch endlich hier in diesem Zimmer.
's ist unverzeihlich, so den schönen Morgen
Im dumpfen, öden Zimmer zu vertrauern.
Es ist so heiter, ist so hell da draußen,
Und auf dem Grase perlt so frisch der Tau.
Ich bitt' euch, kommt mit mir hinaus ins Freie.
Berta. Kaum hätt' ich es gedacht, daß unsre Laura
So früh sich in des Morgens Kühle wagte.
Ich glaubte, ihr vom Hofe kenntet nimmer

Des Morgens stille Reize und des Abends
Und achtet't auch nicht unsre stillen Freuden,
So wenig, wie die euren wir beneiden.
Laurette. Da irrst du, teure Berta; in der Stadt,
An Höfen, in Palästen und in Hütten
Und überall, wo gute Herzen schlagen,
Da wohnt auch unvergänglich noch der Sinn
Für der Natur geheime, reine Freuden.
Glaubst du, wir könnten gänzlich von 'ihr scheiden
Und jeder Keim erstürb' in unsrer Brust?
Doch weil wir nicht ihr süßes Wirken kennen,
So können wir uns auch nach ihr nicht sehnen.
Allein, wenn sie sich unsern Blicken zeigt,
Erwacht der mächt'ge Trieb in unserm Busen,
Und liebend sinken wir ans Mutterherz,
Und höher, höher hebt sich unsre Brust
Im Vollgenuß der ungewohnten Lust.
Komm, liebe Berta, komm, Cordelia!
Cordelia. Will meine Schwester Berta dich begleiten,
So will ich willig sie dir überlassen.
Allein ich kann gewiß nicht, sieh, mein Schirm
Wird gar nicht fertig!
Laurette. O Hausmütterchen,
Das viele Sitzen schadet der Gesundheit,
Und frische Luft ist ihr zuträglich; komm!
Cordelia. Sieh, Berta ist viel klüger und erfahrner
Wie ich, weiß besser viel zu reden,
Ist älter, angemeßner deinen Jahren.
Wie wär's so lieblich, mit der holden Berta,
Die dorten sitzt, mit dieser Berta, mein' ich,
Der sinnenden —
Laurette. Hörst du, wie sie dich lobt?
Berta. O ja, ich höre, habe auch nicht nötig,
Mich zu verteid'gen, denk' ich; 's glaubt doch niemand.
Cordelia. Ich mein', es müßt' besonders lieblich sein,
In der Gesellschaft dieser holden Berta
Den blumenreichen Garten zu durchwandeln.
Laurette. Ich seh', du willst nicht mit; doch sage mir,
Was hast du denn so Eiliges im Werke?
Und seit wie früh blinkt in der Hand die Nadel?
Cordelia. Ich sticke einen Schirm von weißem Atlas,
Und seit der frühen Lerche erstem Ton
Führt meine Hand die blanke Nadel schon.

Laurette. 's ist wohl dein Lieblingsvögelein, die Lerche,
Weil sie so hold und heiter ist wie du.
O, wärst du doch so sorglos auch wie sie
Und glichest ganz dem lieblich heitern Bilde,
Dann duckest du nicht bei dem Rahmen hier
Und sorgtest ängstlich, wie den Schirm du endest.
Du würdest schnell die dumpfe Stube meiden
Und eilen hin durch die beblümten Weiden.

Cordelia. Doch sieh nur, viel noch, viel der Arbeit fehlt,
Und staubig wird der Schirm mir in den Händen.

Laurette. Laß sehn! O nein, welch wundersam Gebild'!
Wie können Weiberhände solches schaffen!
Ich bin doch auch des Rahmens nicht unkundig
Und fertigte manch blendendes Gewand
Mit fleißiger und kunstgeübter Hand,
Daß höchlich all der ganze Hof es lobte
Und selbst der Fürstin scharfes Kenneraüge
Mein kunstreich Werk bewunderte und ich
Mich stolz der Nadel Meisterin schon glaubte.
Allein solch ein lebend'ges, zartes Bild,
Das so das Auge anspricht und das Herz,
Vollendet' nimmer ich in Jahresfrist
Mit aller Müh' und aller Sorgsamkeit.

Cordelia. Es ist für eine liebevolle Mutter.
Darum begann ich es mit Liebe, fördre
Mit Liebe es, und so gelingt es mir.

Laurette. Nun ist's begreiflich mir, wie's dir gelang.
Und liebevoll wird sie's mit Liebe lohnen,
Das kindlich fromme Pfand des stillen Danks.
Es sind des Dankes Tränen, deines Dankes,
Die hier dem Aug' der jungen Priesterin
Entgleiten und den hellen Schleier netzen,
Und diese Flamme, die so rein und hell
Von dem Altare in die Höhe lodert,
Das ist dein heiliges Gebet zu Gott,
Dein stilles für der Mutter teure Wohlfahrt.
Nicht eitle Kunst erschuf dies schöne Bild,
Es schuf ein kindlich Herz für eine Mutter.
Doch sage mir es an, wer lehrte dich,
Dein volles Herz im holden Bild ergießen?

Cordelia. Im Kloster zu Trient, wo ich erzogen,
Da lehrte die Äbtissin mich die Kunst,

Auf weichen Atlas aus vielfarb'ger Seide
Ein Leben gießen zart und wunderhold,
Befeuernd dann mit solchem Wort die Arbeit:
„Seid fleißig, Gräfin, laßt den Mut nicht sinken,
Wenn auch im Anfang Eurem tät'gen Fleiß
Nicht Euer Werk entspricht; in kurzer Zeit,
Seid anders emsig Ihr, wird der Erfolg
Die Mühe lohnen, und ein zartes Bild,
Und Wald und Flur und glänzendes Gefild,
Ja, was nur immer hold im Sinn Euch schwebt
Und tief in Eurem vollen Herzen lebt,
Wird unter Eurer tät'gen Hand entblühn."
Dann strahlte froh mein Auge, schneller flog
Die Nadel, unermüdet weilt' ich dann,
Wenn früh die Sonne aus dem Meer sich hob,
Bis spät das Abendrot am Himmel glüht',
Am Rahmen; so erlernt' ich diese Kunst.

Laurette. Und herrlich lohnte deine Mühe sich!
Doch unsre liebe Schwärmerin, die Berta,
Sie ist ja wieder ganz vertieft und lehnt
Auf ihre Harfe sich. Nun, Berta, ich
Sah ja von dir noch nie ein solch Gebild',
Warst du nicht auch im Kloster zu Trient?

Berta. Von meiner Kindheit bis zu dieser Stunde
War ich von diesem Wohnort nie entfernt;
Denn meiner Mutter bange Sorgfalt mochte
Die Pflege meiner schwächlichen Gesundheit
Nicht einem fremden Wesen anvertraun.
Doch fehlt' es nimmer mir am Unterricht.
Sie lehrte mich mit liebevollem Sinne
Die Kunst des Rahmens und das Reich der Töne.
Durch sie ward mir der Harfe süßer Trost,
Die leise Sprache meiner Silbersaiten,
Die bald mit ihrer sanften Harmonie
Mich ganz hinwegzog von dem hellen Rahmen,
Mit süßem Zauber meinen Geist entführend
Der kalten Wirklichkeit beengten Schranken
Ins helle Reich der goldnen Phantasie
Und dorthin, wo uns ew'ger Lichtglanz glühet.

Laurette. Und also in den Wolken war dein Geist,
Wenn du so sinnend in die Ferne blicktest?
Das hätt' ich nicht gedacht, daß meine Berta
Schon über unsere Welt hinaus sich sehnte,

Wo hell die Sterne strahlen und die Monde glühn.
Vielleicht schon höher in den Himmel, nicht,
Mein heil'ges Kind, das ist gewiß recht fromm?

Berta. Da, wo der Sturm der wilden Leidenschaft
Im bangen Herzen schweigt und goldne Ruh'
Und heil'ger Friede in die Brust sich senkt,
Da ist's der Seele wohler doch, als hier,
Wo sie dem Schifflein gleich auf wildem Meer,
Von ihrer eigenen Begierden Wogen
Umhergeworfen, schwebend hin und her
Vom mächt'gen Arm des Schicksals fortgezogen,
Bald schwindelnd zu des Glückes Thron sich hebt,
Bald nieder in des Elends Abgrund sinkt,
Von Freud' und Leide gleich erschüttert bebt
Und Gift nur aus dem Freudenbecher trinkt,
Von Lieb' und Haß und Neid und Eifersucht
Und wie sich alle die Dämonen nennen,
Die unsers Lebens spiegelhelle Flut
Mit wilden Stürmen trüben, gleich gequält,
Da ist's dem armen, dem gebrochnen Herzen
Doch wohl vergönnet, nach der dunklen Nacht
Als seiner letzten Freistatt hinzublicken;
Es sehnt sich fort aus diesem Tal der Leiden.

Laurette. Und wehe dem, der nicht das Heiligtum
Des kranken, leidenvollen Herzens ehrt,
Im stillen Schweigen frech entweihend es
Durch seines bittern Spottes gift'ge Pfeile;
Und weh mir, daß die Freundin meiner Seele
Mich solchen schwarzen Frevels fähig glaubt,
Im argen Sinne deutend meine Worte.
Nein, Berta, grad' und bieder ist mein Sinn,
Und von den Lippen fließt ohn' Arg das Wort.
Allein nicht wähnt' ich dich so kummervoll,
Daß nur des Grabes finstrer Trost dir bliebe,
Des Unglückskindes grauenvolle Hoffnung,
Und hin sich sehnt' dein sanfter Geist voll Liebe
Hinab zur letzten Ruhstatt der Verzweiflung.
Noch blühn dir ja viel holde Lebensblumen,
Mit süßem Duft den Lebensweg dir füllend,
Wie Vatertreue, zarte Mutterliebe,
Ein Schwesterherz und treue Freundeshand:
All Herzen, die dir heiß entgegenschlagen
Und liebend hören deines Mundes Klagen.

Berta. Auch war nicht also meiner Rede Sinn.
Noch tobt Verzweiflung nicht in meinem Busen,
Und viele teure Bande fesseln mich
Ans Leben mit der Liebe Zauberkraft,
Und viele sanfte, liebevolle Blicke
Erhellen meinen düstern Lebenspfad,
Daß grell und dunkel mir das Grab sich zeigt
Und gern ich noch ein wenig droben bliebe.
Ich rede von der süßen, innern Wehmut,
Die oftmals uns so wundersam ergreift,
Wenn hell am Himmel glüht das Abendrot
Und Schweigen in der öden Gegend herrscht,
Auch wenn die Sternlein freundlich niederblinken
Und hoch am Äther der gehörnte Mond
Im blauen Meere schwimmt, dann wird's so weh,
So bange mir, und mitempfindbar nur,
Dem je dies süße Leben schon die Brust
Durchsäuselte wie lindes Zephirwehen.
Wer's nie empfand, der wird es nie verstehen!

Laurette. Wohl kenn' auch ich dies wundersame Regen,
Wenn's oft so enge uns im Busen wird
Und hin sich sehnt nach unbekannten Wesen,
Uns fremd und doch verschwistert unsrer Seele,
Wie eingewoben unserm innern Sein;
Das sind die stillen Träume deiner goldnen Harfe.

Berta. Ja, meine Harfe ist mir jetzt mein alles,
In Lust und Trauer treue Freundin mir.
Sieh, wenn der Schmerz die Seele mir durchzittert,
Dann spielt mein Finger in der Harfe Saiten,
Und ihr entschwebt ein klagender Gesang.
In Tränen löst sich auf der tiefe Schmerz,
Und lispelnd hallt ihr silberheller Klang
Mir sanften Frieden in das kranke Herz.
Wenn hoher Freude voll mein Busen bebt,
Daß nicht ihr Übermaß die Seele faßt,
Und möchte hin sich in das All ergießen,
Erliegend unter seiner süßen Last,
Dann rauscht der Jubel in der Harf' Akkorden,
Und Hochgesang tönt ihre Harmonie.
Hat dann das volle Herz sich ausgeströmt,
So flieht der wilde Rausch, und sanft Entzücken
Gießt in die Brust sich, malt sich in den Blicken.

(Man hört Flötentöne in der Ferne.)

Laurette. Was ist das? welcher wundersüße Ton
Fließt durch die Lüfte an mein trunknes Ohr!
Cordelia. Ein Jüngling von Helvetiens Alpenhöhen,
Bewandert in dem weiten Reich der Töne,
Durchstreifte Welschlands blühende Gefilde,
Das Land der Bildnerkunst und des Gesangs,
Und dann im Fluge unser edles Deutschland.
So kam er jüngst, da wild der Regen schoß
Und Stürme durch die dichten Wälder brausten,
Durchnäßt und müde hier in dieses Schloß,
Um Obdach flehend vor der grausen Wut
Der Elemente, da schon finstre Nacht
Die Täler deckte. Gern ward's ihm gewährt.
Und weil er viele wundersame Dinge
Erzählt', mit süßen Redekünsten ganz
Das Ohr bezaubernd und den Sinn, wie auch
Durch seiner Flöte liebliches Gelispel,
So baten wir ihn sämtlich, länger doch
Bei uns zu weilen, wenn es etwa nicht
Das Ziel der Reise zögert'. Willig ward
Uns dieser Wunsch gewährt. Seit dreimal sich
Des Mondes Glanz erneut, verweilt er hier
Und füllt, still wandelnd durch des Gartens Düfte,
Mit süßer Harmonie die reinen Lüfte.
Laurette. Wie ist sein Name?
Cordelia. Eduard Felsberg heißt er.
Laurette. Wie, doch wohl jener schöne, edle Mann nicht,
Den gestern ich an deines Bruders Seite
Bewundernd sah? Sein hoher, stolzer Wuchs
Und seine freie, offne Miene ließ
Mich einen Krieger nur vermuten, einen Helden,
Und nicht den Künstler, nicht den weichen Sänger.
Cordelia. Zwar edel ist sein Geist und männlich stark
Und so auch seine Bildung groß und edel,
Doch inniger Empfindung voll sein Herz, und leicht
Rührt der Natur verborgnes Wirken es.
Oft, wenn er kühn die majestät'schen Reize
Der stolzen Alpen seines Vaterlandes
Mit der Begeistrung dichterischem Pinsel
Uns malte, schimmert' hell in seinem Auge
Der hohen Rührung Träne, zitternd stockt'
In ihrem Lauf die Rede, und er schwieg,
Das volle Übermaß nicht länger tragend.

Berta. Wenn voll der stillen Unschuld seines Volkes
Er redet von dem starken Freiheitssinn,
Der unvergänglich sie beseelt, dann blitzt
Ihm aus dem Auge Feuer keck und stolz.
So steht er Ares' hoher Macht vergleichbar,
Als möcht' er das geliebte Vaterland
Mit einem starken Arme decken, es
Verteid'gen mit dem andern. „Freiheit!" tönt's
Mit starker, herzerschütternder Gewalt,
Daß laut es „Freiheit, Freiheit!" widerhallt
In seiner Hörer tief bewegten Herzen.
Laurette. O edler Jüngling, deines Landes Zier,
So stolz und doch zugleich so sanft und weich,
Wie wünsch' ich näher ihn zu sehn, den Mann,
Den also zwei so holde Mägdlein loben.
Cordelia. Ja, spotte nur, du wärst ihm selber gut!
Laurette. Meinst du, mein liebes Kind? Das könnte sein.
O horch, die süßen Töne kommen näher!
(Berta steht auf und tritt ans Fenster.)
Mich dünkt, gewaltig still ist unsre Berta,
Drückt etwa ihr ein stiller Gram die Brust?
Cordelia. Nein, liebe Laura, nichts, soviel ich weiß.
Laurette. Vielleicht der Tod von einer treuen Freundin,
Die ihrem Herzen nah vor allen andern,
Und was uns sonst wohl unerwartet trifft
In unsers Lebens jungem Blumenlenze.
Wenn solch ein Unfall sie betraf, ist's recht,
Der liebevollen Freundin es zu bergen?
Cordelia. Kein Unfall traf sie, Liebe, nein, gewiß nicht,
Auch hat sie keinen Kummer, den ich weiß,
Und nie verhehlte sie mir ihren Schmerz,
Und keine Freude, die ihr lächelte,
Genoß sie ungeteilt, getrennt von mir;
Denn liebevoll und hold ist ihr Gemüt,
Sich innig an die einz'ge Schwester schmiegend,
Allein auch ernst und still gedankenvoll
Und höher, wie mein blödes Auge reicht.
Darum befrag' ich nimmer sie, wohl wissend,
Ich faßte nicht der Worte tiefen Sinn;
Doch hüllte Trauer ihren Blick so ein,
Ich brauchte nicht sie ängstlich zu befragen,
Sie würde an das Schwesterherz es tragen.
Laurette. Allein sie war doch gestern noch so froh,

Mit lieblichem Gespräch uns all' erheiternd,
Und süß wie Honig, lebend wie ein Quell
Floß von den Lippen ihr die sanfte Rede
Und — (Berta sieht sich um) horch, wie leise, wie so sehnsuchtsvoll,
Nun wieder stärker tönt's, nun mählich schwindend,
Als möcht' es die entzückte Seele hauchen
Ins weite All. Siehst du ihn, liebe Berta?

(Die Flötentöne entfernen sich immer mehr und verstummen.)

Berta (wendet sich wieder zu ihnen).
Da drüben wandelt still er zwischen Blumen,
Sich jetzt umwendend nach des Parks Alleen.

Laurette. Wie ist nun so verändert ihr Gemüt,
So bald verschwunden diese heitern Mienen!

Cordelia. Die Freude gestern über eure Ankunft,
Die unerwartet überraschende
Gab ihren Blicken diese Heiterkeit
Und ihrer Rede ungewohnten Scherz.
Jetzt, da der Freude erster Sturm verrauscht,
Wird wieder stiller sie, in sich gekehrter.
Doch engte stiller Kummer ihre Brust,
Verstimmend ihrer Seele Harmonie,
Laurette, sie verhehlte mir es nie.

Laurette. Es gibt der Freuden, gibt der süßen Schmerzen,
Die wir voll Sorgfalt jedem Aug' entziehn
Und selbst dem treusten, dem geprüftesten — —

(Berta sieht sich wieder um.)

Ist unser schöner Flötenspieler fort?

Berta. Er schwand soeben in des Parkes Dunkel,
Und seine Töne hör' ich auch nicht mehr.

(Sie kommt zurück und setzt sich.)

Laurette. Dein Blick ist wie begeistert. Sicher hallt
In deinem Innern noch der Flötenton.

Berta (für sich). O Gott, es hallt und wird wohl ewig hallen!

Laurette. Der gute Jüngling wär' ein schlechter Hofmann.

Berta. Warum?

Laurette. Weil er zu offen ist, zu bieder
Für den verkehrten Sinn der Höflinge.

Cordelia. Schon oft hört' ich vom Hofe reden, von
Dem Glanz, der ihn umstrahlt, der üpp'gen Pracht,
Doch blieb mir nicht davon ein deutlich Bild.
Da war vor ein'gen Wochen noch ein Mann,
Ein junger Reichsgraf hier, hieß Sommerfeld,
Der sprach von nichts als lauter großen Leuten,

Ministern, Hofmarschällen, Kammerherrn,
Und wie sie alle heißen, ferner noch
Von ihren Röcken, Dienern, Equipagen,
Und das den ganzen lieben langen Tag,
Daß oft mir Zeit und Weile lang ward und
Ich kaum den Schlaf dem müden Auge wehrte;
Allein, so viele Langeweile mir
Das Hören oftmals machte, schien mir doch,
Für kurze Zeit wär's wohl ein lustig Leben.

Laurette. Da sprach er wohl von den Dämonen nicht,
Die, still im Finstern schleichend, jedem Schritt
Des treu bewährten Mannes Schlingen legen;
Der giftigen Kabale, schlingend sich
Mit tausend Banden um den sichern Fuß;
Der wilden Eifersucht, die gleich Hyänen
Mit toller Raserei hervor sich stürzt,
Mit grimm'gem Zahn zerfleischend ihren Raub;
Dem dürren Neid, des rote Fackel hell
Im Dunkel glänzt, beim Tageslicht erlischt
Und seiner Schlangen tödlich wirkend Gift
Spritzt bis zum Günstling an des Fürsten Seite;
Der Wollust, die, ein Skorpion in Blumen,
Die Hand verletzet, die ihn freundlich streichelt,
Und all der Teufel, die dort herrschen still!
Mir sinkt der Pinsel aus den starren Händen,
Ich kann das grause Schreckbild nicht vollenden.

Cordelia. So malte auch mein Vater mir den Hof,
So schwarz und gräßlich, mit so grellen Farben.
Allein, wie konnte denn mein edler Oheim
So hoch sich schwingen durch die Ungeheuer,
Die ihn umkreisen, hemmend seinen Flug,
Und immer noch so fest stehn auf der Höhe,
Sich sonnend in dem Strahl der Fürstengunst?

Laurette. Darum, weil offen stets er handelte,
Nicht krumme Wege ging und keinen neidete;
Drum durft' es keiner dieser Kriecher wagen,
Ihn zu verleumden; denn Hippolytus,
Reichsgraf von Löwenstein, war ohne Flecken,
Und selbst des Argwohns schärfstes Auge konnte
Ihn keines Fehlers zeihn, des kleinsten nicht.
Nur einmal wagt' ein niedrer Schmeichler es,
Mit lästernd frecher Zunge ihn zu schmähn;
Allein des Fürsten heller Blick durchschaute

Der Bosheit fein Gewebe und entlarvt
Ward der Verräter. Schöner blühte nun
Mein Vater in der Gnade Sonnenschein
Und zu der Rechten seines Fürsten strahlte,
Wie in der Krone hell der Diamant,
Er Glück und Frieden auf das frohe Land.

Berta. So glänzt die Sonne heller nach dem Wetter,
Wenn eilend nun die schwarzen Wolken fliehn
Und, dankend dann der Huld der großen Götter,
Die Hirten wieder in die Felder ziehn;
Sie tritt hervor aus finstrem Wolkenschoße,
Mit neuem Glanz erleuchtend ihre Bahn,
Und jeder staunt bewundrungsvoll das große
Beglückende Gestirn des Tages an.
Und dieser Sonne strahlend helles Wandeln
Wollt' eines niedern Schmeichlers Lippe schmähn?
Sie müßte durch die dichte Hülle brechen,
Zerstreuend finstrer Lästerung Gewölk,
Und färben schamrot der Verleumder Wangen,
Ein Brandmal drücken auf die freche Stirn,
Wenn Treu' und Glauben noch auf Erden wohnt
Und noch ein Gott in seinem Himmel droben.
O pfui doch, versank der Lügner nicht
Im trüben Schlamme seiner eignen Schande?

Laurette. Man merkt's, daß noch die gift'ge Hofluft nicht
Dein unschuldsvolles Wesen angehaucht.
Noch kann dein arglos Herz es nicht begreifen,
Wie einen Mann, der jedem Gutes tut
Und jeden liebt, so bittrer Haß verfolgt.
Bei uns am Hofe ist nur ein Gewebe
Von Trug und schlauer gleißender Intrige.
Das heilige Gefühl der Dankbarkeit,
Das so natürlich unsern Herzen, schwand
Schon längst vor diesen schwarzen Höllengeistern;
Und das Gebilde will die edle Hand,
Der es das Dasein dankt, voll Neides meistern.
Der Genius der Liebe ist entflohn,
Es herrscht die kalte Selbstsucht nur, die bleiche;
Als Staffel zu der Ehre goldnem Thron
Betritt der Sohn des Vaters blut'ge Leiche.
Die fernere Beschreibung, bitt' ich euch,
Erlaßt mir, besser wär' es viel für mich,
Ich spräche nicht davon, ich muß ja doch

Zurück in dieses ew'ge Sündenleben.
Und wenn den Abscheu, der so innig mir
Im Busen wohnt, mit Worten auf ich rege,
Ertrüge wohl die Rückkehr nimmer ich.
Cordelia. Doch sage mir, warum verlaßt ihr nicht
Den Hof, dies grause Schreckensbild der Hölle,
Den faulen Sumpf verworfner Lüste, flieht
In der Natur stets offne Mutterarme?
Berta. Und rauben tausenden Bedrängten so
Die einz'ge Stütze, ihre letzte Hoffnung,
Verlieren tausend süße Freudentränen
Und laden tausend bittre auf sein Haupt,
Daß all die Blicke, die ihm segnend folgten,
Bang weinend jetzt und ohne Trost ihm nachsehn,
Verfallen hünd'schen Kriechern, feilen Händen?
Und ungerührt soll er das Auge wenden
Und laben sich am hellen Freudenquell
Der liebenden Natur, die keinen läßt,
Der von sich nicht die treue Mutter stößt?
Schamrot ja müßte er die Blicke senken
Vor dieser frommen Mutterliebe Bild.
Nein, dulden muß er standhaft diese Leiden
Für seines teuren Vaterlandes Glück
Und stehen fest auf seiner Höhe, Frieden
Heruntertauend auf des Landes Kinder,
Wenn anders er mein edler Oheim noch,
Der würd'ge Graf von Löwenstein noch ist.
Laurette. Du nahmst vom Munde mir das Wort, so denkt
Mein edler Vater, dein geliebter Oheim,
Und nie wird seine eigne Lebensruh'
Er mit des Vaterlandes Wohl erkaufen.
Cordelia. Nicht überdacht war meiner Rede Sinn,
Sonst hätt' ich nie solch albern Wort geredet.
Laurette. Und sieh, das fromme, redliche Gemüt,
Das gern der Tugend heil'gen Keim bewahrt,
Dem Laster willig nicht die Arme öffnet,
Das kann sein falscher Glanz nicht reizen; denn
Dort lauscht das Laster unter Blumen nicht,
Es zeigt sich nackt in aller Häßlichkeit;
In seinen Folgen deutlich liest man es
Auf jedes Höflings totenbleichem Antlitz,
An ihrem Blick, voll Mißtraun abwärtsschielend.
Obgleich die Worte freundlich und nur Glück

Sie zu beseelen scheint, so sieht doch tief
Aus ihrem hohlen Aug' der blasse Neid,
Die finstre Schwermut und Gewissensangst,
Und nur ein Jüngling wie Graf Sommerfeld,
So leer von Kopf, so feist und rund von Körper,
Der keinem Menschen schadet, keinem nützt,
Auch keinen neidet, wenn es etwa nicht
Um einen schön gestickten Samtrock ist,
Mit jedem Monat die Livreen ändert
Und dies auch seine einz'ge Sorge sein läßt,
Kann sich des Hofes freuen, ja des Hofes,
Wo man so schön sein Geld vertun kann und
Auskramen seines Reichtums glänzend Glück.

Cordelia. O wohl mir, daß ich nie den Hof gesehn!
Zwar sehnt' ich nimmer mich nach seinen Freuden,
Doch jetzt erst seh' ich seine Häßlichkeit,
Zwar früher schon abschreckend dargestellt
In ihrer eigentümlichen Gestalt.
Oft sagte die Äbtissin meines Klosters:
„Wenn Euch vielleicht das Schicksal an den Hof
Einst führt, nehmt diese goldne Lebensregel:
Strebt höher nicht, wie Euer Stand Euch stellt,
Sonst erntet Ihr nur Mühe und Gefahren
Und, wenn's gelingt, noch Neid und bittern Haß.
Seid klug und vorsichtsvoll in Euren Worten,
Zwängt ungewohntes Mißtraun auf der Seele.
Hier liegt ein Fallstrick, eine Schlinge dorten,
Und spähet man nach jeder kleinsten Fehle.
Ein Wort, das oft im Scherz der Lipp' entflohn,
Stürzt Eure Ruh', des Glückes holden Schimmer,
Und nieder lacht auf Euch mit bittrem Hohn
Der falsche Freund von Eures Sturzes Trümmer.
Doch rede anders niemals Euer Mund,
Wie Euer Herz; ohn' Trug sei Euer Sinn.
Wenn Recht es heischt, tut laut die Wahrheit kund
Und gebt der Unschuld Euer Zeugnis hin!
Und somit wandelt redlich Eure Wege,
Ohn' hohe Luftpaläste Euch zu türmen;
So wird auf diesem dornenvollen Stege
Euch Gott und seine heil'ge Jungfrau schirmen."

Laurette. 's muß eine kluge Frau sein, die Äbtissin,
Und kaum kann mein Verstand begreifen, wie
In ihren stillen Klostermauern sie

Den Hof so kennen lernte. War vielleicht
Sie in der Jugend dort?
Cordelia. Ja, liebe Laura,
In Frankreichs großer Sündenstadt geboren,
Ward sie in ihrem zwölften Jahr bereits
An Karl des Achten üpp'gen Hof gebracht,
Als Tochter des Marquis Valouse gefeiert,
Doch konnte nimmer sie der Hof vergnügen;
Denn still und fromm war ihr Gemüt und schon
Dem heiligen Berufe zugewandt,
Den später sie ergriff, und bessern Welten.
Drum bat, als zwanzig Jahr' sie zählte, dringend
Den Vater sie, die Bitte zu gewähren,
Die gütige Erlaubnis nicht versagend,
Dem heil'gen Ruf zu folgen und versteckt
Dem Aug' der Welt, im stillen Kloster nur
Für Gott zu leben und für ihre Seele.
Berta. Wohl ihr, sie hat den besten Teil erwählt,
Die Leidenschaften fliehn in dieser Stille,
Und alles, was den armen Menschen quält,
Das fühlt sie nicht im sicheren Asyle.
Doch manchem wird so wohl es nicht, daß er
Zurückziehn sich ins stille Dunkel kann.
Nur wenige sind ihres Schicksals Herr,
Das Weib wohl nie und selten nur der Mann.
Laurette. Auch der Beruf ist selten, teure Berta,
Zu solchem strengen eingezognen Leben.
Glaub' mir es, manche Klosterjungfrau weint
In ihrer Zelle, blaß und trauervoll.
Der Tod geliebter Eltern oder Schmerz
Getäuschter Liebe führt' betäubend sie
In diese Mauern. Dort will sie ihr Leid,
Ihr süßes Lieben ewig fest umfangen
Und ewig an dem teuren Bilde hangen,
Verlieren sich in süßen Schwärmerein.
Doch lindernd gießt die Zeit den Balsam in
Die Wunden, und das teure Bild erlischt.
Verwundernd fühlt sie ihre Wunden harschen
Und wieder aufblühn ihre Jugendkraft.
Der trübe Blick der Trauer ist verschwunden,
Und Sehnsucht fühlt sie nach vergangnen Stunden;
Möcht' wieder in das rege Leben kehren,
Doch bindet sie des Eides Heiligkeit.

Sie sieht durch ihres Gitters enge Räume
Des Lebens Freuden schnell vorüberziehn,
Es schmückt verschönernd sie die Macht der Träume
Und täuschend mit der Morgenröte Glühn,
Und höher pocht das Herz; es fühlt die Arme
Verlassen, einsam sich im All der Welt.
Verschwunden ist vor den enthüllten Blicken
Die stille Freistatt, nun ein Kerker ihr.
Verloschen ist der Andacht hohes Feuer,
Und Tränen rinnen auf den hellen Schleier.

(Kleine Pause. Zwei Bediente bringen Kaffee.)

Cordelia. Wenn sich der ernste Geist zur Stille neigt,
Tut besser er, der Jugend flücht'ge Jahre
Geduldig abzuwarten, kein Gelübde
Sich ladend auf die Seele, daß nicht schnell
Und unverhofft der Funke lodre auf,
In lichten Flammen sengend ihm die Brust.
Der Mut und edle Freiheit ziert den Mann,
Allein dem Weibe ziemet Sittsamkeit.
So sagte oftmals die ehrwürd'ge Frau:
„Beim wilden Hofgetümmel König Karls,
Da baut' ich meine eigne, kleine Welt
In meinem Zimmer, achtend nicht den Sturm,
Der draußen brauste, wenn's nur ruhig war
In meinem Reiche, ich bei meinem Rahmen,
Und so erhielt ich meine Seelenruh'."
Doch seht, da kommen schon die andern all.

Dritte Szene.

Der **Reichsgraf**, die **Reichsgräfin**, der **Minister**, seine **Gemahlin**; **Berta**, **Cordelia**, **Laurette**; letztere stehen auf und bewillkommnen die Ankommenden.

Minister. Ich find' hier viel verändert, lieber Bruder.
Dies war der Bildersaal? Doch auch verschönert.
Reichsgraf. Ja, freilich, und vorzüglich wohl die Gärten.
Minister. Doch seh' ich nichts vom guten Alten mehr,
So gar nichts mehr.
Reichsgraf. Das Neuere ist besser;
Warum am Alten hangen? Und was scheint dir denn
Von meinen Büsten?
Minister. Das sind Meisterstücke.
Die alten Kaiser, der Vespasian,

Das ist ein Kopf! — und Titus, Adelbert,
Den Titus halte mir in Ehren! Herz
Und Geist erhebend ist's, ihn anzuschaun.
Die königliche Stirn, der sanfte Mund,
Um den der Güte süßes Lächeln schwebt,
Des Auges Flammenblick —
Ministerin. Die Büsten sind ja ohne Augen!
Minister. Dann wär' des Meißels Werk nur tote Kunst.
Der delphische Apoll, dies kühne Bild,
Des Menschengeists erhabenster Triumph,
Wär' nur ein Stein, ein leblos kalter Stein
Und nicht so heißes Leben auch zugleich,
Wenn nicht in ihm der Geist des Auges lebte.
Die Büsten sind nur ohne Augenfarben.
Ministerin. So hab' ich's auch gemeint. Sie haben zwar
Wohl Augen, aber ohne Farbe doch
Und ohne Ausdruck.
Minister. Ohne Ausdruck nicht.
Du kennst ihn, den Antikensaal des Fürsten,
Und seine ernsten, schweigenden Bewohner;
Du findest sie doch ausdrucksvoll?
Ministerin. Nun ja.
Minister. Nun sag', wo wohnt des Bildes hohe Seele,
Und wo dies alldurchdringend heiße Leben,
Wenn nicht im Aug'?
Ministerin. Auf einer freien Stirn.
Aus jeder Miene, jedem kleinsten Zuge
Des herrlichen Gefühls blickt seine Größe.
Reichsgräfin. Liegt hoher Ausdruck im Gesicht nicht auch
Des Schlummernden? nein, nicht des Schlummernden,
Des Blinden? Denn in jenem wohnet Ruh',
Die tiefste Ruhe, kalte Größe nur,
Die schönen Formen nur und nicht ihr Geist.
Doch schnell und zart malt in des Blinden Antlitz
Sich seiner Seele leiseste Bewegung.
Fast schneller, reiner noch, weil unbemerkt
Zu sein er wähnt und nicht der Neugier Blick
Und nicht des Menschenkenners Auge sieht,
Das seines Herzens tiefste Regung liest
Im unbewachten Antlitz dargestellt.
Reichsgraf. Du kommst vom Text, das paßt nicht hier hinein,
Das innre Sein, was sich so reich entfaltet,
Weil nicht die Welt von außen ihn beherrscht,

Dies paßt nur auf des Blinden Bild allein;
So auf Homeros' Bild, des alten Sängers!

Minister. Und, liebe Schwägerin, ob Ausdruck auch
Im ganzen liegt, im Auge wohnt doch nur
Des Geistes Sonne und, was Schönes noch
Umschwebt das Ganze, das ist nur der Strahl,
Der Widerschein von dieser Sonne Glanz.

(Zum Reichsgrafen.)

Gibt's einen schönern Kopf wohl als den Titus?
Verbinde ihm die Augen, binde so,
Daß nicht die Stirne leidet, und dann sieh,
Ob noch so groß er ist, so königlich!

(Die Ministerin entfernt sich, die Reichsgräfin folgt ihr.)

Doch sage, warum steht er so versteckt
Auf diesem düstern, unbesuchten Fleck,
In diesem dunkeln Winkel, möcht' ich sagen?

Reichsgraf. Der Apoll von Delphi steht —
Am Rosenhügel Venus Medicis.

Minister. Die steht da gut, sehr gut, die Rosen schmiegen
Sich schmeichelnd an und huld'gen ihrem Reiz,
Und sie schaut lieblich, als erhöbe sie
Nur eben sich vom frischen Rosenlager.
Doch weiter! —

Reichsgraf. Der Apoll von Delphi steht —

Minister. Darf nicht herunter, steht da herrlich! Weiter.

Reichsgraf. Am Rand des Sees steht dicht gegenüber
Dem Pavillon der Cäsar.

Minister. Adelbert,
Den Cäsar nimm von diesem holden Ort
Und setz' ihn in des Gartens fernsten Winkel,
Wo nicht die Sonne hinscheint, nur gesehn
Von Menschen, die gleich ihm, des Scheins nicht wert,
Das Dunkel suchen.

Reichsgraf. Wie, den Cäsar? Ihn,
Den kühnen Helden, ihn, den großen Geist?

Minister. Der Cäsar war ein großer Mann, wenngleich
Ein Unruhstifter, besser nie geboren,
War dennoch groß, doch also nicht sein Antlitz
Im Garten, jenes nicht; denn sicher war
Im Leben anders, anders ganz sein Bild.

Reichsgraf. Dies Bildnis ist mir lieb vor allen andern,
Ist meiner Augen, meines Geistes Weide.

Minister. Er ist dir lieb, nun wohl, ich mag ihn nicht.
Doch weiter nicht davon ein Wort.
Reichsgraf. Der Cäsar,
Das war ein Held, wie keiner je gelebt
Und keiner wohl der Nachwelt je entsproßt;
Der sich aus einem dunklen, stillen Leben
Empor zur hohen Kaiserwürde schwang,
Auf eines freien Volkes starken Nacken
Den Fuß mit stolzer Herrscherallmacht setzte,
Ein Mann, in dessen Innerm Welten lebten;
Und Welten schauen mir aus seinem Bilde,
Ein Mann, ein Mann —
(Er besinnt sich plötzlich und schweigt erschrocken still.)
Minister. Und o, das findest groß,
Das findest wirklich edel du, mein Bruder?
O Gott, die herrlich schönen, großen Gaben,
Die zum Beglücken ihm der Himmel lieh,
Mißbraucht' er schrecklich, eines edlen Volkes,
Das ihm vertraut, der Bürger, die ihn ehren,
So lang bewahrte Freiheit zu zerstören.
Und sollte sie beschützen, sie erhalten!
Reichsgraf. Du siehst so schwarz, mein Bruder, gräßlich schwarz;
Er wollte herrschen, wollte nicht zerstören,
Er folgte seines Busens mächt'gem Drang,
Der stets ihn höher trieb und immer höher.
Zur Sonne sah sein Adlerblick, er schwang
Sich ihren Strahlen immer näher, näher;
Was Wunder, daß vor dem berauschten Blick
Das Sein der niedern Würmerseelen schwand,
Und daß, umstrahlt vom eignen Glanz und Glück,
Er sich allein auf seiner Höhe fand?
Doch billige ich nicht die Tat, sie ist
(die Augen niedergeschlagen)
Mir bös wie dir, ist ewig mir verhaßt;
Doch sieht man glücklich in des Menschen Antlitz
Nur seinen Geist, nicht seines Geistes Tat.
Und Cäsars Geist war groß, und darum ist's
Mir eine Wonne, ist's ein süßes Grauen,
Solch ein allmächt'ges Antlitz anzuschauen.
Minister. Ein Grauen ist's mir, doch ein süßes nicht,
Ein finstres, das die Nerven bang durchzittert,
Schau' ich in diesem Bild den wilden Geist,
Der Tausende dem Abgott seines Ruhms

Geschlachtet. O, wenn jeder kühne Held,
Der nur im Schlachten seine Ruhe findet,
Bedächte, was es heißt, ein Leben opfern,
Wie wär's so ruh'ger, besser auf der Welt!
O Gott, ist der Gedanke eines Mords
Doch jedem gräßlich: nur der Räuber,
Der Mörder hat den schrecklich grausen Mut,
Ins Herz des Mannes, der ihn nie gekränkt,
Mit kaltem Blut den Dolch hinabzustoßen,
Und oft auch der nicht einmal! Und ein Fürst,
Ein Fürst, den edel sonst und gut man nennt,
Schaut frohen Blicks hinab aufs Schlachtgefild,
Wo seine Krieger blitzen, und bedenkt nicht,
Daß er von dieser treu ergebnen Schar
So viele Tausende dem Tode weiht!

Reichsgraf. Halt ein!
Sie sterben ja nicht wie von Räuberhand,
So wehrlos, hilflos; denn in ihrer Hand
Blinkt hell die tücht'ge Waffe, und ist lieb
Das Leben ihnen, mögen sie's verteid'gen.

Minister. Nun, sterben sie nicht, müssen andre sie
Ermorden, und der armen Gegner Tod
Fällt schwer aufs Haupt des Herrn, der sie gesendet.

Reichsgraf. Du zählest mehr der Tode wie der Toten;
Denn sieh! nach deiner Ansicht fiel die Schuld
Von beiden Heeren auch auf jedes Fürsten.

Minister. Ja, und daß Mörder beide Heere wurden,
Auch das noch, vierfach fällt die Schuld auf ihn,
Zu morden zwang er seinen Untertanen
Den Fremdling, war ihm lieb sein Leben auch.
Ich bin ein Mann, mein Bruder, und nicht weich,
Doch heiße Tränen weint' ich, als der Hof
Den Krieg erklärte, heiße Tränen ich
Nach jeder Schlacht.

Reichsgraf. Die waren blutig wohl?

Minister. O blutig, schrecklich war der Kampf der Heere,
Da fiel sie, unsers Landes schönste Blüte,
Der Jüngling Waldstein, diese edle Knospe,
Die kaum im Jugendstrahl sich öffnete,
Bei jener alten Festung an der Grenze.

(Sie haben sich während dieses Gespräches zum Kamin gewandt. Reichsgräfin und Ministerin treten ein wenig vor.)

Reichsgräfin. Seid ruhig, liebe Schwägerin, so leicht

Erkälten sich die jungen Leute nicht.
Das junge Blut ist warm.
Ministerin. Ja, grade darum;
Sie lief so viel herum, wollt' alles sehn,
Dann hierhin, dorthin, endlich sich gesetzt,
Ich glaube gar auf eine Rasenbank.
Laurette. Nein, liebe Mutter, 's war ein grüner Sitz.
Ministerin. Nun, wenn auch, 's lag doch sicher Tau darauf.
Mir wurde bange schon, als diesen Morgen
So schnell ich dich im Garten hüpfen sah;
Ich hätte gern dir zugerufen: „Halt,
Laurette, du verdirbst dich!" doch ich wagte
Das Fenster nicht zu öffnen, weil so kühl
Die Luft war.
Reichsgräfin (lächelnd). Ich bedaure Euch, Frau Schwester,
Daß Ihr die Frühluft nicht vertragen könnt.
Der kennt sie nicht, die Reize der Natur,
Der nicht sie in des Frühlings Strahlen sah,
Der morgenrötlich die Gefilde malt,
Der Braut gleich, wenn aus ihrer Kammer sie
Hervortritt; ihre liebliche Gestalt
Umschwebt der Unschuld holde Röte, doch
Sie lächelt freundlich einem jeden zu,
Und freundlich lächelt alles ihr entgegen.
Ihr habt noch unsern Garten nicht gesehn.
Ministerin. Ach nein, auch wird's mir viele Freude sein,
Wenn Ihr hernach die Güte habt, ihn mir
Zu zeigen; doch jetzt bin ich zu besorgt.
Sie war so leicht gekleidet, auch nicht einmal
Den Hut auf. Gelb, zigeunergelb, so wirst
Du werden und noch krank dazu. Du bist
Doch sonst so eitel, warum heute nicht?
Und setzest der Gefahr mich aus, mein Kind,
Den einz'gen teuren Liebling zu verlieren!
Laurette (verlegen). Es war so kühl nicht, und ich hatte ja
Den Schal um.
Ministerin. Welchen?
Laurette. Meinen, liebe Mutter.
Ministerin. Der ist zu dünn bei kalter Morgenluft;
Sie bringt verachtend durch den schwachen Flor.
Laurette. Ach liebe Mutter, 's war so warm da draußen,
Er ward mir viel zu schwer, ich mußt' ihn lüften.
Ministerin. Da haben wir's, du Unglückskind, was mußt

Du auch den Schal dir lüften? Sicher hast du schon
Ein Fieber dir geholt.
Reichsgräfin. Wenn sie sich nicht
Zuvor erhitzte, schadet's sicher nicht,
Wenn auch die freie Luft sie mal berührte,
Das gibt nur neues Leben ihr.
Laurette. Und warm
Schien ja die Sonne.
Ministerin. Gelb, zigeunergelb!
Laurette. Was macht's? Ich scheu' die Sonnenstrahlen nicht!
Ministerin. Das tust du doch! Du bist so eitel ja,
Wie sonst am Hofe keine, weißt dich nicht
Den ganzen langen Tag genug zu putzen!
Und wenn du deinen Teint so wenig schonst,
So wirst so gelb du, wie die Gräfin Flora,
Die wegen ihrer Häßlichkeit so oft
Von dir verspottet ward, wenn dies auch unrecht.
Laurette (verlegen und erzürnt). Ich hab' die Gräfin Flora nie ver-
Obgleich ich einst gesagt, sie sei sehr häßlich, [spottet,
Und das sagt jeder wohl, der sie gesehn.
Doch —
Ministerin. Du sie nicht verspottet?
Laurette (ohne darauf zu merken). Um zu zeigen,
Daß äußere Schönheit nicht so teuer mir,
Wie meine gute Mutter andern glaubt,
So sollt ihr sehn, wie wenig ich die Glut
Der Sonne achte, wie so kühn ich ihr
Entgegenbieten mein Gesicht will, wenn
Gleich etwas braun sie's färbt, das ist ja nur
Die Farbe der Gesundheit, und auch liegt
Mir wenig dran, ob's braun ist oder weiß.
Ministerin. Doch sage, warum wolltest du das tun?
Laurette (gelassener scheinend). Weil ich die Eitelkeit so innig hasse,
Daß auch ihr kleinster Schein mich tödlich kränkt.
Ministerin. Nun gut, wenn du nicht eitel bist; allein
Darum brauchst du den Teint nicht zu verderben.
Du bist so zart, so weiß und rot, ich dachte
Dich als des Hofes Königin zu schauen,
Mit deiner Schönheit alle überstrahlend.
Und nun willst meine Freude du vereiteln,
Willst meines Herzens einz'gen Wunsch zerstören?
(Die Reichsgräfin sieht sie scharf an; sie bemerkt es und fährt verlegen fort.)
Zwar ist's nicht ziemlich, daß die Schönheit man

Der eignen Kinder rühmt, auch ist's nicht gut,
In ihrem Beisein sie zu sehr zu loben;
Allein ich weiß, du bist nicht eitel, Kind,
Bescheidner oft, wie es die Tugend fordert,
Drum kann ich kühn es wagen, deinem Blick
Die eignen Reize zu enthüllen, denn
Du bist oft gar zu blöde, anspruchslos.

(Kleine Pause.)

Allein jetzt fällt mir wieder ein, nimm doch
Die Tropfen für Verkühlung, die ich mitnahm.
Fast wär' es ganz mir aus dem Sinn gekommen
Vor lauter Angst, daß deine roten Wangen

(ihr freundlich auf die Wangen klopfend)

Dir braun du beizest, daß du dich verkühlst.
So wie vorhin im freundlichen Gespräch

(sehr höflich gegen die Reichsgräfin)

Mit meiner teuren Schwester ich's vergaß.

(Zu Lauretten.)

Nun geh doch!

Laurette. Ach, es ist gewiß nicht nötig,
Doch wenn Ihr's wünscht —

Ministerin. Ach ja, ich bitte, Kind,
Nimm doch die Tropfen ein.

Laurette. O ja, recht gern;
Zuträglich sind sie der Gesundheit immer.
Geschieht damit Euch ein Gefallen, Mutter,
So kann ich ja die Tropfen leicht verschlucken.

(Sie sagt dies letztere sehr freundlich und geht ab.)

Reichsgräfin. Ihr seid auch gar zu sorglich, liebe Schwester.

Ministerin. Es ist wohl wahr, auch seh' ich's selber ein,
Allein bedenk', sie ist doch auch mein letztes,
Mein einz'ges Kind. Auf ihr beruht mein Glück,
Mein ganzes Hoffen. Was die Zukunft mir
Noch Schönes, was sie mir noch Freud'ges beut,
Erwart' ich all aus meiner Laura Hand.
(Bewegt.) Und täuscht mich meine Mutterhoffnung nicht,
So wird sie mir noch manche Blumen pflegen;
Darum verzeiht, wenn für ein einz'ges Kind,
So viel der süßen Freuden mir gewährend,
Noch mehr verheißend in der Zukunft Bild,
Ich oft zu übertriebne Sorgfalt trage.
Auch dieser letzte Stern noch möchte schwinden,
Und weh dann meiner armen Lebensfahrt!

Reichsgräfin (bewegt). Beruhigt Euch, Geliebte, hell und freudig
Glüht noch aus ihrem jugendlichen Blick
Des Lebens frohe Farbe der Gesundheit.
Wo die so frisch noch auf den Wangen glüht,
Da frommet keine andere Arznei,
Wie der Genuß der freundlichen Natur.
Minister (herzukommend). Da habt Ihr völlig recht, und wohl mir,
Es Euch gelingt, mein Weib zu überzeugen, [wenn
Daß dieses, was verderblich nur sie wähnt,
Die einz'ge Quelle der Gesundheit sei.
Doch wenn in düstern Mauern man nur lebt,
Die Nacht in Tag verwandelnd, Tag in Nacht,
Zerstörend so die Ordnung der Natur,
Das ist verderblich, das zerstört des Lebens
Geheimste Kraft und führt zum frühen Grabe.
Gespenstisch bleich, gleich abgelebten Schatten,
So schleichen in den schönsten Blütenjahren
Des Hofes Weiber, gelb und abgewelkt,
Wenn nicht mit ekler Tünche den Verlust
Der heißbeweinten Jugend sie verbergen.
Willst unsre Laura du so sehn? (Er sieht sich um.)
Allein wo ist sie?
Ministerin (verlegen). Es war so kühl — sie war so leicht gekleidet
Im Garten — und da dacht' ich, von den Tropfen,
Du weißt, die uns des Königs Leibarzt gab,
Würd' einige zu nehmen ihr nicht schaden.
Minister. Ich bitt' Euch, dieses einz'ge bitt' ich Euch,
Verschont das arme Kind mit Euren Tropfen.
Ministerin. Mein Gott, Ihr werdet heftig, mein Gemahl;
Ich tat's aus Sorge nur für unsre Laura.
Minister. Ich bin nicht heftig, liebes Kind, allein
Ich bat so oft Euch schon, das böse Gift —
Ministerin. Es sind die Tropfen von des Königs Leibarzt,
Die edlen, jede Kraft belebenden.
Minister. Was für den Kranken heilend Labsal ist,
Ist oft für den Gesunden schädlich Gift,
Und wenn auch nicht, so ist's doch nimmer heilsam,
So schadet doch der häufige Gebrauch.
Ministerin. Ihr habt drin Eure eigne Ansicht wohl,
Doch habt Ihr viele Gegner. Mancher Arzt,
Ergraut in seinem ehrenden Berufe
Und rings geachtet seiner Kenntnis wegen,
Versichert' mich, daß bei dem kleinsten Schein

Der Krankheit schnelle Hilfe dann geleistet
Oft mehr bewirke, wie nach ein'gen Stunden,
Die man gesäumt, die wochenlange Kur.
Und die Erfahrung dieser Männer, welche
Ein halbes Menschenleben zugebracht,
Des Körpers ganzen innern Bau erforschend,
Erspähend jeder Krankheit ersten Keim,
Schien mir, verzeihet, doch wohl wert, daß Ihr
Sie in Betracht bei Eurer Ansicht zöget.
Minister. So ist denn Laura krank?
Ministerin. Das eben nicht;
Doch hat sie sich erhitzt, wie ich befürchte,
Und drauf erkältet, ist herumgelaufen,
Im Tau sich drauf gelagert, und Ihr wißt —
Minister. Jawohl, wenn das ist, das ist ja der Wurm,
Der an so manchem Blütenleben nagt.
Reichsgräfin. Beruhigt Euch, es hat nichts zu bedeuten,
Nur bange Mutterssorg' hat die Gefahr
Geschaffen; meine Töchter schwärmen ja
Den ganzen Tag herum im Freien,
Und die Gesundheit glüht von ihren Wangen.
Minister. So hat sie sich doch nicht erkältet?
Reichsgräfin. Nein,
Seid ohne Sorge.
Minister. Seht, bald hättet Ihr
Mich angesteckt mit Eurer läpp'schen Furcht.

Vierte Szene.

Minister, Ministerin, Reichsgraf, Reichsgräfin, Ferdinand, Berta, Cordelia, hernach Laura.

Minister. Ei, sieh da, lieber Ferdinand! (Er umarmt ihn.)
Ferdinand. Mein Onkel,
Wie hat mich Eure Güte überrascht!
Minister. Dich überrascht? Das ist nicht fein! So hat
Mein Ferdinand denn meiner nie gedacht?
Ferdinand. Ich nicht? wie sollt' ich dessen nicht gedenken,
An den das ganze Land mit Segen denkt?
Minister. Woher kam denn der böse Argwohn dir,
Daß ich der fernen Lieben könn' vergessen?
Ferdinand. O das nicht, nein, das gar nicht; denn ich weiß,
Daß teuer Euch auch ferne Freunde sind.

Wie sollte solch ein edel, groß Gemüt
Der Heimat je vergessen und des Tales,
Wo rosig noch und hell des Knaben Sinn
Das Leben lachte. Nein, nicht Eure Güte,
Nicht Eure liebevolle Güte, das Geschenk
Und seine Größe hat mich überrascht.

Reichsgraf. Was ist das?

Ferdinand. Seht dies helle, blanke Schwert!
Seht nur die prächt'ge Klinge und den Griff
Von klarem Golde, und das hat er mir
Geschenkt, der Onkel. Heut am Morgen erst
Beim Aufstehn fand an meinem Bette ich's,
Ein seidnes Band umschlang's mit meinem Namen.
Froh will ich zu ihm eilen, meinen Dank
Ihm freudig bringen, doch ermüdet von
Der weiten Reise ruht der Teure noch.
Gezwungen, meine Freude zu verschließen —
Denn niemand wachte noch — will einen Ritt
Ich in der Frühe machen, lege an
Den prächt'gen Säbel, da herein tritt
Mein Reitknecht mit den Worten: „Schwerenot,
Das ist ein Gaul!" Voll Ehrerbietung dann:
„Eu'r Erlaucht, schon gesattelt ist das Pferd."
Ich dreh' mich, denk', er soll den Säbel sehn,
Um's ihm doch wenigstens noch zu erzählen.
Allein nicht zu bemerken schien er ihn
Und brummte immer hinterdrein: „Der Teufel!
Das ist ein Tier zum Reiten! über Gräben,
Zwölf Fuß breit, setzte gar der Gaul, wohl über
Die See, wenn die so breit ist!" Lauter dann:
„Das nenn' ich ein Präsent vom gnäd'gen Onkel."
„Jawohl", versetz' ich, denk', er meint das Schwert.
Doch, wie hinaus ich trete — denkt Euch mein
Erstaunen! — wiehert hell entgegen mir
Ein andalusisch Roß, die Farbe braun,
Und weiße Mähnen schüttelt freundlich es
Am stolzen Haupt; ein herrlich, mutig Tier!
(Zum Vater.) Dagegen, Vater, ist Eu'r Fahler nichts,
Den Ihr vor allen achtet, nehmt's nicht übel —
Glaubt mir's, wahrhaftig nichts.

Reichsgraf. Mein Fahler? Nun,
Das wär' doch stark! Allein wie weißt du denn,
Daß dir's bestimmt war?

Ferdinand. Hoch am Kopfschmuck trug's
Auf goldner Platte meinen Namenszug.
So sprach der Reitknecht. (Verlegen.) Ist's vielleicht auch nicht
Für mich, mein Onkel, dann verzeiht, daß ich —

(Er schweigt ängstlich und sieht den Minister an, dieser antwortet nicht und betrachtet ihn lächelnd.)

O Gott, verzeiht, mein Onkel, daß ich schnell
Die tör'ge Hoffnung aufgriff, daß bestimmt
Für mich dies edle Roß sei. Leicht ja wohl
Hätt' ich es denken können, solch ein Ding
Sei nicht für einen Jüngling, kaum entwachsen
Dem Knabenalter; dem gereiften Mann,
Dem langverdienten, tät'gen, zieme nur,
Daß solch ein Prachtgebilde er beherrsche.
Vielleicht auch ist das Schwert wohl aus Versehn —

Minister. Nein, beides ist das Deine, beides war
Für dich bestimmt, du lieber, kräft'ger Junge.
Zu edel wär' dir solch ein Roß? es ist
Dir grade recht, um dran den jungen Mut
Zu stählen, deine Jugendkraft zu üben;
Es paßt nicht für den alten Graukopf mehr!
Zwar ist die Hand noch fest, mit Mut die Feder
Zu führen und, so Gott will, für das Recht;
Doch solch ein wildes Tier zu bänd'gen, da
Versagt sie zitternd mir den Dienst.

Cordelia. Es ist doch wohl
Nicht gar zu wild?

Ferdinand (unwillig). Ach nein, da kommt sie schon
Mit ihrer Furcht heran! Ein rechtes Roß,
Das macht den rechten Reiter! Solch ein Roß
Und dann ein tücht'ges Schwert noch an der Seite,
Hussa! dann freudig in die weite Welt!
Und hör', legst du die Angst nicht baldig ab,
So soll es unter deinem Fenster hoch
Sich bäumen, daß du recht in Nöten kommest.

Reichsgräfin. Das ist nicht eben hübsch, daß du sie willst
So ängst'gen, weil sie dich so zärtlich liebt.

Ferdinand. Ach je, es ist mir auch 'ne solche Schande,
Daß meine Schwester sich ob jedem Nichts entsetzt.

Cordelia. Das ist kein Nichts, das ist wohl viel,
Sehr viel, wenn du den Hals brichst.

Ferdinand (freundlich). Meinst es gut;
Bist doch so übel nicht, wenngleich zu furchtsam.

Das ist nun zwar sehr häßlich, doch das wird
Sich auch schon ändern, wenn ich älter bin
Und du recht viel von meinen Taten hörst.
Berta. Gott gebe, daß du Wort hältst, und daß nicht
Der letzte Zweig des Hauses Löwenstein
Durch Feigheit sich entehre. Stolz und hoch,
So blühten stets die Ahnen unsres Hauses
Zu Zeiten Kaiser Karls des Mächtigen,
Des Großen, wo an tapfern Männern gleich
Nicht einer ihnen seines ganzen Heeres.
So sagen die Chroniken jener Zeit.
Ferdinand (zum Vater). Ist's wahr, mein Vater, waren damals sie
Die tapfersten?
Reichsgraf. Ja freilich wohl, mein Sohn;
Doch waren's schlichte Reuterbuben nur.
Als, um zu rächen seiner Tochter Schmach,
Der Langobardenkönig mit ihm kämpfte,
Da schwur der wilde Desiderius,
Nach Rache schnaubend: „Nicht soll ruhn die Hand
Und ungeschoren soll mein Haar das Haupt
Umwehn, bis ich den stolzen Kaiser Karl
Mann gegen Mann und Aug' in Aug' bestanden,
Das tück'sche Herz ihm ausgerissen, hoch
Es im Triumph der Tochter dargereicht.
Ha! wenn er röchelnd dann zu Boden sinkt,
Dann will dem Sterbenden ich rufen: ‚Sieh
Den Lohn der Untreu', so lohnt Tücke sich!'"
So schwur er, und als im Gefechte Karl
Voran dem Heer und Sieg verbreitend kämpfte,
Da stürzt' gleich einem grimm'gen Tiger er
Hervor, das Schwert hoch ob dem Kaiser schwingend.
Da warf ein mut'ger Reutersknecht, der stets
Dem Kaiser gleich voranfocht, schnell sich vor
Ihn, fing mit seinem Schilde auf den Hieb.
Gespalten in der Mitte ward der Schild,
Allein gerettet war der Kaiser; denn
Schon strömt herbei sein treues Volk und drängt
Zurück den Schwarm der Langobarden, und
Es ward gefangen Desiderius,
Der wilde, und voll Schrecken floh sein Heer,
Und als gefesselt ward der Langobarde
Von Römerhand, da brüllte schäumend er:
„Dich hat gerettet dieser junge Löwe,

Feigherz'ger Ehrenräuber, nicht dein Mut!"
Da gab dem Retter seines Lebens Karl
Die feste Burg und diese Grafschaft, die
Sie rings umgibt, zum Erb' und Eigentum,
Im Wappen einen goldnen Löwen, nannt'
Ihn Löwenstein. — Aus solchem edlen Stamme
Bist du, mein Sohn, entsprossen. Sieh, so hat
Dein Ahne sich hinaufgeschwungen, war
Ein Knappe nur, des Kaiserknechtes Knecht,
Und ward ein mächt'ger Ritter. Drum nur kühn,
Mit Mut hinan zum Ziel, mit fester Hand
Gelenkt des Schicksals Zügel; denn es folgt
Dem willig, der mit Kühnheit es ergreift!
Ein hoher Sinn beherrscht der Menschen Geister,
Ihm folgt der Ruhm, er ist des Glückes Meister!

(Er gerät während der Rede immer mehr in Affekt; wie er ausgeredet hat, geht er an ein Fenster.)

Ferdinand (ihm nachfolgend).
Ich bitt' Euch, Vater, flehend bitt' ich Euch,
Laßt mich hinaus; mir wird die Burg zu enge,
Und draußen winkt das Leben nur dem Kühnen;
Laßt mich zum Heer des Kaisers, lieber Vater,
Ihm drohet keck und stolz der Feinde Macht.
Ich will ihn ehren, Eures Hauses Ruhm,
Durch Taten ehren seine Größe; nicht
Soll die Gefahr mich schrecken; fest und kühn
Will ich die jugendliche Brust ihr bieten, will
Erneuern unsers Hauses alten Ruhm!
O, wollt Ihr, lieber Vater? Laßt mich fort!

Cordelia. Ach, lieber Vater, gebt es doch nicht zu!
Dem Kaiser dienen viel der tapfern Männer;
Ob einer mehr, ob minder, das wohl wird
Ihm wenig Nutzen, wenig Schaden bringen.
Und sagt Ihr einmal nur dem Bruder es,
So mahnt er täglich mich an Euer Wort;
Bedenkt, er ist der letzte —

Ferdinand. Sprößling willst
Du sagen, und nun schweig ein wenig. Auch
Davon wirst viel du wissen, ob es auch
Dem Kaiser nutzt, wenn einen tücht'gen Ritter
Er mehr, ob minder hat bei seinem Heer.
Wie wär's dem Kaiser Karl doch wohl ergangen,
Wär' nicht zur Seit' ihm unser Ahn' gewesen!

Getötet wär' er und sein Heer geschlagen.
Da siehst du, was ein tücht'ger Mann vermag.
Nicht wahr, mein Vater? Hin zum Heer des Kaisers!
Da will ich stets mich ihm zur Seite halten,
Beschirmen in der Schlacht sein heilig Haupt,
Mich mutig wagen in der Feinde Reihn.
Nun flattern die Helme, die Fähnlein wehn
Hurra! Hurra! drauf und dran!
In der Feldschlacht bewährt sich der deutsche Mann!
Das Schwert in der Rechten, hinein in den Schwarm!
Da wird das Herz ihm so weit und so warm.

Reichsgraf (mürrisch). Du bist ein freier Mann; was willst du sein
Ein Knecht des Kaisers?

Ferdinand. O, das sind wir all'.

Minister. Und sage, warum willst du ohne Not
Dein blühend Leben in der wüt'gen Schlacht
Preisgeben nicht dem tapfern Schwerthieb nur,
Auch jedem Wurfspieß, jedem Pfeil, den oft
Ein Feiger fern im Hinterhalte schnellt?
Daß dir ein feurig Herz im Busen schlägt,
Daß dich's hinaustreibt in die weite Welt,
Das faß' ich wohl, auch freut's mich, denn es deutet
Auf tät'ges Wirken im gereiften Mann.
Allein, was zieht so mächtig denn dich hin
Zur Feldschlacht? Wenn bedrängt der Kaiser ruft
Des Reichs Vasallen, wenn dem Vaterland
Von Feindes Hand ein Sturm droht, ja, dann ist
Es Pflicht und heil'ge Pflicht dem deutschen Mann,
Zu schirmen, muß es sein, mit seinem Blut
Des Reiches Grenzen; — doch so bloß zur Lust,
Allein nur, weil das heiße Blut ihn drängt,
Ein freudig Leben morden, nenn' ich Frevel.
Sahst nie du eine Schlacht und hörtest nie,
Wie röchelnd sich verhaucht das junge Leben,
Was stark und kraftvoll noch den Morgen sah?
(Wehmütig.) Wenn du es sähst, du würdest schaudernd dann
Verabscheun die so viel gerühmte Tat;
Und doch noch faßtest du's zur Hälfte nicht,
Das namenlose Elend, das der Krieg
Hineinschwemmt in ein stillbeglücktes Land.
Siehst nicht der Mutter starres, blasses Antlitz,
Siehst nicht das Weib, in Kummer und in Schmach
Gestürzt durch seinen Tod, der sie ernährt.

O Ferdinand, denk' ich des Unglücks all,
Das schon der Krieg dem armen Land gebracht — —
Gott weiß, daß mein die Schuld nicht ist. Es war
Mein heißes Sehnen stets der Frieden, und
Das tröstet mich. (Er ist in großer Bewegung.)
Ferdinand (kleinlaut). Allein, wozu mir denn
Die junge Kraft, der kühne, feur'ge Mut,
Wenn ich's dem Gifte gleich verschließen muß?
Minister. Wozu die Kraft gebrauchen? O, mein Sohn,
Mein Sohn, wie lacht so hell die Zukunft dir!
Du wähnst so leicht, so nichtig dir die Last
Des Lebens, und sie liegt so drückend schwer
Auf manchen Menschen, wo's dein Blick nicht ahnet.
Und wär' auch glücklicher dein Los, wie je ich's noch
Bei einem Menschen sah, so fehlt's doch nimmer
An Prüfungsstunden dir, wo deine Kraft
Zerrinnt, verlischt gleich einer Lampe Schimmer,
Wild angehaucht vom Sturm der Leidenschaft.
Das ist ein seltner Geist, vielleicht auch nie
Geboren, den nicht eine Stunde fand,
Wo treulos seine Stärke ihn verließ
Und einsam er des Schicksals Streichen stand;
Auf solche Stunden magst den festen Sinn
Du sparen. Ach, nur allzugerne wähnt
Der wilde Jüngling, daß in blinder Wut
Und tollem Wagen sich der Mut bewähre;
Denn leicht verachtet die Gefahr ein Herz,
Das noch vom Jugendfeuer kocht. Den innern Feind,
Die Macht der Leidenschaften läßt empor
Er furchtbar schießen, ahnend nicht, daß einst,
Ein Sklav', er dienen wird dem strengen Herrn.
Sieh, daran übe dir die junge Kraft,
Besieg' ihn, diesen Feind, daß nicht er einst
Dein Herrscher werde, deines Lebens Glück
Zerstörend und — (freundlich) das kannst du ja auch hier.
Glaub' mir's, aus einem gärenden Gehirn,
Aus einem wilden, kochenden Gemüt
Ging nie das Große, Schöne noch hervor;
Doch wo ein fester Sinn mit Ruhe wirkt,
Da unter seinen Händen keimt empor
Der Menschheit Glück; doch jenem nur entgeht,
Laut rauschend und in nicht'ge Blasen sich
Gestaltend, nur ein eitler Duft, der Ruhm.

(Ferdinand spielt schweigend mit seinem Degen.)

O, möge nimmer drängen dich die Not,
Daß aus der Scheide du dies gute Schwert
Mußt reißen für des Reichs Erhaltung und
Des eignen Lebens! Freudig blinke es
Dir an der Seit', ein Ritterschmuck, doch nie
Beflecke eines Menschen Blut es; drum
Umwand ich es mit seidnem Bande, daß
Es spreche meines Herzens Wunsch.

Cordelia. Laß sehn!
Ein Band?

(Er gibt ihr den Degen.)

Ein gelbes Band?

Minister. Die Gattin gab
Es mir. Am besten zu dem gold'gen Glanz,
So sprach sie, paßt die Farbe.

Berta. O, das ist
Unseliger Bedeutung! Des Verrats,
Der Falschheit Unglücksfarbe trägt dies Band,
Dem lichten Golde gleich, doch war der Welt
Auch treulos, unglückbringend stets das Gold.
Ein gelbes Band am Degen deutet Mord
Des Freundes.

Ferdinand. Wieder schaut dein trüber Blick
Nur Schreckgestalten in der Zukunft Bild
Und wittert unglücksahnend Blut und Mord.
So einen Unglücksraben, solchen Leichenvogel,
Wie du bist, trägt das Erdrund ferner nicht.
Wenn glühend dein Gehirn Phantome dir
Vorüberführt in gräßlichem Gemisch
Und du mit tiefem Blick und leisem Ton
Es aussprichst, einem körperlosen Geist
Vergleichbar, wunderbar dann wird es mir
Gar oft im Busen; säh' ich nicht zugleich
An dir die holde liebliche Gestalt,
Du wärst mir oftmals recht zum Grausen.

Minister. Weil
Dein Geist nicht fähig ist, zu fassen ihn,
Den tiefen, ernsten Sinn, der sie beseelt.
Du bist ein guter, braver Junge; doch
Den Schwestern freundlich hold, wie sich's geziemt,
Das bist du gar nicht, und sie sind dir doch
So lieb und gut, so emsig stets besorgt,

Dir zu erfüllen jeden kleinsten Wunsch.
Allein so ist des Knaben wild Gemüt:
Gemächlich nimmt's die kleinen Freuden hin,
Die ihm ein weiblich zarter Sinn bereitet;
Doch nimmer schaut er dankbar hin zur Hand,
Die sie ihm reicht — und sieh, so machst du's mit
Den Schwestern auch.

Ferdinand. Ich denk', sie nehmen's mir
Nicht übel, bin ein wenig rauh ich auch.
Sie wissen's doch, daß sie mir herzlich lieb.
Nicht wahr, Cordelia? Allein du siehst
Mich gar nicht an, du bist doch nicht erzürnt?

Cordelia. Ach ja, warum nicht gar!

Ferdinand. So reich' die Hand
Mir her, o Schwester,

(sie reicht sie)

gib mir einen Kuß.

(Sie tut es; leise.)

Willst du mein Pferd auch sehn?

Cordelia (leise). Jetzt darf ich nicht.

Reichsgraf (der bis jetzt am Fenster gestanden hat, kommt).
Was wird Geheimes da verhandelt? Darf
Ich's wissen?

Ferdinand. O, ich möcht' der Schwester gern
Das edle Roß, das mir der Onkel heut —

Reichsgraf. Schon gut, geh schnell voran und führ' es vor,
Ich bin begierig, es zu sehn.

(Ferdinand geht schnell hinaus, die andern bereiten sich, ihm zu folgen.)

Reichsgräfin (die bis jetzt mit der Ministerin geredet hat).
Wohin, ihr Herrn?

Reichsgraf. Das Pferd sehn, das mein Bruder heut
Dem Ferdinand geschenkt, dem weit noch soll
An Schönheit nachstehn mein arabisch Roß.

Reichsgräfin und **Ministerin.** Wir gehen mit.

(Sie gehen alle bis auf Berta ab.)

Fünfte Szene.

Berta allein, hernach die **Reichsgräfin.** Berta, die sich anfangs bereitet hat, mitzugehen, bleibt zurück.

Berta. Auch das nicht mehr! Es kann
Mich meiner Teuren Glück nicht mehr erfreun!

Und war doch sonst so weich, dies arme Herz!
Sonst! Ha, mit Schaudern schau' die schwarze Kluft
Ich zwischen diesem Sonst und Jetzt! Ja sonst,
Da freut' ich mich des Apfels und der Nuß,
Den liebenden Geschwistern dargereicht,
Und jetzt — wie gleitet alles kalt und öde
Vorüber dem erstorbnen Sinn! Getrennt
Von allem, was dies Herz einst warm umfing,
Verlassen! Gott, sie sind so innig ja
Und möchten gern mit heißer Liebesglut
Dies kalte Herz erwärmen! Ha, es brennt
So heiß, dies Herz, allein ihr ahnet's nicht;
Denn eine eis'ge Wand hat trennend sich
Durch unsers Lebens fernern Raum gezogen,
Auf ewig scheidend unser Freud' und Leid.
Ich fühl' ihr Starren, wenn oft liebend ihr
Euch an mein Herz zu drängen müht, es lispeln hell
Und zart der Liebe Töne mir, doch nie
Der ferne Hauch erreicht mein Ohr, und so
Steh' einsam ich und doch verlassen, doch
Verlassen! — (Sie lehnt den Kopf nachdenkend in ihre Hand. Reichsgräfin kommt zurück, sie bleibt einige Augenblicke stehen und betrachtet Berta.)

Reichsgräfin (für sich). Schaut ein Bild des Todes nicht
Dies junge Leben? Unglückselig Kind,
Ich sehe deines Geistes innre Tiefen,
Seh', was vielleicht dem eignen Blick noch nicht
Sich klar entfaltet, und es zittert bang
Für deine Ruh' die Mutter! Ach! Und kann
Die schwache Weiberhand vorüber nicht
Das Wetter führen, was dir nahend droht?

Berta (für sich). Das ist es! Das nur einzig.

Reichsgräfin. Und was ist
Es denn?

Berta (fährt erschrocken auf und sieht sich um). Seid Ihr es, Mutter?

Reichsgräfin. Und was ist
Es einzig nur?

Berta. O, gar nichts, liebe Mutter;
Nur daß nicht wohl mir ist.

Reichsgräfin. Sag', warum gingst
Du nicht hinaus, zu sehn das schöne Roß
Des Bruders? Ist nichts wert dir seine Freude?

Berta. Ach nein, gewißlich nicht, doch glaubt es mir,
Mir ist nicht wohl! Fühlt, wie die Stirn mir brennt!

Reichsgräfin (für sich). Und auch das Herz und auch die ganze Seele!
(Laut.) Das kommt vom vielen Sitzen! In die Luft
Hinaus, und dann gehüpft durch Wies' und Tal,
Das gibt dir leichtes Blut und frohen Sinn!
Doch so allein in deiner Kammer, nur
Von Bildern deiner wilden Phantasie
Umschwebt und denen, die du etwa dir
Gesogen aus den düsteren Legenden
Der alten Fabelzeiten, sieh, das zieht
Hinweg dich aus des Lebens stillem Kreise,
In wilder Schwärmerei dem trunknen Geist
Nur Bilder malend einer fremden Welt,
Der alle Reize schauerlicher Größe
Und holder Anmut deine Phantasie
Verschönernd leiht; doch ihrer Mängel Blöße,
Die schaut in schönerm Wahn das Auge nie.
O wohl dir, könnte dieser süße Traum
Begleiten durch des Lebens Mühen dich;
Doch kalt und schaurig wird die Wirklichkeit
Ihn einst verscheuchen.

Berta. O, so laßt mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben einst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufriednen Geist —
Die schafft er nicht; denn ruhlos ist das Leben.
Doch wer, des Glückes Liebling, sich vermählt
Der Dichtung hellem Flor, der schauet fern
Und dunkel nur der Menschheit Kummer,
Mit gold'gem Glanze schmückt sich ihm die Luft
Des Daseins. (Feurig.) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeistrung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht aus von ihr, ist der Begeistrung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht sich durch die Macht des Gegners blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren Händen.
Der kalte Marmor, das verworrne Reich
Der Töne lebt, berührt von ihrem Hauch,
Und gießt den süßen Tod der Sehnsucht in
Das wunde, treue Herz.

Reichsgräfin. Wohl beut sie uns
Der süßen Freuden viel, die Phantasie,
Und ihre Tochter, die Begeistrung; doch
Zu der verzehrend wilden Flamme, die
Am innern Mark des Lebens zehret, wächst
Die sanfte Neigung, die das Herz belebt,
Wenn nicht ein starker Geist sie treu bewacht,
In ernste Schranken zwängend ihre Macht.
Sie wirkt verschönernd in des Mannes Hand,
Und wirkend bringt das Große sie hervor;
Denn sieh, nicht zu vergleichen ist der Sinn
Des zarten Weibes mit des Mannes Geist,
Der, zwiefach in sich selbst geteilt, so auch
Im Lauf der Dinge herrschend zwiefach wirkt.
Ein innrer Drang treibt mächtig ihn und heiß
Zu großen Taten, zu der Helden Preis,
Wie zu des Bildes Glanz, des Liedes Kraft,
Indes ein ernster Genius ihn stark
Zurückreißt, droht dem Schwindelnden Gefahr,
Und eisig einschließt seine Flammenglut.
So siehst du oft ihn feurig, hoch entflammt
Ob edlen Taten und des Sängers Lied,
Daß mühsam nur dein Geist dem Schwärmer folgt;
Doch plötzlich weilt er in der Rede Strom,
Ruft zum Geschäft das ernste Leben ihn,
Und kalt, als hätt' er Höhres nie gedacht,
Verliert er in der Erde Sorgen dann
Sich ängstlich, treibend des Geschäftes Gang,
Und achtet ferner nicht des Worts, das groß
Nur eben seinem Blick erschien, indes
Vom bloßen Nachhall seiner Kraft du glühst.

Berta. O Mutter, Eure Farben sind zu stark;
Denn wären so die Männer all, es stürb'
Die Liebe aus auf dieser Welt.

Reichsgräfin. So sind
Sie alle fast, und also muß es sein;
Denn dieses ist es, was die Staaten hält
Und was gewebt der Ordnung heil'ges Band
Und der Gesetze Weisheit; dies nur hob
Der Freiheit helle Fahnen, nicht die Glut
Des Schwärmers taugt, zu führen solch ein Werk.
Vernahmst du, was dein edler Oheim sprach?
Nicht aus des Schwärmers gärendem Gehirn

Und seiner wilden Glut gestalte sich
Das Große, Schöne; doch wo tätig wirkt
Mit festem Sinn und hohem Geist ein Mann,
Da keime unter seiner Hand das Glück
Der Menschheit, und des Ruhmes eitler Dunst
Entsteige jenem —

Berta (schmerzlich). O des weisen Mannes,
Der also ordnet seinen Lebensgang!
Wie steht er doch so traurig, einsam da!
Ein hoher Stamm, beschattend rings das Land,
In seinen Ästen freut das Vöglein sich,
Und unter ihm entsprießt der Blumen Volk,
Doch kein Gesträuch, kein Bäumlein schaut er rings,
Er ist allein!

Reichsgräfin. So hebt das stolze Haupt
Ein mächt'ger Herrscher, doch vergleichbar nicht
Ist es der ruhigen Vasallen Sinn.
Vergleiche sie der schattenden Allee,
Wo wohlgeordnet prangt der Bäume Heer,
Also daß jeder einen Nachbar schaut,
Verbunden durch des gleichen Wirkens Band.

Berta (bitter). Und keiner doch den nachbarlichen Ast
Berührt; so hat die Vorsicht sie gestellt,
Daß stets ein Raum sie trenne, fern nur sich
Die äußern Spitzen winken; naht vertraut
Ein Ast dem andern, schnell mit emsig'er Hand
Wird dann gekürzt der edle Sproß, daß nicht
Der Ordnung Band zerreiße. O, sie sind
Nicht alle so, die Männer! Nein, gewiß,
Nicht alle. Mancher faßt in voller Brust
Sie noch, die heil'gen Freuden der Natur,
Und gibt mit ganzer Seele sich der Lust,
Die aus dem Schönen ihm entsprießt. Nicht wahr,
Es gibt noch deren, Mutter? Saget ja,
Ich bitt' Euch, sonst — ich kann nicht anders — muß
Ich dies Geschlecht verachten.

Reichsgräfin (unwillig). Töricht Kind,
Wohl gibt's, bestrahlt von feindlichem Gestirn,
Der Unglückssöhne, denen Weibersinn
Gab die Natur und das Geschlecht versagt,
Die unstet wankend in des Schicksals Hauch
Nicht der Empfindung raschen Strom besiegen,

Daß hin er reißt die schwache Beute, sie
Zerschellt am nächsten Felsen.

Berta. Also nie
Verbände ein empfindend zart Gemüt
Mit stolzer Kraft sich in des Mannes Brust?
O Mutter, Ihr seid ungerecht! Wohl sah
Ich selbst im kurzen Lebenslaufe schon
Der Männer manche, denen weibisch nie
Das Herz genannt ein Mund und nie die Tat;
Und doch so glühend, doch so weich dies Herz,
So offen jedem zarteren Gefühl,
So innig schwärmerisch sich gebend hin
Der Regung, der es seine Glut geweiht,
So ganz versenkend sich mit Geist und Sinn
In jedes Schöne, was sich dar ihm beut,
Daß nimmer ob den wechselnden Gestalten
Des Lebens es im Busen mag erkalten.

Reichsgräfin (die sie während dieser Rede scharf betrachtet hat, für sich).
Wie ganz verloren in dem teuren Bild
Schwärmt sie im Feuer süßer Raserei;
Wo sie dem Edlen nur zu huld'gen glaubt,
Beugt sie sich glühend vor dem teuren Bilde,
Und bebend zeigt die fieberhafte Hand
Auf ihre Wunden. Armes Kind! und o,
Unselig Weib, die dich gebar!

Berta. Ihr schweigt?
Ihr sinnt? O, sicher fühlt das Unrecht Ihr,
Das Ihr den Männern tatet!

Reichsgräfin. Also nicht!
Nur stellte sich dem Sinne dar, wie doch
Nur dunkel stets der Jugend Auge blickt
Und oft sie nicht die eigne Rede faßt.
Für eine still verständ'ge Jungfrau hielt
Ich dich, und dennoch spricht solch töricht Wort
Dein Mund! Du fühlst es nicht, daß du den heiß
Geliebten Oheim schmähst?

Berta. Ich ihn?

Reichsgräfin. So ist's!
Sein ist das Bild, das ich entwarf, und so
Sein Wirken, ohne Leidenschaft und doch
Voll inn'ger Tätigkeit und Wahrheit, warm
Verehrst du ihn, und voll Verachtung schaust
Du seines Geistes Abdruck; also ist

Voll Widerspruch und Unverstand, was du
Geredet; denn du schmähst den starken Mann;
Doch jener ist ein Schwächling, edel zwar
Sein Herz und hoher Flammen voll sein Geist,
Doch fehlet ihm die innre Kraft, die fest
Verschwinden sieht des letzten Schimmers Rest
Und dennoch mächtig dasteht und die Wunden
Der Brust in neuen Taten läßt gesunden.
Solang die Glut der Leidenschaft ihn hebt,
Treibt unaufhaltsam er dem Sturm entgegen,
Doch wo nicht sie die Adern ihm durchbebt,
Da sinkt er vor des Zephirs leisem Regen,
Und matt —

Berta (bewegt). O Mutter! Mutter!

Reichsgräfin. Wie?

Berta. Ich seh's,
Ihr faßt mich nimmer, nimmer wird Euch klar
Mein liebliches Idol, vielleicht auch soll
Es nicht —

Reichsgräfin. Was sagst du?

Berta (sehr bewegt). Mutter, ach verzeiht,
Doch schonet mein, Ihr wißt es nicht, wie weh,
O Gott, wie bang mir ist — und wüßtet Ihr's,
Gewiß, Ihr quältet mich nicht so, allein,
Es ist — (Sie ist etwas zur Besinnung gekommen und sehr verwirrt; sie steht auf und begibt sich in einen andern Winkel des Zimmers, wo sie einige Augenblicke bleibt.)

Reichsgräfin (für sich).
Nein, länger duld' ich's nicht! Aus ihrer Brust
Lösch' ich das teuere Phantom, vor ihr
Eröffne das Geheimnis seinen Mund.
(Laut). Geh, meine Tochter, in mein Zimmer, hol'
Den Schal mir her, im Parke gehn wir dann
Ein wenig; mild und heiter ist die Luft,
Und in dem Freien öffnet sich das Herz
Der Ruhe, und ich spräche gern mit dir
Ein ernstes Wort.

(Berta geht hinaus, die Hand vor der Stirn.)

Sechste Szene.

Reichsgräfin (allein). Gleich einem Schatten wankt
Sie hin, und weh! ich Ärmste soll ihr Leid

Vergrößern noch? (Sich ermutigend.) Die Mutterpflicht gebeut,
Und willig folgt ihr das gebrochne Herz.
Vor Unglück hüten dieses teure Pfand
Gebeut sie mir; denn unheilbringend flammet
In ihrer Brust ein rötlich Meteor.
Die Liebe nehm' die teure Gegenwart,
Die Hoffnung ihr, stell' ihr die Pflicht entgegen,
Und es verlischt; es strahlt das Luftgebild',
Solange nicht der Brennstoff fehlt; doch ist
Verglommen dieser, sinkt's zu Boden hin
Und schnell erstirbt's, berührt vom feuchten Grund.
(Schaudernd.) Ha! meine grauf'ge Ahnung! ausgebrannt
Das Herz und nur im feuchten Grunde Ruh'! —
(Sinnt einige Augenblicke mit starrem Blick, dann schlägt sie sich plötzlich vor die Stirn.)
Ich schwärme — viel erträgt ein junges Herz,
Und Weib zu sein des edlen Mannes — (erschüttert) Ha!
Des edlen Mannes? Weh dem Bösewicht!
Muß ich dich opfern, du mein Herzenskind,
In des Verbrechens Arme liefern? Gott,
Was sag' ich? wessen zeih' ich ihn mit Recht?
Des Blickes feine Schlauheit und der Schmuck
Der Rede ist entfremdet mir, die lang
Nur finstern Blick und offne Stirnen sah.
Was schmäh' ich um des Hofes Sitte ihn?
Und doch — (nachdenkend) du bist mir schrecklich, Reihersdorf!
Entsetzlich, unerklärbar schaudernd senkt
Mein Auge vor dem schönen Antlitz sich,
Wenn lieblich lächelt deine Lippe, schlau
Dein Blick und spähend schaut, dem Weihen gleich,
Wenn er nach Beute wittert. Schrecklich ist
Nicht also mir das wilde Angesicht, das schwarze
Des Räubers, dem brandmarkend die Natur
Des Mordes düstern Stempel aufgedrückt,
Wie in dem holden Antlitz tief versteckt
Der Bosheit Spuren. Bang und laut klagt an
Die mühsam nur zerrüttete Natur
Den Menschen, der ihr schönstes Werk zerstörte.
Denn stets hat edler Sinn in edler Form
Gewohnt dereinst, und all die Kämpfe, die
Er kämpft', bis er die Tugend niedertrat,
Schau' zitternd ich, und solchem Schreckensbild
Soll hin ich geben diese reine Seele,

Mein Kind, mein liebstes Kind? — O Adelbert,
Nur bittre Stunden gabst du mir! Du hast
Den Leidenskelch gefüllt mir dargereicht,
Und ohne Murren trank ich ihn, doch schon',
O schone meines zarten Kindes! Ha!
Es ist auch dein Kind, dein Blut! Doch es ist
Ja jegliches Gefühl in dir erstorben,
Kann wohl noch Vaterliebe in dir wohnen?
Zum wüt'gen Tiger habt ihr mich gesellt,
Ihr, die ich Eltern nannte. Kein Erbarmen
In Eurer Brust! Endloser Marter gabt
Ihr kalt mich hin! O, hätt' ich lieber doch
Den Tod erduldet! Ach, kein schuldlos Kind
Beklagte dann, daß es ihn Vater nannte.
Hart drücken ihre Tränen eure Gruft
Und zeihen euch der Grausamkeit. Wie ist
Mir? Meine Sinne wirren sich — verzeiht,
(sie lehnt sich einige Augenblicke an einen Pfeiler und erhebt sich dann — weinend)
Verzeiht, ihr, meine armen Eltern, ach!
Ihr wart betrogen, wart getäuscht, ihr wähntet
Nur in des Glückes Arme mich zu führen,
Und euer undankbares Kind häuft Fluch
Auf eure Grube! — Heil'ge, fromme, nehmt
(niederkniend) Der Reue Träne von der blassen Wange;
Mein langes Leiden sühne diesen Fehl.
Erfleht Verzeihung und Erbarmen mir!
(Sie betet eine Weile still.)

Siebente Szene.

Reichsgräfin, Berta. Berta kommt zurück. Wie sie ihre Mutter sieht, bleibt sie stehen; sie betet; nach einer Pause.

Berta (bewegt). Du betest für dein ungeratnes Kind,
Du, meine Mutter, sel'ger, reiner Geist!
Ein süßer Duft ist dein Gebet dem Herrn,
Vielleicht erbetest du die Ruhe mir.
Die Ruhe? — O, im Grabe ruht sich's wohl!
Verwirrt ist meine Seele, und erschlafft
Ist die Empfindung, nicht zum Himmel dringt
Mein reines Flehen mehr, es dringt, getrübt
Von wilder Glut, verbrecherischem Wahn,
Als ein unwürd'ges Opfer hin zu Gott.

Wenn nun ich rufe, wenn die Erde mich
Nicht ferner hält, ob heiß und lauter wohl
Sich meine Seele zu ihm drängt, getrennt
Von dem, was sie auf Erden nimmer läßt?
Und ob er wohl der Sünderin verzeiht?
Ich traue deiner Güte, Herr; denn noch
Beseelt ein heißer Durst nach Tugend mich,
Und nur die Kraft gebricht der Armen! — Ha!
(Die Reichsgräfin erhebt ihr Haupt zum Himmel.)
Sie weint! Sie weint um mich! (Ausbrechend.)
O, meine Mutter!

Reichsgräfin (sieht sich um und streckt ihr die Arme entgegen).
Du, meine Tochter!

Berta (auf sie zueilend). Mutter, Mutter, o!
(Sie liegt in ihrer Mutter Armen. Nach einer stummen Pause.)
Vergebung glühen Eure Küsse. Ja,
Ich fühl's, Ihr grollet meinem Wahnsinn nicht.
O, drückt noch einmal fest mich an Euch, daß
Mich Eure Liebe warm durchdringe, kühn
Mein Herz sich vor Euch öffne.

Reichsgräfin (sich beruhigend). Heißen Dank
Dem Himmel, daß er dich mir wiedergab.
Doch trockne deine Augen, Kind, komm mit
Hinaus, die andern warten lange wohl,
Vermissend ungern dich bei ihrer Lust.
Komm!

Berta. Nein, zuvor laßt ganz vor Eurem Blick
Enthüllen mich mein Herz, wie Gott es sieht,
Euch zeige sich sein namenloses Weh,
Dem Richteraug' zur Prüfung dargelegt,
Und Eurem Urteil folg' ich unbedingt,
Und führt' es mich zum Tode.

Reichsgräfin. Fasse dich!
Nicht taugt es, jetzt zu schärfen deinen Schmerz,
Eindringend in sein Tiefstes. Wenn gefaßt
Sich deine Seele, deine Sinne ruhn,
Dann reich' ich dir des Trostes Balsam, wenn
Dein Herz sich ausgießt in der Mutter Brust.

Berta. Ich bitt' Euch, hört mich, ich vergehe sonst;
Denn zu zersprengen droht die Glut mein Herz.
Wollt Ihr nicht hören Euer reuig Kind,
Nicht Eure Tochter?

Reichsgräfin (beiseite). Gott, was soll ich tun?

Berta. O stoßt mich nicht zurück, jetzt liegt vor Euch
Mein Innres, und auf meiner Lippe schwebt
Das schmerzliche Geheimnis. Hat erst kalt
Der Hauch der Erde wieder mich berührt,
So sinkt es trauernd in die Brust zurück,
Und trostlos muß mein Leid ich tragen.

Ein Bedienter kommt herein.

Reichsgräfin. Still,
Ein Domestik!
Bedienter. Die alte Katherine
Vom Altenberge harrt seit Stunden schon
Auf ihre Erlaucht die Komtesse Berta.
Reichsgräfin (zum Bedienten). Laßt sie herein!

(Der Bediente geht.)

Du siehst, mein Kind, du darfst
Das gute Weib nicht länger harren lassen.

(Berta schweigt.)

Nun auf ein andermal! Erheitre dich,
Zeig' ihr ein froh Gesicht, sonst grämt sie sich,
Die gute, treue Seele. — (Sie bleibt noch einige Augenblicke traurig stehen. Berta antwortet nicht, und die Reichsgräfin entfernt sich. Berta sinkt auf einen Stuhl und legt das Haupt auf einen Tisch.)

Achte Szene.

Berta (allein. Nach einer Weile sich aufrichtend). Und auch sie
Verläßt mich, meinem Schmerz zur Beute? Sie,
Die Liebevolle? — Von mir selbst verlassen,
Von ihr! Du warst in diesem Sturme mir
Der letzte Anker, Mutterliebe! und
Verschlossen meinem Kummer nun ihr Herz?
Sie wollte mich nicht hören, ja! (Nach einigem Nachdenken.)
Doch wie?
Wenn sie es ahnete! — Nein, zu beklommen war
Ihr Busen, tröstend meinen Gram zu hören;
Nur darum wich sie dem Vertrauen aus.
O, hätt' sie mich gehört, es wär' vielleicht
Ein Strahl von Ruhe in dies Herz gekommen.
Doch nun, nun ist's vorbei! —
Katharina (auf sie zueilend). O meine Gräfin!
O meine liebe Berta!
Berta (aufblickend). Ach, du bist

Es, gute Katharina! Seh' ich dich
Denn endlich einmal wieder? Dacht' ich doch,
Du hättest mich vergessen!
Katharina. Du mein Gott!
Wie könnt Ihr das nur denken. Hab' ich ja
So lieb Euch wie mein eignes Kind. Doch hört,
Das Spulrad mußt' ich drehen, daß das Garn
Zum Weben nimmer fehle meinem Sohn.
Doch nun, da viele feine Leinwand er
Gefertigt, biet' ich aus sie zum Verkauf
In dieser Gegend, und da, dacht' ich, will
Ich meine Gräfin Berta doch besuchen.
Berta. Du Gute! (Reicht ihr einen Stuhl).
Setze dich. Wie geht es denn
Zu Hause?
Katharina. O ganz schön, ganz gut! Ihr könnt
Nicht denken, wie vergnügt wir sind, seit uns
Der gnäd'ge Graf das neue Haus geschenkt;
Denn mit dem alten war's auch gar nichts mehr.
Es regnet' auf den Kopf uns, und der Rauch —
Es war kein Schornstein dran — hat mir verderbt
Die Augen, daß ich immer schlecht noch sehe.
Berta. Das tun auch wohl die Jahre; doch erzähl'
Von deinen Kindern mir.
Katharina. Der Jüngste ist
Jetzt aus dem Hause; in der Lemker Heide
Bewacht er eine Herde Rinder; so
Verdient er etwas; 's ist ein gutes Kind,
Auch ziemlich wohlgestaltet; schade nur, daß er
Ein wenig schielt, sonst ist er fleißig und
Hält strenge Ordnung in der Herde; denn
Noch klagte niemand über Schaden, und
Das freut mich herzlich für den Knaben.
Berta. Dank
Dem Himmel, daß nur Rinder er beherrscht;
Denn sonst, und wär' er auch die Güte selbst,
Sprächst du doch schwerlich wohl ein solches Wort.
Katharina. Was meint Ihr?
Berta. Nichts; ich bitte, redet weiter.
Es ist so wohl mir, wenn dein redlich Herz
Von deinen Lippen fließt; gewiß, es wird
Mir leicht, wenn ich dich höre. Nun, dein Sohn,
Der hütet jetzt die Rinder?

Katharina. Freilich wohl;
Der Ältre nun, das hab' ich schon gesagt,
Der webt; das ist Euch gar ein wackrer Bursch,
Ist so verständig, ordentlich, nur fürcht' ich oft,
Daß er's zu eifrig mit der Arbeit treibt.
Er ist erst sechzehn Jahr', und schon ernährt
Er seine alte Mutter und sich selbst.
Berta. Der brave Junge!
Katharina. Und da denk' ich oft,
Es wird ihm schaden, daß so heftig er
Die jungen Glieder anstrengt, schafft er doch
Schon mehr als mancher Mann. (Nach kurzem Nachdenken.)
Ja, hätt' ich noch
Den Ältsten, Gräfin, der zugleich mit Euch
An meiner Brust lag. (Wehmütig.) O, das liebe Kind,
Und starb so elend in den Blattern!
Berta. Sei nicht
So traurig, gute Mutter; vielem Schmerz
Bei karger, kurzer Lust ist er entgangen.
O, ruhte in der Gruft ich oder auch
An deiner Brust, ein zart unmündig Kind,
Des eignen Tuns mir unbewußt, da wär'
Ich vielem Leid entflohn.
Katharina. Da müßt' ich ja
Zum zweitenmal für Euer Leben zittern.
Nein, Gott sei Dank, daß ich Euch vor mir seh'
Ein großes und gesundes Fräulein! Hab'
Ich doch um Euch der Angst und Sorgen viel
Gehabt, da kaum das Leben war in Euch.
Gewährte —
Berta. Ach, ein schwach, kaum atmend Kind
Sah ich das Licht, und nur voll Trauer schauten
Die Freunde mich; denn nicht, so wähnten sie,
Sei für das Leben ich geboren, nur
Durch schnellen Tod der Eltern kurze Lust
Zu stören; o, ein bang weissagend Bild
Des künft'gen Lebens! Schmerz verbreiten und
Erdulden ist mein Los hienieden.
Katharina. Gott!
Was ist Euch? Seid zufrieden doch! Ihr habt
Ja alles, was das Herz verlangt, und nun
Sprecht Ihr so traurig, gleich als wär' der Tod
Am besten Euch zu wünschen. Still davon!

Denn oftmals straft der Himmel solchen Spott
Durch schleunige Erfüllung, und das wär'
Ein großes Herzleid allen uns und auch
Nicht gut für Eure Seele.

Berta. Du hast recht!
Das ist es auch, was aufrecht mich erhält
In meinem Kummer, daß ihr all' mich liebt
Und meine Trauer eure Herzen engt.
Verzeihe, wenn ich dich erzürnt, du liebst
Mich doch, nicht wahr, du bist mir gut, du Treue?
O, mög' es nimmer dich gereun, daß du
Das zarte Leben mir erhalten.

Katharina. Du
Mein Gott, wie sollt' es mich gereun! Ihr seid
So fromm ja, seid so engelgut, und auch
Schreibt all mein Glück sich von der Stunde, da
Man meiner Pflege Euch vertraute; denn
Zuvor, da war es elend, kümmerlich.
Denn nichts konnt' ich dem Manne bringen, er
Mir nur ein ärmlich Obdach bieten, voll
Der Schulden, stets sich häufend und verjährt.
Wir mußten uns behelfen; doch es ging
Noch leidlich, bis der Himmel mir den Sohn
Bescherte. Ach, da lebt' ich bange Tage.
Die Arbeit lag, es stockte der Erwerb.
Mit naher Klage droht' der Schuldherr; da,
Da sank der Mut mir; ohne Rettung schien
Mir unsre Lage. Doch da trat herein
Der Pfarrer. „Frau," so sprach er, „Euer Glück
Könnt Ihr jetzt machen!" und er legt' es mir
Jetzt auseinander, wie für Euch gesucht
Würd' eine Amme, und wie großes Heil
Dies unsrer Armut bringen könne. Doch
Ich sollte mich von meinem Kinde trennen,
Es Fremden anvertrauen. „Nein, das kann
Ich nicht!" so rief ich. „Doch, wenn mit dem Kinde
Man auf mich nimmt, so bin ich gern bereit."
Der Pfarrer sagte dies dem Boten. Ich
Ging hin zur Kirche, betete, daß Gott
Mein Schicksal möge lenken, wie es ihm
Zur Ehre, mir zum Heil. Dann ging ich still
Getröstet fort. Vor meiner Hütte hielt
Ein Wagen schon, bereit, mich abzuholen.

Da sah ich Gottes Ratschluß, und hinein
Stieg ich getrost mit meinem Kinde; doch
Wie war zumut' mir, da ich Euch erblickte:
So schwach und kaum noch lebend! Lieber Gott,
So dacht' ich, wär' ich doch am Altenberge;
Am Leben bleibt das zarte Würmchen nicht,
Und mir dann wird die Schuld wohl beigelegt;
Doch Gott gab Gnade, daß Ihr Euch erholtet
Und eine große, liebe Dame wurdet.

(Sie schweigt still und Berta ist nachdenkend.)

Doch warum seid so still Ihr denn und sagt
Mir gar nichts, ist nicht wohl Euch?

(Man hört während der Zeit unverständliche Worte hinter der Szene.)

Berta (auffahrend). Ach! Das ist
Der Godowesi, Liebe, laß uns gehn,
Daß ich vermeid' sein widerwärtig Antlitz.
Wie Mißton klingt mir seine Stimme schon.

Katharina. Wer ist das?

Berta. O, so komm, er naht sich schon!

(Sie führt Katharina mit sich fort.)

Neunte Szene.

Marco Godowesi, Eduard Felsberg.

Eduard Felsberg. Ihr habt erst kurze Zeit dies Land gesehn,
Und also faßt Ihr seine Schönheit nicht;
Denn nicht dem Auge beut sich's freudig dar
In üpp'ger Fülle prangender Natur;
Und wer im Feenreich Italiens
Erzeugt und von dem aromat'schen Duft
Des blühenden Orangenhains genährt,
Den können Jahre nur, auf deutschem Boden
Verlebt, der deutschen Schönheit Wunder lehren.

Marco Godowesi.
Ich weiß, Ihr zürnt dem Fremdling nicht, der fern
Von Süden naht, wenn er sogleich die Luft
Des Nordens nicht erschaut. Hab' ich doch lang
Ergründet schon des Volkes kräft'gen Sinn,
Das es bewohnt, und lange kann ein Land,
Von solchem edlen Stamm bevölkert, nicht
Mir unhold scheinen.

Eduard Felsberg. O, da sprecht Ihr recht
Aus meinem Herzen. Manches Land durchstrich
Ich forschend, doch zur Heimat zog's mich stets,
In Welschlands Blütenhimmel wie im Reich
Des Briten.
Marco Godowesi. Süße Regung der Natur,
Wann rührtest du mit größerm Recht ein Herz,
Als da zur Heimat diesem Jüngling du
Die Sehnsucht gabst?
Eduard Felsberg (unwillig). Die lebt in jeder Brust,
Und stets mit vollem Recht; denn jedes Land
Hat seinen Vorzug, den das Fremde nie
Uns bieten kann. So ist das meine mir
Auch wert vor allen andern, und wer nicht
Ein gleich Gefühl im Busen trägt und mehr
Den Fremdling rühmt wie seines Landes Sohn,
Der scheint ein Unding und ein Bastard mir.
Marco Godowesi. Da habt Ihr recht. Nie kann ein fühlend Herz
Dem Vaterlande sich entfremden. So
Schwebt vor den Blicken stets die Heimat mir,
Beut gleich sich Höhres ihnen dar; und so
Gab nicht Ersatz des Tals der Jugend Euch
Die Ferne.
Eduard Felsberg. Doch! In diesen Wäldern wurde
Mir wohl, und fast wie heimatliche Luft
Umweht es mich; ist gleich das Klima ganz
Verschieden, sind doch die Bewohner gleich
An Unschuld, Freiheitssinn den frommen Hirten
Auf unsern Alpen.
Marco Godowesi. Wie, Ihr seid kein Deutscher?
Eduard Felsberg. Helvetien hat mich geboren. Wo
Die Aar um Berns beglückte Mauern rauschet,
Ergötzten mich der Kindheit Spiele. So
Ist von Parteisucht frei mein Urteil, wenn
Germanien ich rühme.
Marco Godowesi. Ach, Ihr seid
Ein Schweizer, meiner Heimat nachbarlich;
Das klingt wie Zauberton in meinen Ohren.
Wie ist's erfreulich, in der Ferne, wo
Befremdend jedes Antlitz, jeder Laut,
Selbst die Natur uns kalt und unverwandt,
Den fernsten Laut der Heimat zu vernehmen.
(Ihn umarmend.) Kommt an mein Herz, es weiht sich liebend Euch.

Laßt Euer Freund mich sein, es drängt mich hin
An Euren Busen.
Eduard Felsberg (kalt ihn umarmend). Herzenseinheit knüpft
Der Freundschaft Bande. Wenn ein gleicher Sinn
Belebt uns beide, willig öffn' ich dann
Die Arme.
Marco Godowesi (in seinen Armen). Ewig hat verbunden uns
Ein gleicher Sinn, und sympathetisch klopft
An Eurer Brust die meine. O, nun soll
Ein Eden mir erblühn auf ödem Grund
Der moos'gen Heide.
Eduard Felsberg. Also tut Verzicht
Darauf Ihr, daß anschaulich einst und klar
Euch werde dieses Landes Sinn — da tut
Ihr wohl daran; denn nimmer paart sich wohl
Mit welscher Feinheit grader, plumper Sinn.
Marco Godowesi. Ich schmähe nicht des Landes Sitte, nicht
Den Geist des Manns, der ihn bewohnt. Zwar wird
Ihm nimmer blühn des Ruhmes Prachtgebild',
Doch für den Mittelstand schuf tücht'ger ihn kein Reich.
Wie blüht' im Wohlstand sonst dies Land, so arm
Von der Natur begabt, wenn reger Fleiß
Und eiserne Beharrlichkeit ihr nicht
Die Gaben abzwang, die sie karg versagt?
Eduard Felsberg (lächelnd).
Wie ward Euch, da aus Welschlands Himmel Ihr
Euch ferntet und Euch deutsche Luft berührte?
Marco Godowesi (lächelnd).
Ein wenig bang, das könnt Ihr denken; denn,
Welch hohe Reize auch dies Land besitzt,
Noch faß' ich nicht, wo ich sie suchen soll.
Der Sonnenbrand der Heide möchte denn
Begeistern mir das kochende Gehirn,
Daß ich nur ihre Blümlein pflückte, sie
Zergliedernd in der Schönheit Quell mich tauchte.
O, solch ein Land, wo man, im Schnee versenkt,
Des Jahres Hälfte künstlich vor dem Frost
Das Leben schützen muß; und hat sich trüb
Und feucht die Sonne wiederum genaht,
So kann man vor den armen Strahlen sich
Nicht einmal bergen. Ha! wo ihren Strahl
Sie glühend hinsenkt auf Italien
Und der Zitrone Goldfrucht reift, da schützt

Der Pomeranzenwälder Grün den Sohn
Des Landes. Doch hier sengt er das Gehirn
Auf öder Heide, hier, wo kaum die Saat
Er reift. Des Nordens und des Südens Weh
Hat die erzürnte Gottheit auf dies Land
Gehäuft.

Eduard Felsberg. Doch wie ertragt Ihr es denn, hier
Zu weilen? Wie in kalter Totengruft
Muß Euch das Leben scheinen, ist Euch gleich
Den Worten der Gedanke.

Marco Godowesi. Nur die Huld
Des Grafen hält an diesem Boden mich.
Auch lab' ich oft mich an dem klaren Born
Der Künstler unsers Landes, die mich her
Begleitet auf der Reise. Glühend beut
Sich dar der Phantasie das ferne Bild,
Schau' auf der Leinwand ich es.

Eduard Felsberg. O, wie seid
Ihr glücklich, daß Eu'r eigen solch ein Werk
Ihr nennet; Welschlands Meisterstücke auch
Ich schaut' verlangend gleich dem Tantalus,
Und nicht der kleinste Abdruck war mein eigen.
Wie wünscht' ich oft, daß statt der Harmonie
Des Pinsels Gabe mir beschieden!

Marco Godowesi (seine Brieftasche öffnend und verschiedene Papiere herauslegend). Seht
Ein kleines Pröbchen! (Während Felsberg es betrachtet, für sich.)
Du meinst wohl, deinem kalten Spotte sei
Ich dargestellt zum Ziel. Doch hüte dich,
Daß nicht die Rache dich ereilt! (Laut.) Wollt mehr
Ihr schauen, folgt mir in mein Zimmer; viel,
Noch viel der großen Geisteswerke nenn'
Ich mein. (Er steckt die Bilder in die Tasche; sie gehen hinaus. Laurette begegnet ihnen in der Tür. Sie machen ihr eine stumme Verbeugung.)

Zehnte Szene.

Laurette (allein). Er würdigt mich nicht eines Blicks,
Der Stolze, und so trunken hing noch gestern
Sein Aug' an Bertas dämmernder Gestalt.
Ihr wähnt euch unbemerkt, ihr Sichern. Ha!
Ihr kennt nicht mein durchdringend helles Schaun.

Wer rühmt sich, daß er Stunden nur verbarg
Sein Innres vor Laurettens scharfem Blick?
Und da sein arglos Lob von Cordchens Lippen
Ich preßte, wie da lodernd flammte auf
Dein ganzes Ich! Da senkt' den tiefen Blick
In deine Brust ich, sah darin sein Bild.
Begnüge dich mit deinen Phantasieen,
Verrückte Schwärmerin, und überlaß
Gescheitern Leuten dieses Mannes Liebe.
Was red' ich? Lieb' ich ihn? (Nachsinnend.) Nein, wahrlich nicht!
Ich fühl' es klar, ich lieb' ihn nicht, doch ist's
Verdrießlich mir, daß solch ein stolz Gemüt
Sich fesseln läßt von solcher schwachen Hand.
Was zieht ihn zu der Träumerin? Doch nicht
Das bißchen Larve oder auch der Ton
Der wilden Schwermut und ihr Geisterblick?
Ich denk', vorüber sei die Zeit, wo man
An intressanten Totenköpfen sich
Ergötzte; und ein blühend frisch Gesicht,
Ein schlaues Auge ist den Männern mehr
Als alle Psychen und Uranien.
(Spöttisch.) Gib willig auf es, du empfindsam Kind,
Mir Nebenbuhlerin zu sein; denn bald
Entführ' ich dir den Trauten, und du klagst,
Ein einsam girrend Täublein. (Sie hat während dieser Zeit heftig auf dem Tisch herumgekramt). Ei, ein Brief!
An Marco Godowesi, o, das ist
Der junge Welsche mit dem Sperberblick.
Laßt sehn! (Sie öffnet ihn und liest:)
„Du weißt, wie große Pflichten Dir
Obliegen gegen mich. Errettet hab'
Ich Dich aus drohender Gefahr, da floß
Von Dank Dein Busen über, nimmer könntest
Du solchen Dienst vergelten, wähntest Du.
Da deutet' ahnend ich auf ferne Zeiten,
Wo Deiner ich bedürfte, und Du schwurest,
Dein Dasein mir zu weihn. Ob treu der Schwur,
Das will ich nun erproben. Sprachst Du wahr,
So laß die Heimat, eile her zu mir!
Laß kein Geschäft, so dringend es auch sei,
Verzögern Dich; denn größer, dringender
Ist, was Dich herruft, und ein höhrer Lohn
Erwartet Dich am Ziele. — Adelbert

Von Löwenstein." — Mein Onkel? Wie, er will
Zu hoher Tat ihn brauchen? Nun, das scheint
Ein saubrer Handel mir! Hab' ich es längst
Geahnet, eine feine Larve sei
Sein niedres Amt, daß nicht die Scheelsucht ihn
Erreiche, da des Grafen Herz er lenkt.
Denn wie zum Phöbus schaut die Sonnenblume,
So hängt an ihm der Blick des Grafen auch.
Dem jungen Schweizer scheint er Freund, das ist
Wohl das Orakel, dem ich spähend mich
Muß nahen. (Heftig nach einer Pause.)
Lieben muß der Stolze mich!
An meinen Busen will ich sanft ihn ziehen,
An meine Wange, blühend jugendlich.
Doch wehe, ist vergeblich mein Bemühen!
Noch nie verschmähte Männerliebe mich.
Der Rachegötter Fackeln wehn und glühen,
In Nattern wandeln meine Blicke sich;
Und könntest ganze Welten du bezwingen,
Entgingst doch nimmer du der Rache Schlingen.
Allein, wer naht? (Sie faltet eilends den Brief zusammen und wirft ihn auf den Tisch, worauf sie sich etwas zu schaffen macht.)

Elfte Szene.

Laurette, Marco Godowesi.

Marco Godowesi (hereinkommend für sich).
Welch böser Dämon trieb mich auch,
Das Portefeuille zu öffnen? Marco, oft
Bist du so vorsichtsvoll, wo es nicht not, und oft —
(Er schlägt sich vor die Stirn.)
Find' ich es hier nicht, so — (Er eilt mit schnellem Schritte zum Tisch und bebt zurück, wie er Laura sieht.)
Laurette (sich schnell fassend und unbefangen). Es freut
Mich, daß ich Euch erblicke. Dürft' ich Euch
Bemühen, aus des Hauses Bücherschatz
Ein Werk des Genius mir zu vertraun?
Mit Sorgfalt werd' ich es bewahren.
Marco Godowesi (der den Brief schnell eingesteckt hat, gefaßt). Ich
Gehorche freudig Euch. (Für sich.) Wie könnte auch
So schöne Hand Verderben bringen!
(Laut). Womit kann ich Euch dienen?

Laurette. Dieses sei
Zur eignen Wahl Euch überlassen. Was
Des Schönen nur des Menschen Geist erzeugt,
Die scherzende, die ernste Muse ihm
Geflüstert, sei willkommen mir.
Marco Godowesi. Doch wie
Soll ich es wagen, zarten Frauensinn
Zu deuten, was genehm ihm, zu ergründen?
Nicht kennt die rauhe Männerbrust die Wahl
Des Weibes, sie, die feine, zarte, und
Zur Schande wär' es mir, böt' ich Euch dar,
Was Euch empörte.
Laurette. Dafür bürgen mir
Eu'r Amt und Euer geistvoll Aug'.
Marco Godowesi. Ihr werdet
Hochmütig Euren Diener machen; denn
Man trägt wohl leichter Mannes Tadel, als
Das Lob von schönen Lippen.
Laurette (nach einem Augenblick). Nun, ich will
Das von der besten Seite nehmen.
Marco Godowesi. Wie
Auch könntet Ihr es anders? Wahrlich nicht
War zwiefach mein Gedanke, da ich fühlte
Des Lobes süße Last.
Laurette. Es sei, doch darf
Ich meine Bitte wiederholen?
Marco Godowesi. Wohl!
Liebt Ihr die Alten, Gräfin?
Laurette. O, wer kann,
Daß ihren Schwung er je erreicht, sich rühmen?
Marco Godowesi (ein Buch hervorziehend).
So schaut hier des Homeros schönsten Sang.
Laurette (hastig). Die Odyssee! Wahrhaftig, wohl habt Ihr
Ergründet meinen Sinn, mein Liebstes mir
Erwählend. (Sie legt das Buch auf den Tisch.)
Viel Beschäftigung wohl gibt
Euch Euer Amt?
Marco Godowesi. Ich steh' am reichen Quell,
Beschäftigung und Lust zu schöpfen, und
Ich labe stündlich mich aus ihm. Doch was
Mein eigentliches Amt betrifft, da hab'
Der Muße ich genugsam; nur der Graf

Bedient sich meiner, und wenn etwa ihn
Besucht ein Freund; doch selten nur wird mir
So wohl es, daß von schönen Lippen ich
Empfang' Befehle.
Laurette. Gräfin Berta liest
Doch gern und viel, wie man mir sagte.
Marco Godowesi. Viel
Und mit Empfindung. Dieser Dame ist
Das Höchste nicht zu hoch, und geistvoll schaut
Der Dichter Zartheit wie den ernsten Geist
Des Philosophen und des Helden Kraft
Mit gleicher Klarheit sie. Doch hab' ich nie
Das Glück, von ihrem Munde den Befehl
Zu hören; Felsberg überbringt ihn stets.
Laurette. Schon gestern sah ich diesen Felsberg, und
Ein enger Freund des Hauses scheint er mir.
Sah ich hier recht?
Marco Godowesi (kalt). O ja, man ist ihm gut.
Laurette. Er weilt wohl nur zur Lust hier, oder hält
Vielleicht ein Amt an diesem Ort ihn? (Lächelnd.) Ihr
Schaut mich verwundert an, daß also viel
Ich über diesen fremden Mann erfrage.
Doch wißt, er sei ein Künstler, so vernahm
Ich, und ein Herrscher in des Klanges Reich.
Auch ich bin eine Schülerin der Kunst,
Und ehrfurchtsvoll schau' zu dem Wesen ich,
Das sie beherrscht, und große Pläne hab'
Der Lust auf seine Flöte ich gebaut.
Doch eigennützig, nur die süße Lust
Sich selber gönnend, sind nur gar zu oft
Die Herren Virtuosen. Also frag'
Ich Euch, ob man es kühnlich wagen darf,
Mit Bitten ihm zu nahen.
Marco Godowesi. O, er wird
Sie freudig Euch gewähren. Das Gebot
Des holden Mundes einer Dame ist
So lieblich, und den Damen ist er doch
Vorzüglich angenehm. Ihm gab, was ja
So wenigen verliehen, das Geschick
Die Gabe zu gefallen und den Kranz
Der Musen, doch das ist dasselbe, denn
Getrennt besteht es nicht. (Lächelnd.) Wie reichlich doch
Die Musen ihren Diener lohnen! Lust

Und Ruhm und sorgenfrei's Gemüt und Gunst
Des lieblichen Geschlechtes ist sein Preis;
Wie stehn wir andern Adamssöhne doch
So niedrig gegen diese Lieblingskinder
Fortunens.
Laurette. Wenn der Künstler uns ergötzt
Und wir ihn suchen, mag er sich darob
Nicht blähn, denn oftmals lieben wir in ihm
Das Werkzeug seines Instrumentes nur,
Und ohne dieses scheint er nichtig uns.
Doch ein erfahrner Geist, ein fester Sinn,
Dem zollen wir der Achtung Opfer, nicht
Vergleichbar jenem, was dem Künstler wird
Zuteil.
Marco Godowesi (lächelnd, halb für sich).
Nun freilich, Achtung dem Verdienst
Und dem Talente Zutraun, Liebe: das
Ist wohl geteilt, doch allzu ehrlich nicht.
Laurette. Doch zweifl' ich nicht, daß schlecht auf Euren Freund
Ein solches paßt. Wär' einzig nur sein Geist
In seinem Instrumente und nicht auch
Im eignen Ich, es wär' so traulich wohl
Nicht Eu'r Benehmen gegen ihn.
Marco Godowesi. Ein Mann
Von feiner Bildung und ein schöner Geist,
Ein Philosoph, ein Musikus und Dichter,
Das alles ist in einem dieser Jüngling,
Und, böt' ihm die Gelegenheit sich dar,
Ein Held noch obendrein; ein Astrolog,
Ein Mathematikus, das ist er auch,
So daß es scheint, als wohnte all der Geist,
Der jenen Künstlern fehlt, vereint in ihm.
Laurette. Mein Gott, das ist unmöglich; nimmer reicht,
Um alles dieses gründlich zu erlernen,
Das längste Menschenleben hin.
Marco Godowesi (begeistert). Nicht doch!
Einst hegte gleiche Meinung ich, doch jetzt
Hab' ich gesehn den Talisman, der mich
Geheilt von meiner Blindheit; ihn, das Wunder
Der Welt, den vierundzwanzigjähr'gen Jüngling,
Der Platos Weisheit, Archimedes' Kunst
Und Scipios Kühnheit eint. Ungläubig starrte
Mein Aug' ihn an, doch da ward sichtbar mir

In geist'ger Klarheit seine Schöne, und
Ich senkte demutsvoll vor ihm das Haupt.
Laurette (etwas verlegen und zweifelhaft).
Ihr seid begeistert, aber sagt, wie lohnt
Man also groß Verdienst?
Marco Godowesi. Er wird geliebt,
Geehrt wie keiner, das Orakel ist
Des ganzen Hauses er, bei ihm erholt
Sich Rats die Gräfin, den Komtessen liest
Er vor, ergötzt durch Spiel sie und Gesang.
Welch schönres Los kann ihm beschieden sein
Als dieses, was den edlen Frauen ihn
Empfiehlt?
Laurette (für sich). Ich merk' es, deine Furie ist
Die Eifersucht. (Laut.) Leicht folgt den Künsten wohl
Ein unverdient Geschenk der Menschengunst,
Die doch beschieden einzig dem Verdienst,
Dem wahren, reinen, sollte sein.
Marco Godowesi (für sich). Willst du
Mich fahn? (Laut.) Wohl ist die Billigkeit nicht stets
Der Menschenhandlung Richter, und er neigt
Zum holden Schönen oft wohl leichter sich
Wie zum bescheidnen Nutzen sonder Prunk.
Doch nur ein schwach Gemüt folgt also leicht
Dem leeren Scheine; doch wo freudig sich
Mit tiefem Sinn die holde Muse paart,
Da reißt unwiderstehlich und mit Recht
Sie jedes Herz an sich, wie meinen Freund.
Wer kann ihm widerstehn?
Laurette (verdrießlich). Ihr seid sein Freund?
Ein inn'ger, warmer?
Marco Godowesi (herzlich). Ich bewundere
Und liebe ihn so sehr, daß ich den Preis
Der gräflichen Familie streitig mache,
Und das heißt viel.
Laurette. Er ist ein großer Liebling,
Das wußt' ich früher, denn schon heute hat
Sein Lob aus Bertas Munde mir getönt.
Auch diese teilet die Bewunderung
Des ganzen Hauses.
Marco Godowesi. O, wer sollte nicht!
Kaum das Jahrhundert zeuget einen Geist
Wie diesen, kraftvoll, innig, tief und rein.

Nur gar zu oft paart des Verstandes Schärfe
Mit losen Sitten, böser Arglist sich;
Doch arglos, engelrein, und doch so hehr
Wie dieses, sah ich nimmer noch ein Herz!

Der **Reichsgraf** kommt herein.

Reichsgraf (zu Laurette). Da seid Ihr! Eilt zu Eurer Mutter, sie
Sucht angstvoll Euch.

Marco Godowesi. Wohl hat die gnäd'ge Gräfin
Vollkommen recht, wenn um solch holdes Kind
Sie stets in Sorgen ist.

Laurette (für sich, indem sie auf dem Tisch ihr Taschentuch sucht).
Mir ist zum Weinen!
Ergründet hab' ich nichts, und ob er mich
Nicht gar ergründet, der verwünschte Mensch!
Zu Tode müßt' ich mich ja schämen!

(Sie geht mit ihrem Taschentuch fort.)

Zwölfte Szene.

Reichsgraf, Marco Godowesi.

Reichsgraf. Nun,
Was lachst du?

Marco Godowesi. Ist's zum Lachen nicht, wenn uns
Ein Weib zu überlisten denkt und sich
Gefangen sieht in eigner Schlinge?

Reichsgraf. Was
Bedeutet deine Rede?

Marco Godowesi. Ach, es ist
Nicht wert des Redens, wenn so Wicht'ges man
Hat zu besprechen; doch wenn Ihr befehlt —

Reichsgraf. So rede!

Marco Godowesi. Denkt, die Gräfin Laura hat
Versucht, mich zu erforschen, denkt Euch das!
Mich zu erforschen! Wie die Weiber doch
Voll Eitelkeit und Hochmut stecken! Doch
Erfahren hat sie nichts, ich speiste sie
Mit glatten Worten, sie war außer sich
Vor Ärger. (Nach der Odyssee greifend.)
Ach, da liegt das gute Buch
Ja noch, mit dem sie das Gespräch begann.
Wo ist denn die Begeistrung hin entflohn,

Mit der sie es ergriff? Ich dachte schon,
Sie würde eilen, mit dem teuren Schatz
Sich zu verschließen. Ja, so sind die Weiber,
Voll Lug und Trug, die schlimmsten Männer sind
Nur die Kopie von ihrer Falschheit. Hätte
Der Himmel ihnen mehr Verstand verliehn,
Sie kehrten um das Weltall.

Reichsgraf. Aber sprich,
Was wollte sie erforschen?

Marco Godowesi. Ach, es brennt
Ihr junges Herz in lichterlohen Flammen
Für Eduard Felsberg schon, zum mindsten scheint
Es also mir.

Reichsgraf (verächtlich). Verliebte Grillen! Pah!

Marco Godowesi. Nun quält sie Eifersucht um Gräfin Berta;
Sie hat bemerkt, wie oft des Jünglings Blick
An Bertas Reizen hängt, das alles hätt' sie gern
Recht haarklein dann von mir erfahren.

Reichsgraf. So?
Auch du hast es bemerkt, so ist es wahr?
Mit Berta mein' ich. Hör', das hat mir oft
Der Unruh' viel gemacht.

Marco Godowesi. Daß er sie liebt,
Die Gräfin? Nun, das ist wohl klar zu sehn.
Allein, was kümmert's Euch? Die Flamme muß
Erlöschen oder ihn verzehren, nicht
Verdient auch Beßres, wen der Hochmut treibt,
Daß er vergißt des eignen Standes, zu
Der Herrin hebt das frevelhafte Aug'.
Drum laßt ihn immer, seine Strafe wird
Aus eignem Herzen ihm entsprießen. (Für sich.) Schnell
Enteilt die Zeit, und er, er tändelt.

Reichsgraf. Doch
Erschien es oftmals mir, als kehrte ihm
Zurück ein holder, schöner Liebesblick.
Wenn er ihr glühend Herz sich zugewandt
Durch seiner Flöte süße Tändeleien,
Durch seine hohe Miene! Marco, wenn
Sie ihn zu lieben wagte!

Marco Godowesi. Denkt so tief
Von Eurem edlen Fräulein nicht, Herr Graf.
In ihren Adern rollt das edle Blut
Der Löwensteiner, den erhabnen Geist

Gabt Ihr zum Erbteil ihr, und eher schaut
Nach Königskronen wie nach niederm Herd
Ihr glühendes Verlangen.
Reichsgraf. Ja, sie ist
Mein Liebstes, ist die Krone meines Hauses,
Sie ist die einz'ge, die mir ähnlich ist.
Durch sie wollt' ich den neuerrungnen Thron
Befestigen, doch nun erfüllt mich Sorge
Um sie. Hält Liebe erst ihr Herz befangen,
Wie Schattendunst entflieht der hohe Sinn;
In kleinlich banges, schmachtendes Verlangen
Stirbt ihrer Größe schöne Blüte hin.
Nein, wahrlich nein, so soll mein Kind nicht sinken.
Fort muß der Kecke!
Marco Godowesi. Mir ist's eben recht;
Ich hass' ihn lange, doch mir war er nicht
Im Wege, darum ließ den seinen ich
Ihn ruhig wandeln; doch da heute ich
Erholen mich von schweren Sorgen will
Und ein Gespräch mit ihm beginne, da
Mit spitzen Worten höhnt er mich, der Freche.
Ob er für also sinnlos mich geachtet,
Daß nicht verständlich seine Weisheit mir?
Vielleicht auch schien ich so verächtlich ihm,
Daß nicht der Müh' es lohnt', ein freundlich Wort
Mir zu vergönnen; denn was kann es wohl
Dem schaden, der der Herrschaft Herzen lenkt,
Wenn ihm der Diener grollt? Doch diesmal hat
Er sich versehn; mit seinem Regiment
Geht's auf die Neige.
Reichsgraf. Wohl! Doch sprich, wie kann
Mit guter Art man ihn entfernen?
Marco Godowesi. Was?
Mit guter Art? Man heißt ihn gehn, das ist
Die beste Art. Hat er nicht lang genug
Auf fremde Kosten sich gepflegt?
Reichsgraf. Gemach!
Wie bist du doch so heftig! Ist das auch
Gemäß der Vorsicht, die du stets empfiehlst?
Mich dünkt, wo andre nur es Schmerzen kostet,
Da bist du mit der Vorsicht stets zur Hand;
Doch sollst du nur die kleinste Regung dir
Versagen, wär' es zum Verderben dir

Und deinen Freunden, dennoch zähmst du nicht
Den wilden Hang.
Marco Godowesi. Ihr tut mir unrecht, Herr.
Wann gab ich Euch Beweise, daß ich nicht
Beherrsche meine Leidenschaften? Hab'
Ich der Verstellung schwere Kunst nicht schon
Sechs Monde lang geübt in diesem Schlosse?
Und wer wohl ahnet, daß ich Wichtigers
Zu hüten hab' als Bücher? Selbst da mich
Verhöhnte dieser Bube, war so sehr
Ich meines Zornes Meister, daß nur hold
Und freundlich meine Worte klangen, da
Im Busen mir der finstre Grimm entbrannte.
Allein was kann uns dieser Knabe schaden,
Der Abenteurer in dem fernen Lande?
Warum die teure Zeit damit verderben,
Daß man ersinnt, wie man solch läst'gen Gast
Sich fortschafft? Heißt ihn gehn; das ist mein Rat.
Das beugt ihm auch den stolzen Hochmut wohl,
Was doch ihm not von Herzen.
Reichsgraf (sich plötzlich besinnend). Doch wie wird
Beleid'gen es mein Weib und meine Töchter,
Wenn also schnöd' ihr Liebling wird behandelt!
Erwäg' es, nicht die Gräfin Löwenstein,
Nein, deine künft'ge Fürstin wird gekränkt
In ihr — und wer mein Weib nicht ehrt, der ehrt
Mich auch nicht. (Geht mit majestätischem Anstande auf und ab.)
Marco Godowesi (für sich). Gott, wie sich das Männlein bläht!
Wie wird ihm seine Herrscherwürde schon
So schwer zu tragen, eh' er sie erlangt!
Du Zwerg, der Größe heuchelt, was wohl hast
Begonnen du, das ich nicht billigte?
Du bist das Werkzeug meiner Pläne. Hätte
Auf gleiche Höhe mich Geburt gestellt,
Wie würd' ich, armer Schwächling, dich verachten!
(Aufstehend und auf den Grafen zugehend.)
Allein die Stunden eilen, wollt Ihr nicht
Vernehmen, wie ich Euere Befehle
Verrichtet?
Reichsgraf. Schnell! Um Kleines haben wir
Versäumt das Wichtige; schon wird man lang
Bei der Gesellschaft mich vermissen.
Marco Godowesi. In

Der Hauptstadt fand ich alles gut gestimmt
Für uns, so mein' ich, und dem Fürsten gram.
Ein neu Edikt, daß man die kleinen Kinder
Nicht ferner vor die Häuser setzen soll,
Um sich zu sonnen, ohne alle Aufsicht,
Hat die Gemüter aller aufgereizt.
Sie haben viel mir vorgejammert, wie
Unmöglich sie das Leben fristen können,
Da den Erwerb sie lassen und die Zeit
Verschwenden müssen mit den Kindern. So
Ist töricht, sinnlos ganz des Pöbels Sinn,
Daß sie das Neue hassen, ist es gleich
Sie zu beglücken nur ersonnen; doch
Dem neuen Herrscher sehn sie stets mit Jubel
Entgegen, ist er gleich ein Teufel, selbst
Ein Engel der, den er verdrängt.

Reichsgraf. Das ist
Das wenigste; eh' sich der Pöbel regt
Nach der geschehnen Tat, eh' senkt die Last
Des Firmaments auf uns sich nieder, und
Nicht muß er wissen, daß ein neuer Herr
Ihm ward, bevor der alte ausgeatmet;
Den staunt er dann mit offnem Munde an
Und zieht schon nach wie vor im Joch. Doch hast
Du Reihersdorfen auch gesehn? Wie denkt
Am Hofe man?

Marco Godowesi. Die alten Freunde lassen
Euch grüßen. Ihre Namen seht Ihr hier. (Ihm eine Liste zeigend.)
Graf Reihersdorf, den seht in kurzem Ihr
Auf diesem Schlosse. Gräfin Berta ist
Der Preis, den er verlangt.

Reichsgraf (nachdem er in die Liste gesehen). Ich wollt', ich könnt'
Um andern ihn gewinnen; denn es scheint,
Sie liebt ihn nicht, und ungern zwing' ich sie.

Marco Godowesi. Vier Jahre sind's, daß sie ihn nicht gesehn;
Indessen ändert sich die Neigung oft.
Auch glaub' ich nimmer, daß dem schönen Mann
Im Ernst ein Körbchen reicht die Gräfin. Tun
Doch oft die Weiber spröde, wenn die Glut
Der Liebe sie durchflammt; so will es ja
Die Sittsamkeit. Auch einen andern Herrn
Bringt mit sich her der Graf; von Hellbronn ist
Sein Name.

Reichsgraf. Still auf fernen Gütern lebte
Sein Vater. Sollte etwa sich der Sohn
Emporgeschwungen haben? Ist mir doch
Durch meine Forscher nichts davon berichtet.
(Auf die Liste sehend.)
Auch auf der Liste steht er nicht. Was soll
Er dann?
Marco Godowesi. Es ist ein heller, feur'ger Kopf,
Und können wir in unsern Bund ihn ziehn,
So sei er, meint der Graf, von Nutzen uns,
Und mehr als er sein Geld noch; denn er ist
Von allen Edlen dieses Landes wohl
Der reichste.
Reichsgraf. Nun, wir wollen sehn, wie wir
Gewinnen ihn. (Nach einer Pause.) Ich stehe an der Pforte,
Die Herrscherthron und Kerkerdunkel trennt;
Ob das Geschick zum finstern Schreckensorte,
Ob zu des Thrones Glanz es mich ernennt,
Wer wird verkünden mir die ernsten Worte?
Wer ist's, der seine dunkeln Wege kennt?
Umsonst; kein Götterspruch erhellt ihr Grauen,
Der eignen Kraft muß wagend ich vertrauen.
(Er faltet die Liste zusammen und geht in den Hintergrund. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Szene.

(Das Theater stellt einen illuminierten Garten vor. Die Gesellschaft nimmt Erfrischungen ein in einem Pavillon; gegenüber steht die Büste des Julius Cäsar.)

Der **Reichsgraf**, die **Reichsgräfin**, der **Minister**, die **Ministerin**, Graf **Reithersdorf**, Graf **Hellbronn**, **Berta**, **Cordelia**, **Ferdinand**, **Marco Godowesi**, letzterer nur im Hintergrund als Zuschauer.

Reichsgraf (zu Hellbronn).
Verzeiht, daß diesen frohen Tag ich nicht
Verherrliche durch Gäste sonder Zahl,
Wie es in Städten Sitte. Abgesondert
Liegt dieses Schloß von aller Nachbarschaft,

Und Hütten nur umringen es, drum müßt
Vorlieb Ihr mit dem guten Willen nehmen.
Hellbronn. Ich dank' dem güt'gen Zufall, daß er mich,
Vom Zwange fremder Gegenwart befreit,
Die ersten Sonnenblicke meines Glücks
Genießen läßt. (Zutraulich und leiser zu Cordelia.)
Wie meinst du, Teure, wär'
Dir wohl, wenn statt dem trauten Freundeskreis
Dich rings umlagerte mit Späherblick
Ein bunter Haufe?
Cordelia. Himmel, ich verginge!
Ist mir doch jetzt so ängstlich schon, so bang;
Ich wollt', ich könnte fort, doch grade jetzt,
Da ich es sehnlich wünsche, grade jetzt
Hält man mich fest umlagert und beachtet
Die kleinste Regung, und sonst geh' ich frei
Und ungehindert, wenn ich will; das ist
Doch grausam.
Hellbronn. Holdes Cordchen, trage ihn,
Den einen bangen Tag; ich hoff', es wird
Der einz'ge sein, den meine Liebe dir
Soll kosten.
Cordelia (seufzt).
Minister (der ihr gegenüber sitzt).
Ach, das liebe Bräutchen ist
So still! Sei munter, Cordchen, liebes Kind.
Nicht ziemt es sich, solch wackern Mann empfahn
Mit Seufzern, trübem Antlitz.
(Cordelia fährt sich mit dem Tuch über das Gesicht.)
So, nun laß
Die finstre Laune in dem Tuche all
Und sieh mich freundlich an; sei, wie zuvor,
Das holde, heitre Mädchen wieder!
(Nach einer kleinen Pause, währenddem er sie betrachtet hat.)
Nicht?
Noch immer traurig? Nun, das wird sich geben,
Weiß ich doch selbst, daß nicht am Traualtare
Oft so beklommen klopft der Busen, wie
Am Tage, wo des Herzens süße Wahl —
Nicht mehr das stille, heilige Geheimnis —
Dem Ohre aller kund wird.
Reichsgraf. Laß sie nur;
So schauen alle Bräute, trüb und ernst,

Die Augen nieder und beträuten Blicks.
Doch tief im Herzen wohnt die süße Lust,
Und litt' die liebe Sitte es, wir sähen
Wohl andres Antlitz.

Reichsgräfin (leise zum Reichsgrafen und Minister).
Schont sie, mein Gemahl,
Und, lieber Bruder, ehrt die leise Scham
Der zarten Jungfrau.

(Minister lehnt sich wieder stillschweigend in seinen Sessel.)

Reichsgraf (zur Reichsgräfin). Lieblich steht die Röte
Und blöde Schüchternheit dem Mägdlein, doch
Nicht also mehr der edlen Frau, drum muß
Beizeiten man sie des entwöhnen, daß,
Wenn in der Residenz sie anlangt, man
Nicht wittere an ihr die Landluft.

Reichsgräfin. Gott!
So hätte dazu ihre scheue Unschuld
Und fromme Schüchternheit so sorgsam ich
Gepflegt, daß man gewaltsam diesen Schmuck
Durch schnöde Reden ihr entreiße? Doch
Wer wird es wagen, vor dem zücht'gen Ohr
Der edlen Frauen ein empörend Wort
Zu reden?

Reichsgraf. O, in großen Städten denkt
Man nicht so delikat.

Ferdinand (mit einem vollen Glase sich dem Vater nahend).
Seht nicht so ernst,
Mein Vater, seht, wie goldig uns der Wein
In heller Flasche schimmert.

Reichsgraf. Geh, du bist
Berauscht! (Zum Minister.) Gib doch dem Knaben nicht so viel,
Hippolytus, ihm netzt nicht oft der Wein
Die Lippen, und so möcht' es übel ihm
Bekommen.

Minister. Nicht doch, Bruder, überschreiten
Werd' ich das rechte Maß nicht, aber gönne
Ihm einmal einen frohen Lebenstag.
Der Bruder hat das erste Recht zur Freude,
Sieht er das zarte Schwesterlein als Braut
Am Arm des wackern Jünglings, der ihm wird
Ein treuer Bruder, des er länger sich
Kann zu erfreuen hoffen, wie des Sohns,
Des neu erworbenen, der graue Vater.

Reichsgraf. Tust du's, mich zu erfreuen, daß du mir
Des Todes grauses Bild vor Augen stellst?
Ich bin noch kräftig wie vor zwanzig Jahren.
Kein Alter schont das ernste Schicksal auch;
So ist's noch unentschieden, wer von uns
Am längsten sich des Lebens freut, ob ich,
Ob auch mein Sohn.
Minister (scharf). Doch kannst mit Grunde du
Erwarten, daß dein Sohn es sei; dies ist
Dem Vaterherzen süße Hoffnung ja.
Reichsgraf. Mitnichten; lang und freudig sei sein Leben!
So wünscht das Vaterherz; doch mir auch sei's
Vergönnt, sein Glück zu schauen und das Glück
Der Enkel und des fernen Stamms.
Minister. So ist
Ein endlos Leben dein Begehren?
Reichsgraf. Ach,
Was nützt ein töricht unerfüllbar Wünschen?
Sonst, Bruder, für die fernen Freuden
Der künft'gen Ewigkeit geb' ich die Lust
Nicht hin von einer Stunde.
Minister. Adelbert!
Reichsgraf. Wer bürgt mir für das dunkle Jenseits? Wer
Hat seine Freuden je gekostet?
Minister. Bürgt
Dir für die Wahrheit nicht dein eignes Herz,
Aus dunklen Schlüssen wird dir's nimmer klar.
Doch zu bedauern bist du; denn es fehlt
Des Leidens süßer Trost dir, ohne den
Das Leben nur zur Bürde würde.
Reichsgraf (mit verstellter Heiterkeit). Pah!
Noch trag' ich ziemlich leicht daran, doch laß
Uns nicht um solches hadern — besser ist's,
Ein jeder denkt das Seine, ohne daß
Vom Nachbar gleichen Grundsatz er verlangt.
(Nach einer kleinen Pause.)
Du siehst so ernst? Nun wohl, dein Himmel ist
Mir recht gelegen. Soll nach meinem Tode
Ein neues, freudenreiches Dasein mir
Entblühen, nehm' ich's gern vorlieb.
Minister (leiser, doch heftig). Dich hat
Zur Beßrung nicht die Einsamkeit geregt,
Wie ich gehofft; der starre, finstre Mensch

Wie ehmals — doch so ist's: wem aus der Brust
Die Tugend floh, dem wird ein jedes, wird
Die edle Handlung selbst zur Sünde.

(Reichsgraf sieht ihn wild an.)

Ministerin. Ei,
Warum so finster? Ihr entweiht den Tag
Der Freude, nimmer sah ich solch ein Fest.
Denn jeglichem ist die Verbindung recht
Und angenehm, und dennoch seh' ich nichts
Als trübe, finster ängstliche Gesichter.

Minister. Wohl hast du recht; auch ich weiß wahrlich nicht,
Welch böser Dämon dieses Fest beherrscht,
Doch still davon! —

(Er hebt sein Glas gegen die Gesellschaft.)

Hoch lebe unsre Braut!

Alle. Sie lebe hoch!

Minister. Und ihr Verlobter!

Alle. Hoch!

(Die Brautleute danken bei jeder Gesundheit.)

Reichsgraf (der sich indessen gefaßt). Ein stolzer Stamm
Entsprosse diesem edlen Paar, der fern
Die mächt'gen Äste durch das Reich erstreckt,
Es möge Heldenruhm die Söhne schmücken
Und Kronen Eure Töchter!

(Alle stoßen an.)

Reichsgräfin (gerührt zum Reichsgrafen). Immer noch?

Reichsgraf. Das Wünschen steht ja frei, und träf' es ein,
Ihr würdet drob Euch nicht entsetzen.

Reihersdorf (zu Berta). Seht,
Wie traulich Euer holdes Schwesterlein
Sich an den Bräut'gam schmiegt, voll Ahnung, daß
Von ihm sie künftig all ihr Leid und Freud'
Wird nehmen, gleich wie auch aus ihrer Hand
Er seines Schicksals Becher, den der Lust
Wie den des Grams, empfangen wird. O, wohl
Dem Manne, dem die Schicksalsgötter hold
In des geliebten Weibes zarten Sinn
Den Spruch, den streng entscheidenden, gelegt.
Wem Ehrsucht füllt die Brust und Ruhmbegier,
Der muß wohl manchen harten Strauß bestehen;
Denn argen Fron begehren Ares und
Athene; doch wem Eros hold, der darf
Mit einer Brust voll Liebe nahn und nicht

Erröten ob der Gabe, sonder Müh'
Errungen. (Nach einer kleinen Pause.)
Denkt Ihr gleich mir, oder heischt
Ihr Größres, Gräfin? Über Unbill nicht
Kann jener klagen, den Ihr einst beglückt,
Führt Ihr durch strenge Proben ihn; denn nicht
Vergleichbar sind an Wert Euch andre Weiber.
Doch leichthin müßte dann ein treues Herz
Entsagen Euch, weil äußrer Hoheit Glanz
Das Glück ihm nicht vergönnt, und Euch entsagen
Heißt sterben.
Berta (zerstreut). Ach, was ist der Hoheit Glanz?
Mit ihr erkauft man keinen Funken Liebe.
Reihersdorf. Ihr denkt mir gleich? O, welche Wollust ist's,
Euch gleich zu denken! Meinem eignen Sinn
Mißtrau' ich leicht, ich fühle seine Schwäche,
Doch billigt meine Red' Ihr, kann ich kühn
Vertraun dem eignen Worte; denn wie kann
Ein Irrtum diesen hellen Geist betören
Und wie dies reine Herz bestechen? Gott,
Wie selig, überselig ist der Mann,
Der einst sein Weib Euch nennt! Das Unglück hat
Für ihn die Kraft verloren; welcher Gram
Kann seinem Leben drohen, den ein Blick,
Ein leiser Händedruck von Euch nicht tilgte?
Berta (sehr unruhig). Herr Graf!
Reihersdorf. Ihr seid erzürnt? Nein, wahrlich nicht,
Ihr könnt nicht zürnen! Ist's Verbrechen, Euch
Zu lieben, so verschließt in Klostermauern
Der Schönheit zartes Licht! Doch nimmer heischt,
Daß ohne Liebe Euch ein Jüngling schaue.
Berta. Gewidmet ist der Freude dieser Tag;
Laßt mich in Frieden ihn genießen, stört
Durch solche Reden meine Ruhe nicht.
Reihersdorf. Ihr fordert Ruhe und Ihr nehmt sie mir.
Verschließen soll dies glühende Gefühl
Ich in der Brust? Ich kann nur Euch gehorchen.
Doch redet, wann, wann darf dies bange Schweigen
Ich brechen? Wollt Ihr ewig mir den Trost
Versagen, meine Leiden Euch zu klagen?
Berta (steht sehr bewegt auf und begibt sich zu ihrer Mutter).
Schont meiner!
(Reihersdorf sieht ihr betroffen nach und schüttelt heftig den Kopf.)

Minister (etwas berauscht zu Berta). Bist du da, mein Kind? Du schaust
Ja recht trübselig. Ist's nicht recht dir, daß
Die jüngre Schwester dir vorangeht? Wie?
Berta. Ach, lieber Onkel!
Minister (nachäffend). Ach, mein liebes Mühmchen,
Hab' auf den Kopf den Nagel ich getroffen?
Sei ruhig Kind, solch wackres Mädchen wird
Nicht übrigbleiben, und mich ahnet's, wart'
Ein wenig nur, vielleicht am selben Tag
Vermählt ein Priester beide Schwestern.
Berta (ernst). Ihr
Verkennt mich, Oheim.
Minister. Nun, nimm's nur nicht übel,
Es ist nur Scherz, beim Weine redet man
Zuweilen wohl ein unbedachtes Wort,
Der Wein erfreut das Herz und löst die Zunge.
Ferdinand (zu ihr kommend).
Jawohl, ein Schurke, der beim Wein das Wort
Nach Regeln messen kann, ihm trau' ich nicht,
Und schaut sonst gleich er schuldlos wie ein Kind.
Denn wahrlich, wüßt' ich ein Geheimnis jetzt,
Hätt' ich ein Leid, ich müßt' es jedem sagen;
Doch weiß ich wohl, 's ist sonst nicht eben recht,
So gar vertraulich gegen jeden —
Minister. Hör'
Einmal, ich bin so recht von Herzen froh,
Da stört mich immer nun in meiner Lust
Das große Schreckensbild, das grad' genüber
Zum Possen mir dasteht.
Ferdinand. Der Cäsar?
Minister. Freilich,
Der eben.
Ferdinand. Ei, den nehm' ich fort, das ist
Ein leichtes.
Minister. Nun, das wär' mir lieb.
(Ferdinand geht hin, nimmt die Büste von ihrem Postament und setzt sie hinter dasselbe.)
Nun ist
Mir erst recht wohl. Wenn ich recht heiter bin,
Und stellt sich dann solch eine Larve mir
Entgegen, ist's mir gleich, als gösse man
Mir Wasser in den Wein, doch doppelt froh

Macht mich ein liebes, offnes Auge wie
Das Eure.

(Man hört einen leichten Knall und sieht einige Raketen steigen. Im selben Augenblick öffnet sich ein Vorhang, und man sieht eine prächtige Erleuchtung in der Ferne.)

Minister. Ha, was ist das?

(Die Gesellschaft erhebt sich und drückt durch Zeichen und leise Reden ihre Bewunderung aus.)

Ferdinand (freudig). Ist's nicht schön?
Das ist zum Teil von mir erfunden, doch
Das größre Lob gebühret Felsberg.

Cordelia (die mit Hellbronn und dem Reichsgrafen hervorkommt). Ach,
Wie herrlich!

Reichsgraf. Weil du Schönres nie gesehn;
Doch komm nur in die Residenz, da wirst
Du andres noch erblicken.

Cordelia (zu Hellbronn). Ach, so ist's
Gewiß denn? Muß ich in die Residenz?

Hellbronn (erstaunt). Ihr fürchtet, was die Sehnsucht andrer Weiber
So heiß verlangt? Ihr müßt es wahrlich nicht,
Wenn Ihr's nicht wünscht. Viel schöne Burgen sind
Mein Eigentum, Ihr könnt den Wohnort selber
Euch wählen; denn ich folg' Euch überall
Zum stillen Landsitz wie zum Stadtgeräusche;
Wo Cordchen wohnt, da ist für mich der Himmel.

(Die ganze Gesellschaft geht nach der Gegend der Illumination ab.)

Zweite Szene.

Eduard Felsberg tritt hastig herein und sieht sich überallhin um. Er geht einigemal auf und ab, alsdann bleibt er, mit dem Gesicht gegen die Seite gekehrt, stehen, wo die Erleuchtung ist. Man sieht in der ersten Zeit die eben fortgegangenen Personen sowohl wie eine Menge Domestiken bei der Beleuchtung in betrachtender Stellung; endlich verlieren sie sich.

Eduard Felsberg. Recht wohl gelungen, wahrlich! Ach, wie ist
(er setzt sich auf einen Sitz)
Der Kopf mir schwer! Hat doch seit ein'gen Tagen
Die Arbeit zur Beleuchtung mir den Schlaf
Benommen. Doch es ist vortrefflich auch
Gelungen. (Nach einigen Augenblicken kopfschüttelnd.)
Edward, was erfüllt dein Herz
Mit dieser schmerzlich süßen Regung? War's
Der süße, leise Dank, den dir ihr Mund
Gelispelt? Und was trieb so eifrig dich

Zu dieser Arbeit, füllte dein Gemüt
Mit dieser stillen Freude, wenn ein Bild
Gelang und wohlgeordnet ein Prospekt
Dem Auge lachte? War's die Hoffnung nicht,
Daß die Erfüllung ihres Wunsches sie
Mit einem holden Dankesworte lohne?
Gesteh es dir, zu lange nur entzog
Dein pochend Herz sich schon der Rechenschaft.
Bewundrung, Freundschaft nannt' ich dieses Glück.
Bewundrung, Freundschaft! Ach, ihr deckt so viel
Und habt so manches arme Herz getäuscht,
Das sich euch sorglos überließ. Wer nur
Die Holde sah, der fühlt Bewunderung;
Doch wer ihr innres Sein erkannte, wer
Im Spiegel dieser reinen Seele schaute,
Der kann nicht kalt bewundern mehr, der muß
Sein ganzes Ich ihr weihn, sein Dasein nur
Aus ihren Blicken trinken. Die Natur,
Sie selbst, die treue, reine Mutter, hat
In uns den heißen Trieb gelegt und ist
Der Himmelsfunke, den wir Tugend nennen.
Ist's nicht der Trieb, dem Schönen uns zu nahn
Und ganz dem Hohen, Reinen uns zu widmen,
Daß unsern Sinn es läutre von den Schlacken
Der Welt und leite unsern irren Schritt?
Kein Gott kann tadeln mein Gefühl; es fließt
Nur aus der Tugend reiner Silberquelle;
Sie ist's, die diesen Drang mir eingeflößt,
Nur ihrem Wunsch zu leben, voll Vertrauen
Zu ihrer hohen Reinheit aufzuschauen,
In heiße, fromme Liebe aufgelöst.
In Liebe? Ja, das Wort ist ausgesprochen,
Was ich so lang und gern mir selbst verborgen,
Und meine Größe stürzt es in den Staub.
O weg, Philosophie, mit deinen Gründen!
Der innre Richter höhnt den falschen Zeugen,
Du kannst nicht decken meine schwere Schuld!
Doch warum nenn' ich schwer sie? Ist es Sünde,
Das Schöne lieben, sich dem Hohen nahn?
Mit freier Stirne darf ich selbst mir sagen:
Ich liebe Berta, sie, die Reine, Süße,
Dies Götterbild in weiblicher Gestalt!
Ich liebe sie wie Gott und meine Seele,

Und nicht erröten darf ich ob dem Wort.
Ich müßt' es, wär' nicht frei von Eigendünkel
Und kalter Selbstsucht meine Leidenschaft,
Doch klar und lauter naht der Klaren sie,
Und keine Wünsche trüben ihre Reine.
(Wehmütig.) Ich will ja nur sie lieben, nur sie sehn,
In ihrem Strahl mich sonnen und vergehn.
Wer kann mein süßes Leiden mir mißgönnen?
Ich hoffe nicht, ich wünsche keinen Blick,
Der Liebe ahnet, nur ein freundlich Wort
Für ihren Freund, nie fühle sie den Schmerz
Der Wunde, die in meinem Herzen brennt.
Ich darf der Tugend nicht mein Leiden bergen,
Es ist so still, von jedem Wunsche frei.

(Nach einer kleinen Pause, bitter lachend.)

Ha, wie der Mensch so gern sich selbst betrügt!
Und sollt' er auch entweihn der Gottheit Namen.
Unglücklicher, du wünschest nicht? Du hast
Nicht Stunden oft auf ihren Blick gelauscht,
Ob nicht ein sanfter Liebesschimmer drin
Sich male? Ha! Verbrecher, jauchzte nicht
Dein Herz, daß sie in banger Schwermut welkt?
Voll Hoffnung, diese Blume schmacht' gesengt
Vom wilden Hauch der Gluten deiner Brust?
Und sprich, was willst du, wenn die Flamme nun
Ihr Herz ergriff, wenn ihre Ruh' entflohn?
Was kannst du bieten dann der Grafentochter?
Du hast ja nichts, als deine arme Liebe,
Nicht einen kleinen Ruhpunkt, eine Hütte,
Ein Halmendach, wo Liebe glücklich wäre. — —
Was willst du denn? Zerstören? Ha, das ist
Das Törichte der Leidenschaft, daß sie
So zwecklos kann vernichten. Wie das Glück
Mich in die Welt hinausstieß, o, wie leicht
Schien mir das Leben und wie reich und hold!
Denn schuldlos war mein Sinn und Jugendkraft
Und frischer Mut und meine Kunst mein Reichtum.
Gelähmt ist meine Jugendkraft, mein Mut
Entschwunden, nur ein Schatten bin ich mehr
Des kräft'gen Jünglings. O mein Jugendtraum!

Er lehnt sich nachdenkend und traurig an seinen Sitz. — Ein junges **Bauernmädchen** kommt mit einem Korb voll Blumen auf die Bühne.

Bauernmädchen. Wo mag sie sein? Im Garten bin ich nicht

Der Wege kundig. Dort der junge Herr,
Den könnt' ich fragen, doch ich fürchte mich.
(Sie sieht sich überall auf der Bühne um. Furchtsam sich Felsberg nähernd.)
Ich muß es doch wohl wagen. Lieber Herr!
(Er hört nicht.)
Verzeihet, lieber Herr, könnt Ihr mir sagen,
Wo sich die Gräfin Braut befindet?

Felsberg (zerstreut). Dort,
Da drüben.

Bauernmädchen. Wo?

Felsberg (sich fassend). Was willst du ihr, mein Kind?

Bauernmädchen. Ja, seht, weil sie so gut und freundlich ist,
So haben wir aus unserm Garten ihr
Die schönsten Blumen abgepflückt; die soll
Ich ihr nun bringen zum Verlobungsfest.
Seht her, Reseda, Rosen und Levkoien;
Ein wenig Goldlack auch, sind sie nicht schön?

Felsberg. Ei freilich, herrlich!

Bauernmädchen. Nicht? So denk' ich auch.
Der Vater hat auch immer seine Freude
Gehabt an ihnen, doch da sprach er heut:
Sie sind wohl schlecht, bedenkt, er sagte: schlecht.
Sonst sagt er stets, sie sei'n im ganzen Dorf
Die schönsten. Nun, er sprach: „Sie sind wohl schlecht;
Doch weiß ich, auf die Gabe nicht allein,
Sie sieht auch auf das redliche Gemüt,
Das willig ihr sein Liebes opfert."

Felsberg (bewegt). Geh!
Sie wird dir dein Geschenk mit Danke lohnen.
Sie hat des Stolzes Gift nicht angesteckt,
Der oft verachtend schaut auf niedre Gaben,
Die ihm der Arme beut, und fühlt es nicht,
Daß es sein All, sein ganzer Reichtum ist.
Habt ihr die junge Gräfin denn so lieb?

Bauernmädchen. Ach ja, von Herzen alle beide. Sie
Sind wie die Engel, sagt die Mutter, und
Im vor'gen Jahre lag sie schwer danieder,
Wohl sieben Wochen. Täglich kamen da
Die jungen Fräulein, trösteten die Mutter
Und schickten Brot und Wein und warme Suppe;
Und wie sie nun gesund war, haben sie
Den Arzt bezahlt; (noch inniger) wir haben sie so lieb,
So lieb als alle Heil'gen, und sie sind

Auch heilig, wenn sie sterben, sagt die Mutter.
Habt Ihr sie denn nicht lieb?
Felsberg (für sich). O Gott! (Laut nach einigem Zögern.) Doch weißt
Du auch, daß nun die Gräfin Cordchen fort
Von hier zieht mit dem fremden Herrn?
Bauernmädchen. Die Gräfin?
Ach nein, gewiß nicht, davon hat mir ja
Die Mutter nichts gesagt.
Felsberg. Doch ist es so,
Viel Meilen weit von hier.
Bauernmädchen (weinend). Ach, warum bleibt
Sie nicht bei uns? Es liebt der fremde Herr
Sie doch gewiß so herzlich nicht als wir.
Felsberg (gutmütig). Gib dich zufrieden, Kind, und weine nicht.
Sie bleibt noch lange, noch wohl sieben Monat',
Und sieh nur, deine Blumen welken schon,
Lauf hin und bring' sie ihr! Wie wird sie sich
Nicht freun, wenn sie dich sieht.
(Er führt sie gegen den Hintergrund der Bühne.)
Da geht sie, sieh!
Lauf schnell, daß du sie einholst!
(Das Mädchen läuft fort, nachdem sie sich die Augen getrocknet.)
Felsberg (ihr nachspähend). Wie sie hüpft!
Getrocknet sind die Tränen und verschwunden
Das Leid aus ihrem Sinn. Nun steht sie still,
Der Bogen Glanz bewundernd. Glücklich Kind!
Des Festes freust du dich und weißt es nicht,
Daß es auf Trennung von der Teuren deutet.
Das ist es ja, das hochgerühmte Glück
Der Kinderwelt sowie des niedern Standes,
Daß ganz die nahe Freude sie genießen,
Dem fernen Leid jedoch den Blick verschließen,
Mit Jubelton der Welle Chortanz schaun,
Der langsam ihren Glücksbau untergräbt.
Auch ist's fürwahr zu rühmen: in ein Leid
Und wär's auch noch so drückend, noch so schwer,
In ein Geschick, bestimmt und hoffnungslos,
Fügt still und wehrlos sich der Mensch, und die
Geduld erleichtert seine Leiden. Doch
Dies Beben, Ringen, dies vergebne Kämpfen
Mit seiner Macht, die stumme Todesangst,
Sehn wir es nahn und können nicht entfliehn,
Dies ist des Unglücks höchster Grad, dies ist

Das wahre Leid, der innre Wurm, der still
Am Mark des Lebens zehrt. Glückselig, wer
Die Freude rein und ungetrübt genießt
Und nicht am warmen Sommertag die Wolke,
Die schwarze, wetterschwangre, ahnet, die
Des Tages Hitze sammelt.

Ein Trupp **Domestiken** eilt auf die Bühne, um die Beleuchtung zu sehen. Einer geht ein wenig voraus, indem er in den von der Beleuchtung strahlenden Vordergrund tritt.

Der vordere. Kommt geschwind,
Hier kann man's recht bemerken!
Alle (herzuströmend, durcheinander). O, wie herrlich!
Eine Kammerjungfer (zu einem Bedienten).
Was sind das dort für hohe Dinger?
Der zweite. Wart',
Ich kann's nicht sehn!
Ein Bedienter. Das sind so Säulen, fast
Wie an dem Bogengang an unserm Schlosse,
Die haben wir recht prächtig ausstaffiert,
Ich und Herr Felsberg.
Ein anderer. Nun, du hast wohl nicht
Das meiste dran getan.
Der erste Bediente. Je nun, wir beide.
Der andere Bediente.
Du dünkst dich wieder was und hast doch wohl
Das Öl nur in die Lampen eingegossen.
Ein Mädchen. Ach nein, wie kann der Herr das doch! Das hat
Er in den fremden Städten wohl gelernt.
(Zu einem anderen Mädchen.)
Hast du wohl schon gehört, wenn er des Abends
So schön auf seiner Flöte bläst?
Ein anderes Mädchen. Ja, freilich!
Der gute Herr! (Nach einer Pause leiser.)
Ich glaube gar, da sitzt er.
Die anderen Mädchen (sehen hin).
Wahrhaftig!
(Sie laufen kichernd fort in einen Gang des Gartens; die Männer folgen ihnen.)
Felsberg (lächelnd). Wahrhaft, eitel sollte mich
Das Lob so vieler Lippen machen und
Zumal so hübscher Kinder. (Kopfschüttelnd.) Edward, wie?
Du willst noch scherzen, und es ist dir doch,
Als wühlt' ein scharfer Dolch in deiner Brust.
Du hast dich selbst zum besten, armer Narr!

Ein alter Bedienter (nachkommend).
Wo sind die andern denn?
Felsberg. Wen sucht Ihr, Alter?
Der Alte (nimmt seinen Hut ab).
Ich wollte mit dem jungen Volk hinaus,
Eur Gnaden, die Beleuchtung zu besehn,
Allein sie sind vorausgeschwärmt. Mich freut's,
Daß Euer Gnaden ich so einsam treffe.
Ich hätte ein Begehren wohl an Euch.
Auch weiß ich, Ihr erfüllt es sicherlich;
Der Herr Papa —
Felsberg. Ihr irrt Euch, alter Mann,
Wahrscheinlich haltet Ihr mich für den Grafen.
Der Alte. Ach ja, verzeiht, Herr Felsberg, wahrlich ich
Hielt Euch für unsern Grafen Ferdinand.
Ich bin schon zweiundachtzig Jahr', und bald
Ist's aus mit meinen Augen.
(Felsberg seufzt in Gedanken.)
Wie, Ihr seufzt
An dem Verlobungstage unsrer Gräfin?
Ach Gott, ich kann mich auch so herzlich nicht
Erfreuen wie die andern. Ich bin alt,
Gezählt sind meine Tage; ist sie fort,
Ich seh' sie schwerlich wieder.
Felsberg (gerührt seine Hand ergreifend). Guter Mann!
Je nun, man kann nicht stets zusammen bleiben.
Der Alte. Zudem, der Herr ist gut und brav, der sie
Hinwegführt, und soll ich sie missen denn,
So gönn' ich diesem sie am liebsten doch.
Der andre Herr, Graf Reihersdorf, das scheint
Ein schlimmer Kamerad.
Felsberg. Mißfällt er Euch?
Der Alte. Es sieht ihm aus den Augen ja.
Felsberg. Was denn?
Der Alte. Das kann ich selbst nicht sagen, doch gewiß
Nichts Gutes; doch was geht der Herr mich an?
So dacht' ich immer. Doch da schwänzelt er
Um unsre Gräfin Berta stets; ach, Herr,
(in Tränen ausbrechend)
Ich möchte mit den Händen wohl ein Grab
Mir kratzen, um das Leid nicht zu erleben,
Daß diesen lieben Engel er —
Felsberg (erschrocken). Ihr glaubt —

Der Alte. Ja, freilich glaub' ich, und ich sollt' es nur
So laut nicht rufen, daß er mir mißfällt.
Das ist ein Leben mit dem gnäd'gen Herrn!
Fast unzertrennlich! Lieber Reihersdorf!
Mein lieber Freund! — und neulich gar — mein Sohn!
Ich meint', ich sollte in die Erde sinken
Vor Kummer und Bestürzung.

(Er geht traurig ab.)

Felsberg (der eine Zeitlang voll Bestürzung ihm nachgesehen hat).
Wie, er glaubt?
Wie sprach er doch? Mir schwindelt das Gehirn.
O weh, nun wird mir's klar; des Grafen Weib?
So sprach er. Wie, des falschen, list'gen Schurken?
Die Teure, Reine? Wahrlich nicht! Er soll
Sie nicht besitzen! Mit den Händen will
Ich ihn ermorden. Tor, was faselst du?
Sie ist sein eigen. Sahst du nicht den Blick
Des Grafen, seine Huld? Er nannt' ihn Sohn,
Sie ist sein ewig Eigentum, und dir
Bleibt nur der Hölle Schrecken.

(Er legt den Kopf auf den Tisch.)

Dritte Szene.

Felsberg. Laurette.

Laurette (sich nahend, für sich). Wo er sein mag?
Vergebens hab' ich schon den Park durchstreift;
Es birgt dem Auge sich das holde Bild.

(Sie nähert sich etwas.)

Wer schlummert dort? (Sieht scharf hin.)
Er ist's, er ist es selbst!
Ja, schlummre nur, indessen tändelt süß
Ein andrer um dein Liebchen.

(Felsberg regt sich.)

Nein, er wacht!
Er hebt das Haupt! O, wär' der Lichter Glanz
Doch all versammelt um dies edle Antlitz,
Daß seine Schöne sich mir zeigte. Ha!
Nun fällt ein Lichtstrahl in sein Auge. Wie,
Es schimmert eine Träne drin? Wem weinst
Du diese Träne, schöner Jüngling? Ist

Der lieben, blassen Berta sie geweiht,
So sei's die letzte; diesen Todesengel
Ersetze dir ein reizvoll blühend Weib.

(Sie naht sich ihm; laut.)

Auf allen Pfaden schwärmt die laute Freude,
Und Euer Werk bewundert jeder Mund,
Doch Ihr nur scheint versenkt in stillem Leide,
Und Euer Auge macht nur Kummer kund.
Was macht Euch freudlos an dem Jubeltage?
Erfreut das Werk den eignen Meister nicht?

Felsberg (verwirrt aufstehend).

Nicht Sorge trieb mich aus dem muntern Kreis,
Gewiß nicht, doch ich bin ermüdet.

Laurette. Wie,
Ermüdet?

Felsberg. Gnäd'ge Gräfin, dieser Tag
Hat mir den Schlummer mancher Nacht gekostet,
Darum verzeiht —

(Er macht eine Verbeugung und will sich entfernen.)

Laurette. Was soll das sein, Ihr flieht,
Wenn Frauen Eure Unterhaltung wünschen?
Mitnichten sei es, also bleibt! — doch geht,
Wenn Ihr nicht anders wollt.

Felsberg. Ich müßte schlecht
Die Ehre Eurer Unterhaltung schätzen,
Böt' ich mich jetzt ihr dar; dem Müden flieht
Die Folge der Gedanken.

(Er will sich wieder entfernen.)

Laurette. Weilet noch!
Nicht steht es wohl dem Manne, wenn er sich
Ermüdet klagt wie ein unmündig Kind,
Zumal in holder Frauen Gegenwart.
So weilt nun und vernehmet meine Bitte;
Darf ich Gewährung hoffen?

Felsberg. Edler Fraun
Begehrend Wort ist mir Befehl.

Laurette. Ihr seid
Der Tonkunst Meister; dies vernahm ich so
Durch andre wie durch eignes Ohr, obgleich
Nur ferne Laute es erreichten; doch
Lag mir im Tone hohe Zauberkraft.
Drum zürnt der unbescheidnen Bitte nicht,

Die oft schon auf der Lippe lag, bereit
Ihr zu entschlüpfen: Laßt ein Lied mich hören
Auf Eurer Flöte.
Felsberg. Grollt dem Kühnen nicht,
Der Euch um Änderung Eures Willens fleht,
Was ich nicht leisten kann, begehrt Ihr nicht
Und nähmt mit Schlechtrem wohl vorlieb; allein
Der Flöte Ton durchhallt den ganzen Park,
Und bald versammelt säh' ich wohl um mich
Ein zahlreich Auditorium, wo nicht
Ein jeder Eure Nachsicht fühlte. Schlecht
Beständ' ich, und mit Schande offenbar
Würd' meine Unkund', meine Schwäche.
Laurette (nach einigem Bedenken). Wohl,
Sei's Schüchternheit, sei's Widerwillen auch,
Durch freundliche Gewährung des Verlangten
Mich zu verbinden — —
Felsberg. Gräfin!
Laurette. Dennoch seid
Entbunden Eures Worts Ihr, aber mir
Sei's vorbehalten, zu gelegner Zeit,
Wenn fremde Augen nicht uns rings umgaffen,
Euch dran zu mahnen.
Felsberg. Und Ihr werdet stets
Gehorsam Eurem Wort mich finden.
Laurette. Stets?
Felsberg (betroffen). Wie meint Ihr?
Laurette. Folgsam, sagt Ihr, werd'
Euch jedem meiner Winke finden, darf [ich stets
Erfüllung jeglichen Verlangens heischen;
Nicht also?
Felsberg (verlegen). Also sprach ich, doch es scheint,
Daß meiner Rede Ihr mißtraut. Wer darf
Dem schuldigen Gehorsam sich entziehn,
Den edlen Frauen willig das Geschlecht
Der Männer leistet?
Laurette (sich neben ihn setzend). Nun, so sagt mir frei
Und unverhohlen, warum seh' ich oft
In Euren Zügen tiefsten Harm? Es drückt
Euch eine schwere Last; Ihr tragt sie still
Und stark, wie's Männern ziemt, doch nimmer könnt
Ihr ganz es bergen.
Felsberg (angstvoll). Fräulein, Euer Mitleid

Und Euer weiches Herz hat Euch getäuscht.
Ich bin zufrieden mit Fortunens Gaben,
Sie gab Gesundheit mir und frohen Sinn;
Der Töne weiten Himmel schloß sie auf
Und lehrt' mich ihre Zauberkräfte üben,
Was frommte Größres mir? Und Undank wär's,
Wollt' all die Freuden meines jungen Lebens
Ich achtlos übersehn, in Harm versenkt
Um kleine Leiden, die ich überstanden.

Laurette (mit Wärme und Empfindung).

Ihr wollt mir nicht vertraun? Ich tadl' Euch nicht,
Daß Ihr dem fremden Weibe Euch verbergt.
Wer bürgt Euch, ob nicht niedre Neugier mich
Des Mitleids Larve borgen hieß? Doch wißt,
Ich bin Euch eine Fremde, unbeachtet
Und ungekannt, allein dies seid Ihr nicht
Für mich; ich sah Euch leiden, sah, wie oft,
Wenn Ihr im heiter wechselnden Gespräch
So ruhig schient, wie dann, wenn sich der Blick
Des Sprechers wandte, gleich dem Wetterstrahl
Am hellen Tag ein düstres Feuer schnell
Wie lang verhaltner Schmerz das Antlitz Euch
Umflammte und entschwand; ich sah voll Mitleid,
Was still Euch quälte, und Ihr wart mir nicht
Ein Fremder mehr. (Schwärmerisch.) Wer selbst auf Dornen lag,
Der hält sie auch bei andern nicht für Rosen,
Und gleiches Unglück bindet fester uns
An andre, wie der Brudername; darum
Verschmäht der Freundschaft kleine Gabe nicht,
Die anspruchslos und sonder Arglist sich
Euch bietet.

Felsberg. O Ihr seid so freundlich, Gräfin,
So mild, und Eure Güte sollte ich
Vergelten durch vergebne Klagen, die
Nur Eure edle Seele trüben? Laßt
Allein mich tragen.

Laurette. Redet also nicht!
Der Wunde Balsam ist die laute Klage;
Durch sie verhaucht des Schmerzes schärfste Kraft.
Allein der Unglückselge kennt sie nicht,
Er dient in stummer Trauer seinem Leide
Und baut in eigner Brust ihm einen Thron;
Mit tausend Jubelstimmen ruft die Freude,

Das Schweigen ist des Unglücks starrer Sohn;
Verlaßt dies bange Schweigen, nährt nicht mehr
Freiwillig Euern Gram, vertraut Euch mir,
Vielleicht weiß ich ein Wort des Trostes.

Felsberg. Ha!
Ein Wort des Trostes! Ach, dann wär' ich nicht
So mutlos, so zerdrückt, wenn es für mich
Ein Wort des Trostes gäbe.

Laurette. Armer Jüngling!
Ließ selbst die Hoffnung keinen Schimmer dir?

Felsberg (schüttelt langsam mit dem Kopfe).
Auf ewig unersetzlich.

Laurette. Unersetzlich? Bedenket Eure Worte!

Felsberg (auffahrend). O, es ist
Schon Sünde, nur Ersatz zu denken.

Laurette (für sich). Wie,
So hat dir das Gespenst den Sinn verrückt?
Ich muß ihn zum Geständnis bringen, dann
Klagt täglich mir er seine Leiden vor,
Bis aus der Freundin die Geliebte wird.
(Seine Hand ergreifend und traulich, laut.)
Ihr liebt!

Felsberg (erblaßt und sieht sie starr an).

Laurette. Ihr liebt, Unglücklicher, Ihr liebt.
Dies kündet laut die Blässe Eurer Wangen.

Felsberg (sehr gefaßt). Ihr habt ergründet, Gräfin, was ich still
Im Busen hegte; ja, ich sag' es frei:
Ich liebe, liebe hoffnungslos; denn sie,
Die ich verehrte, ist nicht mehr.

Laurette (für sich, voll Ingrimm). Du willst
Mich täuschen, falsche Schlange.

Felsberg. Gräfin, nun
Kennt meinen Gram Ihr, und Ihr seht, daß hier
Ein jedes Wort des Trostes Spott nur schiene.

Laurette (auffahrend). Ich seh' es und bereue, daß ich Euch
Belästigte mit unbescheidnen Fragen;
Doch schreibt's nicht frecher Neugier zu und gönnt
Mir Euer Zutraun für die Zukunft auch.
Lebt wohl! (Sie geht gegen die Mitte der Szene und bleibt stehen.)
Dort naht Graf Reihersdorf mit Berta,
Ein schönes Pärchen! Meint Ihr nicht? Ich hoffe,
Bald feiern wir ein neu Verlobungsfest.

Dann sorgt Ihr doch für die Erleuchtung auch,
Wie heute?
Felsberg (mit dumpfer Stimme). Ist die Gräfin Berta Braut?
Laurette. Noch nicht, wie ich vermute, doch gewiß
In wenig Tagen. Seht, da sind sie schon.
Wie zärtlich sich umschlingend, (boshaft) bannet nun
Die Träumereien; denn ein liebend Paar
Haßt solche Dinge. (Sie geht den Ankommenden entgegen.)

Vierte Szene.

Felsberg, Reihersdorf, Laurette, Berta.

Laurette (die den Ankommenden sich genähert hat, lächelnd).
Nun, da sieht man's ja.
Herr Graf, Ihr seid auf gutem Wege.
Reihersdorf (verdrießlich, doch es verbergend). Ach,
Ich wollt', Ihr sprächet wahr, doch scheint es fast,
Als wäre dieses Geistes Feuerquell,
Der in so üpp'ger Fülle sich ergießt,
Für mich allein versiegt, denn ich vernehme
Auf viele Fragen kaum ein dürftig Wort.
(Zu Felsberg, der anfangs hat fortgehen wollen, bei den letzten Worten aber stehengeblieben ist und sich sichtlich erheitert.)
Verlaßt uns nicht; vielleicht vermag die Kunst,
Die Himmelstochter, was ich Erdensohn
Umsonst versuchte, dieses geist'ge Bild
Mit Leben zu durchströmen. Habt Ihr nicht
Die Flöte hier?
Felsberg (erheitert). Es ist mir leid.
Reihersdorf. Ihr seid
Auch im Gesang vollkommen, wie ich hörte,
Obgleich durch andre nur; doch lüstet mich,
Es selber zu vernehmen. (Er reicht ihm die Laute). Somit seid
Gebeten.
Berta (für sich). Wie gering er nicht den Mann
Behandelt, dessen Schatten er zu sein
Sich glücklich preisen sollte! (Sehr freundlich zu Felsberg.)
Wollt Ihr uns
Ein Körbchen geben?
Felsberg (errötend). Kann ich anders als
Gehorchen? (Er spielt das Ritornell auf der Laute.)
Laurette (für sich). Weh, das sollst du schwer mir büßen.

Felsberg (singt).

Eh' am Himmel der Nachtstern blinkt,
Wenn in die schäumende Flut
Hernieder die glühende Sonne sinkt
Und auf dem Gebirg' das Abendrot ruht,
Dann legt sich das Wirken der regen Natur,
Es schweigen die Vöglein, es feiert die Flur,
Die Dämmrung senkt ihr graues Gefieder
Leis in die dampfenden Täler nieder.

Wenn am Himmel der Vollmond glüht,
Wenn durch die ruhige Au
Der weiße, wogende Nebel zieht
Und leise sich senket der nächtliche Tau:
Dann hallt's aus der Ferne mit klagendem Laut,
Als weinte den Jüngling die liebende Braut,
Und tönt mit bangen, heißen Gefühlen
Und kann nur der Nacht seine Trauer enthüllen.

Was scheust du, Vöglein, des Tages Pracht,
Wo jeglicher fördert sein Tun?
Was klagt dein Liedlein in dumpfer Nacht,
Wenn all die andern Vögelein ruhn? —
„Ich töne den Sternen mein süßes Leiden,
Der Liebe Schmerzen, der Liebe Freuden,
Und bei der Nächte verborgenem Schweigen
Vernehmen es trauernd die stummen Zeugen."

Wenn die Sonne strahlenumkränzt
Sich hebt aus dem brausenden Meer,
Schimmernd dann das Gebirge erglänzt
Und der Wald und die Täler ringsumher,
Dann erwachen die Vöglein wieder,
Singen jubelnd die lieblichen Lieder,
Des heitern Tages fröhliche Söhne;
Doch ach, verhallt sind die süßen Töne!

Was sitzest so stumm du, Vögelein?
Was verhallte dein süßer Gesang? —
„Mich scheuchet das muntere, fröhliche Sein
Und der Freude lauter, jubelnder Klang.
Mag nicht mit den Sängern des Tages mich messen,
Ich möchte mein süßes Leid dann vergessen,

Mag nicht des Tages freudiges Rauschen
Um meine teuren Leiden mir tauschen."

O Liebe, seliger Morgentraum
In der Jugend rosichten Stunden,
Es fühlt die zitternde Seele dich kaum
Und hegt schon die teuren Wunden;
Und bei dem Jubel der nächtlichen Freude
Da flieht sie zu ihrem süßen Leide;
Denn nur, was der Geist im verborgenen schafft,
Das bewahrt seine heilige, innere Kraft.

Drum bergen so tief wir das bange Glück
In unserer pochenden Brust,
Es pflegend mit süßer, mit trauriger Lust,
Und fühlen tief die glühenden Wunden
Und hüten's vor jeglichem fremden Blick,
Und Sehnsucht nach vergangenen Stunden,
Und doch — so tief, so heiß im Herzen —
Was wären wir ohne die süßen Schmerzen? —

Reihersdorf (nickt vornehm mit dem Kopf, alsdann wendet er sich zu Berta).
Was scheint von diesem Lied Euch, Gräfin Berta?
Berta (für sich). Der Übermüt'ge! (Laut zu Felsberg.)
Nehmt den schuld'gen Dank
Für Eure Güte! (Zum Grafen, der sich in die Lippen beißt.)
Was beliebte Euch,
Herr Graf?
Reihersdorf (einige Augenblicke stockend, dann gefaßt).
Was Euch von diesem Liede scheint,
Begehrte ich zu wissen.
Berta (zerstreut). Dieses Lied
Es ist ein banges, schmerzlich heißes Lied,
Es tut nicht wohl.
Reihersdorf. Mißfällt es Euch?
Berta. Nicht doch,
Allein — (Sie schweigt.)
Reihersdorf (ergänzend). Es schmerzt Euch, daß den Träumereien
Der Morgendämmerung, den leichten, schnell
Entfliehnden, es der Liebe Glück vergleicht.
So schwärmt in dem Gefühle seiner Kraft
So mancher Sänger, dem ihr Heiligtum
Verschlossen blieb. Die Menge jauchzt ihm zu

Und nennt den Eingeweihten ihn; ein tief
Und rein Gemüt nur sieht in ihm den Schüler,
Beleid'gend, unbewußt, geliebte Namen.
(Zu Felsberg). Vielleicht kennt Ihr den Dichter?
Felsberg. Nein.
Reihersdorf (verwundert ausbrechend). So seid
Ihr nicht es selber?
Felsberg (scharf). Glaubtet Ihr's?
Reihersdorf. Ihr dichtet
Zuweilen doch, nicht wahr, mein Freundchen?
Felsberg. Nein.
Reihersdorf. So seid Ihr aller sieben schönen Künste
Geweihter Priester nicht, wie ich geglaubt?
(Felsberg antwortet ihm nicht.)
Ihr seid so stumm ja, kann Euch dieses
Denn gar nicht reizen? Habt Ihr nie geliebt?
Felsberg. Hätt' ich es jemals, würd' ich schwerlich doch
Zur Schau es tragen.
Reihersdorf. Wenn Ihr hättet! Also,
Ihr habt es nie?
Felsberg. Ich trüg' es ja zur Schau,
Gäb' ich Euch Antwort.
Reihersdorf. Also liebt Ihr?
Felsberg (verdrießlich). Ach!
(Er steht auf und will fortgehen.)
Reihersdorf. Wohin?
Felsberg (im Abgehen). Ich hab' Geschäfte.
Reihersdorf (ihm spottend nachrufend). Wie, so trägt
Der Musensohn der Erde Lasten auch? (Er sieht ihm lächelnd nach.)
Berta (zu Laurette). Ich bitte dich, ich kann die Albernheit
Nicht mehr ertragen, laß uns gehn.
Laurette (boshaft). Ich bin's
Zufrieden.
(Sie stehen schnell auf und gehen nach einer andern Seite ab.)
Reihersdorf. Sehr empfindlich und gar leicht
Zu reizen scheint dies Herrlein mir.
(Er sieht sich um.) Wo sind
Sie denn geblieben? Fort? Wahrhaftig, fort!
Das ist zu arg!

Er staunt eine Weile nach dem Gebüsch hin, indem kommt der **Reichsgraf.**

Fünfte Szene.

Reihersdorf. Der Reichsgraf. Godowesi.

Reichsgraf (mit Godowesi hervorkommend).
Herr Graf, so in Gedanken? Hört Ihr nicht?
Ich muß wohl reden, wie Ihr's gerne hört!
(Ihm lächelnd von hinten auf die Schulter klopfend.)
Herr Sohn!
Reihersdorf (spöttisch lächelnd). So? Wahrlich? So?
Reichsgraf. Das lautet ja
Beinah', als wär' der Name Euch nicht lieb;
Tut doch so spröde nicht, man weiß ja wohl;
(Betrachtet ihn; hitzig:)
Ist Euer Stamm denn wohl von größrem Wert?
Ihr braucht so höhnisch nicht zu schaun, mein Kind,
Was ist an ihr zu tadeln?
Reihersdorf (höhnisch). Wahrlich nichts!
Doch ich bin ungenügsam, und ein Herz
Für meine Lieb' ich fordre, nicht die Hand
Allein; es war nicht freundlich, daß Ihr mich
Nicht warntet.
Reichsgraf (ängstlich, doch es unter einer freundlichen Miene verbergend).
Ach, nun merk' ich's. Macht Euch doch
Nicht solche Grillen! Glaubt mir, glaubt mir nur,
Sie ist Euch wahrlich gut.
Reihersdorf (einfallend). Wo schon das Herz
Sich einen Götzen schaffte, ist's vielleicht
Auch nur ein Krippenreuter, ein Fortunensritter,
Der, nimmt ihn nicht ein Tor mitleidig auf,
(laut lachend)
Am Hungertuche nagt und sich sein Brot
Von Tür zur Tür zusammenpfeift.
Marco Godowesi. Herr Graf!
Reihersdorf. Ich dränge mich nicht gerne auf.
Marco Godowesi (boshaft zum Reichsgrafen). Herr Graf,
Da haben wir's!
Reichsgraf. O schweig! (Für sich). Welch Unheil stiftet
Der eine Mensch in diesem Hause doch!
Es sei das letzte Pröbchen seiner Kunst.
Marco Godowesi (auf ihn zugehend).
Ihr seid erzürnet, Graf, wie möget nun
Vom Falschen Ihr das Wahre sondern?

Reihersdorf. Ich
Erzürnt? Gewiß, das lohnte sich der Müh',
Um eines Weibes willen!
Reichsgraf. Nun, so sagt,
Was war denn? Was geschah? Ich hoffe nicht,
Daß meine Tochter —
Reihersdorf. Mir nicht wohl begegnet?
O nein, sie war so höflich, daß sie Stunden
Mich sonder Antwort reden ließ.
(Da ihn der Graf unterbrechen will.)
Nur still,
Ihr werdet doch ob ihrer Artigkeit
Sie nicht entschuld'gen? Nun, da sieht man's doch,
Ihr seid kein Weltmann; gröblich hieß es ja
Am feinen Tone sich versünd'gen, den
Erzähler unterbrechen, und daß mir
Nicht Antwort ward, das war der Liebe Glut,
Die ihre Zunge band mit holder Scham —
(Heftig.) Und daß sie plötzlich mich verließ und gleich
Dem ausgezischten Bühnenhelden ich
Dastand, verachtet und beschämt, das war
Wohl Sittsamkeit? O redet doch, Ihr könnt
So schön ja alles deuten, redet doch!
Reichsgraf (verlegen). Mein lieber Sohn — (noch verlegener, er hustet)
Herr Graf, ich weiß nicht — seht,
Es quält die Liebe gern sich selbst, gewiß
Sind's wieder Grillen, o, ich kann es Euch
Nicht so erklären; (Reihersdorf lacht) denn Ihr würdet mir
Nicht glauben, da — ich seh' recht wohl es ein —
Gewiß, recht wohl — das ist ein sonderbares
Geschöpf, die Berta.
Reihersdorf. Still! Ihr werdet albern.
Reichsgraf (auffahrend). Wie? (Sanfter.) Ihr seid mein Freund
Und einst noch mehr als das; drum duld' ich jetzt,
Was sonst mir ungestraft kein König böte.
(Sich erhebend). Fürwahr nicht; doch als hab' ich's nicht gehört,
So will ich's achten; (verlegen) daß Ihr unrecht sie
Beurteilt, seht Ihr bald wohl ein. Nicht leicht
Verrät sie, was ihr Innres fühlt, und schwer
Eröffnet dem Vertrauen sie die Brust.
Reihersdorf. Nun desto schlimmer! Welch ein glühnder Haß
Muß sie beseelen, daß ein jeder Blick
So unverhohlen mir ihn kündet.

Reichsgraf (nach einer kleinen Pause). Hört!
Seid Ihr zufrieden, wenn in wenig Tagen
In Eurem Arm sie, Eure Gattin, ruht?
Reihersdorf (nach einigem Nachdenken).
Das bin ich, ja. (Heftig.) Doch sonder Zwang und List
Und sonder Überredung; freud'gen Sinnes,
Ein willig Opfer eigner Leidenschaft.
Könnt Ihr das halten?
Reichsgraf (ernst). Ja, ich kann's und will's.
Reihersdorf. Ihr könnt es nicht.
Godowesi. Das ist ein wahres Wort.
Des Zirkels Rundung gleicht der Weiber Sinn;
In tausend kleine Winkel teilt er sich,
Doch mag das schärfste Aug' sie nicht erkunden.
Wie wolltet Ihr es?
Reichsgraf (zu Reihersdorf). O, ich kenne sie
Und ihren hohen Geist. Sie wird Euch lieben.
Sie liebt Euch schon.
Godowesi (fortfahrend). Und wer ihr künft'ges Tun
Vorhersehn will, der gleicht dem Wetterkünd'ger,
Der aus dem heitern Morgen im April
Den Abend deuten will.
Reichsgraf (verdrießlich). Spart Euren Witz!
Zu eifrig trachtet Ihr ihn anzubringen.
Mit Gutem ist man so verschwendrisch nicht.

(Sehr gefaßt zu Reihersdorf.)

Jetzt laßt mich offen zu Euch reden, Graf.
Reihersdorf. Das wünscht' ich lange.
Godowesi (spottend für sich). Offen? Ei, das bin
Begierig ich zu hören.
Reichsgraf (zutraulich Reihersdorfs Hand fassend). Lieber Freund,
Ihr seht verwirrt mich, stockend in der Rede,
Und glaubtet es ein Zeichen meiner Schuld,
Als hab' ich Euch getäuscht mit falschen Worten
Und Liebe Euch verheißen, welche schon
Ein anderer als Eigentum besitzt.
So ist es nicht, doch fürchtete ich, Euch
Zu kränken, und des Argwohns bösen Samen,
Das größre Übel, ließ ich unklug keimen,
Um kleinres zu vermeiden, aber nun —

(Einen Augenblick stockend.)

Doch, wollt Ihr mich gelassen hören?

Reihersdorf. Was
Es immer sei, ich will's.
Reichsgraf. Ihr seid ein Mann,
Erfahren, Weiberherzen zu bekriegen,
Und manches stolze, kecke Fräulein gab
Errötend Eures Sieges Zeugnis Euch:
Doch mit des Hofes Cyprien vergleicht
Des Landes zarte Psyche nicht; denn was
Den Adler freut, verscheucht die zarte Taube.
Das wilde Feuer Eures Auges schreckt
Des Mägdleins Schüchternheit, und Eures Witzes
Oft allzu freies Spiel. Nicht kann das Weib
Zum Geist des Mannes sich erheben, darum
Muß er zu ihr sich neigen. Auch daß Ihr
So ohne Scheu, so dringend Eure Liebe
Gesteht, beleidiget ihr Zartgefühl;
Ihr kennt das törichte Geschlecht, das öfters
Die Sache minder wie der Name rührt.
Versteckt in Achtung Euch, und das Kapitel
Der Liebe führt der Freundschaft Überschrift.

(Nach einer kurzen Pause.)

Ihr sinnt?
Reihersdorf. Doch wenn ein andrer schon zuvor
Durch dies Arkanum ihrer Neigung sich
Bemächtiget — ? (schneller) und, daß ich klar es sage,
Der Flötenspieler Felsberg scheint mit ihr
Sich herrlich zu verstehn.
Godowesi (auf und ab gehend, bleibt stehen). So hört doch, hört!
Reichsgraf (ernst). Bedenket, was Ihr sagt, Herr Graf, sie ist
Vom Stamme Löwenstein.
Reihersdorf. In Gottes Namen
Vom Kaiserstamm! Glaubt Ihr, dies schütze
Vor gleichem Eindruck sie? (Heftig.) Und kurz, bevor
Ich diesen Sänger und Romanenhelden
Nicht viele Meilen weiß von diesem Schloß,
Gibt's keine Ruh' für mich.
Godowesi (zum Reichsgrafen, bleibt stehen). Seht Ihr es, Herr,
Das ist ein Unglücksvogel für uns alle,
Drum rat' ich treulich, macht's, wie ich gesagt.
Reihersdorf (aufmerksam). Wie sagtet Ihr denn?
Reichsgraf (zu Godowesi). Weil er deinem Stolz
Nicht frönen konnte, bist du feindlich ihm

Und opferst deiner Eigenrache gern
Und unbesonnen stets das Ganze auf.

Godowesi (bleibt eine Weile stehen).
Das Ganze? Ei, was soll das hier? Er stört
Die Ruhe Eures Freundes, darum muß
Er fort, sonst ist's ein unbedeutend Bürschlein,
Das weder hier noch andrer Orten uns
Kann Schaden tun am Ganzen, mein' ich doch.
Da dieses Herren rascher Feuersinn
In Liebesbanden Gräfin Berta hält
Und der Gesell uns Unruh' macht, so wär's
Genehm, so dachte ich, vom Halse sich
Den unbequemen Gast zu schaffen, weil's
Ein schweres Leid soll sein dem Liebenden,
Sich andre vorgezogen wähnen, denn
Ich selber hab' gottlob! es nie erfahren.

Reichsgraf (spottend). Vermutlich, weil noch keine deinem Reiz
Zu widerstehn vermochte.

Godowesi. Lacht nur, lacht!
Ich weiß es, daß die holde Göttin mich
Gar schlecht versehn mit ihren Gaben und
Ich schwerlich eines Weibes Lieb' erränge;
Jedoch verlangt mich's nicht danach, wenn nur
Sich Männer zutraunvoll mir nahn, und freue
Mich täglich meiner häßlichen Gestalt;
Denn wär' ich schön und reizend, käme mir
Der Liebe Sieg so überall entgegen,
Wer weiß, ob ich mich nicht verlocken ließe
Und meine teure Zeit vertändelte
Mit den verliebten Dingern — doch nun schützt
Vor jedem Angriff meine Larve mich,
Und ich behalte meine Zeit und Ruh'.

Reihersdorf (der etwas ungeduldig zugehört hat).
Doch was zuvor Ihr sagtet, davon seid
Ihr gänzlich abgewichen, wie man sich
Befreien könne von dem Läst'gen.

Godowesi. Gut,
Daß Ihr mich dran erinnert; nun, ich meine,
Man heißt ihn gehn.

Reichsgraf (kleinlaut). Das ist nicht ratsam.

Reihersdorf. Nein,
Das darf nicht sein, das ist zu hart. Wenn Ihr

Nichts Beßres wißt! So gut hätt' ich es mir
Wohl selber ausgedacht.
Godoweſi. Und warum ſoll's
Nicht ſein?
Reihersdorf. Es bringt die Gräfin auf, es macht
Uns tauſend böſe Händel und entfremdet
Wohl gar die Liebe, Süße gänzlich mir.
Godoweſi. Warum nicht gar! Sie muß es nicht erfahren,
Daß Ihr es ſeid, der ihn vertreibt; ich will
Es auf mich nehmen, wenn Ihr's wünſcht; da wird's
Zwar reichlich mürr'ſche Blicke ſetzen, doch
Was kümmert's mich! Der Liebe hab' ich längſt
Entſagt und Weiberfeindſchaft acht' ich nicht.

(Da er eine Weile geſchwiegen hat und niemand redet.)

Zudem, ich will's nicht leugnen, wär' es mir
Wohl eine kleine Freude, ſäh' ich ihn
Mit langem Antlitz abziehn; denn mir war's
Nicht ſo bequem in meiner Jugendzeit,
Wo ich mit Schreiben, Zeichnen und noch ſonſt
Mit allerhand erlaubten freien Künſten
Das Leben friſtete, drum wird's mir ſtets
So warm, wenn ſo ein Bürſchchen ſonder Müh'
Mit baren, ſchönen Worten, eitlem Wind
Sich einſchleicht, weiche Seelen rührt und ſo
Auf andrer Koſten lebt und ſie beherrſcht. (Er geht auf und ab.)
Reihersdorf (zum Reichsgrafen).
Vielleicht doch — wenn man's klug begänn' und ſchonend.
(Nachdenkend.) Zwar für Euch ſelber will ſich's nicht geziemen,
Allein ein dritter, ein Offiziant —
(Zu Godoweſi.) Zum Beiſpiel Ihr, wenn Ihr es übernähmet
Und redetet von häufigen Beſuchen,
Von ſchweren Koſten, böſen Zeiten, doch
Nicht alſo, daß er's merkt — iſt ſein Gefühl
So zart und fein, dann wirklich wird er bald
Euch zu beläſt'gen wähnen — und ſich gar
Aus freier Wahl entfernen. (Schnell zum Reichsgrafen.)
Meint Ihr nicht?
Reichsgraf (beſorgt). Er iſt mir allzu ſchlau, zu delikat;
Gar fein begonnen müßt' es werden, gar
Unendlich fein, und Marco iſt nicht eben
Hierzu der Rechte.
Marco (phlegmatiſch, von weitem). Warum nicht? Ich kann

Recht fein, sehr fein zuweilen sein, wenn die
Gelegenheit es fordert.
Reihersdorf (lächelnd zum Grafen). Ei, davon
Gibt dieses Selbstlob den Beweis nicht.
Reichsgraf (leiser zu Reihersdorf, wie Marco unten ist). Doch,
Daß er es kann, bedarf nicht des Beweises.
Ich habe davon manche, wie Ihr auch
Erfahren sollt; drum übergeh' ich auch
So manches Wort, das nicht dem Diener ziemt,
Dieweil ich schwer ihn mißte; aber ihm
Gebricht anjetzt der gute Wille.
Marco (der wieder bei ihnen ist). Herr,
Wie könnt Ihr das behaupten?
Reichsgraf (lauter). Wer dich nur
Ein wenig kennt, der sieht wohl klar, daß du
Doch schwerlich wagen würdest, dem Gehaßten
Mit schonend sanften Worten dich zu nahn.
Allein daß töricht deiner Hand das Werkzeug
Wir reichten, ihn recht tief zu kränken und
Verwunden, wo's am tiefsten schmerzt, das wär'
Dir eben recht.
Marco. Mich brauchen? — Nein, das war
Nicht meine Absicht. Scheint Euch tauglicher
Hierzu ein andrer, nehmt ihn, und ich bin
Erfreut, solch läst'gen Auftrag los zu sein.
Reichsgraf (verlegen). An Schlauheit fehlt dir's nicht, wär' ich nur
Von deinem guten Willen überzeugt. [fest
Marco (geht wieder auf und ab).
Ihr seid es nicht? Das ist nicht meine Schuld;
Denn an Beweisen ließ ich nimmer es
Ermangeln.
Reichsgraf (mit ihm gehend). Nun, so gib mir diesen noch;
Du weißt, wie wichtig dieser Auftrag ist,
Und daß er zart behandelt werde! Denn (leiser)
Durch Bertas Liebe Reihersdorfs Besitz,
Das ist das Ziel, erworben und verscherzt
Durch ihn.
Marco. Schon gut, Ihr sollt Euch nicht beklagen.
(Zu Reihersdorf.)
In wenig Tagen ist der Bube fort
Und sonder großen Lärm, seid Ihr zufrieden?
Reihersdorf. Ich bin's.

Reichsgraf. So laß dich nun umarmen, Sohn,
Nun erst mein Sohn, da heiteren Gesichts
Du dich mir nahst und (auf seine Stirn die Hand legend) keine Grillen
Zu trennen ferner drohn. Wär's nicht 'ne Schande, [uns
Zwei Männer, beide edel, hohen Geistes
Und mächt'gen Armes, denen nicht ein Thron
Zu hoch schien, ihn durch Selbstkraft zu erringen,
Getrennt durch eines Buben Hand, getrennt
Um eines Mägdleins willen?
Marco (für sich). 's wär' doch nur
'ne Schande ganz im stillen.
Reihersdorf (nachdem er den Reichsgrafen errötend umarmt hat).
Ob ich's gleich
Für keine Schande halten kann, so wär'
Es doch ein Übel.
Reichsgraf. Auch 'ne Schande, Freund.
Gereifte Männer sollte nicht entzwein
Die Laune eines Mägdleins; ihren Plan,
Den hohen, herrlichen, dem sie nicht scheun
Zu folgen durch den engen Raum, wo sich
Das Grab zu ihren Füßen dehnt, den darf
Nicht eines spröden Auges stolzer Blick
Zertrümmern, nein, ein solches darf nicht mehr
Ein böses Wort uns kosten.
Reihersdorf. Nun, ich denke,
Ihr werdet dafür sorgen.
Marco (ungeduldig, doch phlegmatisch). Gott sei Dank,
Daß ihr vereinigt seid; nun kann man doch
Auch anderes zur Sprache bringen. Darf
Man fragen, was das Schreiben, das zuvor
Der Unterhändler Nesselkraut Euch reichte,
Enthält?
Reichsgraf. Hast du's bemerkt?
Marco. Wie sollt' ich nicht?
Er stand verkleidet in dem dichten Haufen
Des Landvolks, und hätt' ich noch vieles gern
Mit ihm geredet, doch da Euch den Brief
Er eingehändigt, war er schnell verschwunden.
Reichsgraf. Er fürchtete die Blicke meines Bruders.
Reihersdorf. Kennt der Minister ihn?
Reichsgraf. Ein paarmal ist
In den Gefängnissen des Staates schon
Ein Plätzchen als Spion ihm eingeräumt.

Marco. Das muß ein fixer Kerl sein, daß er nicht
Schon längst am Galgen modert; doch was hat
Er überbracht?
Reichsgraf. Vom Marschall ein Billett.
Noch hat bisher die läst'ge Gegenwart
Der übrigen Gesellschaft mir die Zeit
Versagt zum Lesen. (Er hat in den Taschen gesucht.)
Ei, wo ist es denn?
Reihersdorf. Ihr zittert, Ihr erblaßt! Was soll das sein?
Ihr habt es doch nicht gar verloren?
Reichsgraf (sich erholend und ein Papier herauslangend). Nein,
Dem Himmel Dank, hier ist es! Hab' ich mich
Doch recht entsetzt. (Sich setzend.) O wär' ich doch am Ziel!
Und wär' es auch statt Fürstenthron der Schoß
Der kalten Gruft; denn diese ew'ge Angst,
Dies Zittern, daß die Mauern nicht an uns,
Die blauen Lüfte nicht Verräter werden,
Das ist des Todes Schauer zwiefach. (Zu Marco.) Nehmt
Und öffnet.
Marco (den Brief öffnend für sich). Armer Wurm, wie du dich krümmst
Vor Todesangst — und dennoch möcht' er gern
Den Löwen spielen. (Laut nach einer kleinen Pause.)
Soll ich lesen?
Reichsgraf. Ja;
Es ist doch niemand in der Nähe?
Reihersdorf (zusehend). Nein,
Doch ist's nicht ratsam, solch ein tief Geheimnis
Dem Schalle anvertraun. Wenn Ihr den Brief
Durchsehn, so reicht ihn uns.
Marco (lesend). Das ist nicht gut.
Reichsgraf (auffahrend). O Himmel!
Reihersdorf (hastig). Was enthält das Schreiben?
Marco (dem Grafen den Brief reichend). Nehmt!
So geht es, wenn man guten Rat verschmäht.
Wie oft, wie dringend bat ich Euch, doch nicht
In solche Hände Euer Glück zu legen
Und Euch des Pöbels Hefe zu vertraun.
Reichsgraf. Gefangen Rulsen! Er, der alles weiß,
Durch dessen Hände alles ging! Wir sind — (die Hände ringend)
Wir sind verloren! Er verrät uns!
Reihersdorf (das Gesicht verhüllend). Gott!
Marco. Wie! Ihr verliert den Mut? O, schämt Euch doch,

So lest doch, lest, weshalb er eingezogen.
(Lesend.) Als Vagabund, verschiedner Räubereien
Bezichtet. Von verdächtigen Papieren
Steht nicht ein Wörtchen hier. Als Vagabund,
Als ganz gemeinen Dieb betrachtet man
Ihn vor Gericht. Was wird es nutzen, noch
Die Liste seiner eignen Sünden zu
Vergrößern?

Reihersdorf. O, er wird die Freiheit sich
Erkaufen durch Verrat.

Marco (nachdenkend). O nimmermehr!
Er weiß zu gut, daß das Gefängnis wir
Ihm zehnfach zahlen mit gewicht'gem Golde.
Schon dreimal hat, so schreibt der Marschall, das
Verhör er überstanden, doch noch nie
Entschlüpfte ihm ein Wort, das mit Gefahr
Uns drohte, und das könnte wahrlich auch
In seiner Lage der Verrückte nur.
Auch ist ein solches Werk, wie wir beginnen,
Von solchem kleinen Unglück nimmer frei.
Wo so viel Menschen wirken, sollte da
Beschieden jedem gleiche Klugheit sein?
Allein in solchen Fällen zeigt es sich,
Ob wahre Größe wohnt im Geiste, der
Das Ganze lenkt, ob er mit kluger Hand
Zerrißne Fäden wieder knüpft und schlau
An der Gefahr vorüberschlüpft, und ob
Er zitternd seine Kleinheit offenbart,
Ein Held im Glück, ein Weichling in Gefahr.

Reichsgraf (sich erhebend). Ich zittre nicht.

Marco (fährt fort, ohne es zu bemerken). Durchschaut der Zeiten Raum,
Die Reiche der Geschichte. Ward wohl je
Ein Thron errungen ohn' Gefahr und Müh'?
Und Euer Vorbild Cäsar, mußt' er nicht
Durch Blut und Tod, durch Schwerter und Gefahr
Zur Weltbeherrschung bahnen sich den Pfad?
Doch wer nicht Kraft im Busen fühlt, der mag
Nicht solche hohen Dinge unternehmen.
Er lebe ruhig, baue seinen Acker,
Ein stiller Landmann.

Reichsgraf (aufspringend). Du beleidigst mich!
Noch hab' ich keinen Kleinmut dir gezeigt

Und sollst auch nimmer ihn an mir erproben.
Thron oder Grab! — Und was dazwischen liegt,
Das kennen meine Wünsche nicht. Du sollst
Mich stärken, Cäsar, Held! An dich will ich
Gedenken, wenn auf meinen Mut es stürmt,
Dein Name sei mein Talisman!

(Er wendet sich gegen die Seite, wo der Cäsar steht, und bleibt erschrocken stehen.)

Reihersdorf (hinschauend, verwundert). Wo ist
Die Büste hingekommen?

Marco (lacht). Seht, der macht's
Wie alle Geister, wenn man sie zitiert,
Er macht sich unsichtbar.

(Der Reichsgraf kehrt sehr blaß wieder zurück und lehnt sich auf den Tisch.)

Marco (ihn genau betrachtend). Ihr seid doch nicht —
Ich glaube gar, das Nichts hat Euch erschreckt;
Ist's möglich? eine Büste?

Reichsgraf (gefaßter). Nicht erschreckt!
Doch rasch kann ein Moment im Leben uns
Ergreifen, den ein Zufall, unbedeutend
Und klein in andrer Augen, wichtig uns
Erscheinen läßt, wie daß die Büste, die
Seit Jahren ihren Platz behauptet, daß
Im Augenblick, da ich zum Zeugen ihn,
Zum Schutzgeist meiner Taten rief, daß sie
Verschwunden — ich begreife nicht, wohin.
Es hat mich tief ergriffen, und noch weiß
Ich's nicht zu deuten, ist es ein Gesicht?
Ist's Wahrheit?

Marco. Seht Ihr Geister? Ei, Herr Graf,
Seid doch nicht so phantastisch! 's ist ein Scherz,
Ein loser Spaß vermutlich, den von der
Gesellschaft jemand sich erlaubt. Es ist
Ja heut ein Freudentag; vermutlich ist
Die Büste in der Nähe. (Er steht auf und geht zum Postament, hinter welchem er den Cäsar hervornimmt.)
Seht, da steht
Sie auf dem Boden demutsvoll. (Er setzt sie auf ihre Stelle.)
Es ist
Auch gar kein Festtagsantlitz. — So — da steht
Sie schon an vor'ger Stelle.

Sechste Szene.

Reichsgraf, Marco Godowesi, Reihersdorf, Minister.

Minister (herankommend). Setzt Ihr wieder
Den alten Herrn in seine Rechte ein?
Reichsgraf (verdrießlich). Hast du dies Späßchen ausgedacht?
Minister. So sieh
Mich drob nicht mit so mürr'schen Augen an.
(Jovial.) Es war mir mal 'ne Lust, den großen Tiger,
Den blutigen Tyrannen, wenn auch nur
Im Bild, ein wenig zu entthronen.
Reichsgraf. Kannst
Du sonder Schmähung keinen großen Geist
In deiner Nähe dulden?
Minister. Großen Geist?
In jedem Falle ist es nur ein Bild,
Nicht wert, daß Brüder drob ein böses Wort
Sich raunen. Laß den großen Geist doch selbst
Sein Recht verfechten. Übel muß es mit
Dem Weltbeherrscher stehn, tut es ihm not,
Daß sein des kleinen Grafen schwacher Arm
Sich annimmt.
Reichsgraf (auffahrend). Kamst du, mich zu kränken nur,
Den Mangel einer fürstlichen Geburt
Mir vorzuhalten?
Minister. Adelbert, du bist
Von Sinnen.
Reichsgraf. Könnte deine Kleinlichkeit
Die Tiefen meiner Seele fassen, ja,
Du würdest staunend sehn, wie königlich,
Wie stolz und eines Zepters würdig sie
Von der Natur gebildet. Doch das magst
Du nicht ergründen. Längst an Knechtschaft und
An niedern Staub gewöhnt, ein Höfling, der
In tiefer Demut eines eitlen Fürsten
Durchlaucht'ge Füße küßt.
Minister. Halt ein! Nicht länger
Kann deine Frechheit ich ertragen. Wie,
Ist das der Lohn, daß dreißig Jahre ich
Des Landes Last, ein zweiter Atlas, trug,
Daß diese Locken zwanzig Jahr' zu früh
Des Alters Reif beschlich?

Reihersdorf (beruhigend). Nehmt's nicht so hoch.
Minister. Das tu' ich nicht! Da wär' ich wohl ein Narr,
Wollt' ich um jedes Wort mich grämen, das
Ein Lästerer von frecher Zunge schnellt.
Mich wird es wenig kränken, was von mir
Solch ein vertrocknet, ausgestorben Herz —
Reihersdorf. Ich bitt' Euch!
Minister. Rinnt mir dankbar eine Träne
Vom Aug' des Niedrigsten im Volke, fleht
Für mich nur eine fromme Stimme täglich
Im stillen Dankgebet, so will ich groß
Mich schätzen, reich und glücklich, und nicht soll
Mir den Triumph der schwer erfüllten Pflicht
Die Zunge des Verleumders rauben. Ob
Er einen Knecht und Toren mich mag achten,
Mich kümmert's nicht, ich kann ihn nur verachten.

(Er geht in den Hintergrund der Bühne, wo Marco auch steht. Der Reichsgraf geht voll Zorn in ein Nebenzimmer.)

Reihersdorf (dem Minister nachfolgend).
Wie nehmt Ihr doch so hoch von Bruderlippen
Ein loses Wort. Wollt Ihr den Frieden selbst,
Den oft — gesteht es — schwer erhaltnen, brechen?
Auf Eures Hierseins kurze Tage nur
Des Zankes und der Zwietracht Stempel drücken?
Nicht also, Graf!
Minister. Ihr wißt nicht, wie es tut,
Für gute Dienste Hohn und gift'gen Spott
Zu ernten.
Reihersdorf. Schwer habt Ihr beleidigt ihn.
Minister. Weiß er die freche Zunge nicht im Zaum
Zu halten, darf er sich nicht wundern, wenn
Zum Lohn die Wahrheit oft recht derb und hart
Vor seinen Ohren schallt. Gerechte Rüge
Für gift'ge Lügen, das ist doch nur halb
Und sehr gelind bezahlt.
Marco. Er nannt' Euch Höfling,
Ihr einen Lügner und Verleumder ihn.
Auf wessen Seite ist die größre Schuld?
Minister. Ein Höfling, der gebeugt des eitlen Fürsten
Durchlaucht'ge Füße küßt.
Reihersdorf. Nicht doch, das hat
Er nicht gesagt.
Minister. Das hat er nicht gesagt?

Reihersdorf. Gewiß, ich hab' es nicht gehört. Euch hielt
Der Zorn umnebelt, daß Ihr nicht den Sinn
Der Worte unterschiedet und, was nie
Aus Eures Bruders Munde kam, gehört
Und zu vernehmen glaubtet.
Minister. O, ich war
Noch gar nicht aufgebracht, wie er begann,
Und hab's recht wohl vernommen: „Längst an Staub
Gewöhnt und niedre Knechtschaft." Still, ich darf
Daran nicht denken.
Reihersdorf. Das ist noch ein Wort,
Wie's sich geziemt. Denkt ferner nicht daran.
Dem Zürnenden steht nimmer zu Gebot
Die Zunge; ungebändigt, zügellos
Ergießt sie sich in schnöden Reden, die
Das Herz nicht kennt, und die der Redner nie,
Daß er sie ausgesprochen, zugesteht
Und selber glaubt; drum achtet' nimmer ich,
Was in des Eifers Glut ein Freund noch sprach.
Schien mir beleid'gend seine Rede, ruhig
Ließ ich den Tag verstreichen, stellte dann
Mich bei des nächsten Morgens Glühn vor ihn
Und fordert' Rechenschaft, doch nimmer ward
Mit kaltem Blut die Rede wiederholt.
Nie sei davon ihm ein Gedanke in
Den Sinn gekommen, hieß es; aber hielt
Ihm selbst sein allzu treu Gedächtnis vor,
Was er gesprochen, sanft und freundlich dann
Sucht' er sich zu entschuld'gen, und nicht war
Verschlossen seinem Liebeswort mein Ohr,
Und keiner war in Zukunft also treu,
Zu jedem Freundesdienste fertig, wie
Den ich mit der Verzeihung süßer Schuld
Belud.
Marco Godowesi. Was wendet Ihr Euch von uns, gönnt
Uns keine Antwort? Weil Ihr selber seht,
Wie wahr Graf Reihersdorf geredet, doch
Euch nimmer überwinden könnt, es zu
Gestehn.
Minister. Des hab' ich nimmer mich gescheut,
Und freudig eil' ich ihm entgegen, reicht
Er liebend mir die brüderliche Hand.
Doch daß ich schmeichelnd, untertänig soll

Ertragen seine Härte, nein, das kann
Kein Bill'ger fordern. Unrecht wär' es auch,
In Demut seinen Launen frönen; denn
Das macht' ihn täglich unverträglicher.
Er möge freundlich sich mir nahen, ihm
Gebührt das erste Wort; denn er begann
Den Streit. Laßt sehn, ob sich dazu sein Stolz
Bequemen wird.

Marco. Das ist der leid'ge Stein
Des Ärgernisses, dran sich jeder stößt;
Gar leicht bereut den Zorn ein edles Herz
Und folgt der alten Liebe schönem Trieb,
Allein, allein, das erste Wort! — dazu
Kann keiner sich entschließen, gleich als hing'
Die Last der Welten an dem leichten Hauch.

Reihersdorf. Wohl wahr! Schon sah ich manchen blut'gen Streit
Entglommen durch ein unbedachtsam Wort,
Wo Freund und Freund im wilden Zweikampf sich
Begegneten mit tränenvollem Blick,
Zerrißnem Herzen. Willig hätt' sein Leben
Ein jeder für den andern hingegeben.
Doch der Versöhnung erstes, holdes Wort
Zu sprechen, dieses Opfer schien zu groß
Den Stolzgeblendeten. Ich hab' mich nie
Geschämt, zuerst mein Unrecht zu gestehn.
Vielleicht sonst trüg' ich längst im Herzen schon
Der Reue und Verzweiflung schwarze Wunden,
Läg' selbst vielleicht auch mit gespaltnem Schädel
In feuchter Gruft.

Minister (lächelnd). Das wär' das Schlimmste wohl
Und ist auch Eurer Sanftmut wahrer Grund.

Godowesi (lachend). Das lautet ja nicht gut, Herr Graf.

Reihersdorf (nach einigen Augenblicken). Ich könnt'
Es übel deuten, wenn ich wollte, doch
Ich fühl' es, Eure Galle gilt viel mehr
Dem kleinen Wortstreit, der vorhin begann;
Sonst lauten Eure Reden sehr verdächtig.

Godowesi. Beinah', als fehlt' es Euch an Mute.

Reihersdorf. Still,
Ich wollt' es nicht erörtert haben. Nehmt
An mir ein Beispiel, lieber Graf, wie man
Beleidigungen trägt, von denen man

Vorher kann sehn, sie werden bald bereut
Und kommen nicht von Herzen. Niemand würd'
Es mir verargen, säh' man tobend jetzt
Und schäumend mich vor Wut; denn was ist wohl
Entehrender für einen Rittersmann,
Als zeiht man ihn der Feigheit und der Schwäche?
Auch würd' es sicher höchlich mir zum Schimpf
Gerechnet, säh' ein vierter, daß ich still
Ertrüge solche Unbild; aber da
Gottlob! kein Fremder hier zugegen ist,
Riskier' ich meine Ehre einmal dran
Und scheu' sogar nicht, wie Ihr selber seht,
Das böse, vielbesprochne erste Wort.

Godowesi. Das ist noch brav gedacht, doch hoff' ich auch,
Daß nicht vergebens mit so schönem Beispiel
Ihr vorgegangen seid.

Reihersdorf. Gewiß nicht. Ist's
Nicht also, lieber Graf? Schickt diese Stunde
Mit bösem Zwist beladen nicht hinab
Zu ihren Schwestern, gebt ihr auf den Weg
Noch der Versöhnung linden Balsam mit.

Minister. Fast könntet Ihr mich überreden.

Reihersdorf. Geht
Zu Eurem Bruder, bietet ihm die Hand,
Vergeltet durch die Nachsicht seiner Schwächen
Die Liebe, die er zu Euch hegt.

Minister. Herr Graf,
Sucht andre Gründe, dieser geht nicht mit.

Reihersdorf. An seiner Liebe zweifelt Ihr? Wie seid
Ihr ungerecht!

Minister. Das bin ich nicht, fürwahr!
Glaubt nur, der Freundschaft liebend Vorurteil
Kann mit so blendend hellem Lichte nicht
Umgeben des Geliebten Tugend, mit
So dichtem Flor verhüllen seine Schwächen,
Wie Bruderliebe; doch die kennt er nicht!
Die süßen kleinen, häuslich stillen Freuden
Verachtet er, sucht ängstlich sie zu meiden,
Drängt sich gewaltsam die Natur ihm auf.
Wie sollt' es sich für solchen Mann geziemen,
Sich sanften Trieben hinzugeben, weich
Dahin zu schmelzen? Pfui! Doch das ist

Für niedre Seelen, die noch viel zu knechtisch
Gesinnt, um sich der Herrschaft der Natur
Gewaltsam zu entreißen.

Reihersdorf. Fast doch scheint's,
Als hättet Ihr der süßen Knechtschaft selbst
Euch ganz und gar entzogen.

Minister. Nimmer wird
Er fühlen es und zugestehn, daß nur
Mich Liebe zu ihm trieb, daß ich es nicht
Ertragen könnte, zürnend ihn zu denken;
Und nur entfremdet angeborne Schande
Und innere Gemeinheit, die, stellt sich
Ihr innere Hoheit dar, sich unwillkürlich
Vor ihr als ihrem Herrn und Meister beugt,
So wird ihm meine Güte scheinen bald.
Wenn nur ein Wort den leicht Gereizten kränkt,
Dann schallt aus seinem Mund als Vorwurf mir
Die Rüge meiner Nachsicht.

Reihersdorf. Sucht Ihr nicht
Mit Absicht Eure Galle aufzuregen,
Daß Euer Herz den Ton der Liebe nicht
Vernehme? Setzt den Fall, Ihr hättet recht.
Ist's besser nicht, die kleine Kränkung tragen,
Als in der Brust den Vorwurf, daß Ihr selbst
Der Zwietracht Fackel nährtet und aus Stolz —
Verzeiht, ich kann's nicht anders nennen, — selbst
Des eignen Herzens Stimme überhörtet?

Minister. Das glaubt Ihr wirklich, Stolz hab' Euren Bitten
Zu widerstehen mich verleitet?

Reihersdorf. Kann
Ich anders? Seht, ich folge treu dem Bild,
Das Ihr von Eurer Lage selbst entwarft,
Und Eure selbst gewählten Gründe kann
Ich zeugen lassen gegen Euch.

Godowesi. Und wißt
Ihr, wer von Eurem Zwist den wahren Schaden
Muß tragen? Ihr nicht, Euer Bruder nicht,
Trotz Eurem Ärger. Die Komtessen und
Der junge Graf, die Gräfin allermeist,
Das sind die ew'gen Opferlämmer, die
Des ganzen Volkes Schulden tragen und
Der üblen Laune Erstlinge genießen.

Minister. Wahrhaftig? O, die armen Tauben, die
Des Geiers Hut im Grimm ein Gott vertraut!
Mir hat es längst geschienen; doch er hält
In meiner Gegenwart in Schranken noch
Der Härte wild Beginnen. O, die armen,
Geliebten Wesen! Wie verletzend muß
Den zarten Seelen seine Rauheit sein!
Doch still, ich wollte ja nicht grollen.
Reihersdorf. Laßt
Ein freundlich Bild den teuren Freunden von
Den kurzen Stunden Eures Aufenthalts.
Wollt Ihr, daß sie der Ruhe Tage von
Der Stunde zählen, da Ihr sie verlassen?
Minister (gerührt). Ich kann's mir denken: „Endlich ist er fort,
Der Unruhstifter. Nun ist Fried', und man
Kann doch ein wenig freier atmen." Nein,
Wahrhaftig, ich ertrüg' es nicht.
Reihersdorf. Es ist
Ein schrecklicher Gedanke, auf zerrißne
Und schon gedrückte Herzen neue Lasten
Zu wälzen. Meidet diesen Vorwurf, Graf,
Verhärtet nicht durch Strenge Eures Bruders
Gemüt, erweicht's durch sanfte Freundlichkeit.
Ihr könnt es, seid ein holder Friedensbote;
Seid Ihr's, von dem er ruh'gen Gleichmut lerne!
Von Eurem Hiersein rede man entzückt;
Ein sanfter Genius, in lichter Ferne,
Werd' Euer Bild mit Lieb' und Dank erblickt!
Wollt Ihr so schönen Preis verscherzen?
Minister. Graf,
Wo ist mein Bruder?
Reihersdorf. Kommt, wir wollen ihn
Schon wiederfinden. (Er führt ihn schnell ab.)
Minister. Fänd' ich doch sein Herz,
Das alte, lang verlorne wieder!
Godowesi (allein). Geh,
Da kannst du lange suchen, frommes Schaf!
Eh' fändest du ein Sandkorn tausend Klafter
Versteckt im Schnee der Alpen, als ein Herz,
Wo keines ist, in jedem Sinn des Wortes.
Zu bessern denkt er ihn — wahrhaftig, nein,
So töricht hätt' ich nimmer ihn geglaubt.
Muß sich der alte Fuchs nicht schämen? Er,

Der dreißig Jahr' das Steuerruder führte,
Er kann von seinem eignen Bruder nicht
Ein richtig Urteil fällen, weiß noch nicht,
Daß eh' des Rheines Wogen all zum Quell
Zurück sich leiten lassen, als ein Sünder,
Ein alter achtundfünfzigjähr'ger Wicht
Zur Unschuld seiner Kinderzeit! So geht's:
Wer an dem Hof mit Maulwurfssinnen kreucht,
Dem kann selbst diese hohe Schule nicht
Des Falken Auge geben; denn ihm fehlt
Der Sonne Sehkraft. Drum die Bildung will
Den klugen Mann nicht machen. Schade wär's
Auch um so manches herrliche Talent. . . .

Perdu

oder

Dichter, Verleger und Blaustrümpfe

Lustspiel in einem Akt

Personen:

Herr Speth, Buchhändler in einer Stadt am Rheine.
Frau Speth.
Ida, Speths Tochter.
Sonderrath, poeta laureatus.
Wilibald, Dichter minimi moduli und nebenbei Rezensent.
Seibold, Rezensent und nebenbei Dichter.
Frau von Thielen, Blaustrumpf von Stande.
Claudine Briesen, naiv-gefühlvoller Blaustrumpf.
Johanna von Austen, Blaustrumpf du bon vieux temps.

Erste Szene.

Ein Buchladen; im Vordergrund ein Fenster mit halbgeschlossenen Vorhängen, was auf den Rhein geht, alle Stühle mit Papieren, Ballen usw. beladen; **Speth**, ein kleines, mageres Männchen, mit rotem Gesichte, graulichtem Haare, einer Brille, sitzt vor einem mit Papieren und Paketen bedeckten Tische und hält einen offenen Brief in der Hand.

Speth. „Und kurz, Herr Speth, ich kann nicht, durchaus nicht. — Die Rebe blüht, alles liebt und paart sich, da wird mir der Pegasus auch kollrig und rennt, Gott weiß, welcher Ixionswolke nach. — Indessen kann es sein, daß wir uns bald sehn; mir hat geträumt, ich würde nächstens Lust bekommen, an den Rhein zu gehen, respektive zu fahren, zu schwimmen — ob's dazu kömmt? Nescio, und somit Gott befohlen, Ihr ergebener Friedrich Sonderrath." (Er läßt das Blatt sinken.) Jawohl, Sonderrath, — ich bin sonder Rat. Windbeutel und kein Ende! — Und ob er nun hierherkömmt, das steht auch noch sehr dahin, nachdem er mich vier Wochen lang hat auf sich warten lassen! — (Er wirft den Brief auf den Tisch; heftig.) Nein, nein, nein! Ich will mich auch gar nicht mehr mit dem Dichtervolk einlassen. Wer liest denn noch Gedichte? Eine Kammerjungfer, die in den Sekretär verliebt ist. — Aber ich bin zu fromm, viel, viel zu fromm, ein alter Kerl, zwanzigmal angeführt, und doch noch nicht klug! — Ich sage es immer, sie werden mich noch aus Rock und Kamisol schreiben. Na, weiter! (Er ergreift ein Paket.) Das dickste zuerst! (Er öffnet es.) Hu! Krebse; „Das Echo im Felstale" von Claudine Briesen — (zählt) — zehn, zwanzig — und dreißig, vierzig, fünfzig — wie? (Er nimmt das letzte Bündel nochmals.) Zwei — vier — sechs — acht — zehn — o Jammer, Jammer! Auch nicht ein einziges Exemplar verkauft! (Ärgerlich.) Du alte Schachtel! Komm du mir mal wieder, mit deinen Pavodettenaugen und deinen weißen Schwungfedern! Doch 's ist meine eigene Schuld, warum bin ich ein Esel? (Er nimmt ein zweites Paket; freudig.) Ha, Seibold, und ein gutes Bündel! (Er wägt es auf der Hand.) Das ist delikat, da steckt noch manches Gläschen Wein darin. (Öffnet es.) — Wenn das lauter Rezensionen sind, dann

können sie mir das Loch im Geldbeutel schon so ziemlich wieder zuziehen. (Er schlägt die Blätter auseinander.) O weh, Gedichte! Lauter, lauter Gedichte! (Seufzend.) Wenn mir der gute Mann doch nicht immer so viele schlechte Gedichte zu seinen guten Rezensionen einakkordierte! (Er betrachtet das Paket.) Ein dicker, saurer Apfel! Und ich muß doch hineinbeißen, sonst geht er mir flöten. Hm, auch ein Brief. (Er öffnet ihn.) Was? Was ist das? Gedichte von Anna Freiin von Thielen, und die soll ich ihm verlegen? Ich? Hab' ich nicht genug an seinen eigenen miserabelen? (Er legt den Finger an die Nase.) — Wart', wart', wo hab' ich denn von der Frau gehört oder gesehn? Richtig! Die Balladen im Abendblatte — Anna Freiin von Thielen; richtig! Hm, die waren so übel nicht, die Frau hat Talent genug, wenn sie sich nur an einige Ordnung gewöhnen wollte; mich dünkt, die Verse rannten gegeneinander wie scheugewordene Pferde. Und dann — so ein gewisses aristokratisches Heimweh nach der Feudalzeit, so ein weiblicher Bendemann! (lächelnd) „an den Wasserflüssen Babylons saßen wir und weinten um Jerusalem", haha! Nun, man muß sehn; den Seibold darf ich doch nicht recht vor den Kopf stoßen; der ist meine beste Milchkuh — er und Sonderrath — (seufzend) o Sonderrath, du Verräter! Soll ich denn wirklich von deinen Reminiszenzen vom Rhein nichts haben als die Reminiszenz an meinen leeren Geldbeutel? (Er nimmt die Feder vom Ohre und rechnet.) Fünfzig Stahlstiche — für zweitausendachthundert Exemplare Papier und (rechnet leise weiter) . . . zusammen fünftausend Taler — macht jeden Monat sechzehn Taler acht Groschen Zinsen, (mit Nachdruck) sechzehn Taler acht Groschen — perdu!

Zweite Szene.

Herr Speth. Frau Speth, eine noch rüstige Frau, mit lebhaftem, jovialem Gesichte, tritt herein und legt ihm die Hand auf die Schulter.

Frau Speth. Was ist perdu?

Speth (wendet sich freundlich um und nimmt die Brille ab). Sieh, Fränzchen, bist du es? Was willst du, Kind?

Frau Speth. Geld, lieber Freund, Geld!

Speth. Geld? Ja, wieviel denn? (Er zieht den Beutel.)

Frau Speth. Gib mir ein bißchen Vorrat, daß ich dich nicht immer überlaufen muß, so eine zwanzig Taler.

Speth (erschrocken). Zwanzig Taler? Kind, die wüßte ich dir doch jetzt aus allen Nähten nicht zusammenzuklopfen. (Er hält den

Beutel in die Höhe.) Siehst du mein Beutelchen? Was dünkt dich? verdammt dünnleibig.

Frau Speth. Wenn keine Louisdore darin sind.

Speth. Ja, Louisdore! Die schüttelt man auch so von den Bäumen. (Wehmütig). Kennst du wohl Kassemännchen und Silbergroschen?

Frau Speth. Laß sehn! (Sie zupft ihm den Beutel aus der Hand und greift rasch hinein.) Was hab' ich erwischt? (Sie öffnet ein Papier.) Gerade recht, zwei Doppel-Louisdore — ich bedanke mich! (Will gehn.)

Speth (hält sie am Ärmel). Fränzchen, Fränzchen, was fällt dir ein? Wahrhaftig, sie nimmt mir alles!

Frau Speth. Bewahre, es klingelt noch recht schön. (Sie schüttelt den Beutel.)

Speth. Ach Gott, was klingelt denn! Vier preußische Taler und zwölf einzelne Silbergroschen, auf Ehre! Kein Heller mehr, — nein, sei doch vernünftig.

Frau Speth (befühlt den Beutel). Eins, zwei, drei, vier, und dann noch ein dickes Stück, das ist ein Krontaler.

Speth (halb lachend). Bewahre, das ist der Deckel von meiner alten Tabaksdose, den ich gestern zerbrochen habe. (Ängstlich.) Gib her, komm! Soll ich denn gar nichts behalten?

Frau Speth. Du hast noch genug.

Speth. Es ist ja der Deckel, der Deckel, sag' ich dir. Was in aller Welt soll ich denn mit vier Talern zwölf Silbergroschen anfangen? Ich kann ja nicht mal eine Flasche Wein für einen guten Freund bezahlen.

Frau Speth (mit dem Finger drohend). Speth, Speth! Sind wir wieder auf dem Terrain? Denke an deine Gesundheit und an deine Frau.

Speth (komisch seufzend). Ich denke ganz viel an meine Frau.

Frau Speth. Weißt du noch, neulich der Schwindel in Olbers Garten und um Weihnachten beim Onkel?

Speth (hastig). Ja, da hatte ich auch beide Male — (Er stockt.)

Frau Speth. Nun? (Lachend.) Nein, du hattest keinen Spitz, du hattest nur drei Gläser getrunken; ich habe sie genau gezählt, aber — ich sage es dir ungern, — du mußt dich sehr in acht nehmen, du bist sehr vollblütig.

Speth (ungläubig). Herr Gott, ich bin ja der magerste Mann in der ganzen Stadt.

Frau Speth. Korpulent bist du freilich nicht, aber sieh mal in den Spiegel — dein Gesicht . .

Speth. Hm, ganz nett, ganz manierlich.

Frau Speth. Jawohl, rot und den Kopf wie ein Puter! — Nun, gib dich zufrieden, sei nicht böse, (küßt ihn) mir bist du schön genug und bist auch überhaupt ganz wacker, wenn du dich ordentlich rasiert hast. Aber das Geld laß mir, das ist bei mir besser aufgehoben wie bei dir. (Läßt ihn los.)

Speth. Nun in Gottes Namen! — (ernsthaft) ich bitte dich, Fränzchen, halt gut haus, — knapp zusammen, sage ich immer, knapp zusammen; du weißt nicht, wie bitterlich sauer es mir wird, (seufzend) der Teufel weiß, man hat Verluste an allen Ecken.

Frau Speth. Ganz richtig, — perdu! Was ist denn wieder perdu?

Speth. Ach nichts! Meine Brille.

Frau Speth (lachend). Was Brille! Nichts Brille! Meinst du, ich wüßte nicht, daß dein Perdu immer soviel heißt, als: da bin ich mal wieder untern Zopf gespuckt? Nun, sag's heraus, mich führst du doch nicht an.

Speth (nimmt einen Federputzer vom Tisch und spielt damit). Ach, nun, — sieh, der Sonderrath, der Schlingel —

Frau Speth. Der ist ja dein lieb Kindchen.

Speth (mit Nachdruck). Gewesen — du weißt doch, daß ich sein Werk über die Rheingegenden verlegen soll.

Frau Speth. Ja, was dich schon das horrende Geld gekostet hat an Stahlstichen und Papier.

Speth (nach und nach heftig werdend). Nun sieh, der will mit einem Male nicht schreiben — aber gar nichts, keine Reminiszenzen und keine Gedichte, nichts, sage ich dir, nicht mehr, als was ich hier auf der flachen Hand habe. (Er streckt die Hand vor.)

Frau Speth (lächelnd). Das ist nun freilich dieses Mal ein Federputzer; (ernsthaft) aber warum nicht?

Speth (heftig). Warum nicht? Warum nicht? Weil die Rebe blüht und sich alles paart.

Frau Speth (zornig). Ist der Kerl denn ein Kater oder ein Kuckuck? Aber ich würde ihn schon kriegen — tausend noch mal! Hat denn jeder Flandus das Recht, einen ehrlichen Mann an den Bettelstab zu bringen? Verklag' ihn, Speth, verklag' ihn!

Speth. Kind! das kennst du nicht! da wird er mir erst ganz sperrig, nein, ich muß nur sachtchen lavieren, simulieren, bis ich ihn ganz piano wieder in Gang gebracht habe.

Frau Speth. Ei was! Bei dem wirst du doch deine Lebtage keine Seide spinnen; laß dir den Schaden ersetzen, und dann mag er laufen.

Speth. Ja, Schaden ersetzen! Da kämst du recht! Meinst du, wenn ich den ganzen Sonderrath bis aufs Hemd auszöge,

daß ich etwas anderes fing' als allenfalls ein paar Flöhe und das Porträt seiner Geliebten? Das sind mir die Rechten!

Frau Speth (spottend). Habe ich das nicht immer gesagt! Hättest du dich an Gott und die Religion gehalten, den Katechismus verlegt und die Bibel, dann hättest du dein honettes Brot; die muß jeder kaufen, und sind auch längst fertig geschrieben. Oder was dir die Professoren so zuschicken; das sind solide Leute, die den Pelz nicht verkaufen, ehe sie den Fuchs gefangen haben.

Speth. Das ist wohl wahr.

Frau Speth. Ich halte besonders viel auf Leute, die Perücken tragen und Jabots, je breiter, je besser, aber statt dessen ziehst du dich mit dem Dichtervolk herum: lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben, den Hut auf einem Ohr, das Glas in der Hand, und dann: Rosen auf den Weg gestreut; wahrhaftig, ich fange vor Ärger an zu singen wie eine Eule.

Speth (besänftigend). Stille, stille, ärgere dich nicht!

Frau Speth (mit humoristischem Zorn). Laß sehn! Was hast du denn Rechtes an der Hand? Vorerst diesen — wie heißt der Windbeutel? — Sonderrath! — das soll ein großes Genie sein! Jawohl! Genie in deiner Tasche!

Speth. Piano!

Frau Speth. Oder ist der Wilibald besser? Freilich, der liefert seine Sachen ab, daß man nachher das ganze Jahr von den Krebsen Suppe kochen kann. Hans Narr, mit seinem gescheitelten Haar, wie ein Hund, der durchs Wasser gejagt ist!

Speth (lachend). Ich kann ihn nicht steuern —

Frau Speth. Sag' selbst, sieht der Kerl nicht komplett aus wie 'ne verregnete Krähe? „Meine werteste Frau Speth", — ja ich will dich!

Speth (seufzend). Der erwischt mich auch nicht wieder.

Frau Speth. Doch, doch, wenn er dich so gut kennt wie ich, noch zehnmal. Und nun gar dein Weibervolk —

Speth (lachend). Die Damen willst du sagen.

Frau Speth (halb lachend). Jawohl, deine Blaustrümpfe; die Briefen z. B. (geziert): „der reizende Morgen hat mich hinausgelockt", (natürlich) und sieht dann so erfroren aus wie ein gerupftes Huhn, ich glaube, die Person friert den ganzen Tag.

Speth. Du hast es gut vor.

Frau Speth (lebhaft). Aber sag' selbst, sieht die Person nicht genau aus wie eine erfrorne Kartoffel? Und dann die Austen mit ihren siebenzig Jahren, Rosaband, an jedem Finger einen

Ring mit Souvenir oder einem Haarschwänzchen; und das ganze Zimmer voll Porträts von ihren alten Schätzen — der mit 'nem Haarbeutel, der mit 'nem langen Zopf, der mit 'ner runden Perücke.

Speth. Du hältst ja so besonders viel auf Leute, die Perücken tragen.

Frau Speth. In meinem Leben habe ich nicht so schmutzige, verknutschte Wäsche gesehn, wie die beiden Weiber immer an sich tragen; ich bin allzeit in Versuchung, ihnen ein paar Ellen Leinen zu schenken, damit sie doch nicht so zum Spektakel herumlaufen.

Speth. Nun ist's aber auch gut, nun hast du ihnen die Lektion tüchtig gelesen.

Frau Speth (gutlaunig). Ei was, du nimmst immer ihre Partei, weil du selbst so ein halber Pegasusreiter bist.

Speth (erstaunt). Ich?

Frau Speth. Ja, du! singst du keine Lieder?

Speth. Mein Lebtage nicht anders als mit der christlichen Gemeinde.

Frau Speth. Was, willst du leugnen, daß du vor zwanzig Jahren ein Gedicht auf mich gemacht hast?

Ach, ach, ach,
Meine werte Klara Zach,
Ich verbleibe früh und spät
Ihr getreuer Wilhelm Speth,

und das willst du leugnen? war es nicht an einem Stachelbeerbusch? und hast du dir nicht damals ein großes Dreieck in deinen neuen Frack gerissen? Verräter!

Speth (küßt ihr die Hand). Dummes Ding!

Frau Speth (zieht die Hand fort). Nein, geh mir! Ich bin tief gekränkt!

Speth. Ja, du bist mir die Rechte!

Frau Speth (freundlich). Bin ich dir die Rechte? Nun, das ist doch brav von dir, — du bist mir auch der Rechte, (sie drückt seinen Kopf zwischen ihren Händen), mein rechter, guter, alter, frommer Hals. Addio, (im Abgehn) und notabene, Wilhelm, laß der Ida nicht so viele Bücher zukommen, sie hat mir gestern abend einen Hembärmel unten an den Saum gesetzt.

Dritte Szene.

Speth (ihr nachsehend). Die Frau hat den Teufel im Leibe, — ein kapitales Weib! Alles lebt und kribbelt an ihr; einen Verstand, einen Witz, und eine Darstellungsgabe! Hui, wenn die schreiben wollte, die würde was anders vor den Tag bringen als meine Blaustrümpfe; (leiser) sie hat nicht ganz unrecht, es sind ein paar abgetakelte Fregatten; (lauter) indessen was tut man nicht, (seufzend) das heißt was muß man nicht tun für die Damen! Es ist ein schreckliches Wort: „eine Dame", und vollends eine Dame, die es darauf anlegt, dir das Geld aus der Tasche zu holen; da magst du dich nur so geduldig schinden lassen wie ein toter Hase. (Gähnend.) Ach Gott, ich wollte, daß ich mir eine Rhinozeroshaut anschaffen könnte, oder eine von Gummielastikum, die sich ellenlang ziehen ließ und dann immer wieder auf meinen eigenen Korpus zurückspränge. Das Echo im Felstal! — Ich mag nicht daran denken; das Stückchen kostet mich auch wieder — wart'! (Er tunkt die Feder ein und wirft sie dann hin.) Ich will nicht rechnen; was auch habe ich denn anders davon als den Ärger? (Verdrießlich.) Ich weiß auch nicht, warum gerade immer mir die Langweiligen schreiben; es gibt doch mitunter welche, zum Beispiel meine Frau, wo sich Geld daraus pressen ließe wie Heu. So ist's, das beste Stück Geld steckt immer in Dingen, wo man es nicht herausbringen kann, zum Beispiel in meinen Krebsen; (nachdenkend) ja, wenn die wollte, — vielleicht wenn ich ihr so ein wenig Honig um den Mund strich' und so ein bißchen zusammenlöge, was andre Leute sollten gesagt haben von ihrem Talente — ja, hüte dich! da würde ich schön ankommen. „Speth, wenn du durchaus 'ne Närrin zur Frau haben willst, so laß dich von mir scheiden und nimm die Briesen!" Ha, pfui! ein gräßlicher Gedanke! (Er schüttelt sich.) Dafür will ich doch lieber mein Leben lang ihre Gedichte verlegen, für die wäre ich noch über und über zu gut. (Jovial.) Ich bin überhaupt gar so'n übler Kerl nicht. (Er wendet sich gegen den Spiegel.) Ich habe eigentlich wohl hübsche Augen, dunkle Augen und auch sprechende Augen; (er steht auf) ein bißchen klein von Statur. Hm! klein und wacker. (Er tritt vor den Spiegel.) Rot wie ein Puter, sagt meine Frau? Ich weiß nicht, was die will; ich bin nirgends rot, als wo es hingehört. (Er streicht sich wohlgefällig über die Wange.) Zwar (er beugt sich näher) so ein klein Tippelchen auf der Nase — Speth, Speth! deine heimlichen Tröpfchen Wein schlagen durch, und die Frau hat es schon weg. (Er beugt sich noch näher.) Nicht viel graue Haare; sie ließen sich noch wohl auszupfen,

wenn's nicht so infam weh tät'; ich bin kein Freund davon, mein eigenes Fleisch und Bein zu kreuzigen. (Er faßt ein graues Haar und zieht es unter Gesichterschneiden aus.) Hä! Hoffart will Pein leiden!

Wilibald tritt mit einer gewissen Aisance herein. Speth fährt erschrocken vom Sitze zurück.

Vierte Szene.

Speth, Wilibald.

Wilibald (bleibt in der Tür stehen). Pardon, Herr Speth, ich störe.

Speth (verlegen). O gar nicht, gar nicht, treten Sie gefälligst näher.

Wilibald. Sie wollen ausgehn?

Speth. Ja, doch nein — keineswegs — nachher.

Wilibald. Aber Sie machen Toilette.

Speth. Verzeihen Sie, doch nicht.

Wilibald. Ich habe nicht angepocht . . . (schließt die Tür und tritt zu Herrn Speth) unter so guten Freunden . . .

Speth. Versteht sich, versteht sich, nehmen Sie Platz, was ist gefällig?

Wilibald. Lieber Freund, das läßt sich so schnell nicht abmachen, wenn Sie ausgehn müssen, will ich am Abend wiederkommen.

Speth. Am Abend? (Bedenklich.) Ja, lieber Herr Wilibald, da möchte ich doch wohl verhindert sein.

Wilibald. So sagen Sie mir, wann, aber bald, und daß wir ordentlich Zeit vor uns haben.

Speth (verlegen). Meine Zeit ist sehr beschränkt, sehr. Sie denken sich's gar so nicht, ich bin oft des Abends abgehetzt von all der Arbeit wie ein armer Windhund, indessen jetzt hätte ich wohl etwas Muße, eben jetzt, bitte, sprechen Sie!

Wilibald (rückt den Stuhl, auf dem Speth gesessen, seitwärts und wirft sich darauf). Hören Sie, Herr Speth! (Speth packt einen andern Stuhl ab und setzt sich ebenfalls.) Sie sind ein solider Mann, warum befassen Sie sich mit solch einem Schandblatt wie das Abendblatt?

Speth (zurückfahrend). Ei, Herr, Herr! Das sind starke Ausdrücke, da sind Sie doch der erste —

Wilibald. Schlechte Spekulation!

Speth (erstaunt). Ich wollte, daß alle meine Spekulationen nicht schlechter wären; wissen Sie, wie viele Abonnenten das Journal hat?

Wilibald (nachlässig). Ich weiß nicht, ich kümmere mich nicht darum.

Speth. Dreitausend! (langsam) sage dreitausend, (rasch) und lauter gute Zahler.

Wilibald. Dreitausend Narren!

Speth. Sie haben's gut vor! Indessen Narren oder nicht, wer mich bezahlt, ist in meinen Augen niemals ein Narr.

Wilibald. Schöne Maxime! Also nur, wer Ihnen nichts abkauft, verdient diesen Titel.

Speth (mit leisem Spotte). Das will ich gerade nicht behaupten; ich habe leider manches verlegt, wo ich es vielmehr sehr vernünftig finden mußte, daß man es mir auf dem Halse ließ.

Wilibald. Wie kann ein Blatt gut sein, in dem Leute ohne den mindesten Geschmack das große Wort führen?

Speth. Herr, wie kommen Sie mir heute vor? Hat Sonderrath keinen Geschmack?

Wilibald. Hm, Sonderrath, das ist eben auch eine Eintagsfliege; der wird sich bald ausgeschnurrt haben.

Speth. Das wollen wir nicht hoffen.

Wilibald. Etwas verbrannte Phantasie, etwas Stil! Und dann, als Draperie, ganze Herden von (verdrießlich) allerlei Ungeziefer, Schlangen, Kamele. (Speth lacht.) Hm, selbst Kamel! So etwas schüttle ich Ihnen alle Tage aus dem Ärmel, wenn ich will. (Er steht auf, geht die Bühne auf und ab und bleibt zuletzt vor Speth stehen; Speth fängt an die Feder zu schneiden.) Nun was ist's denn weiter? Ich studiere sechs Wochen den Koran und die persischen Dichter und dann lasse ich einen ganzen Stall voll solcher wilder Bestien los, die sich durcheinander beißen, was ist's denn weiter? Der Mensch verdirbt die ganze Literatur. (Speth sieht vor sich nieder und spielt mit der Feder.)

Wilibald. Aber warten Sie noch, warten Sie noch ein paar Wochen, dann ist er kaputt.

Speth. Ich denke, das werden die Jahrwochen Daniels sein.

Wilibald (heftig). Ich zweifle nicht, daß sich schon irgendeine vernünftige Feder finden wird.

Speth (steht auf und neigt die Feder gegen ihn).

Wilibald. Was ist's? Was meinen Sie? Nein, das nicht; (er räuspert) übrigens wollt' ich von den Dichtern jetzt nicht reden, (sich vor Speth stellend) aber was für Schund von Rezensionen nehmen Sie auf, zum Beispiel von dem Seibold.

Speth (lachend). Herr, ich weiß nicht, was Sie wollen, der Seibold macht ja jetzt Regen und Sonnenschein in der Literatur.

Wilibald. Das sei Gott geklagt! (Rasch.) Übrigens so schlimm

ist's auch nicht, es gibt noch eine Partei, (er fängt wieder an, auf und ab zu gehen) und zwar eine sehr große Partei, sage ich Ihnen, die recht gut weiß, was sie an ihrem Seibold hat. Apropos; lesen Sie denn seine Rezensionen?

Speth. Ich? O doch, allerdings, und zwar mit vielem Vergnügen.

Wilibald. Auch die in Nummer 43?

Speth. Sie sind alle schön, scharf und doch billig.

Wilibald. Auch die in Nummer 43?

Speth. Ja Herr, ich kann Ihnen nicht so genau sagen, wo jedes einzelne steht; was ist denn mit der? Was enthält die?

Wilibald. Was? Den erbärmlichsten Unsinn, Verleumdungen, was die elendeste Oberflächlichkeit nur ersinnen kann.

Speth. Gott steh' uns bei, wer kriegt denn so erbärmlich die Rute?

Wilibald. Sie sind nicht sehr glücklich in Ihren Ausdrücken, Herr Speth; übrigens können Sie wohl denken, daß es einen trifft, der nicht nach seiner Pfeife tanzen will. (Er steht vor Speth.)

Speth (seine Hand auf die Wilibalds legend). Im Vertrauen, Herr Wilibald, ich denke mir, wer die Schläge bekommen hat, der hat sie auch verdient.

Wilibald (zieht die Hand zurück). Ich bedanke mich.

Speth (erstaunt). Wie? Nein, das ist nicht möglich!

Wilibald (bitter). Es ist möglich, denn es ist. Herr Seibold kühlt sein Mütchen an meinem Deutschen Eichenhaine.

Speth (hastig). Den ich verlegt habe?

Wilibald. Jawohl.

Speth (erzürnt). Das gefällt mir aber in der Tat sehr schlecht; was Henker, sollen mich denn die Krebse auffressen? Das ist ein perfider Streich!

Wilibald (geht auf und ab). Ja, sehn Sie, so macht er es.

Speth (zornig). Und ich bin immer so fromm gewesen und habe ihm alles ungelesen eingerückt und so honett bezahlt; (heftig) wissen Sie, was der Mensch für jede Rezension bekommt? Zwei Louisdore, sage zwei Louisdore! (schnell) und die hat er auch hierfür gekriegt; nein, das ist schlecht!

Wilibald. Und dabei die unerlaubtesten Injurien; nennt mich — ich mag es gar nicht mal sagen.

Speth (erzürnt). Ja, er kann strohgrob sein.

Wilibald (heftig). Er sagt — kurz, lesen Sie das Ding nach.

Speth. Strohgrob!

Wilibald. Dann werden Sie sehn, daß er ein Mensch ist, mit dem Sie sich honetterweise nicht befassen können.

Speth. Ungeheuer grob!

Wilibald. Ich habe Ihnen ja noch keine Details gesagt.

Speth. Macht nichts, ich kenne den Seibold ohne dieses.

Wilibald. Dann wundert's mich, daß Sie sich so lange mit ihm eingelassen haben. Seine Kritiken sind reine Injurien.

Speth. 's ist unerlaubt.

Wilibald. Wenn ich wirklich ein „flüsternder Wasserquell im Eichenhain" bin —

Speth (hastig). So hat er doch kein Recht, es Ihnen ins Gesicht zu sagen.

Wilibald. Nein, so mag er's mir ins Gesicht sagen.

Speth (zornig). Keineswegs; das grenzt an Injurie, und ein ehrlicher Mann soll den andern nicht zerdrücken, wenn er auch kann.

Wilibald (steht vor Speth still). Zum Henker, Herr Speth, Sie sind ja noch viel gröber wie der Seibold?

Speth (sich fassend). Mißverstehn Sie mich nicht, lieber Freund; sehn Sie, der Seibold ist nun eben en vogue, hat für den Augenblick allerdings einen bedeutenden Einfluß aufs Publikum, ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht untersuchen, genug, er hat ihn, und solange das währt, kann er den Besten niederhalten. Aber verlassen Sie sich auf mich! dieses soll ihm nicht so hingehn.

Wilibald (geht auf und ab). Brechen Sie mit ihm, Herr Speth, brechen Sie ungescheut; es gibt noch Männer genug, die Ihr Blatt halten können; wir sind nicht so arm an guten Federn.

Speth (beiseite). O weh, (laut) aber gänzlich mit ihm zu brechen, das möchte nicht wohl angehen, schon des Skandals wegen; (rascher) indessen Sie sollen Satisfaktion haben, vollkommene Satisfaktion; verlassen Sie sich auf mich! (Eine Pendule schlägt eins.) Sehn Sie, Herr Wilibald, daß wir unser Geschäft noch ganz gut vor Essenszeit abgemacht haben? Es schlägt eben eins.

Wilibald (stellt sich an ein Büchergestell und zieht ein Buch nach dem andern heraus). „Das Echo im Felstal", anonym, ist das hübsch?

Speth. Nehmen Sie es mit, ich mache mir ein Vergnügen daraus, es Ihnen zu schenken.

Wilibald. Wer ist der Verfasser?

Speth. Ein Fräulein Briesen.

Wilibald. Ach, die da, mit den weißen Kapitulationsfahnen auf dem Kopfe, also Weiberarbeit; pah! da wird mir schon ganz miserabel. Die sollen bei ihrem Strickstrumpf bleiben, überhaupt, wen der echte Genius nicht treibt, der werde lieber

ein ehrlicher Jurist oder meinetwegen Schuster oder Schneider, immer besser.

Speth. Das sage ich auch; (vor sich) er geht nicht, er hat noch etwas in petto, ich muß sehen, ob ich ihn ennuyieren kann; (laut) erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart einige notwendige Zeilen schreibe?

Wilibald. Genieren Sie sich nicht!

(Ida kommt herein und setzt sich mit ihrer Stickarbeit ans Fenster hinter die geschlossene Gardine.)

Speth (für sich). In meinem eigenen Hause! (Schreibt.)

Wilibald (hingeworfen). Notabene, ich habe auch noch ein kleines Manuskript bei mir, wollen Sie das gelegentlich einmal ansehn?

Speth (bellemmt). Ansehen? Ja, gern, wenn Sie es wünschen, aber etwas zu verlegen, dazu bin ich in diesem Augenblicke durchaus nicht imstande; ich habe wirklich bereits schon zu viel übernommen. (Er schreibt.)

Wilibald (nimmt ein Buch, leise trillernd: La, la, la, la). Sie haben doch wahrlich eine sehr reiche Auswahl, Herr Speth.

Speth (schreibt, zerstreut). Es freut mich, daß Sie zufrieden sind.

Wilibald. La, la, la, la. (Nachlässig.) Das Manuskriptchen, wovon ich Ihnen sagte, ist ein Trauerspiel: „Hermann und Thusnelde".

Speth (schreibend). Richtig, jawohl.

Wilibald. Ich habe darin versucht, den Hermann, der als Krieger schon so oft dargestellt ist, auch einmal von der Seite des Gemütes zu beleuchten.

Speth (schreibend). Schön, sehr schön.

Wilibald. Seine Heldentaten sind ein wenig abgenutzt, aber dieses ist etwas ganz Neues, so ein kräftiges altdeutsches Herz offenzulegen.

Speth. Freilich, freilich.

Wilibald (tritt an den Tisch). Wollen Sie das Werkchen übernehmen?

Speth (fährt auf). Wie?

Wilibald. Ich meine, ob Sie das kleine Trauerspiel verlegen wollen?

Speth. Lieber Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, es ist mir unmöglich, und vollends ein Trauerspiel. Das ist ganz dem herrschenden Geschmacke entgegen.

Wilibald (verächtlich). Wer fragt nach dem erbärmlichen herrschenden Geschmack!

Speth. Ich, lieber Herr, ich *muß* danach fragen, sonst mache ich bankerott. (Ein Diener kommt.)

Diener (tritt ein). Herr Speth, in Ihrem Kabinette ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.

Speth. Ach, ich weiß schon. Herr Wilibald, es ist mir leid, aber Sie sehn, daß ich Sie verlassen muß.

Wilibald. Kommen Sie bald zurück?

Speth. Dafür kann ich Ihnen in der Tat nicht stehn.

Wilibald. Hm, ich hätte doch noch einiges, doch ich will warten.

Speth. Sie werden sich ennuyieren.

Wilibald (hingeworfen). Ich ennuyiere mich nie mit den großen Lebenden und den großen Toten, (auf die Bücher zeigend) am wenigsten in so guter Gesellschaft.

Speth (zögernd). Nun, wie Sie wollen. Aber wenn ich ausbleiben sollte, dann entschuldigen Sie mich; es ist möglich, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ich mit dem Herrn im Kabinette ausgehen muß.

Wilibald (nachlässig). Das macht nichts; ich kann ja gehen, wenn es mir zu lange währt.

Speth (verbeugt sich leicht und geht nach der Tür).

Wilibald. Notabene, das Manuskriptchen lasse ich Ihnen jedenfalls hier zur Durchsicht.

Speth (wendet sich um). O bitte, nein, nehmen Sie es mit, ich kann mich wirklich nicht —

Wilibald. Ich verlange ja vorläufig weiter nichts als Ihr Urteil.

Speth (steht einen Augenblick unentschlossen). Ja, dann — adieu! (Er rafft einen Stoß Papiere vom Tisch; beiseite.) Ich muß nur drüben schreiben. (Er verbeugt sich nochmals und geht ab.)

Fünfte Szene.

Wilibald am Büchergestelle; **Ida** hinter dem Fenstervorhange stickend.

Wilibald (nimmt ein Buch ums andere, trillernd). La, la, la, la, es wird schon gehn, er fängt schon an zu lavieren! la, la, la. (Er schlägt ein Buch auf.) Hm! Sonderraths Gedichte, Preis drei Taler, eine Schande! La, la, la; (schlägt ein andres auf) Deutscher Eichenhain, Preis zehn Silbergroschen und zweimal so dick, eine Affenschande!

Ida (schlägt die eine Seite des Vorhangs zurück). Was für eine schöne Stimme haben Sie doch, Herr Wilibald!

Wilibald (sieht verwundert um). Sieh, Fräulein Ida! Ich hatte Sie wirklich nicht bemerkt. (Er fängt wieder an zu blättern.)

Ida. Ich habe hinter dem Vorhange gesteckt und mich so ganz im stillen an Ihrem Gesange gefreut.

Wilibald. O bitte! Ein schlechtes Vergnügen. (Etwas leiser.) La, la.

Ida. Was das für ein reines, klares Steigen ist, Sie erinnern mich an Gerstäcker.

Wilibald (blätternd). Ich wäre wohl nicht ganz ohne musikalische Anlage, wenigstens wollen meine Freunde das behaupten, aber alles wilder Schlag, verwahrlost; es geht manches so zugrunde.

Ida. Aber warum pflegen Sie ein so schönes Talent nicht?

Wilibald. Sechster Band, — siebter Band ... (Lauter.) Ich bin vielfach darum angegangen worden, meine Stimme auszubilden, indessen (sich halb gegen sie wendend) ich mache mir nicht viel aus Musik; ein Klang, eine vorübergehende Aufregung! Ich stelle die Musik gar nicht hoch, ungefähr wie einen Regenbogen oder ein Meteor; (wieder abgewendet und blätternd für sich) der vierte bis achte Band ... (Laut.) Nein, wenn ich mich nicht mit Leib und Seele der Poesie verschrieben hätte, dann wäre ich eher ein Maler geworden.

Ida. Aber zur Musik haben Sie nun einmal dies enorme Talent.

Wilibald (wie halb vor sich). O, zur bildenden Kunst ist meine Anlage weit ausgesprochener. (Blätternd.) „Seraphine" von Gutzkow — auch eine verschimmelte Brotrinde! (Zu Ida, nachlässig blätternd.) Ja, darin hätte ich wohl etwas leisten können, besonders wenn ich mich der altdeutschen Schule zugewandt hätte. Diese Gestalten mit ihren Eisengesichtern, das wäre so recht für mich gewesen.

Ida (sieht ihn verwundert an; er legt das Buch fort und nähert sich ihr lächelnd).

Wilibald. Wundert Sie das, liebes Fräulein?

Ida. Mein Gott, man sollte ja vor Demut in ein Mauseloch kriechen, wenn man von so vielen Talenten hört und hat selbst so gar keins.

Wilibald (lächelnd). Was ist's denn weiter? Das ist ja nichts Besonderes.

Ida (sieht ihn verwundert an). Nicht?

Wilibald (nimmt ihre Schere vom Fenster und betrachtet sie). Meinen Sie, daß ein Talent so ganz allein stehn könne? Poesie, Musik, bildende Kunst, alles Brechungen desselben Strahls, nur durch Zufälligkeiten, Erziehung, Gelegenheit bedingt; so bin ich denn Poet geworden und wäre vielleicht ein besserer Maler. Doch ich

bin nun mal in diese Richtung geraten und meine, daß man nur eins mit ganzer Kraft erfassen soll, wenn man etwas Tüchtiges leisten will; sonst Maler, ja, Maler wäre ich gern geworden; kein Bildhauer; der Stein ist tot, die Farbe hat Leben, und ich liebe das Lebendige, Kräftige.

Ida. Und Ihre Gedichte sind doch so weich.

Wilibald (zerstreut lachend). Hm, ein weicher Eichenhain, kurios!

Ida (hat indessen in ihrem Arbeitskörbchen gesucht und langt eine Geldbörse hervor). Guten Morgen, Vielliebchen!

Wilibald (verwundert). Was ist? Was meinen Sie? (Er öffnet die Börse und sieht hinein.)

Ida. Guten Morgen, Vielliebchen, habe ich gesagt; denken Sie nicht mehr an unser Diner im Schloßgarten?

Wilibald. Ach so, richtig, verzeihen Sie, ich hatte in der Tat — es geht mir so vieles durch den Kopf; aber habe ich denn gewonnen? Ich weiß es wahrhaftig nicht mehr.

Ida (etwas pikiert). Freilich haben Sie gewonnen, warum gäbe ich Ihnen sonst die Börse?

Wilibald (betrachtet die Börse). Eine Leier in einem Lorbeerkranze, (geschmeichelt) sehr hübsch, sehr verbindlich! (Er drückt ihr die Hand.) Ich danke Ihnen herzlich.

Ida. Danken Sie nicht zu früh! Ich habe auch meine Tücke.

Wilibald (freundlich). Sollte es möglich sein?

Ida. Einen Hinterhalt, eine Bitte.

Wilibald (sieht sie fragend an).

Ida (schüchtern). Nur ein kleines Gedichtchen; nur ein paar ganz kleine Verschen zum Geburtstage meiner guten ehemaligen Gouvernante!

Wilibald (verlegen). Fräulein, ich bitte um Gottes willen, damit verschonen Sie mich.

Ida (schmeichelnd). Sie schlagen's mir ab?

Wilibald (beklemmt). Sehn Sie, Fräulein, wenn ich sterben sollte, ich könnte es nicht. Hm, hm, Wiegenfestliedchen, Hochzeitskarmen! Hm! (Rascher.) Wissen Sie was? Sagen Sie es dem Werning, für den ist das so recht, der tut's auch gern.

Ida (verdrießlich). Nein, der Mensch hat kein Gemüt.

Wilibald. I nun!

Ida. Dessen holprichte Verse, die passen mir nicht. Sie müssen ganz anders sein, so wie die Ihrigen, — so als allenfalls von einem Frauenzimmer herrühren könnten.

Wilibald. Sehr gütig! sehr verbunden. Hm! Das Kompliment hat mir doch noch niemand gemacht.

Ida. Nun, so mache ich es Ihnen.

Wilibald (beugt über die Schere). Hören Sie, Fräulein, ich glaube, um die Geschichte so recht, ich meine so im tiefsten Grunde aufzufassen, muß man doch wohl ein Mann sein. (Ida sieht beleidigt auf.)

Wilibald. Nehmen Sie es nicht übel, sie sind eben für Männer geschrieben, und die Frauen haben doch auch ihr geistiges Departement, wo wir mit unserm Urteil zu kurz kommen.

Ida (gereizt). Ich mache keine Ansprüche auf literarisches Urteil, ich sage nur, was ich von Männern gehört habe. Die urteilen aber ebenso wie ich.

Wilibald (schüttelt den Kopf).

Ida. Doch, auch Männer vom Fach.

Wilibald. Gott behüte!

Ida. Warten Sie! (Sie steht auf und geht an die Büchergestelle, Wilibald folgt ihr, sie steigt auf die Bücherleiter und faßt einige Haufen Journale.)

Wilibald (hastig). Was suchen Sie, Fräulein? Ich bitte, machen Sie sich keine Mühe meinetwegen.

Ida. Nein; Sie sollen glauben, Sie starrer Thomas! Ich will nicht in meiner Behauptung steckenbleiben. (Sie legt noch einzelne Blätter zurecht.)

Wilibald (für sich). Was will sie? Journale? Eine Vignette! Ein Genius, der die Fackel entzündet! Um Gottes willen, die Person hat das Abendblatt. (Laut.) Lassen Sie! Ermüden Sie sich nicht; ich glaube alles.

Ida (hat die Journale auf den Tisch gelegt und blättert darin). Wo steht es denn? dieser „flüsternde Wasserquell im Eichenhaine" —

Wilibald (außer sich). Liebes Fräulein, ich weiß schon, kommen Sie nur. (Man hört draußen eine Stimme: „Ist Herr Speth zu Hause?")

Ida (steigt schnell von der Leiter und legt die Journale auf den Tisch). Die Briesen! (Sie setzt sich ans Fenster und schließt den Vorhang wieder halb; rasches Klopfen an der Tür, und Frau **Briesen** tritt herein.)

Sechste Szene.

Die **Vorigen**; **Claudine Briesen**, etwas phantastisch gekleidet, einen Hut mit weißen Schwungfedern und langem Schleier.

Claudine (noch halb in der Tür). Herr Speth ist ja nicht hier? (Sie verbeugt sich gegen Wilibald und fixiert ihn scharf; dann stellt sie sich ebenfalls an das Büchergestell und zieht Bücher heraus, ihn immer von der Seite betrachtend.)

Wilibald (blätternd). La, la, la, la.

Claudine. Ach, mein „Echo"! Schön! (Sie stellt sich in eine theatralische Attitüde und liest.)

Wilibald (blätternd). La, la, la.

Claudine (halblaut lesend).

Als des Morgens rötlicher Schimmer
Durch das feuchte Dunkel sich brach . . .

Das feuchte Dunkel!

Wilibald. La, la, la, la.

Claudine. . . . Da brauste der Sturmwind noch immer,
Es rauschte der Regen herab . . .

Man hört es ordentlich rauschen.

Wilibald (setzt ein Buch fort). Schlechtes Zeug!

Claudine. . . . Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort.

Wilibald. La, la, la, la.

Claudine. . . . Und spielte sanft um die bleiche
Geliebte, heilige Leiche.

(Mit Pathos.) Um die bleiche, geliebte, heilige Leiche! Und das soll matt sein?

Ida (kommt hinter dem Vorhang hervor und setzt einen Schemel vor Claudine nieder). Verehrtes Fräulein, ich will es Ihnen etwas bequemer machen.

Claudine. Ach sieh, Idachen! Wie geht's, Kind?

Ida. Ich danke Ihnen; so leidlich.

Claudine Immer so leidlich! Was ist das? Mit sechzehn Jahren, da muß man den ganzen Tag flattern und singen wie ein Vogel auf dem Ast, aber es gibt keine Jugend mehr! (Sie zieht sich mit Ida zum Fenster zurück.)

Wilibald (ihr nachsehend, vor sich). Wenigstens nicht bei dir, lieber Schatz.

Claudine (leise). Wer ist der Herr?

Ida. Herr Wilibald.

Claudine. Der Dichter?

Ida. Jawohl.

Claudine (erfreut). So? (Tritt wieder an das Büchergestell, ganz dicht neben Wilibald und nimmt immer die Bücher, die er fortlegt.)

Claudine. Sonderraths Gedichte, großes Talent.

Wilibald (sieht sie quer von der Seite an). La, la, la, la.

Ida (vor sich). Er will noch nicht anbeißen.

Claudine. Deutscher Eichenhain; ach, mein lieber deutscher Eichenhain, köstlich!

Wilibald (aufmerksamer werdend). Man spricht verschieden darüber.

Claudine (sich rasch zu ihm hinwendend). Unmöglich! ich habe nur eine Stimme gehört, eine Stimme der höchsten Anerkennung.

Wilibald. Hm! es gibt allerlei Leute —

Claudine. Ach was gibt's nicht alles für Leute! Es gibt auch Hottentotten und Päscherähs, aber sie gehn uns nichts an.

Wilibald (nickt beifällig). Gut gesagt!

Claudine. Wenn man den Beifall derjenigen hat, für die man eigentlich schreibt, was kümmert man sich um Schuster und Schneider oder solche, die es besser wären!

Wilibald (lachend). Recht gut.

Claudine. Die wenigsten Menschen stecken doch in den rechten Röcken, der Hase und Löwe tragen ihren Pelz, wie die Natur es ihnen zugeteilt hat und ihre innere Kraft es herauszutreiben vermag.

Wilibald. Gut!

Claudine. Aber unter den Menschen trägt zuweilen der geborene Bettler eine Krone und der König aus innerer Kraft den geflickten Rock.

Wilibald (wirft einen verstohlenen Blick auf die innere Seite seines Ärmels).

Claudine. Man findet oft gerade in dem niedrigen Stande eine erstaunliche Empfänglichkeit für Poesie. (Hastig.) Wissen Sie, wem ich Gedichte vorlese? Meiner Magd.

Wilibald (lachend). Nicht übel, à la Rousseau.

Claudine. Und was für ein Geschöpf! Sie können sich's nicht vorstellen: plump, schläfrig, wie aus Lehm und Stroh zusammengeknetet, das heißt so scheinbar, aber von einer Geisteskraft und Auffassungsgabe, einzig! (Schneller.) Sehn Sie, zuerst sitzt sie da, noch sehr geniert, wie Sie denken können, ganz feuerrot und blinzelt mit den Augen, wie ein Uhu bei Tage, aber je länger ich lese, desto ernster wird die Physiognomie, langsam immer ernster, immer nachdenklicher, zuletzt schließt sie die Augen halb und sieht dann aus wie eine vom heiligen Dunste betäubte Pythia. (Schneller.) Es ist wirklich köstlich zu beobachten.

Wilibald (ironisch). Je nun, man müßte das selber sehn, um es nach seinem Werte zu beurteilen.

Claudine (sehr schnell). Wissen Sie was? Kommen Sie morgen früh zu mir oder heute abend zum Tee. (Schüttelt plötzlich den Kopf wie sich besinnend.) Ich bin doch ein duseliges Kind! (Lachend.) Wir kennen uns ja gar nicht! Was weiß ich denn weiter von Ihnen, als daß Sie ein Mann von Geschmack sind und meinen lieben Deutschen Eichenhain auch liebhaben! (Sie sieht ihn fragend an; Wilibald verbeugt sich.)

Claudine. Nun, wie ist's? Wie machen wir's, daß wir darüber ins reine kommen?

Wilibald. Ah so! Sie wollen wissen, wer ich bin. Ach Gott, ein armer Teufel, ein ordinäres Subjekt und nebenbei der Deutsche Eichenhain.

Claudine. Ist's möglich? Nein, das ist Geld wert, das ist himmlisch! Nun, eine Offenheit verdient die andere; ich bin das Echo im Felstale.

Wilibald (verbeugt sich). Fräulein Briesen!

Claudine. Welch ein seltsames Zusammentreffen! Und so lange miteinander zu reden, ohne zu ahnen, mit wem man spricht, — das ist köstlich!

Ida (für sich). Hat man je so etwas gehört?

Claudine (ihm die Hand reichend, die er schüttelt). Nein, ich denke wohl, es muß ein eigner sympathetischer Stern sein, der uns hier in Speths Laden (sie sieht umher) hat zusammenführen müssen. (Schneller.) Notabene, wissen Sie wohl, daß man unsere Gedichte häufig verwechselt?

Wilibald (räuspert). Nein, Fräulein, das habe ich nicht gewußt.

Claudine. O hundertmal, unzählige Male! Noch gestern abend Ihren weißen — (Sie stockt und sieht ihn an, lachend.) Ach, ich glaube, es ist ihm nicht recht. Ich glaube, er will mir nicht gleichen!

Wilibald (verstimmt). Gnädiges Fräulein, das ist ein unwürdiger Argwohn.

Claudine (immer lachend). Gehen Sie mir, ich sehe es Ihnen an den Augen an.

Wilibald (verwirrt). Gnädiges Fräulein —

Claudine (erfreut). Das wird mir ja nicht einfallen, es ist ja nur ein Scherz. (Sie reicht ihm die Hand, die er etwas zögernd nimmt.) Wir müssen einander anerkennen; wir sind gleichsam prädestiniert, ich denke ungefähr von gleichem Alter.

Wilibald (überrascht). So? (Sich fassend.) Ich bin doch wohl der Ältere.

Claudine (ihn argwöhnisch ansehend). Hm! das mag so zu einem auskommen, Sie mögen sogar noch etwas blühender aussehen; ich, ich habe viel gelitten, viel, viel! Ja, meine Gedichte tragen auch die Spuren davon (schwermütig):

„Wie ein Schiff, das hergezogen,
Kämpfend gegen Sturm und Wogen,
Seine stolzen Segel schwellend,
An dem Riffe dröhnt zerschellend".

(Seufzt.) Ich darf nicht daran denken!

Wilibald (fährt mit dem Finger über die Nase). Das ist noch ein glückliches Schiff, welches mit stolzen Segeln untergehen kann.

Claudine (großartig). Ja, ich habe Kraft, Kraft! Wenn ich die nicht hätte, wo wäre ich dann längst? (Seufzend.) „Sechs Bretter und zwei Brettchen!"

Wilibald (lächelnd). Oh, oh, gnädiges Fräulein, nicht gleich so desperat.

Claudine (mit Nachdruck). Was ist aufreibender als innere Öde, und die habe ich empfunden, wie sie mir kein Herz so leicht nachempfinden kann.

Wilibald (gähnt).

Claudine. Ich habe sehr, sehr einsam gestanden, und lange, lange Zeit! Oh! (Sie versinkt in Träumerei.)

Wilibald (greift leise nach einem Buche und fängt an zu blättern).

Claudine (hastig). Aber ich mag nicht mehr; ich will nicht mehr! (Rasch, zu Wilibald gewendet.) Was meinen Sie, wir haben uns hier so seltsam gefunden, wollen wir es versuchen, einander aufzurichten? (Ihm die Hand bietend, heiter.) Schlagen Sie ein, man muß dem Glücke die Tür öffnen, sonst kommt man sein Lebtage zu nichts. Lassen Sie uns Freunde sein!

Wilibald (legt verlegen das Buch fort und faßt ihre Hand).

Claudine. Nur resolut! (Er schüttelt ihre Hand eine Weile.) Sie kommen zu mir, sooft Sie wollen; wir plaudern, nehmen eine Tasse Tee und nachher ein bescheidenes Abendbrot; (Wilibalds Gesicht erheitert sich) so ganz einfach, Poetenkost, eine Suppe, ein Salat, ein Hühnchen, Sie teilen mir Ihre neuesten Produkte mit; nun? Ist das so recht? Sollen wir es versuchen?

Wilibald (ihre Hand tüchtig schüttelnd). Herzlich gern, und möge der Himmel geben, daß ich Ihnen von einigem Troste und Nutzen sein kann.

Claudine (kindlich). Nein, das ist himmlisch, nein, wie freue ich mich darauf, nein, das wird köstlich werden! Und wissen Sie was? Gleich, gleich heute soll meine Franziska vor Ihnen debutieren, das ist ein psychologisches Experiment, was Sie sich nicht dürfen entgehen lassen, ich lese ihr mein letztes größeres Gedicht vor.

Wilibald (einfallend). Erlauben Sie, ich werde meinen Hermann und Thusnelde mitbringen, da können wir sehen, welchen Eindruck die Hexameter auf sie machen; das muß sie ungeheuer aufregen, dieses Wogen und Steigen und Fallen.

Claudine (einfallend). O gewiß, herrlich, einzig! Zuerst lese ich einige kleine Gedichte aus dem Echo.

Wilibald (einfallend). Ja, einige kleine, und dann mein Trauerspiel.

Claudine. Ja, ja, so mag's sein. (Lachend umhersehend.) Wie seltsam! Hier in diesem trockenen Geschäftsbureau, wo einen die Rechnungen gleichsam anduften, müssen zwei poetische Naturen sich sehen, finden und aneinanderschließen zu Schutz und Trutz! Wissen Sie was? Ich gehöre gar nicht zu den Frauen, die sich vor Freundschaften mit den Männern fürchten. (Wilibald lacht.) Das ist eine Torheit, Mangel an innerer Freiheit! Was geht es mich an, ob meine Schwesterseele einen Bart trägt oder nicht? O, ich habe Sie doch sogleich erkannt, ich bin eine gute Physiognomin.

Wilibald. Sie wußten, wer ich bin?

Claudine. I bewahre! Ihren Geist meine ich, Ihre Seele; (auf seine Stirn deutend) in diesen kleinen Fältchen da habe ich gleich gelesen.

Wilibald (fährt sich über die Stirn und wirft einen verstohlenen Blick in den Spiegel).

Claudine (lachend und mit dem Finger drohend). Ja, streichen Sie nur, ich habe Sie nun doch mal weg; (seufzt) ach Gott, es ist nicht zum Lachen, man bekommt die Falten nicht von Vergnüglichkeit; ich weiß auch, was es heißt, sich auf Leben und Tod mit dem Schicksal herumschlagen. . . . Notabene! Haben Sie die Rezension im Abendblatt gelesen?

Wilibald (verlegen). Welche?

Claudine. Nun, die von dem kleinen Pferdchen mit langen Ohren, dem Seibold.

Wilibald (verdrießlich). Nein, ich habe keine Zeit, schlechtes Zeug zu lesen.

Claudine (verächtlich). Hm, ich auch nicht, aber dieses ist etwas Infames.

Wilibald (erbittert). Warum lesen sie was Infames?

Claudine. Ach, man hat mich so dazu gebracht, durch einen anonymen Brief von irgendeiner dummen Seele, die das Ding nicht kapiert hatte. Hören Sie, doch nein, es ist eine lange, einfältige Geschichte; kurz, ich habe es gelesen, aber ich lache nur darüber.

Wilibald. Es verdient auch nichts anderes.

Claudine. Hm, meine Gedichte sind wohl so gut als alles, was der Herr Seibold schreibt. Die braucht er keinen aufgespreizten Reifrock zu nennen, wo nichts darunter steckt als Haut und Knochen. Ein Mensch ohne die geringste Delikatesse! Er sollte noch einen preußischen Taler darum geben, wenn er so schreiben könnte.

Wilibald (erleichtert). Ich habe die Rezension in der Tat nicht gelesen.

Claudine (heftig). Lesen Sie sie, ich bitte, lesen Sie sie, und dann geben Sie ihm tüchtig eins drum.

Wilibald. Ich?

Claudine. Hauen Sie ihn, mir zu Gefallen, daß er die bittere Angst kriegt, und in demselben Blatte.

Wilibald. Fräulein —

Claudine (immer heftiger). Sie können's nicht zu arg machen; ich wollte, er müßte springen wie ein Seiltänzer, vor Angst, der Lumpus!

Wilibald. Aber ich schreibe fast nie Rezensionen.

Claudine. So machen Sie dieses Mal eine Ausnahme, mir zuliebe und in demselben Blatte, daß der Mensch sich nicht anstellen kann, als hätte er es nicht gelesen, der Schlingel!

(Stimme draußen: „Ah so, ich will warten.")

Claudine. O weh, das ist die Austen.

Wilibald. Wer?

Claudine. Frau von Austen, ein fataler Blaustrumpf du bon vieux temps; Vergißmeinnicht, Klopstock. Es ist schauderhaft; vielleicht erkennt sie mich nicht, sie ist ein wenig blind. (Es wird angeklopft.)

Claudine (wendet sich gegen das Büchergestell und kramt darin umher).

Wilibald (setzt sich an den Tisch und mustert die Journale, die er auf den noch unbepackten zweiten Stuhl neben sich legt).

Siebente Szene.

Die **Vorigen. Frau von Austen** (sie ist sehr klein und dürr, gebückt vor Altersschwäche, aber lebendig in ihren Bewegungen).

Frau von Austen (tritt herein, sie sieht neugierig umher, nimmt ihren Hut ab, unter dem ein Häubchen mit Rosaband zum Vorschein kommt, zieht die Handschuhe ab und schwankt dann an das Büchergestell, vor dem Claudine steht, wo sie Hut und Handschuhe und einen schweren Strickbeutel in ein halbleeres Fach schiebt; Claudine bemerkend): Ah, Sie da, meine liebe Briesen!

Claudine (wendet sich um). Guten Tag, meine gute Frau von Austen, wie geht's? Was haben Sie gemacht seit dem letzten Donnerstag?

Frau von Austen. Nicht wahr, das war ein himmlischer Abend! Unser Kränzchen war so recht en verve.

Claudine. Freilich, und weshalb wohl eigentlich? Es waren doch alles die alten Gesichter. Mir war förmlich zumute, als wenn ich eine halbe Flasche Champagner getrunken hätte.

Frau von Austen (lachend). Vous avez toujours le bon mot

pour rire, aber wirklich, ich habe mich an keinem Abend so weh getrennt. Die Luft zitterte ordentlich vor Geist und Witzfunken; wir hatten alle unsern geistigen beau jour, sogar der (leise) langweilige (lauter) Werning.

Claudine. Gewiß; der Mensch war ein paar Stunden lang ordentlich poetisch, der mußte ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden haben.

Frau von Austen (lacht und droht ihr mit dem Fächer).

Claudine. Aber nun sagen Sie mir, warum sind wir nicht immer so? Warum können wir zuweilen so unausstehlich ledern sein? Z. B. am Sonntage; es war doch zum Übelwerden, man hätte denken sollen, wir wären im Grunde die langweiligsten Personagen von der Welt!

Frau von Austen. Ja, ist der Mensch nicht Stimmungen unterworfen? Die Psyche schlummert zuweilen, besonders (schalkhaft leise) wenn Amor sie nicht mehr weckt.

Claudine (pikiert). O, meine liebe Frau von Austen, es ist nicht nötig, daß man immer einen Liebhaber auf der Ferse hat, um erträglich zu sein.

Frau von Austen. O bewahre; dann wäre ich seit langem eine unerträgliche Person; denn was habe ich anders als Erinnerungen! (Sie seufzt und wirft einen Blick auf ihre Ringe.)

Claudine (mit leichter Bosheit). Da haben Sie das Beste; die pflegen gewöhnlich viel schöner und idealer zu sein, als die Gegenwart gewesen ist.

Frau von Austen. Jawohl, das Grab hat eine läuternde Kraft, obwohl es doch furchtbar (sie schüttelt sich):

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand."

(Sie sieht suchend umher.)

Claudine. Sie suchen einen Stuhl, ich habe selbst keinen, sonst würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihn Ihnen anzubieten. (Sie wirft einen strafenden Blick auf Ida, die erschrocken auffährt.)

Frau von Austen (sieht ängstlich umher). Es ist hier alles so zugepackt, sonst — dort sitzt ein Herr, so breit wie ein chinesischer Mandarin; (da sie bemerkt, daß Ida ihren Stuhl aufhebt) nein, lassen Sie, lassen Sie, Kind, aber wenn Sie Ihr Plätzchen am Fenster einer alten Frau abtreten wollen, das ist allerdings sehr lobenswert — sehr außer der jetzigen Mode —; (sie rutscht zu ihr hin) ich sitze gern am Fenster, man kann da allerlei Beobachtungen machen à la Scarron. (Sie setzt sich, Ida schlägt die Vorhänge mehr zurück, doch so, daß für die hinten Sitzende noch immer ein Ansehn von halbem Lauschen bleibt, und stellt sich stickend an die gegenüberstehende Wand der Fensternische. Claudine

ist indessen zum Tisch gegangen, zieht ein Manuskript aus ihrem Strickbeutel und gibt es Wilibald, beugt sich herüber und spricht halbleise mit ihm.)

Welch eine herrliche Aussicht! Der alte Vater Rhein mit seinen blauen Wogen und grünen Berghäuptern. (Sie sieht neugierig hervor.) Und sechs — sieben — acht Schiffe, ich kenne — ich verstehe mich nur auf die Flaggen nicht. (Das Haupt fassend.) Ja, warum ich eigentlich gekommen bin; wissen Sie nicht, liebes Kind, ob der Papa gute vollständige Ausgaben von den Dichtern hat, die man jetzt leider nirgends mehr antrifft? Ich meine von den guten ältern Dichtern, Opitz, König, Gellert, Lessing.

Ida. Lessing habe ich doch schon nennen hören, aber —

Frau von Austen. Die anderen nicht? Nun dann werde ich sie hier auch wohl vergeblich suchen, wie überall, ich dachte in einem so vollständigen Laden — indessen die Zeiten haben sich geändert.

Ida. Ich will nachsehn; vielleicht doch. (Sie steigt auf die Bücherleiter.)

Frau von Austen (sieht indessen neugierig nach Claudine und Wilibald herüber, Wilibald sieht das Manuskript durch, das Claudine ihm gegeben, während Claudine fortwährend über den Tisch lehnt und mit Wilibald ein leises Gespräch führt).

Claudine (halblaut):

„Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort —"

Ist das matt? Ist das Haut und Knochen?

Wilibald. Gewiß nicht! Aber „hochwölbende . . . —"

Claudine (rasch). Nun? Das ist nicht gut? Ist das nicht ein edles Bild?

Wilibald. Ich habe nichts dagegen, aber die Halle wird gewölbt, sie wölbt nicht.

Claudine. Ei, freilich; der Himmel wölbt sich, die Grotte wölbt sich, das liest man ja hundertmal.

Wilibald. „Sich wölbende", das ging — aber „hochwölbende" —

Claudine (ungeduldig). O, man muß auch etwas wagen. Jedermann versteht es und —

Wilibald (fällt ein). Zu kühn!

Claudine. Ich will aber kühn sein.

Wilibald (zuckt die Achseln).

Frau von Austen. Kommen Sie, Kind, kommen Sie her! Sie finden es doch nicht.

Ida (steigt von der Leiter). Es muß drüben in dem großen Laden sein.

Frau von Auften (kopfschüttelnd). Nein, es ist gar nicht da, ich wette.

Ida (stellt sich wieder zu ihr).

Frau von Auften. Aber den Klopstock haben Sie doch? das ist doch schon einer von den Neueren.

Ida. O ja, den Klopstock haben wir, indessen, ich will versuchen, ob ich ihn finden kann; er wird so selten verlangt.

Frau von Auften (hält sie an der Hand). Bleiben Sie! Schwätzen Sie lieber ein wenig mit mir, alte Leute sprechen gern. (Ida lehnt sich wieder an die Mauer.) Daß ich so lange habe leben müssen, um das Schöne untergehn zu sehn! Die himmlischen Gesänge an Cidli und Selma: „Den Schmerz soll Selma nicht fühlen, daß er sterbend mich sieht, Selma, wie liebe ich dich!" Sie sind doch jung, mein Kind; macht das gar keinen Eindruck auf Sie? (Ida flüstert verlegen etwas.)

Frau von Auften. O, Sie brauchen nicht rot zu werden; wenn Sie den Goethe lesen oder den Gutzkow, den Ihnen der Papa aber hoffentlich nicht in die Hände geben wird, dann mögen Sie rot werden.

Ida (neugierig). Gutzkow?

Frau von Auften. Aber so reine Gefühle veredeln die Seele.

Wilibald. Wie ist's, Fräulein? Soll ich es streichen?

Claudine. Nein, das müssen wir noch besser überlegen.

Wilibald. Nein, es ist ausgemacht; soll ich es streichen?

Claudine (mürrisch). Meinetwegen; aber dieses eine Mal und nie wieder.

Wilibald. Gut (er tunkt die Feder ein und streicht).

Frau von Auften. Wer ist der Herr, der mit Fräulein Briesen so bekannt scheint.

Ida. Der Dichter Wilibald.

Frau von Auften (fixiert ihn). Ein hübscher Mann! wohl eine alte Freundschaft?

Ida. Nein, sie haben sich vor einer halben Stunde hier zum erstenmal getroffen.

Frau von Auften. Das sollte man nicht meinen.

Ida. Fräulein Briesen ist sehr lebhaft.

Frau von Auften (gibt ihr einen Schlag mit dem Fächer). Spitzbube! (Sie spricht leise mit Ida und sieht dabei immer nach den beiden andern hinüber.)

Claudine (zu Wilibald, der fortwährend streicht). Halt, halt! holla! Sie lassen ja nichts stehn!

Wilibald. Ich merke nur einiges an, um mit Ihnen darüber reden zu können. (Er streicht immer fort.)

Claudine (lebhaft). Aber nun auch eine ordentliche Rezension, sage ich Ihnen, eine Rezension aus dem Salz und Pfeffer!

Wilibald. Glauben Sie mir, ich bin sehr geneigt, mein Bestes zu tun an dem Schlingel.

Claudine. Aber eine Rezension auf meine Gedichte!

Wilibald. Vorerst eine auf die seinigen, das andere findet sich.

Claudine. Sie sollen ihn nicht herunterreißen und mich dann neben ihm im Kote stecken lassen; das stünde mir schlecht an!

Wilibald (sieht auf). Hören Sie, Fräulein, ich darf das nicht so unmittelbar nebeneinander stellen; sehen Sie nicht, daß ich dann mein Ansehen von Unparteilichkeit verliere?

Claudine (sehr schnell). Das haben Sie doch nicht; er hat Sie ja miserabel mitgenommen.

Wilibald (räuspert). Je nun, so arg nicht.

Claudine. Ungefähr wie mich; wir können uns die Hände reichen.

Wilibald. Jedenfalls ist es besser, wenn ich anonym schreibe, schon seiner Schwester wegen, die meinen Vetter geheiratet hat.

Claudine. Richtig; so reißen Sie ihn anonym herunter, und mich rezensieren Sie mit Ihrer Namensunterschrift.

Wilibald (räuspert). Das pflege ich sonst nicht zu tun; mich dünkt, ein W. sei genug.

Claudine (heftig, doch nur halblaut). Das ist ja die Chiffre des langweiligen Werning! Da will ich doch lieber —

Wilibald (ihre beiden Hände fassend). Hören Sie, Hören Sie! (Er spricht leise zu ihr.)

Frau von Austen (zu Ida). Nicht wahr, Sie machen auch Ihre Bemerkungen?

Ida (verstimmt). Ja, aber sie ennuyieren mich. (Stimmen draußen: „Hier? links? Gut.“ Es wird angeklopft und dann rasch die Tür geöffnet.)

Achte Szene.

Die **Vorigen. Sonderrath** tritt herein, den Hut in der Hand, und streicht sich ungestüm durchs Haar, sieht umher und nähert sich dann dem Tische.

Sonderrath (zu Wilibald). Habe ich die Ehre, Herrn Speth zu sehn?

Wilibald (trocken). Verzeihen Sie —

Sonderrath. Oder einen seiner Kommis?

Wilibald. Auch nicht! (Er steht auf, nimmt die Abendblätter und ordnet sie mit Hilfe der Bücherleiter in das gehörige Fach. Claudine reicht sie ihm und redet leise dazwischen.)

Ida (sich nähernd). Wollen Sie gefälligst einen Augenblick verzeihen? Mein Vater wird hoffentlich sogleich kommen.

Sonderrath. Wie bald, wann meinen Sie wohl?

Ida (zuckt die Achseln). Mich wundert, daß er nicht längst hier ist; er pflegt sonst um diese Zeit nicht auszugehn.

Sonderrath (zupft an seinem Schnurrbart, fährt sich durchs Haar, sieht umher und gibt alle Zeichen der höchsten Ungeduld. **Ida** zieht sich etwas pikiert zurück; die Austen betrachtet den neuen Ankömmling neugierig.)

Claudine (zu Wilibald halblaut). Aber wann denn?

Wilibald. Bald, nur nicht so unmittelbar.

Claudine. Ich sehe schon, worauf das hinaus soll; aber ich will mein Recht, nichts mehr als mein Recht.

Sonderrath (zu Ida gewendet). Wissen Sie nicht, wohin Herr Speth gegangen ist?

Ida. Ich weiß es nicht, aber um zwei kommt er jedenfalls zu Hause.

Sonderrath (zieht seine Uhr). Erst halb, erlauben Sie! (Er rückt den Stuhl vom Tische seitwärts, setzt sich darauf, seinen Hut auf einen Ballen, nimmt ein Lineal vom Tische und balanciert es auf der Hand.)

Wilibald (hat die Blätter geordnet). Da liege, du Quark, und steh nicht wieder auf! Ich hoffe, das Paket soll nicht um vieles dicker werden, wenn es nach meinem Sinne geht.

Sonderrath (läßt das Lineal fallen). Plautsch, da liegen wir; (er hebt es auf, etwas kleinlaut) es ist nicht gesprungen.

Ida. O, das wäre auch kein großer Schaden.

Claudine (halblaut zu Wilibald). Gehen Sie! Sie können gut reden, ich kann nicht dagegen aufkommen, und es steckt doch Falschheit drunter.

Wilibald. Fräulein, Sie sind die argwöhnischste Person von der Welt.

Frau von Austen (zu Ida). Was ist das?

Ida. Man sollte denken, eine Liebeserklärung, aber es wird wohl ihre Schreibereien angehn.

Sonderrath (springt auf und zieht eine Klingel).

Ida (zu Frau von Austen). Schauen Sie mal an; der meint, er sei in seinem eigenen Zimmer. (Ein Diener kommt.)

Sonderrath. Wo ist denn eigentlich Herr Speth?

Diener. Ich will nachsehn.

Sonderrath. Ist er denn zu Hause oder nicht?

Diener. Ich will —

Sonderrath. Aber wissen Sie es denn nicht?

Diener (verblüfft). Vor einem Weilchen war er in seinem Kabinette.

Sonderrath (verwundert). So, also zu Hause; ja dann gehn Sie schnell zu ihm, ich sei hier und zwar sehr eilig, er möge gefälligst sogleich kommen.

Diener. Darf ich um Ihren wertesten Namen —

Sonderrath. Ich, ich? Ach, wie heiße ich denn? Sonderrath, und ich sei sehr eilig, vergessen Sie das nicht. (Diener geht, Wilibald und Claudine wenden sich verwundert um, Frau von Austen fängt an, auf ihrem Stuhle hin und her zu rutschen. Sonderrath steht auf und geht einmal die Bühne auf und nieder; als er an Wilibald kömmt, tritt dieser vor.)

Wilibald. Herr Sonderrath, verzeihen Sie einem Bruder in Apoll und den Musen . . . (Sonderrath bleibt stehn) daß er in Ermangelung eines Wortführers es wagt, sich selbst vorzustellen, ich bin der Theofried Wilibald.

Sonderrath (macht eine flüchtige Verbeugung). Ah!

Wilibald. Es ist eben niemand hier, der mir diese Gunst erweisen kann, so muß ich es machen wie der Kuckuck und rufen meinen eigenen Namen.

Sonderrath (zerstreut). Sie wohnen hier in der Stadt? Das habe ich nicht gewußt.

Wilibald. Allerdings; meine Werke erscheinen hier beim Herrn Speth, (selbstgefällig umherschauend) ja, dieses sind die vier Wände, wo sie zuerst das Licht der Welt erschauen; (da Sonderrath nicht antwortet) Notabene, wo speisen Sie?

Sonderrath. Ich weiß es noch nicht. Notabene, gibt es hier denn überall himmelblaue Schokolade?

Wilibald (lachend). Wer hat Ihnen die vorgesetzt? Das ist ja eine Schande für unsere Stadt!

Sonderrath. Der Mann im Monde.

Wilibald. Ach, der Mondwirt, das ist ja aber auch eine Kneipe! Wie sind Sie denn dahin geraten?

Sonderrath. Mit Gott und meinem Schürgen, der immer vor mir hergerollt ist, wie eine Billardkugel.

Wilibald. Das sind Schelme, die — (Sonderrath wendet rasch den Kopf.) Wünschen Sie etwas?

Sonderrath. Mich dünkt, es ging jemand über den Flur.

Wilibald. Hier rennt's den ganzen Tag wie in Lloyds Kaffeehause, Herr Speth hat ein enormes Geschäft.

Sonderrath. Wenigstens ein sehr solides.

Wilibald. Nun, solide muß ein Haus sein, was sich durchaus nur mit dem Ausgezeichnetsten befaßt.

Sonderrath. Mich dünkt — (zu dem eintretenden Diener) wie ist's, kommt er?

Diener. Herr Speth sind in der Tat ausgegangen.

Sonderrath (heftig). Nun, dann werde ich aber auch ausgehn

und vielleicht nicht wiederkommen, empfehlen Sie mich Herrn Speth, und — ich sei hier gewesen. (Er ergreift seinen Hut.)

Ida (sich nähernd). Herr Sonderrath, ich weiß, daß mein Vater Sie dringend zu sprechen wünscht; dürfte ich Sie nicht bitten, sich noch ein geringes zu gedulden? Es kann nicht weit mehr vor zwei sein, dann kommt er unfehlbar zu Hause.

Sonderrath. Fräulein, ich muß; ich fürchte das Dampfboot zu versäumen.

Ida. Stromauf?

Sonderrath. Nein, stromab, nach Köln.

Ida. Das geht erst um sechs; ich bitte, machen Sie mir nicht den Kummer, meinem Vater sagen zu müssen, daß er Sie verfehlt hat. Wahrscheinlich ist er eben jetzt Ihretwegen an die Schiffbrücke gegangen, da er Sie seit vier Wochen täglich erwartet.

Sonderrath. O, das ist mir leid; der gute Herr Speth! Freilich, ich habe mal etwas dergleichen geschrieben, aber, aufrichtig gesagt, Fräulein, ich bin zuweilen ein wenig konfus in meinen Plänen; nun, ich will warten. (Er legt seinen Hut wieder auf den Tisch; Frau von Austen hat sich indessen Claudine genähert, diese dem Wilibald gewinkt, der nun mit den beiden Damen zu Sonderrath tritt.)

Wilibald (halb ironisch). Herr Sonderrath, es ist heute ein Tag der Überraschung für Sie, ein Tag albo notanda lapide; sehn Sie keine Lorbeeren an diesen beiden Stirnen?

Sonderrath (zerstreut lächelnd). Lorbeern?

Wilibald (vorstellend). Frau Johanna von Austen, Fräulein Claudine Briesen.

Sonderrath (verbeugt sich). Ah!

Wilibald. Oder um die Mauer der Anonymität zu brechen, (auf Frau von Austen deutend) Verfasserin vieler geschätzter Poesien, unter dem schlichten Namen „Johanna", (und auf Claudine deutend) „Das Echo im Felstale".

Sonderrath (verblüfft). Ach, das „Echo im Felstale"!

Claudine. Nicht wahr? Ein glücklich erfundener Titel, so etwas Träumerisches, Verhauchendes, ich möchte wünschen, daß die Gedichte ihm entsprächen.

Sonderrath (zerstreut). Zweifeln Sie daran?

Claudine (lebhaft). So haben sie Ihren Beifall? Wie freut mich das? (Kindlich in die Hände klatschend.) O, nun habe ich eine gute Stütze, nun bin ich geborgen. (Mit dem Finger drohend.) Warten Sie? Auf Sie werde ich mich noch manches Mal berufen. (Sehr schnell.) Aber welches — doch das ist eine unbescheidene Frage — sagen Sie uns lieber, wie lange bleiben Sie?

Sonderrath. Hier? Ich warte auf Herrn Speth.

Claudine. Tun Sie nicht so borniert! in unserer Stadt, meine ich.

Sonderrath. Nicht lange; bis das Kölner Dampfboot fährt.

Claudine. Lassen Sie es fahren! Es kömmt ebensogut ohne Sie über Weg. Nein, fort kommen Sie nicht, daran ist nicht zu denken.

Frau von Austen (knickend). Unmöglich, Sie wollen uns schon fliehen?

Claudine. Wann kommt wieder ein solcher Kreis zusammen? Geduld, ich will Ordnung machen; wir sehen alle aus, als wenn wir so davonlaufen wollten. (Sie fängt an Stühle abzupacken; zu Wilibald.) Helfen Sie mir! (Beide packen drei Stühle ab und stellen sie zu dem vierten, auf dem Sonderrath gesessen.)

Sonderrath (fährt zu und nimmt Claudine einen Stuhl ab).

Claudine. So! Hier, Herr Sonderrath; hier, Herr Wilibald, und hier Frau von Austen und meine kleine Person. (Sie setzen sich.)

Sonderrath. Verzeihen Sie, wenn ich vorziehe zu stehn, ich habe mich steif und müde gesessen im Schnellwagen.

Claudine (lebhaft). Gut, stehn Sie, wie der Beklagte vor seinem Tribunal. Sie sollen auch auf Leben und Tod angeklagt werden, erstlich auf den Vorsatz böslicher Flucht.

Wilibald. Aufruhr gegen die angeborne Fahne der Frauenmacht.

Frau von Austen (zuckend). Felonie, wie Wallenstein.

Wilibald. Verleumdung des vielbedrängten Mannes im Monde.

Claudine. Wissen Sie was? (Springt rasch auf und tritt vor Sonderrath, alle drängen sich dicht um ihn.) Wir müssen doch erst überlegen, wie wir zusammensein können. Also vorerst, kommen Sie morgen früh zu mir, doch nein, lieber diesen Abend; Herr Wilibald kommt auch und Frau von Austen, da sind wir ganz unter uns. (In die Hände klatschend.) O Gott, das wird köstlich werden! himmlisch! die ganze Luft ist wie elektrisiert!

Frau von Austen. Ein Verein wie Klopstock, Gieseke, Schmidt.

Sonderrath. Sie überschütten mich mit Güte, aber bedenken Sie —

Claudine (einfallend). Ich bedenke nichts, ich will nichts hören.

Sonderrath. Daß ich ohne Gnade fort muß.

Claudine. Ich höre nichts.

Sonderrath. Ich werde aber gehen mit dem Dampfboot.

Claudine (pikiert). Hm! Warum nicht lieber mit dem andern, dem Studentenboot?

Sonderrath (gereizt). Meinetwegen! Aber Studentenboot? (Zu Wilibald.) Gibt's ein Boot, auf dem vorzugsweise Studenten fahren? keine Da . . ., keine anderen Passagiere?

Claudine (wendet sich beleidigt ab und lorgnettiert umher).

Wilibald. Das Fräulein spielen auf eine lustige Fahrt an, die ein Trupp flotter Gesellen, zumeist Studenten, heute um halb drei antreten wird.

Sonderrath (aufmerksam). So?

Wilibald. Ha! das ist eine brillante Geschichte! Sie haben das neue Dampfboot Lätitia auf vierzehn Tage dazu gemietet.

Sonderrath (stemmt den Arm in die Seite und nickt unternehmend).

Wilibald. Bei jedem berühmten Weinwachs wollen sie anhalten und dort, mit Reben bekränzt, unter Gesang und Hörnerklang abends mit Fackeln, was weiß ich alles, an Ort und Stelle über das beste Gewächs entscheiden.

Sonderrath (nickt). Das gefällt mir! das ist echt anakreontisch!

Wilibald. An jeder Station soll einer der Gesellschaft ein Weinlied vortragen, es heißt ein selbstgemachtes; nun, die meisten haben sich's eben machen lassen.

Sonderrath. Kennen Sie einige aus der Gesellschaft?

Wilibald. Ein paar, — den Kaufmann Werth aus Andernach, den Referendar Klinger —

Sonderrath (rasch). Aus Elberfeld?

Wilibald. Jawohl; kennen Sie den?

Sonderrath. O, mit dem habe ich in Bonn studiert; ein prächtiger Junge!

Wilibald. Dann den Auskultator Bernstedt.

Sonderrath (rasch). Aus Krefeld?

Wilibald. Kennen Sie den auch?

Sonderrath (sehr schnell). Mein Stubenbursche; mein guter langbeiniger Pylades. Trägt er noch so sentimentale blonde Schmachtlocken?

Wilibald. Mich dünkt, ich habe ihn kurzschopfig gesehn.

Sonderrath. Schade, schade; nun kann ich ihn also nicht mehr den weißen Pudel nennen; jammerschade! ei, ei! die beiden sind in der Stadt, Klinger und Bernstedt, und ich weiß es nicht, und ziehen gerade ab, wie ich komme, das ist Pech! (Rasch.) Wie spät ist's? (Er sieht nach der Uhr — eine Stimme draußen: „Wie? Herr Sonderrath hier?" Die Tür wird schnell aufgemacht, und herein tritt **Seibold.**)

Neunte Szene.

Seibold. Die Vorigen.

Seibold. Sonderrath!

Sonderrath. Seibold, schwarzer Ibis, wo kömmst du her? (Er faßt ihn an den Schultern und schüttelt ihn.) Du alter Kerl!

Seibold. Sachte, sachte! Du karessierst einen noch immer wie eine Schmiedezange; sag' mir lieber, wo kommst du her?

Sonderrath. Ich? ja, da frag' mich nicht, du weißt, ich lebe wie ein Schirrmeister, immer auf dem Postwagen.

Seibold. Das sei Gott geklagt! Notabene, ich war bei dir.

Sonderrath. Davon habe ich nichts gemerkt.

Seibold. Das heißt, ich war in Mülheim, du warst aber damals nicht dort.

Sonderrath. Das wundert mich nicht. Ich ziehe wieder seit vier Wochen à la bonne fortune umher. (Seibold schüttelt den Kopf und sieht Sonderrath an, der komisch verlegen aussieht; Wilibald und Claudine haben sich mit einer leichten Verbeugung gleich nach Seibolds Eintritt entfernt.)

Frau von Austen (steht einige Sekunden länger und rutscht dann hin und her; indem sie ihren Hut aufsetzt, sagt sie zu Ida). Ja, Idachen, ich muß gehen; fragen Sie den Papa doch wegen des Bewußten. (Ida begleitet sie, und dieses muß alles während Sonderraths und Seibolds Begeisterung geschehen, die Worte der Austen, während Seibold den Sonderrath kopfschüttelnd ansieht.)

Zehnte Szene.

Sonderrath. Seybold.

Seibold. Höre, Sonderrath, du bist doch ein unbeschreiblich leichtsinniger Mensch.

Sonderrath. Hör', Seybold, das brauchst du mir nicht mehr zu sagen, das weiß ich längst auswendig.

Seibold. Der faulste Schlingel in ganz Deutschland; was wird denn nun aus deinen Reminiszenzen vom Rhein?

Sonderrath. Ich weiß es nicht.

Seibold. Ich habe subskribiert, aber ich kann nicht spüren, daß ich für mein Geld etwas bekäme.

Sonderrath. Wenn du mich liebhast, schweig mir still hiervon; es wird mir schwarz vor den Augen, wenn ich nur daran denke.

Seibold (ernsthaft). Es ist schändlich, ich mag dich nicht gleich ausschelten, aber du verdientest, daß ich dich heruntermachte wie einen Lumpen, du handelst unverantwortlich an dem frommen Manne, dem Speth.

Sonderrath. Ach, ich habe so viel anderes zu tun, du meinst wohl, ich hätte Zeit genug, ich habe gar keine Zeit.

Seibold. Was hast du denn für Geschäfte? Die Weine probieren?

Sonderrath (hastig). Richtig; wie spät ist's? (Er sieht wieder nach der Uhr.)

Seibold. Gehen dir noch immer die Uhren nicht schnell genug? Ich wollte sie doch lieber voranstellen. Aber ich frage, was hast du denn für Geschäfte?

Sonderrath. Sieh, erstlich muß ich ungeheuer viele Briefe schreiben —

Seibold. Von denen bekomme ich wenigstens keinen mit.

Sonderrath (schnell). Ja, ich bin dir auch nichts schuldig.

Seibold (lacht). Nur weiter!

Sonderrath. Dann muß ich mir viele Bewegung machen, ich werde zu dick.

Seibold. Schaff' du dir eine unglückliche Liebe an, dann wirst du schon mager werden.

Sonderrath (ihn bei der Hand fassend). Ich kenne jetzt ein Mädchen.

Seibold. Ich weiß schon, deine Schwanenjungfrau.

Sonderrath. Nein, die nicht.

Seibold. Auch schon entthront? (Deklamierend.) Eine Erscheinung, so großartig, rein und glühend zugleich, wie die Stirn der Alpen, wenn das Abendrot den Schnee zu entzünden scheint — o Sonne, wo bist du geblieben?

Sonderrath (kleinlaut). Ach, an der habe ich mich eben auch getäuscht; denk' dir, die hat einen elenden, ledernen, gelben Grafen geheiratet, einen Kerl, wie einen Habicht, der schon zehn Jahre am Scheunentore trocknet. (Lebhaft.) Aber das Bärbchen, das ist quick wie Pulver, das solltest du sehn, wenn es Sonntags seine roten Zwickelstrümpfchen —

Seibold (einfallend). Gott verzeih' mir, der Sonderrath ist ins Idyll geraten.

Sonderrath. Nun, nun, die überbildeten Damen stehn mir doch auch ellenlang zum Halse hinaus.

Seibold. Frisch zu! Thyrsis und Daphne — wenn in den roten Zwickelstrümpfen auch ein paar breite Gänsepatschen stecken, das macht nichts.

Sonderrath (impertinent). Herr!

Seibold. Nur frisch zu! Ein Gedicht nach dem andern. Eins auf ihr Spinnrädchen, eins auf ihr Fürtüchelchen, — die läßt du dann drucken und trinkst ein Gläschen Wein dafür.

Sonderrath. Jude!

Seibold. Bist du böse?

Sonderrath. Ach nein, aber du hast eine Freude daran, mir alle meine Illusionen totzuschlagen. (Kleinlaut.) Woran soll man sich denn erfrischen? An der nüchternen Wirklichkeit, das ist doch nicht möglich.

Seibold. Hm, mitunter doch.

Sonderrath. Nein, es ist nicht möglich; ich habe mein Bestes versucht, jawohl; glänzende seidene Locken! Bei der einen glänzen sie von Schmutz, bei der andern von Pomade, die sie hineinschmiert — puh! (Er schüttelt sich.)

Seibold (spöttisch). Du bist mir ein schöner Liebhaber; wenn ich eine Dame wäre, ich ließe dich durch den Bedienten zum Hause hinauswerfen.

Sonderrath (lachend). Meine Dame hat aber keinen Bedienten unter ihrem Kommando, (komisch) nur so ein kleines Hänschen in zerrissenem blauen Höschen, was dem Papa die Schweinchen mit der Schwippe zusammenknallt.

Seibold. Scharmant!

Sonderrath. Nun laß es gut sein; wir wollen nicht mehr davon reden, oder du wirst mich noch um alle Poesie schwätzen.

Seibold. Dann wäre ich doch ein zweiter Herostrat; zwar was an deiner Poesie bisher von Damen ausgegangen ist —

Sonderrath (lebhaft einfallend). Ad vocem „Poesie von Damen ausgegangen", du weißt noch gar nicht, aus welcher elenden Lage du mich gerettet hast; denke dir, die Blaustrümpfe hatten mich unter.

Seibold. Wo?

Sonderrath. Hier in diesem Zimmer; hast du sie nicht zur Tür hinausrutschen gesehen?

Seibold. Wann?

Sonderrath. Eben wie du kamst, zwei Mann hoch. Eine mit so unternehmenden weißen Schwungfedern auf dem Kopf, so eine Blaßblaue, als wenn sie sieben Jahre im Mondscheine auf der Bleiche gelegen hätte; die Person hat mir doch zugesetzt, ich wußte meines Leibes keinen Rat mehr; heute abend sollte ich zu ihr kommen und morgen früh himmelblaue Schokolade trinken. (Seibold lacht.) Und wie ich fortgehn wollte, hat sie mir förmlich Gewalt angetan. Das ist ein Satan von einem Weibe.

Seibold. Wie heißt sie denn?

Sonderrath. Ach, ich weiß es nicht, Biesen, Biesten, sie hat auch irgend was zusammengeschmiert, irgendein Echo.

Seibold. Claudine Briesen! das Echo im Felstale! War die da?

Sonderrath. Das bin ich gewahr geworden.

Seibold (lachend). Ha, ha, ha! O, die war da! Hat sie mich gesehn?

Sonderrath. Das mußte sie wohl, wenn sie nicht blind war.

Seibold. Und wußte sie meinen Namen?

Sonderrath. Ich glaube, ich habe dich genannt.

Seibold. Ha, ha, ha! Ha! richtig; da habe ich dich gerettet, die ist vor mir gelaufen. O, das Echo im Felstale! (Er wirft sich vor Lachen auf einen Stuhl.)

Sonderrath. Und noch eine, so eine alte Carkasse, die immer auf dem Stuhle hin und her rutschte, als wenn sie auf einer siedenden Teemaschine säße, die hatte aber wenig zu Kaufe, sie nickte und räusperte genug, aber es half ihr zu gar nichts; so wie sie den Mund auftat, hui! war die andere vor ihr her und riß ihr den Bissen von der Gabel. (Seibold lacht.) Und wer hat sie mir auf den Hals gesetzt? Kennst du wohl den deutschen Eichenhain? Monsieur Wilibald?

Seibold (hastig). Der war doch nicht auch hier?

Sonderrath. Sicherlich; und tat so fidel, als wenn wir zusammen die Schweine gehütet hätten; er ist aber auch abgefahren, mit seinen Damen zugleich, eben wie du kamst.

Seibold (lachend). O, das ist prächtig! Das ist mir zwei Louisdore wert, nur daß ich sie nicht gesehn habe, das kränkt mich. (Sich fassend und aufstehend.) Aber ich möchte jetzt wohl selbst nach der Uhr sehn, Herr Speth bleibt wirklich lange aus.

Sonderrath. Was suchst du denn eigentlich bei ihm?

Seibold (räuspert). Ich bitte dich, wenn er kommt, sprich vernünftig mit ihm, du bringst den Mann in großen Schaden.

Sonderrath. Ach, hör', es ist mir selbst ganz fatal, aber — unmöglich; bei so schönem Wetter, wer kann da in der muffigen Stube sitzen und — —

Seibold. So schreib im Freien! Du bist doch ein kurioser Kerl, daß du zu deiner Begeisterung schlechtes Wetter haben mußt.

Sonderrath. Das nicht, verrückter Einfall, aber —

Seibold. Nun, faß' einen kräftigen Entschluß!

Sonderrath (mit halb verstecktem Humor). Ich war eben dran, einen Entschluß zu fassen, wie du kamst.

Seibold. Nun, dann frisch voran! pack' ihn fest!

Sonderrath (nachdem er ihn einige Augenblicke fest angesehen). Ich habe ihn fest gepackt.

Seibold. Das ist brav, aber nun führ' ihn auch aus!

Sonderrath. Ganz gewiß, ich will noch heute daran.

Seibold. Dann will ich dich auch einmal loben.

Sonderrath. Bemühe dich nicht und sage mir lieber, was du bei Speth suchst.

Seibold. O nichts, Gedichte.

Sonderrath. Du suchst Gedichte?

Seibold. Nein, es ist wegen einer Herausgabe von Gedichten.

Sonderrath. Wieder ein Bändchen schlechtes Zeug zusammengeschmiert?

Seibold. Nein, von einer anderen Person, einer Frau von Thielen.

Sonderrath. Und was geht dich die an?

Seibold. Ich bin ihr sehr befreundet und habe ihr auch viele Verbindlichkeiten —

Sonderrath (ihm die Hand auf die Schulter legend, nachdrücklich). Dann tu ihr den Dienst und mache die Sache rückgängig; sage ihr, du wärst bei Speth gewesen, er könnte nicht usw. und —

Seibold. Unmöglich, sie ist ja hier!

Sonderrath (rasch). Doch nicht mit dir gekommen?

Seibold. I behüte, zwar auf demselben Dampfboot, allerdings.

Sonderrath (mit komischer Verwunderung die Hände zusammenschlagend, ihn starr ansehend). Seibold, Seibold! Ja, Seibold hat sich einen Blaustrumpf angeschnallt, eine literarische Freundin!

Seibold (verlegen). Du kennst die Frau nicht.

Sonderrath. O, ich kenne Blaustrümpfe genug, ich mag diesen nicht noch dazu kennen.

Seibold. Sonderrath, es ist eine Frau, eine Frau, wie du in deinem Leben noch keine gesehn hast.

Sonderrath. O weh, o weh!

Seibold (allmählich heftiger werdend). Eine Frau, die mehr Talent hat als wir beide zusammen genommen.

Sonderrath. Jammer, Jammer! O Patroklos, bist du gefallen!

Seibold. Du machst mich wirklich ungeduldig.

Sonderrath (deklamierend). „Durch zehn Lustern im Mondenschein gebleicht."

Seibold (heftig). Da kommst du recht; sie ist eine bildschöne Frau.

Sonderrath (sieht ihn verdutzt an). Eine Frau wie eine Juno, nur viel anmutiger, überaus anmutig. (In ganz verändertem halbleisen Tone.) Seibold, du bist so verliebt wie eine Nachtigall.

Seibold. Das ist nun mal wieder ein verrückter Einfall.

Sonderrath (im selben Ton). Seibold, du wirst so rot wie ein Krebs.

Seibold (schnell). Das ist nicht wahr.

Sonderrath. Du wirst so stachlig wie ein Igel, und das ist noch das schlimmste Zeichen.

Seibold (verwirrt und erzürnt). Soll ich mich nicht ärgern, daß du deine trivialen Späße — ha — eine Frau, die so hoch in meiner Achtung steht —

Sonderrath (geht die Bühne entlang und pfeift). Was soll das? (Wendet sich halb um.) — Ist der Pantoffel von Samt oder von Rindsleder?

Seibold (an sich haltend). Es ist mir nicht der Mühe wert —

Sonderrath. Hat er einen spitzen Absatz?

Seibold. Nun ist's genug! (Er geht zu Sonderrath und stellt sich vor ihn, sehr ernst.) Hör', Sonderrath, denk' von mir, was du willst und nicht lassen kannst, aber wegen der Frau bescheide dich damit, daß du sie nicht kennst, und daß mir ihre Ehre weit höher steht als meine eigene. Vergiß das nicht, du hast ein böses Maul.

Sonderrath (verdutzt). Teufel auch! (Reicht ihm die Hand.) Du weißt wohl, daß ich dich nicht verletzen wollte.

Seibold (faßt sie herzlich). Von mir ist hier nicht die Rede.

Elfte Szene.

Die **Vorigen.** Herr **Speth** tritt keuchend und glührot herein, **Ida** mit ihm und setzt sich mit ihrer Stickerei an ihren früheren Platz, nachdem sie die Vorhänge völlig zurückgeschlagen.

Speth (nachdem er Seibold gegrüßt, zu Sonderrath). Gottlob, daß Sie da sind; und Herr Seibold auch? Schön, schön, (zu Sonderrath) und Sie sind eilig? Ich hoffe, das wird doch nicht so arg sein.

Sonderrath. Ich bin schon seit einer halben Stunde hier, Herr Speth.

Speth. Wirklich? das ist mir leid, das ist mir leid, ei ei! Nun, Sie haben mich auch hübsch warten lassen; setzen Sie sich! (Er will einen Stuhl rücken und stolpert über die Ballen.) Wer Henker hat denn hier so wunderlich aufgeräumt?

Ida (kommt und räumt die Ballen weg). Fräulein Briesen.

Speth. Recht so, Fräulein Briesen. (Er hat die Stühle gerückt.) Setzen wir uns!

Seibold. Sie sind ja ganz außer Atem.

Speth. Ich bin so gelaufen; meine Frau hat mir den Bedienten nachgeschickt; apropos, Sie speisen doch bei mir?

Seibold. Ich kann nicht, ich bin anderwärts versagt.

Sonderrath. Ich auch nicht, ich muß gleich fort.

Speth. Nun, dann wollen wir es auf den Abend setzen.

Sonderrath. Dann bin ich längst über die Berge.

Speth. Was? Sie wollen ganz fort?

Sonderrath. Mit dem Dampfboote.

Speth. Unmöglich, das ist nicht möglich; wir haben ja noch Tausenderlei miteinander zu bereden.

Sonderrath. Herr Speth, dann muß ich bitten, daß Sie keine Zeit verlieren; denn ich muß, auf Ehre, sogleich fort.

Speth. Nun dann, wenn's nicht anders ist, zur Sache! (Sie setzen sich, außer Seibold, der am Tische stehenbleibt und die darauf liegenden Journale durchsieht.) Haben Sie nun das Manuskript bei sich?

Sonderrath. Was meinen Sie?

Speth. Ich meine, ob Sie das Manuskript mitgebracht haben?

Sonderrath (kleinlaut). Das zwar nicht.

Speth (faltet die Hände und läßt sie sinken). Um Gottes willen!

Sonderrath (schnell). Aber ein ganzes Paket Gedichte von einem guten Freunde.

Speth (entrüstet). Herr, was geht mich Ihr Freund an, ich will meine „Reminiszenzen vom Rhein" drucken lassen.

Sonderrath (erfreut). Ach, Sie haben sich selbst daran gemacht, gottlob! da sinkt mir ein Stein vom Herzen!

Speth. Herr, was fällt Ihnen ein? Bin ich ein Schriftsteller? Ihre Reminiszenzen will ich, die nenne ich die meinigen, weil sie längst mir gehören.

Sonderrath. Herr Speth, Sie haben vollkommen recht; aber es nutzt Ihnen nichts, ich habe sie nun mal nicht vorrätig.

Speth. Wo sind sie denn?

Sonderrath (stockend). In der Feder.

Speth. Alle?

Sonderrath. Alle.

Speth. Nicht ein einziges Heft fertig?

Sonderrath (schüttelt den Kopf).

Speth. Nein, das ist zu arg; das ist ärger, wie ich's mir habe vorstellen können.

Sonderrath. Herr Speth, ich will sagen, wie der Knecht im Evangelio: „Herr, habe Geduld mit mir, und ich will alles bezahlen!"

Speth. Geduld? Ich habe Geduld gehabt, wie ein Mülleresel, zwei Jahre lang. Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Sonderrath, aber Sie handeln unverantwortlich an mir.

Sonderrath (räuspert verlegen).

Speth. Ich muß mich schämen wie ein begossener Hund, wenn mir einer der Pränumeranten auf der Straße begegnet; nicht einmal ins Kasino kann ich gehen, die Leute ziehen mich ordentlich auf mit Ihnen. Bin ich schuld, bin ich es?

Sonderrath. Sie sollen nächstens befriedigt werden, ganz gewiß.

Speth. Jawohl, „die Reben blühn und alles liebt und paart sich!" —

Sonderrath (lacht).

Speth. In aller Welt, sind das Gründe und Redensarten für einen gesetzten Mann, der einen Schnurrbart trägt wie ein Husar?

Sonderrath (zupft lachend an seinem Schnurrbarte).

Speth. Wahrhaftig, Herr Sonderrath, man kommt in Versuchung, mit Ihnen zu reden wie mit einem Kinde. Ich bin gewiß nicht der Mann, der jemandem gern etwas Unangenehmes sagt.

Sonderrath (gutmütig). Nein, das sind Sie nicht.

Speth. Aber bedenken Sie, daß ich mein Brot sauer verdienen muß. Ich bin zuweilen so herunter, daß ich vor Müdigkeit nicht einmal essen mag. (Er wischt sich die Stirn.)

Sonderrath. Sie dauern mich wirklich.

Speth. Nun, wenn ich Sie dauere, so bringen Sie mich wenigstens nicht um meine paar Groschen. Fünftausend Taler verdu, das ist kein Spaß!

Sonderrath (betreten). Fünftausend Taler? Unmöglich!

Speth. Leider möglich genug; (ihm ein Papier reichend) da haben Sie die Berechnung.

Sonderrath (sieht gedankenlos hinein).

Speth (halb lachend). Ist es nicht betrübt, daß ein Mann wie Sie, ein gekröntes, belorbeertes Haupt, vor einem ordinären Buchhändler dasitzen muß wie Butter an der Sonne?

Sonderrath (sieht zu Seibold hinüber).

Seibold. Ja, hilf dir selbst! Du hast es reichlich verdient; ich würde dich noch ganz anders herunterreißen.

Sonderrath. Herr Speth, ich habe es schon gesagt, mea culpa; aber Sie müssen Nachsicht mit einer Poetennatur haben, die hat nun einmal etwas vom Irrwische an sich.

Speth (halb besänftigt). Mich dünkt, ich habe Nachsicht genug gehabt zwei Jahre lang.

Sonderrath. Sehen Sie, jetzt nehme ich mir's fest vor — in diesem Augenblick — Sie sollen ganz nächstens befriedigt werden.

Speth. Wann?

Sonderrath. Ja in vierzehn Tagen, d. h. dann erhalten Sie das erste Heft, und so die anderen, in billigen Zwischenräumen.

Speth. Es kommt darauf an, was Sie billige Zwischenräume nennen; jeden Monat wenigstens muß ein Heft erscheinen können.

Sonderrath (rasch). O, das geht auch ganz gut an; so einen Wisch schreibe ich in drei Tagen.

Speth (lachend). Desto schlimmer, daß Sie in zwei Jahren nicht haben damit fertig werden können.

Sonderrath. Sie sollen sehen, Sie sollen sehen, ich werde meinen guten Ruf glänzend — (Man hört hinter der Szene läuten.) Was bedeutet das?

Speth. Das Dampfboot fährt ab.

Sonderrath (hastig). Auf der Stelle?

Speth. Nein, in zehn Minuten.

Sonderrath. Dann muß ich eilen. (Er greift nach seinem Hute.) Adieu, Seibold, komm nach Mülheim! Herr Speth, ich schreibe Ihnen.

Ida. Es ist gar nicht Ihr Dampfboot, es ist das andere, das Studentenboot.

Seibold (ihn am Arme haltend). So renn' doch nicht gleich wieder wie ein Postpferd! Deines fährt erst um sechs.

Sonderrath. Ich weiß, ich weiß; aber ich muß doch fort, laß mich! (Er sucht sich loszumachen.)

Seibold. Wohin denn?

Sonderrath. O — laß mich! Hörst du?

Speth. Sehe ich Sie noch?

Sonderrath. Vielleicht, es kann wohl sein. (Er hat sich losgemacht.)

Speth. Nein, versprechen Sie mir, daß ich Sie noch sehen soll.

Sonderrath (lachend). Wenn Sie selbst wollen; es wird ganz von Ihnen abhängen.

Speth. Wieso?

Sonderrath. Fragen Sie Seibold; der ist mein anderes Ich, der weiß alles, addio! (Er geht hastig ab.)

Zwölfte Szene.

Speth, Seibold, Ida (am Fenster stickend).

Speth (steht auf und wendet sich zu Seibold). Nun?

Seibold (zuckt die Achseln). Ich weiß nichts.

Speth. Aber er sagte ja —

Seibold (verdrießlich). Er ist ein Windbeutel.

Speth (seufzend). O, er hält mir gewiß nicht Wort; was meinen Sie, wird er Wort halten?

Seibold. Ich hoffe es.

Speth. Sie scheinen mir sehr zweifelhaft.

Seibold. Doch eigentlich nicht; Sonderrath ist, wie gesagt, ein bißchen sehr, sehr leichtsinnig; nun, dafür ist er ein Genie, aber eine grundehrliche Haut.

Speth (beklemmt). Ich kenne das; der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach, mit solchen läuft man aber oft gerade am schlimmsten an.

Seibold. Nein, nein; Sie sollen sehn, die fünftausend Taler brennen ihm jetzt auf der Seele, bis er sie heruntergeschrieben hat, wenigstens hoffe ich das.

Speth. Sie sind Ihrer Sache keineswegs gewiß.

Seibold. Lieber Herr Speth, ich bin keiner Sache ganz gewiß, außer daß der Himmel heute nicht einfallen wird.

Speth. Es wäre doch ein perfider Streich; bedenken Sie, fünftausend Taler, ich will Ihnen die Berechnung machen: erstlich für die Stahlstiche —

Seibold. Tun Sie das nicht, Herr Speth; es ist mir nur verdrießlich es anzuhören, und es ärgert Sie selber.

Speth. O, es ärgert mich alle Tage.

Seibold (nachdenklich). Dieses Mal hoffe ich Ihnen doch für Sonderrath stehn zu können; (rascher) denn ich will selbst mein Bestes dazu tun.

Speth. Haben Sie sich denn schon in dem Fache versucht?

Seibold. Das nicht, so meine ich es nicht; aber ich will direkt von hier nach Mülheim gehen, und dann werde ich doch sehn, ob er mir schreiben soll. Wenn's nicht anders ist, sperre ich ihn in seine eigne Stube ein.

Speth. Das wäre gewiß sehr gütig von Ihnen.

Seibold (kleine Pause). Ja, ich will sehen, was zu machen ist. Und nun zu unserm Geschäft! Sie haben doch meine letzte Sendung erhalten?

Speth. Jawohl, freilich, die Gedichte von der Dame.

Seibold. Es ist mir sehr daran gelegen, daß die Herausgabe keine Schwierigkeiten findet. Ich habe der Frau von Thielen gegenüber manche Verbindlichkeit, und sie hat sich schwer zur Veröffentlichung entschlossen.

Speth (beklemmt). Ja, Herr Seibold, da hätten Sie vielleicht besser getan, ihr den Willen zu lassen.

Seibold (erstaunt). Wie?

Speth. Gedichte sind jetzt ein schlimmer Artikel und vollends Frauenzimmergedichte. Sehn Sie, (er zeigt auf das Paket) eine ganze Legion Krebse, „Das Echo im Felstale" von Claudine Briesen.

Seibold. Das ist ja aber auch eine Närrin, ohne das geringste Talent.

Speth. Sagen Sie das nicht; es klingt und schäumt doch mitunter recht gut. (Kleine Pause.)

Seibold. Haben Sie etwas von der Frau von Thielen gelesen?

Speth (seufzt). Konfus, konfus!

Seibold (erstaunt). Ist's möglich, daß ein Mann wie Sie, der den ganzen Tag sich mit der Literatur beschäftigt, das Talent so verkennen kann? Diese Originalität! Diese genialen Bilder! Diese —

Speth (bedenklich). Mein lieber Herr Seibold, was ich denke, darauf kommt es gar nicht an, sondern lediglich auf das Publikum.

Seibold (wegwerfend). Was nennen Sie Publikum?

Speth (gelassen). Was mir die Bücher abkauft und bezahlt. (Pause.)

Seibold. Glauben Sie, das Unternehmen werde sich nicht rentieren?

Speth. Ich fürchte es.

Seibold (nach augenblicklichem Nachdenken). Nein, so etwas Bedeutendes wird durchdringen, muß durchdringen.

Speth. Nach meinem Tode vielleicht, das glaube ich selbst.

Seibold (schweigt verstimmt).

Speth. Sehen Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab.

Seibold (verbeugt sich). Das danke Ihnen der Kuckuck!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte sie zuweilen das Ganze klarmachen, und sie tut's nicht.

Seibold (schweigt).

Speth. Ist's nicht so?

Seibold. Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth. Und sie tut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn. Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seibold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie? Sehn Sie? Die schreibt für ihre Kaste, und wenn wir anderen es nicht lesen wollen, so können wir es lassen. Aber damit ist mir nicht geholfen. (Kleine Pause.) Wenn sie es will auf eigne Kosten drucken lassen —

Seibold (schnell). Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth. Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiließe —

Seibold. O, damit darf ich ihr gar nicht kommen.

Speth. Ja, was ist dann zu machen —? (Ein Diener kommt.)

Diener. Draußen ist eine Dame mit einem Bedienten, die nach Herrn Seibold fragt.

Seibold (hastig). O, das ist sie, Herr Speth; ich bitte, nehmen Sie die Gedichte, wie sie sind, ich will es Ihnen auf irgendeine Weise kompensieren.

Speth. Ich will es mir überlegen.

Seibold. Nein, Sie müssen sich auf der Stelle entschließen. Was wollen Sie? Gedichte? Rezensionen?

Speth. Nun, dann Rezensionen.

Seibold. Wie viele?

Speth. Vierzig.

Seibold. Das ist enorm; (es wird angepocht) nun ja; aber halten Sie Wort!

Dreizehnte Szene.

Die **Vorigen.** **Anna von Thielen** (eine große schöne Frau, von sehr vornehmem Anstande, sie ist einfach, aber reich gekleidet).

Speth (für sich). Da mache ich doch noch heute ein gutes Geschäftchen.

Frau von Thielen (bleibt in der offenen Tür stehen). Herr Seibold, sind Sie fertig?

Seibold. Ja, meine gnädige Frau. (Greift nach seinem Hute.)

Frau von Thielen (heftet ihre Augen auf ein hochstehendes Buch). Herr Seibold, Sie sehen schärfer als ich; stehen dort die Schriften der Jane Baillie?

Speth (vortretend). Jawohl, meine gnädige Frau, zu Ihrem Befehle. (Er steigt auf die Bücherleiter und reicht sie ihr.) Zwei Bände.

Frau von Thielen. Wie teuer?

Speth. Drei Taler.

Frau von Thielen (nimmt von dem hinter ihr stehenden Livreebedienten ein zierliches Körbchen, langt ihre Börse hervor und legt das Geld auf den Tisch).

Speth (das Geld erfassend). Eine ausgezeichnete Schriftstellerin.

Frau von Thielen. Jawohl.

Speth. Es wundert mich nicht, daß Ihro Gnaden von einem Ihnen so ähnlichen Geiste so angesprochen werden.

Frau von Thielen (sieht ihn befremdet an).

Speth. Herr Seibold hat mir die angenehme Aussicht gegeben, Ihre Gedichte verlegen zu dürfen.

Seibold (unruhig). Das ist ja nun abgemacht, Herr Speth.

Speth. Jawohl, allerdings, und ich freue mich der Ehre.

Frau von Thielen (nickt mit dem Kopfe und lächelt höflich).

Speth. Ich hätte freilich gern noch einiges mit Ihnen beredet.

Frau von Thielen. Ich dachte, Herr Seibold habe Ihnen alles Nötige mitgeteilt.

Speth. Allerdings, alles nach Wunsch, die Poesien sind großartig, lebendig, genial.

Frau von Thielen (sieht Seibold an).

Seibold. Herr Speth!

Speth (fortfahrend). Einige kleine Abänderungen, gleichsam Erläuterungen, wären mir wohl wünschenswert gewesen, (schneller) doch es ist auch so vortrefflich, überaus!

Frau von Thielen. Haben Sie das Herrn Seibold gesagt?

Speth (verwirrt werdend). O nein, nicht im geringsten! Ich dachte nur, wenn Sie mir in Zukunft die Ehre gönnen wollten.

Frau von Thielen. Sie fürchten, daß das Buch keinen Absatz finde.

Speth. Doch nicht, nein.

Frau von Thielen. Sie fürchten Schaden bei dem Unternehmen.

Speth (ganz verwirrt). O, der könnte doch nur gering sein; es ist ja nur ein kleines Bändchen, gleichsam eine Bagatelle.

Frau von Thielen (feuerrot). Darauf darf ich es doch nicht ankommen lassen. Herr Seibold, wollen Sie die Güte haben, sich das Manuskript wieder auszubitten?

Speth (erschreckt). Gnädige Frau, bitte sehr! Ich bin ja ganz bereit, ganz bereit.

Frau von Thielen (sieht über den Tisch hin und nimmt das vor ihr liegende Manuskript). Sie sind sehr gütig, aber Güte soll man nicht mißbrauchen. (Freundlich.) Guten Morgen! (Sie reicht Körbchen und Manuskript in der Tür dem Bedienten und geht ab mit Seibold, der Speth einen wütenden Blick zuwirft.)

Vierzehnte und letzte Szene.

Speth, Ida (am Fenster).

Speth (nachdem er ihnen eine Weile wie versteinert nachgesehen). Das muß ich gestehen, da fällt mir auch die Butter vom Brote! Hochmütige Kreatur, behalte deine Gedichte und lies sie dir selber vor, dann hast du ein Publikum, was dich anbetet. Ich meine wunder, wie gut ich meine Sache mache, und nun geht's mir so? (Nachäffend, doch vor allem nur nicht karikiert.) „Guten Morgen!" Und der Seibold hätte mich auch lieber lebendig gespießt mit seinen Augen; ich habe mich doch wahrhaftig vor Höflichkeit zusammengeschlagen wie ein Taschenmesser, es ärgert mich noch hintennach. (Er setzt sich an den Tisch.) Schöne Geschäfte heute! Die Rezensionen, da bin ich nun mal darum, wenn er mir nur nicht für die Zukunft ganz rappelköpfisch wird; mich dünkt, er ist bis über die Ohren verliebt in die stolze Pagelune. (Nachsinnend.) Hm, was frag' ich nach ihren Gedichten? Die kann sie ihrer Kammerjungfer vorlesen, aber die Rezensionen, die Rezensionen! (Seufzend.) Das ist ein Schnitt vom Brote. (Er tunkt eine Feder ein; Läuten hinter der Szene.)

Ida (hastig). Vater, Vater! Das Dampfboot fährt ab! (Sie steht auf.)

Speth. Meinetwegen. (Er rechnet.) Sechs und fünf macht elf —

Ida. Alles voll Festons, oben und unten, und drei Flaggen, blau, weiß und rot! (Lautes Hurra noch ziemlich fern.)

Speth. Schreit euch den Hals wund, ihr Narren! — Und sechzehn macht siebenundzwanzig — (Marsch von Blasinstrumenten) und sechs macht dreißig, nein, dreiunddreißig; man kann nicht mal mehr addieren vor dem Gedudel da draußen.

Ida. Welch eine Menge von jungen Leuten, sie stehen alle auf dem Verdeck, Kopf an Kopf, und alle mit Rebenlaub bekränzt.

Speth. Gut, daß sie stehen, solange sie noch können, — und sieben macht vierzig; (er rechnet leise weiter und läßt dann die Feder sinken) hundertundzwanzig Louisdor Schaden! O weh, o weh! — Nun, wenn mir nur der Sonderrath Stich hält, wenn mir nur die Reminiszenzen nicht echappieren! — Fünftausend Taler perdu, das wäre noch ein anderes Leiden.

Ida. Da zieht einer von den jungen Leuten dem andern den Kranz vom Kopf und steckt ihn an die weiße Flagge; (hastig) Vater, das ist Herr Sonderrath!

Speth (läuft ans Fenster). Wo ist meine Brille? Ida, meine Brille!

Ida (hastig deutend). Sieh, Vater, der, der, der sich eben das Glas Wein einschenkt!

Speth. Der ist ja blau, und Sonderrath war grün.

Ida. Er hat den Mantel umgeschlagen.

Speth (keuchend). Meine Brille! — Geschwind, gleich sind sie hier unter dem Fenster.

Ida (greift die Brille vom Tische).

Speth (setzt sie hastig auf; Marsch und zweites Hurra, ganz nah).

Ida. Sieh, sieh, — er hebt das Glas auf, er nickt uns zu.

Speth (nimmt die Brille ab und läßt die Hände sinken). Perdu!

(Der Vorhang fällt während des Marsches.)

Annette von Droste-Hülshoff

Sämtliche Werke in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis der Dichterin in
Gravüre und einer Faksimilebeilage

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Annette von Droste-Hülshoff

Sechster Teil

Briefe

Herausgegeben

von

Julius Schwering

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 6. Teiles.

Seite

Briefe 7

Einleitung des Herausgebers 9

Seite

An Sprickmann, 20. 12. 1814 . . . 15
An Sprickmann, Februar 1816 . . 17
An Sprickmann, 8. 2. 1819 . . . 19
An meine liebe Mutter, 9. 10. 1820 23
An Anna von Haxthausen, Ende 1820 24
An Schlüter, 5. 12. 1834 28
An Schlüter, 22. 10. 1836 30
d. 3. 11. 33
An Schlüter, 9. 11. 1836 34
An Schlüter, 19. 11. 1836 42
An Wilhelm Junkmann, 4. 8. 1837 42
An die Mutter, 9. 2. 1838 47
An die Schwester, 5. 2. 1838 . . . 51
An Wilhelm Junkmann, 26. 8. 1839 54
An Schlüter, 26. 4. 1840 58
An Schlüter, 19. 9. 1841 61
An Schücking, 4. 5. 1842 63
5. 5. 1842 65
An Schücking, 11. 9. 1842 69
An Schücking, 10. 10. 1842 . . . 70
An Schücking, 15. 2. 1843 71
Am 16ten 72
An Schücking, 24. 4. 1843 75
An Schücking, 11. 5. 1843 75
An Schücking, 24. 6. 1843 79
An Schücking, 8. 1. 1844 81
Den 26ten 81
An Schücking, 11. 2. 1846 85
An Schlüter, 13. 4. 1846 86
An Elise Rüdiger, 4. 2. 1847 . . . 88

Briefe

Einleitung des Herausgebers.

Die Briefe Annettens von Droste-Hülshoff bilden eine schöne Ergänzung zu ihren dichterischen Schöpfungen. Sie bewahren, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, „das Unmittelbare" ihres Daseins auf, sie liefern einen sicheren Schlüssel zur Erkenntnis ihrer Persönlichkeit und zeigen uns den natürlichen Weg zum Heiligtum ihrer Kunst. Was auch ihre Biographen bisher geleistet haben, um uns das Bild der großen Dichterin deutlich zu machen, es bleibt doch ein durch fremde Temperamente gesehenes, durch bestimmte geistige Strömungen gefärbtes Bild. In ihrem Briefwechsel aber erhalten wir aus einer Fülle einzelner Züge, Stimmungen, offenherziger Bekenntnisse gleichsam ein Charakterporträt aus ihrer Hand, ein Abbild ihres Selbst von unübertrefflicher Wahrheit und Lebendigkeit. Annette verbrachte den größten Teil ihres Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit und Stille, ihr blieb Zeit zu innerer Sammlung und Einkehr, und naturgemäß empfand sie stärker als andere, die mitten im Getriebe der Welt stehen, das Bedürfnis, den ihr oftmals fehlenden Gedankenaustausch von Mund zu Mund durch schriftlichen Verkehr mit ihren Freunden und Vertrauten zu ersetzen. In ihrer Jugend war es vor allem Professor Sprickmann, ihr erster literarischer Beirat, in den Jahren ihrer Reife Schlüter, Schücking und Elise Rüdiger, denen die spröde Westfalin ihr Inneres erschloß. Ihre Briefe an Sprickmann hat zuerst Hermann Hüffer im Jahre 1881 ans Licht gezogen, der greise Schlüter gab 1877 Annettens Korrespondenz mit ihm und Wilhelm Junkmann heraus, eine Reihe von Familienbriefen fügte Wilhelm Kreiten im Jahre 1886 dem vierten Bande der Gesammelten Werke bei (S. 253—354), und 1893 erschienen die Briefe der Dichterin an Levin Schücking. Wie sehr auch diese und andere gelegentliche Veröffentlichungen dazu beitrugen, die Forschung über die Droste auf eine gesicherte urkundliche

Grundlage zu stellen, so fehlte doch immer noch eine kritische Ausgabe, in der alles erreichbare Quellenmaterial gesammelt und nach literarhistorischen und biographischen Gesichtspunkten geordnet und erläutert war. Dieser mühevollen Aufgabe hat sich Hermann Cardauns mit hingebendem Fleiße unterzogen. Seine Sammlung: „Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff", Münster 1909 (Bd. 2 der von Franz Jostes herausgegebenen Forschungen und Funde), enthält im ganzen 170 Briefe, von denen allerdings über 100 dem Hauptinhalte nach bekannt waren und viele nur kurz registriert werden konnten. Wenn man aber erwägt, daß nicht weniger als 60 Schriftstücke hier überhaupt zum erstenmal erschienen sind oder doch in vollkommen neuer Fassung vorliegen, und daß auch die Texte der früher gedruckten Familienbriefe von falschen Lesarten und willkürlichen Änderungen gereinigt und befreit sind, daß hier ferner für viele briefliche Äußerungen Annettens eine sichere Datierung gewonnen wurde, so bedeutet diese Leistung eine dankenswerte Bereicherung der Droste-Literatur. Trotzdem erhebt auch diese Sammlung keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es fehlen in ihr zwei besonders wichtige Briefwechsel, nämlich Annettens Korrespondenz mit Schücking und die mit Elise Rüdiger, von der wir bislang nur vereinzelte Bruchstücke kennen. Zeigt also auch Cardauns Ausgabe noch erhebliche Lücken, so gibt sie doch zum erstenmal eine volle Übersicht über das gesamte ihm erreichbare Briefmaterial. Es steht zu hoffen, daß recht bald ausgiebige Nachträge erscheinen.

„Wenn man in einem wohlunterhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben soll," schreibt Bismarck im Jahre 1845 an seine Schwester, „so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock anzuziehen, ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalen Brief, hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirtschaftet, wie ich heut, trocken und kurz." Er mahnt sie dann, dazu beizutragen, „uns auf dem ungenierten Plauderfuß zu erhalten". Es ist die gleiche ungezwungene Art der brieflichen Äußerung, die Lessing seiner Schwester mit den Worten empfahl: „Schreibe wie du redest, so schreibst du schön!" — jenes „laisser aller la plume", das Frau von Sévigné so sehr liebte, und das all ihren brieflichen Mitteilungen einen so hohen Reiz verleiht. Auch Annettens Briefe sind solche unmittelbaren,

ungesuchten Offenbarungen ihres Geistes- und Gemütslebens. Vielfach „in flüchtigster Hingeschmissenheit" entstanden, ohne Plan und Berechnung Wichtiges und Nebensächliches durcheinanderwerfend, tragen sie alle das charakteristische Gepräge ihrer Persönlichkeit, zeigen sie alle mehr oder weniger die tiefe Ursprünglichkeit, Einfachheit, Gesundheit, Natürlichkeit ihres Empfindens. Die Grundzüge ihres Charakters: ihr starkes Familiengefühl, ihr lebendiger Heimatssinn und ihre innige Liebe zur Natur treten darin besonders wohltuend hervor. Wir lernen Annette als zärtliche Tochter kennen, die in kindlicher Unterwürfigkeit zu ihrer Mutter aufblickt, wir sehen sie als liebevolle Schwester, als aufopfernde, allezeit hilfsbereite Freundin schalten und walten. Ihre treue Fürsorge umfaßt alle, die ihr im Leben nahetreten, auch die einfachsten Menschen aus dem Volke, ihre alte Amme und die Leute ihres Gesindes. Ein kernhafter, klarer Wirklichkeitssinn, ein gesunder Hausverstand, gepaart mit köstlichem Mutterwitz und einem guten Teil niederdeutscher Derbheit, eine eindringende Schärfe des Urteils spricht aus all ihren Äußerungen, und da ihr, wie allen temperamentvollen Menschen, das Wort aus dem Geist leicht in die Feder springt, so klingt es manchmal herber und verletzender, als die Schreiberin beabsichtigte. Annette ist rasch aufgebracht, aber auch leicht wieder begütigt, dem aufflammenden Zorn folgt die Reue auf dem Fuß, und eine versöhnende Milde gleicht bereitwillig aus, was das heiße Blut in Übereilung gesündigt. — Von ihren Briefen an Schücking hat Hermann Hüffer gesagt: „Diese Veröffentlichung ist wohl die erste und einzige, durch welche das Charakterbild Annettens nicht allseitig gewonnen hat. Wenn die edle Gestalt der Dichterin bis dahin hoch, beinahe unnahbar über dem Alltagsleben schwebte, so taucht sie jetzt oft für lange Zeit in den Strom gewöhnlicher Ereignisse und Tagesgespräche." Ich kann diesem Urteil nicht zustimmen, im Gegenteil, nach meiner Meinung zeigen uns diese Briefe an ihren Freund und Geistesvertrauten Annette auf der sonnigsten Höhe ihrer irdischen Laufbahn; nie erscheint sie jugendlicher, urwüchsiger, wärmer und begeisterter als in diesen herzbewegenden Offenbarungen ihres reichen und reinen Lebens. Hier belauschen wir die Dichterin in ihrer Werkstatt, bewundern die schlichte Wahrhaftigkeit ihrer Künstlernatur, die keine, „auch nicht die kleinste Pfauenfeder in ihrem Krähenpelz" duldet, hier sehen wir Annette zum erstenmal, der Enge ihrer Alltagsumgebung entrückt, in lebendiger geistiger Wechselwirkung mit der damaligen literarischen Welt Deutschlands. Freilich steigen wir

auch in die Gesindestube der Dichtung hinab, auch der literarische Klatsch kommt gelegentlich zum Wort und heftet sich zumeist an münsterische Lokalgrößen, „miserable Heckenpoeten" und anspruchsvolle Blaustrümpfe. Hüffer bemerkt mit leisem Tadel, daß Annettens Gabe, die Schwächen und komischen Seiten der Menschen leicht aufzufassen, gerade in dem schriftlichen Verkehr mit Levin Schücking sich zuweilen in verletzender Weise äußere, daß „Bekannte, ja die Nächststehenden mit einem meist wohl gutmütigen, aber auch schärfer eindringenden Spott bedacht werden". Er vergißt, daß die Dichterin auch in dem Briefwechsel mit ihren Angehörigen und Freundinnen nicht gerade als „Taube sonder Galle" erscheint, und wenn er bedauernd von den kleinen „Seitenhieben" spricht, die selbst auf den verehrten Schlüter fallen, so kann man ihm andere briefliche Äußerungen Annettens entgegenhalten, die viel weniger harmlos sind, als der gemütliche Spott über das Professorchen und seine endlosen Sonette. Wenn sie z. B. in einem Briefe an Elise Rüdiger vom 13. November 1844 über Freiligrath schreibt: „Mag's ihm schlecht gehen! er verdient's nicht besser!" (Hüffer-Cardauns, „Annette von Droste", S. 287), so ist das einer ihrer Temperamentsausbrüche, die man erklären, aber nicht entschuldigen kann. Man begreift vollkommen, daß Frau Käthe Kroeker-Freiligrath, die Tochter des Dichters, sich durch diese im Munde einer christlichen Frau doppelt bedenklich klingende gehässige Bemerkung tief verletzt fühlte. Aber neben diesen Verrirrungen ihres heißen Blutes werden so viele schöne und rührende Charakterzüge überall lebendig, daß der Gesamteindruck, den die Briefe auf jeden empfänglichen und unbefangenen Leser machen, durchaus erhebend und wohltuend ist. Bewunderungswürdig entfaltet sich in ihnen das malerische Talent der Dichterin. Naturschilderungen, wie sie in dem am 22. Oktober 1835 an Schlüter gerichteten Brief aus Eppishausen oder in dem Schreiben an Schücking vom 4. Mai 1842 enthalten sind, dürften in der Briefliteratur Deutschlands fast einzig dastehen. Wie die alten niederländischen Maler, weiß Annette auch die geringfügigsten Gegenstände in eine eigenartige, charakteristische Beleuchtung zu rücken und uns mit wenigen Strichen eine ganze kleine Welt plastisch vor Augen zu stellen. So wenn sie von einem Fronleichnamstage in Meersburg erzählt: „Ich schreibe dir unter Kanonendonner, unter Pauken- und Trompetenschall. Die Bürgermiliz hat sich vor der Pfarrkirche aufgepflanzt und läßt ihr Geschütz, wirklich ordentliche Kanonen, seit vier Uhr morgens, sechs Messen lang, so unbarmherzig zu Gottes Ehre knallen, daß fast in jedem

Hause ein Kind schreit, und wir auf dieser Seite haben alle Fenster aufsperren müssen, damit sie nicht springen. In den Schwaben ist doch mehr Lust und Leben, wie in unsern guten Pumpernickeln! Stiele hat sich in eine Uniform gezwängt, die aus allen Nähten bersten möchte, und malträtiert die große Trommel mordmäßig. Als ich aus der Kirche kam, salutirte er höchst militärisch und sagte dabei höchst bürgerlich: ‚Guten Morgen, gnädiges Fräulein.‘ Da höre ich soeben die Prozession kommen. — Sie ist vorübergegangen, meine gute Jenny mitten drin, zwischen lauter alten Frauen, unter denen sie mit ihren zwei schneeweißen Kinderchen an der Hand ordentlich wie ein frommes, anmutiges Madönnchen aussah; sie kann mich oft recht rühren, besonders wenn ich denke, wie bald sie Witwe sein wird.“ An solchen kleinen feingezeichneten Lebensbildern sind die Briefe überreich, und meistens sind sie von dem Sonnenschein eines schalkhaften, naturwüchsigen und zuweilen auch derben Humors überglänzt. „Alles hustet, halsweht, katarrht,“ schreibt sie einmal, „in den Kirchen überwältigt das Niesen, Schneuzen und Räuspern sogar die falschen Orgeltöne — also doch ein Gutes beim Übel.“ Gelegentlich ist sie „schwindelig wie eine Ente“ und bekommt vor Ärger „Fieber wie ein Pferd“. Aber auch tiefelegische Töne erklingen in diesen Bekenntnissen, zuweilen ein gedämpfter Aufschrei nach einer wahlverwandten Seele, eine heiße Sehnsucht nach Teilnahme und Anerkennung bei den Nächsten.

So sind die Briefe Annettens ein bedeutsames Stück ihrer Persönlichkeit und unzertrennlich von ihrem dichterischen Lebenswerk.

An Sprickmann.

Hülshoff, 20. 12. 1814.

Ihr lieber Brief, mein lieber teurer Freund, hat mir die froheste und fast möchte ich sagen die einzige frohe Stunde seit Ihrer Abreise gewährt, denn wirklich ist seit kurzem mein Leben ziemlich arm daran gewesen; mehrere Umstände stimmten zusammen, um mich in eine innere Trauer zu versetzen, mehrere Todesfälle in unserer Familie. Sie wissen es wohl noch nicht, daß meine Großtante, die alte Frau v. Padberg, und ihre Tochter, die junge Frau v. Padberg, welche beide Sie vermutlich oft in Münster haben nennen hören, nach einem sehr kurzen Krankenlager beide an einem Tage gestorben sind; letztere hinterläßt sechs Kinder, wovon das älteste erst elf Jahre alt ist. Die Verstorbenen haben mir während ihres Lebens eigentlich wenig Anteil eingeflößt, aber doch hat mich ihr Tod wundersam gerührt. Ich habe das Glück gehabt, bis jetzt wenige meiner Verwandten zu verlieren, und starb ja einer, so hatte ich ihn wenig gekannt oder in langer Zeit nicht gesehen, oder ein langes Krankenlager hatte uns täglich auf seinen Tod vorbereitet; aber so ein frisches blühendes Leben, was ich vor wenigen Tagen noch in seiner ganzen Kraft hatte wirken und sich regen sehen, und nun so auf einmal jede Spur verlöscht, so ganz unsern Blicken und Wissen entnommen diese Wesen, mit denen wir so oft und auf so mannigfache Weise in Berührung kamen, zerrissen alle diese Bande, und uns fremd und verödet auf immer dieses Haus, wo ich so manche angenehme und unangenehme Stunden verlebt hatte: es war eine tiefe, schaurige Empfindung, Sprickmann, und ich empfand sie zum ersten Male. Noch sehr kurz vor ihrer Auflösung waren beide Verstorbene mit ihrer ganzen Familie bei uns, und die junge Frau unterhielt sich mit mir von einer ihrer Bekannten, welche seit kurzem von einer sonderbaren Art von Verrücktheit befallen war, worin sie alles für Täuschung hält. Die F. v. P. äußerte die Besorgnis, sie möge durch ihre grassen Ideen ihre Gesundheit zerstören und ihr Ende beschleunigen, ach! sie ahndete wohl nicht, daß die Arme

bei ihrer Leiche stehn und sie im Wahnsinn nicht für ihre Freundin erkennen würde. Die schnelle Auflösung aller dieser Personen (denn auch eine Mutterschwester hat plötzlich zwei allerliebste Kinder verloren) rief mir vernehmlich die Worte „auch du mußt sterben", ein Ton, der in meiner Brust widerhallte und noch dadurch verstärkt wurde, daß ich mir, wie man glaubte, durch zu vieles angestrengtes Singen ein immerwährendes Übelbefinden zugezogen hatte. Obgleich ich nun nur wenig Schmerzen fühlte, so brachte mich doch eine täglich zunehmende Magerkeit und Blässe, das Verschwinden meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit auf den Gedanken der Auszehrung und stellte mir oft den Gedanken einer nahen Auflösung recht lebhaft und ernstlich vor Augen; doch jetzt ist alles vorüber, und da ich mich durch ein vierzehntägiges Faulenzen vollkommen wieder kuriert habe, so zeigt sich hieraus deutlich, daß mein Übelbefinden bloß die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens war, weshalb ich auch jetzt, da es wieder darauflosgehen soll, eine Spazierstunde in die Tagesordnung einflicken werde.

Doch genug und schon zu viel. Verzeihen Sie, mein lieber Freund Sprickmann, daß ich Sie bis jetzt nur immer von meiner eignen kleinen Person unterhalten habe; ich habe die böse Gewohnheit, daß ich nicht gut abbrechen kann, wenn ich einmal in einen Text hineingeraten bin, und dieser berührte zu sehr die innern Saiten meines Gemütes . . . . Daß es Ihnen, mein liebster Sprickmann, so wohl in Breslau gefällt, hat mich sehr gefreut, fast noch mehr aber, daß Sie, teurer Freund, und Ihre liebe Frau, meine Herzensmutter, die lange bedenkliche Reise so ganz ohne Beschwerde überstanden haben. Sie können nicht glauben, mit welcher Herzensangst ich Sie auf dem langen Wege begleitet habe, und wie viele Not ich ausgestanden habe, bis mir ein Bekannter die Nachricht Ihrer glücklichen Überkunft brachte. Meine in meinem damaligen Gemütszustande sehr aufgeregte Phantasie stellte Sie mir begleitet von allen Reiseunannehmlichkeiten vor, als da sind schlechte Wege und Bewirtung, zerbrochener Wagen, oder wohl gar krank in dem fremden Lande, auf der Reise wohl gar ohne die nötigen Bequemlichkeiten! O Gott, Sie können sich die Angst nicht denken, die mich dann befiel; aber dann schien mir immer, Gott könne alle den Herzen, die Sie mit Trauer und Sorge auf Ihrem Wege begleiteten, das nicht zuleide tun. Das war nun wohl ein frevelhafter Gedanke, aber er gab mir doch immer einen reinen

Trost, und das Reine kann doch nicht ausgehen vom Unreinen und Bösen, und sollten die frommen Wünsche so vieler vereinigten Seelen nicht auf das Wohl eines Menschen einwirken können? Die neuern Philosophen und Theologen wollen es abstreiten, daß fromme Wünsche und Gebete etwas mehr bewirken können wie das Heil der eigenen Seele; wenn sie bedächten, daß sie dadurch so manchem bedrängten Herzen seinen letzten Trost, seine letzte Hoffnung, dem geliebten entfernten Wesen auf irgendeine Art nützlich zu sein, raubten, sie würden ihren schönen Grundsatz für sich behalten, der doch wohl schwerlich zur Beförderung der Moralität und innern Andacht etwas beiträgt.

Nun noch etwas von meinem Treiben und Wirken. An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich es gegen den Frühling fertigzubekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papiere, wie ich es denke; denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei; aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weiten das Mühsamste bei der Sache. Doch kömmt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte; dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen; denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmacks gesehn habe, und so fürcht' ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehn' ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenen Urteile und sanften Tadel; denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können? Lieber teurer Sprickmann, ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verloren habe und wie ich ohne Sie nur ein schwaches unselbständiges Wesen bin. Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich; ich flehe täglich zu ihm für Ihr Glück.

Ihre Nette v. Droste Hülshoff.

An Sprickmann.

Hülshoff, Februar 1816.

Daß ich Ihren mir so teuren Brief nicht eher beantwortet habe, mein lieber einziger Sprickmann, daran ist gewiß mein

für Sie so warmes Herz nicht schuld, sondern nur mein schwacher, miserabler Körper, der mir bis jetzt sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagte. Ich würde indessen schon weit eher wiederhergestellt worden sein, wenn ich die Kur des vollkommnen Müßiggangs recht regelmäßig durchgehalten hätte; aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spazierengehn noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langeweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung, und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung mehr verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung oder die oft zu zügellose Übertretung des ärztlichen Befehls; jetzt bin ich aber beiden zum Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt, und gegen wen sollt' ich jetzt eher die solang versäumten Pflichten der Freundschaft erfüllen wie gegen Sie?

Ich bin vor einigen Tagen auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich jetzt dort aufhält und auch noch wohl einige Zeit bleiben wird. (Sollte Sie dieses wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle mögliche Zivil- und Militärbureaus der neuen Provinzen, und also auch die Familien der Beamten derselben, nebst einem Teil des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält.) Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urteil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vorteile entschieden hat, und deren Namen ganz Europa kennt, nur eins: sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im „Wallenstein" in einer äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bei allen andern Szenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte (z. B. der alte Flausrock von Voß), und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte, und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so getan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münstrischen Publikums genommen werden.

Es geht jetzt in Münster ein, wie man sagt, sehr hübsches Gedicht auf den westfälischen Frauenverein herum, wovon man mich mit aller Gewalt zur Verfasserin machen will; ich muß mich überall mit Händen und Füßen gegen dieses ungerechte

Gut verteidigen und werde es zu bekommen suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig dabei interessiert ist, zu sehen, wessen Geistes Kind es sei. Einige legen es auch der Madame Schücking, Ihrer Kusine, zu; sollte dieses sein, so interessiert es mich doppelt, sowie alles, was von diesem herrlichen und seltenen Weibe kommt, zu der ich eine so eigne und innige Hinneigung fühle, daß ich sie bei unsrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannigfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären kann. Vielleicht wissen Sie mir zu sagen, ob dies anonyme Geisteskind ihr wirklich seine Existenz verdankt. Ich muß eine Weile aufhören zu schreiben, weil ich mich in Hinsicht des anhaltenden Bückens noch ein wenig in acht nehmen muß. Ich höre soeben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also in den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Tür gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich komme soeben aus dem Garten. Gott! was für ein herrliches Wetter, vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwül, und die ersten Frühlingsboten, Lerchen, Buchfinken, Sprehen usw., machen ein Konzert, daß man fast sein eignes Wort nicht hören kann; wenn die Wärme verhältnismäßig so zunehmen will wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsre Erde könne sich wohl einmal in eine andere Lage drehen und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechts wegen zukam; man sollte aber jetzt von neuem in den Wahn fallen, da schon seit mehreren Jahren das Wetter ganz auffallende Geniestreiche macht.

An Sprickmann.

Hülshoff, 8. 2. 1819.

O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen; denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich. Darüber kann ich mich selber nicht täuschen, ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein nein,

Sprickmann, es ist wirklich kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Törin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein jeder glauben würde. Aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst vier oder fünf Jahr'; denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahr' zu sein meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging' ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwei Bekannten spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsegarten mit einer geraden Allee mitten durch, in der wir immer hinaufgingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mittendurch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht danach fühlte, daß, wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tische ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahre; denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen. Ich schreibe Ihnen diese unbedeutenden Dinge nur, um Sie zu überzeugen, daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe, durchaus in mir selbst liegt und durch keine äußern Dinge hereingebracht ist; auf die Weise werde ich Ihnen nicht ganz so lächerlich scheinen, mein lieber nachsichtsvoller Freund. Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott aufgelegt hat, ist doch immer nicht so schlimm wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber so zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie so viel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eines von ihnen auf eine schmerzlich süße Weise aufgeregt würde. Ach! mein lieber, lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke, haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein törichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, große, interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr,

haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so sehr wohl geht; und selbst wenn tagelang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, seh' ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas andres zu richten, vor mir vorüberziehn, und oft mit so lebhaften an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist imstande, mir die Tränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehn, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, o! mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts andres denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und viel erzählen hören, aber sie wohnen nun mal nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen, und die mir oft gar nicht gefallen haben... habe ich z. B. in meinem vierzehnten Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Turme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerlicher Turm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbige, verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist, wie der Turm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wiederzusehen: wenn das nicht Tollheit ist, so gibt's doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und da auch wirklich dort alles

meinen Wünschen zuvorkommt. Sagen Sie! was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden? Mein Sprickmann, ich fürchtete meine eigene Weichheit, wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz mutig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehen, wenn er auch einen Anfall wagen sollte. Sie können auch nicht denken, wie glücklich übrigens meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor dreieinhalb Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zuteil geworden und die Freundschaft einiger lieben, lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielemann nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang, und der Unterschied unserer Jahre — sie könnte reichlich meine Mutter sein — hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte; wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zueinander zu kommen ... Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe. Den Konsistorialrat Möller habe ich noch nicht wiedergesehn, wünsche es aber sehr, und, so Gott mich leben läßt, werde ich auch noch wohl dazu kommen. Wir haben jetzt eine Schwester meiner Mutter, Ludowine, bei uns, ein gutes, stilles, verständiges Mädchen, deren Umgang mir sehr wert ist, besonders wegen ihrer klaren und richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnden, meinen armen verwirrten Kopf wieder zu Verstande bringt. Werner Haxthausen lebt in Köln, und mein ältester Bruder Werner kömmt in einigen Wochen zu ihm. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, wie begierig ich auf Antwort warte.

Ihre Nette.

An meine liebe Mutter.

[Hülshoff?], 9. 10. 1820.

Du weißt, liebste Mutter, wie lange die Idee dieses Buchs in meinem Kopfe gelebt hat, bevor ich sie außer mir darzustellen vermochte. Der betrübte Grund liegt sehr nahe, in dem Unsinne, dem ich mich recht wissentlich hingab, da ich es unternahm, eine der reinsten Seelen, die noch unter uns sind, zu allen Stunden in Freud' und Leid vor Gott zu führen, da ich doch deutlich fühlte, wie ich nur von sehr wenigen Augenblicken ihres frommen Lebens eine Ahnung haben könne, und wohl eben nur von jenen, wo Sie selbst nachher nicht recht weiß, ob sie zu den guten oder bösen zu zählen. Es würde somit fast freventlich gewesen sein, bei so heiligen Dingen mich in vergeblichen Versuchen, ich möchte sagen, herumzutummeln, wenn nicht der Gedanke, daß die liebe Großmutter ja grade in jenen Augenblicken nur allein eines äußeren Hilfsmittels etwa bedürfe, indes in ihren reineren Stunden alles hinzu Getane gewiß überflüssig oder störend, und wo sie sich dessen etwa aus Demut bedient, auch das gelungenste Lied von mir ihr nicht jene alten rührenden Verse ersetzen könne, an denen das Andenken ihrer frommen verstorbenen Eltern und liebsten Verwandten hängt, wenn nicht, sage ich, dieser Gedanke mich zu den mehrmaligen Versuchen verleitet hätte, die so mißlungen sind, als sie gar nicht anders werden konnten. Kein Schwachkopf, der plötzlich zum König wird, kann bedrängter sein als ich im Gefühl der Ohnmacht, wenn ich Heiligtümer offenbaren sollte, die ich nur dem Namen nach kannte, und deren Kunde mir Gott dereinst geben wolle. So habe ich geschrieben, immer im Gefühl der äußersten Schwäche, und oft wie des Unrechts, und erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig frei gemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber immer erleichternden Gefühlen gearbeitet und, so Gott will, zum Segen. Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert, oder wo dieses noch zu wenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes, aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen. So ist dies Buch in Deiner Hand! Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr fromme Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehn. Auch möchte ich es auf keine Weise vor solche reine Augen

bringen, denn es gibt viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat. Daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen paßt, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen; wenn ich auch eins für dergleichen schreiben könnte, so würde ich es doch unterlassen. Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ach! es ist so leicht, eine Torheit zu rügen! aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Ratsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft. Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgne kranke Ader treffen werden; denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht. Ob sie Dir gefallen, muß ich dahingestellt sein lassen; ich habe für keinen einzelnen geschrieben. Ich denke es indes, und wünsche es sehnlichst, da sie als das Werk Deines Kindes Dein natürliches Eigentum sind. Sollte ich jedoch hierin meinen Zweck verfehlen, so muß mich das alte Sprichwort rechtfertigen: „Ein Schelm, der mehr gibt, als er hat."

An Anna von Haxthausen.

Ende 1820.

Ich habe lange gewankt, ob ich Deinen harten Brief beantworten sollte, liebe Anna; denn ich war entschlossen, alles über mich ergehen zu lassen; was soll ich den andern auch sagen; sie wissen ja eigentlich nichts, und zudem muß ich büßen für manches, was Du auch nicht weißt, und dazu ist ihre Übereilung recht gut; denn es ist schrecklich, sich so stillschweigend von allen Seiten verdammen zu lassen; aber Du kömmst mir zu tief ins Leben; denn Du weißt weit mehr wie die andern, und doch tust Du ebenso unwissend hart und ebenso verwunderte Fragen, da Du doch die Antworten weißt.

Hör', Anna, ich will Dir allerhand sagen, nicht als ob ich nicht

alles tausendmal verdient hätte, sondern weil Du mich frägst und zuviel weißt, um jetzt nicht noch mehr zu wissen; und ich traue Dir, daß Du es keinem Deiner Geschwister zeigst. Recht kann ich es Dir auch nicht erklären, das könnte ich St[raube] ganz allein, aber den werde ich wohl nicht wiedersehen. Ach Gott! ich ginge gern darum zu Fuß nach Göttingen, wenn es anging'. Anna, Du weißt, wie lieb ich St. immer gehabt habe, die andern wissen es auch, ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Schon in Hülshoff habe ich oft gesagt, er wäre mir lieb wie ein Bruder, und im Grunde war er mir lieber wie meine beiden Brüder; aber ich hielt es ehrlich für Freundschaft. Wenn ich mir oft große Reichtümer träumte, was fast alle Tage geschah, so war mein Hauptgedanke, St. immer um mich zu haben, und nun meint er wohl, ich hätte ihn nie liebgehabt. O Gott! er hat recht, es zu glauben, ich kann ihm den abscheulichen Gedanken nicht nehmen, das ist mein ärgstes Leiden.

Anna, ich bin ganz herunter, ich habe keine auch nur mäßig gute Minute. Daß Deine Geschwister mich verlassen, danach frage ich, unter uns gesagt, jetzt nichts, obschon es mir sonst gewiß sehr betrübt gewesen wäre; ich denke immer nur an St. Um Gottes willen schreib mir doch, was macht er? Ihr wißt nicht, wie unbarmherzig ihr seid, daß ihr mir nichts sagt.

Ludowine schreibt an Thereschen, daß er mit August nach Hannover gewesen. Also bei Arns[waldt], das ist nicht gut. Ich spreche ungern gegen Arns[waldt]; denn ich muß ihn jetzt mehr schätzen wie je, aber je länger ich mich bedenke, je mehr finde ich, daß er es mit St. innig gut gemeint, aber mit mir von Anfang an desto schlimmer. Ich hatte Arns[waldt] sehr lieb, auf eine andere Art wie St. Str[au]bens Liebe verstand ich lange nicht, und dann rührte sie mich unbeschreiblich, und ich hatte ihn wieder so lieb, daß ich ihn hätte aufessen mögen. Aber wenn Arns[waldt] mich nur berührte, so fuhr ich zusammen. Ich glaube, ich war in Arns[waldt] verliebt, und in Str. wenigstens nicht recht, aber das erste ist vergangen, noch eh' er abreiste, da er sich ein paarmal, wohl um mich zu prüfen, etwas sehr unfein ausdrückte. Ich sagte es ihm auch noch den letzten Morgen, eh' er abreiste, daß ich ihn zu lieben geglaubt, aber seine Äußerungen es plötzlich gestört hätten. Ich glaube, ich habe es Dir ja auch damals erzählt. Hätte das Arns[waldt] nicht an Str. sagen müssen? Aber ich begreife es wohl, es ist ihm nur ein neues Zeichen meines Leichtsinns gewesen, und bei St. hat er nicht allerhand, wie er meint verkehrte Zweifel erregen wollen. Ich aber war durch dies Gefühl und Bekenntnis sehr erleichtert und

wartete nunmehr mit Angst und Sehnsucht auf den September; denn ich hatte die dunkle Idee, St. alles zu sagen, wenigstens was mich allein betraf; denn den Gedanken mit dem Briefe über St. Stimmung hatte ich rein aufgegeben. Ich sagte es auch Arns[waldt], vor dem Weggehen, daß er mir nicht schreiben und mich doch auch lieber nicht zu Hülshoff besuchen möchte, wie er zu wollen vorgab. Er bestand auf beides, und ich nahm das erste auf allen Fall an, wegen des letzten behielt ich mir einen besonderen Brief bevor.

Ich schreibe das alles so hin, als ob es mich keinen Schmerz kostete, und doch löst es sich mir aus der Brust wie Stücke vom Herzen; aber Du sollst im klaren sein, wie es für einen dritten möglich ist. Arnswaldt muß mich von Anfang an gehaßt haben; denn er hat mich behandelt wie eine Hülse, die man nur auf alle Art drücken und brechen darf, um zum Kern zu gelangen. Er hat mir eine unabsichtlich durchscheinende Neigung auf alle Weise bewiesen; Du hast es ja oft genug gesehn. Ein wahrscheinlich sehr herbeigeführtes Mißverständnis ließ mich glauben, daß Arns[waldt] mir seine Neigung gestanden, und ich stand keinen Augenblick an, auch meine Gesinnungen offen zu gestehen. Das glaubte ich irrig zu dürfen, da ich fest entschlossen war, ihm meine Hand zu verweigern, wenn er sie fordern sollte. Ich entdeckte ihm deshalb mein Verhältnis zu St. Nun entfaltete er das Mißverständnis, und ich fühlte mich beschämt, aber nicht erniedrigt, da er sich hierbei mit der äußersten Feinheit und Freimütigkeit benahm und mich aufs wärmste seine Freundin nannte. Nun fragte er noch wegen St. Ich konnte ihm nicht alles sagen und wollte doch nicht lügen; so verwirrte ich mich, und er ängstete mich dermaßen durch seine Fragen, daß ich doppelsinnige Antworten gab und sonach [?] endlich das Ganze äußerst verstellt und verändert dastand. Ich habe überhaupt auch oft viel mehr zu ihm gesagt, wie ich sollte, aber dieser stille tiefe Mensch hatte für die Zeit eine unbegreifliche Gewalt über mich, und zudem ließ mich sein Betragen glauben, daß er mich im Grunde doch liebte, aber gegen seinen Willen. Mit mir stand es ebenso, und dies verkehrte Verhältnis gab mir eine Verwirrung und Schmerz, die wohl keiner ahndete außer Du. Du wußtest es zum Teil, ich habe indes noch oft von Str. mit aller Liebe, die ich für ihn fühlte, geredet und mich aufs härteste angeklagt, aber Arns[waldt] ging immer leicht darüber hin, ich sollte mit Gewalt recht schuldig werden, Str. sollte gerettet werden, und ich zugrunde, o wie muß der mich hassen! Auch noch in seinem Brief sucht er mir den Glauben an Str., das

einzige, was ich noch habe, zu nehmen, seine Worte sind: „Meinen Freund zu retten war mein erster Gedanke, ich fand dieses leichter, als ich dachte; denn er war schon fast gerettet.“ Nachher hat ihm dies noch zu milde geschienen, und er hat korrigiert: „sehr viel leichter“; ist das nicht Grausamkeit! Er hat eine sehr teuere Absicht, und deshalb vergebe ich ihm von Herzen, aber ich hoffe ihn nicht wiederzusehen — er mag auch wohl manches überhört haben, in seinem Eifer um die Hauptsache.

Du willst wissen, wie mir ist, liebe Anna. Das kann ich Dir nicht sagen. Ich hoffe und wünsche Dir, daß Du es in Deinem Leben nicht verstehst — aber ich habe es verdient . . .

Nun habe ich Dir alles gesagt, was Du wissen kannst, daran halte Du Dich, die anderen kann ich nicht besänftigen; auch ist keins unter allen, was mich schmerzlich verliert, außer Ludowinen, und die finde ich ganz gewiß noch wieder, aber jetzt ist die Zeit noch nicht, ich muß noch erst viel besser werden, wenn mich Gott leben läßt.

Ich habe vielleicht manches unberührt gelassen, was Dich vor allem schmerzt. Willst Du darüber ins reine sein, so schreib mir. Ich möchte vielleicht noch einiges sagen können, aber ich glaube es kaum; denn ich muß viel gestehen, ich bin sehr gesunken, tiefer wie du denkst, aber nicht aus Verhärtung. Dafür habe ich nun auch schon drei Monate und drüber gelitten, wie ich früher keine Idee davon hatte, und das wird auch wohl dauern, solange ich lebe. Darum sollt ihr mich auch nicht schimpfen und quälen, sondern vor euch sehn, daß ihr nicht fallt.

Ich bin zuweilen etwas wild, wenn ich mal nicht an Str. denke, sondern nur, wie ihr jetzt blindlings auf mich loshackt. Aber das kömmt selten; denn ich denke Tag und Nacht an St. Ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe. Er steht mir so mild und traurig vor Augen, daß ich oft die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerlei erkläre, was ihm jetzt fürchterlich dunkel sein muß. Ach Gott, wenn ich ihm nur schreiben dürfte; dann wüßte ich noch wohl allerhand, was ich ihm allein sagen kann.

Ich arbeite allerlei kleine Sachen und denke, sie wären für St. Das erleichtert mich außerordentlich. Liebe Anna, ich möchte so gern einige Tücher für ihn sticken. Wolltest Du sie ihm wohl wie von Dir zu Weihnachten geben? Oder soll ich sie ihm lieber p. Kuvert schicken? Aber dann stehen die Postzeichen auf der Adresse. Bitte, bitte, liebe Anna, schreib mir Deine Meinung. Ich fange indes gleich an zu sticken, sonst wird es zu spät.

Richte es ein, wie Du meinst, liebe Anna, aber so, daß es geht; denn es ist mein süßer, liebster Trost.

Ach! könnte ich St. nur noch einmal sehen, oder auch nur eine freundliche vergebende Zeile von seiner Hand. Soll er meine Locke wohl fortgeworfen haben? Anna, es ist unmöglich, ein solches Verhältnis kann sich nicht ganz lösen, das habe ich deutlich gefühlt, wie ich Arns[waldt] zu lieben glaubte, und ganz deutlich, noch eh' er abreiste. Sieh Anna, ich habe es Arns[waldt] auch zuletzt mehrmals gesagt: ich habe mich getäuscht und Str. jetzt wieder viel lieber wie Sie, aber das hat er alles Gott weiß wofür genommen und verschwiegen. Warum muß die liebe rechtliche Seele gegen mich allein so hart sein! Verdient habe ich übrigens alles, das ist gewiß; darum will ich es auch tragen. Es ist mir nur um Str.; gegen den habe ich allein unrecht, und für den habe ich allein wahre tiefe Neigung, es mag Freundschaft oder Liebe sein, ich weiß nicht, was es ist.

Um Gottes willen, Anna, sei barmherzig und schreib mir alles, was Du von ihm weißt. Sollt' ich ihm gar nicht schreiben dürfen? Sollt' er meinen Brief wohl an Arns[waldt] schicken? Oder es gar frech finden und sich noch mehr kränken? Das wäre schrecklich! Und wenn ihn Arns[waldt] sähe, daß ich das wüßte, so könnte ich doch gar nicht recht offen und innig schreiben; denn ich glaube, daß Arns[waldt] mich zu sehr haßt, um billig zu sein, auch könnte wohl als manches für keinen dritten passen. Schreib mir doch gleich wieder. Ich könnte Str. Antwort so gut unter Thereschens Adresse kriegen, wie die Deinigen auch. Leb' wohl und antworte mir gleich.

Deine Nette.

An Schlüter.

Rüschhaus, 5. 12. 1834.

Wenn Sie mich für höchst unbescheiden halten, lieber Freund, so kann ich nichts dagegen einwenden; denn ich habe das beikommende, mir mit so gutem Herzen und Zutrauen geliehene Buch wirklich ganz übers Maß lange behalten, es wäre mir um mich selbst leid, wenn ich sagen müßte, ich habe die Zurückgabe versäumt, aber weder als so unordentlich noch als so wenig Ihrer gedenkend darf ich mich anklagen, sondern bloß als so egoistisch grob, unbescheiden, unempfindlich für meiner Freunde

Verlegenheit und vermessen vertrauend auf ihre Nachsicht, welches letztere sogar Sünde wider den Heiligen Geist, und das Ganze, wie mir scheint, ein hinlängliches Inventarium für eine einzelne Person ist. — Doch, ernstlich, lieber Schlüter, ich hatte es mir einmal in den Kopf gesetzt, das Buch nicht nur recht aufmerksam durchzulesen, sondern sogar, zu meiner eignen Erbauung, Auszüge daraus zu machen, — alle Gewissensbisse über den schändlichen Mißbrauch Ihrer Güte haben diese Grille nicht aus dem Felde schlagen können, ich habe ihr nachgegeben und mag jetzt meine besten Worte zusammensuchen — gottlob! hat Ihre Natur nicht allzuviel vom Tiger an sich, und die Hoffnung auf Verzeihung ist nicht aufgegeben, ich habe die Stunden zum Lesen wirklich stehlen müssen, mein Lebensweg ist sonst so ruhig und einfach, aber in den letzten zwei Monaten ist mir allerlei quer darübergelaufen, — zwei Verlobungen, eine Hochzeit, der Besuch eines Onkels, welcher erst vor einigen Stunden abreiste, und, was in den letzten Wochen leider vor allem meine Zeit beschränkte, die schwere Krankheit meiner guten alten Amme. Jetzt ist alles so ziemlich wieder im alten Gange, d. h. soweit es der früheren Zeit ähnlich werden kann; meine Schwester ist freilich 200 Stunden von hier, und wann und wo wir uns auch wieder treffen, das Verhältnis wird eine ganz andere Form haben. Ich weiß nicht, ob der Gedanke an etwas unwiederbringlich Vergangenes auf Sie dieselbe Gewalt übt wie auf mich, — wahrscheinlich nicht, denn Ihr Charakter ist mild, — aber der meinige enthält einen starken Zusatz von Sauerteig. Die Gewohnheit ist zudem meine Tyrannin; was einmal mein ist, müßte sehr schlecht sein, wenn ich es ganz und für immer missen möchte, ich glaube wahrlich nicht mal die Mücken. Was meinen Sie, wenn wir jahrelang in einem fremden Lande leben müßten, was von dieser Plage befreit wäre, würde uns bei dem ersten Stich einer vaterländischen Mücke nicht das Herz im Leibe lachen? Oder wenn wir jahrelang in einem Kerker gesteckt, uns jeden Zollbreit Raum, jede an die Wand gekritzelte Zeile dort zu eigen gemacht hätten, würden wir, nach einer Reihe von Jahren, für einen kurzen Aufenthalt darin nicht gern ein größeres Trinkgeld zahlen, als das beste Opernbillett kostet? Doch vielleicht, ja wahrscheinlich, weichen hierin Ihre Gefühle von den meinigen ab, und Sie lachen mich aus — gut, lachen Sie nur, so habe ich etwas zu vergeben, und wir sind quitt . . .

An Schlüter.

Eppishausen, 22. 10. 1836.

Hätte ich Ihnen früher schreiben können, teuerster meiner Freunde, ich hätte es getan, aber grade Ihnen kann ich nicht zu jeder Stunde schreiben, und Sie dürfen sich immerhin für etwas halten, wenn ich sage, für Sie ist mir noch keine Stunde passend gewesen. Ich habe mich indessen mit allerlei umhergeschlagen, viel Ausflüge in die Gegend, viel Besuche aus dem Hause, und viele ins Haus, abwechselnd den anmutigen Gast und die erfreute dienstfertige Wirtin gemacht, aus dem Geräusch in Abspannung, aus der Abspannung wieder in die Zerstreuung. Glauben Sie mir, es gehört was dazu, bis man jedem sein Recht widerfahren lassen und alles Plaisier ausgestanden hat, wozu man prädestiniert worden.

Aber jetzt bin ich, so Gott will, ins Standquartier eingerückt, und wahrlich, das Plätzchen ist nicht übel, namentlich das, was ich in diesem Augenblicke einnehme; wollen Sie es kennen? Es ist das Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge, aber nicht gar hoch; die Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen; wäre sie nicht so christlich erzogen, wer weiß, was geschäh'? Also, das Dorf grad' unter dem Fenster, fast unmittelbar daran stoßend ein zweites, dann ein drittes, viertes, bis zu einem siebenten, alle so nah, daß ich die Häuser zähle (versteht sich mit der Lorgnette), und unsre gute, alte Burg drin wie das kleine Wien in seinen großen Vorstädten, sans comparaison. Mitten durchs Tal eine Chaussee, auf der es ärger rappelt und klappert als auf der besten in ganz Westfalen; denn Sie müssen wissen, daß hier halb satt essen und Ellbogen boer de Maue bei weitem nicht so untrügliche Zeichen der Armut sind als Wasser trinken und zu Fuß gehen. Besser ohne Brot als ohne Most, und das muß ein vom Schicksal Verlassener sein, für den weder der Himmel eine Rosinante, noch der Wagner ein Karriölchen geschaffen hat. Wer dies nicht kennt und obendrein kurzsichtig ist, wie ich, meint, das ganze Volk bestehe aus reichen Leuten.

Doch, um nicht den Boden zu verlieren, ferner über die Chaussee hinaus die lieblichsten mit Laubholz bewachsenen Gebirge und, wie's im Liede heißt: „Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht". Von diesem Fenster sehe ich ihrer dreißig; gezählt habe ich sie nicht und auch jetzt nicht Lust dazu, aber glaubwürdige Leute sagen es; das ist lieblich, das ist schön anzusehen! vor allem beim Sonnen-

schein; ja, selbst Sturm und Nebel können so viel Leben und Fröhlichkeit nicht zugrunde richten. Drum bin ich bei heitrer, geselliger Stimmung nirgends lieber als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittene Steine, Münzen etc. Wenn ich nun sehe, wie die Meinigen so alles um mich versammelt haben, was mich freut und unterhält, da zweifle ich kaum, daß man auch alle diese Dörfer und blanken Schlößchen mir zuliebe hingebaut hat und man zu meiner Unterhaltung dieses Menschenspiel auf die Chaussee treibt, gerade nahe genug, um deutlich vom Auge unterschieden, fern genug, um nicht störend zu werden. Aber es gibt eine Stelle, die mir noch lieber ist, und der Winter muß es sehr roh treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüßen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den größten Teil der gestohlenen Zeit dort verlebt. Hören Sie! Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur ebensoviel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen; lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe, mit Vögeln von allen Farben und Zungen, hier und dort Felsstücke zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht; das alles bildet ein unschätzbares Ganze, d. h. eben für uns unschätzbar, die wir gern spazierengehen, aber ungern den Berg hinabgaloppieren. Dieser Wald aber wird nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort; keineswegs! ich beschreibe seine Vorzüge nur, um ihm mit desto größerem Glanze den Hals zu brechen, wenn ich hinzufüge, daß ich ihn hundertmal unter die Erde gewünscht habe, zu den alten muffigen Stämmen, die drüben bei Zielschlatt im Torfmoore liegen; denn was er verbirgt, ist mir lieber, als alles, was er geben kann. Ach! lieber keinen Wald, keinen Spaziergang außer der Chaussee oder unter den Obstbäumen, mit denen das Tal bestreut ist; und dafür meine lieben Alpen, meinen Säntis, meinen Glärnisch, meine Tiroler Gebirge und meinen schönen, klaren See mit seinen Segeln; sehen Sie, das alles käme uns zu, brächte der Wald uns nicht drum; nun seh' ich es zwar auch mitunter, aber nicht sooft ich will, z. B. nicht eben jetzt, wo ich fünf Groschen drum gäbe; ich sehe es nur an dem Plätzchen, wovon ich schon so lange geredet und Sie noch immer nicht hingeführt habe. Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten

Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Tal öffnet. Zwei Wege gibt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg' ich zu gehen oder vielmehr zu klettern; denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halbtot; der andre gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir, ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie, — es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Tal besetzt ist, das Tal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, — links, die Länge des Tals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotteneingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen, und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten, großen Teiches nie deutlicher gesehen (von meinem Zimmer aus), als hier vom Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen oft viel mehr Luft als Steine geblieben, scheinen oft so nah, daß man nur sogleich hinangehen möchte. Ich unterscheide jede Schlucht am Säntis so genau, daß ich meine, wenn ein Gemsjäger daraus hervorträte, ich müsse es sehen, und doch sind's sechs gute Stunden bergauf, bergab bis zum Fuße dieses alten Herrn und zu seinem Gipfel, — nun, ich weiß nicht, aber wohl weiß ich, daß noch vor einigen Wochen ein Engländer, dem seine eigensinnige Geliebte zum Gegenpfande ihres Herzens eine Eisscholle vom Gipfel des Säntis abverlangte, fast drüber zugrunde gegangen ist. Dreimal haben die Schwierigkeiten ihn zurückgetrieben, zum vierten Male hat

er nicht nachgelassen und jeden Schritt nur vorwärts gesetzt. Zum Glück hat er unten im Tale Freunde zurückgelassen; so sind Alpenjäger aufgeboten, und unser Held hat den Rückweg auf einer Tragbahre gemacht, besinnungslos. Ob nun die Dame ihre Forderung aufgegeben hat, oder er die Dame, weiß der Himmel, meine Kenntnisse sind hier zu Ende. Sie sehen indessen, daß mein Liebling und tägliches Vis-à-vis keinen Spaß macht und sich wenigstens ebenso ungern am Barte zupfen läßt als der weiland Sultan von Babylon, Oberonischen Andenkens. Doch um wieder aus den Eisregionen zu kommen, von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles. — Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein eignes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein. Den Tag hindurch ist noch Leben im Tal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsternis und nur die weißen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke, — öde und gewaltig, — der Tod in seiner großartigsten Gestalt.

b. 3. 11.

Es sind wieder mehr als acht Tage vergangen, in denen ich meine eigne Lebensordnung habe aus den Augen setzen müssen, um der anderer zu folgen. So wird mir's öfters zuteil, und ich trage es ungeduldiger als billig; denn wem wird es nicht ebenso? und noch öfterer? Gewiß wenige haben mehr freie Zeit und nachsichtigere Hausgenossen. Drum geht mir's wie der Geiß in Campens Kinderbibliothek, der es zu wohl im Stall war, und tritt mal ein kurzer Zeitraum ein, der mich spüren läßt, daß man nicht die Freuden geselliger Verhältnisse so hinnehmen kann, ohne einen Teil der Kosten zu tragen, wahrlich, Schlüter, dann bin ich unausstehlich, wie Sie mich noch gar nicht

kennen. Z. B. da gibt es hier nun sehr liebe Leute, eine Familie Grafen von Thurn. Der Graf, ein alter grundehrlicher, über die Maßen gutmütiger Mann, seine unverheiratete Schwester, ganz von gleichem Schlage, und der einzige Gegenstand ihrer beiderseitigen Sorgfalt eine schöne, gute, kluge und sehr gefühlvolle Tochter von etwa 25 Jahren; sie bewohnen, zwei Stunden von hier, einen der schönsten Punkte des Landes, und verschiedene Umstände haben uns in Verhältnisse zu ihnen gesetzt, die denen der Verwandtschaft oder langjähriger Freundschaft fast gleichkommen; sie sind aber begreiflich die einzigen, denen wir derartige Rücksichten schuldig sind; kommen sonst Besuche, da kann ich es halten, wie ich will, erscheinen, fortbleiben, alles, wie es mir der Geist einbläst, Zerstreuung und Einsamkeit, wie ich nur auf dem Finger pfeife; ein wahres geistiges Schlaraffenleben, zwar erst seit einigen Wochen im Schwange, aber doch lange genug, um mich aus dem Grunde zu verderben; denn die bösen Gewohnheiten wuchern bei mir aus dem Samen und aus der Wurzel. In Rüschhaus habe ich Tag für Tag die Besuche empfangen, Berichte der Dienstboten angehört und mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der Tat, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja! damals war ich brav, aber jetzt? — Mein teurer, nachsichtsvoller Freund, ich glaube, alle Ihre Geduld ging' aus, hörten Sie mich so unfreundlich und ungastlich lamentieren, als z. B. vor acht Tagen, wo die guten Thurns kamen, wahrhaftig mit so freundlichem Herzen mich zur Weinlese auf ihrem schönen Gute abzuholen. Ich hätte früher den Vorschlag mit beiden Händen ergriffen, und jetzt? *Vorgestern* wär' es mir schon recht gewesen, *gestern* auch, *morgen* wieder, aber *heute* wollte ich gerade diesen Brief vollenden, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht wie ein maulendes Kind zu erscheinen.

An Schlüter.

9. 11. 1836.

Nein, es ist zu arg, wie ich mit Ihnen verfahre, mein frommer, geliebter Freund, aber ich will Ihnen sagen, wie es derweil zugegangen ist, dann ist meine Entschuldigung gemacht. Vorerst war ich acht Tage lang bei Thurns (bin aber schon seit

sechs Tagen zurück), dann, doch dort müssen Sie vorläufig noch verweilen, dort sind mir ein paar artige Begebenheiten zugestoßen; was ich sonst noch zu meinem Vorteil zu sagen habe, soll schon nachkommen; ich habe auf diesem Gute Berg, eben wie hier, die meiste Zeit am Fenster zugebracht, man sieht die Alpen wie auf unserm Rebhügel. Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunklen Rosenrot beim Sonnen- auf- und -untergange, was sie glühendem Eisen gleichmacht und, so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster, — ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören.

Ein anders Mal sah ich eine Schneewolke über die Alpen ziehn, während wir hellen Sonnenschein hatten; sie schleifte sich wie ein schleppendes Gewand von Gipfel zu Gipfel, nahm jeden Berg einzeln unter ihren Mantel und ließ ihn bis zum Fuße weiß zurück; sie zog mit unglaublicher Schnelligkeit in einer halben Stunde viele Meilen weit, es nahm sich vortrefflich aus. Sie sehen, die Schweizernatur macht mitunter die Honneurs ihres Landes sehr artig und führt ergötzliche Nationalschauspiele auf für die Fremden an den Fenstern.

Nun noch ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, ganz anderer Art, wobei mir beinah' angenehm schauerlich zumute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman „Der Überzählige", den ich erst vor einigen Tagen gelesen, und in dem eine ähnliche Szene stattfindet. Also, —

schon tönt die Glocke Mitternacht; nein so spät war es nicht, aber doch etwa halb eilf, wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; ein Calatravaorden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, drein gewirkt auf Gold das älteste Thurnische Wappen, aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht seit 60 Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und mir war fast, als berühre ich die wunderbar konservierten Glieder der Verstorbenen. Der alte Graf hielt ein schlichtes Kistchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. „Nun," sagte er, „damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kistchen dazu, es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran; indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über vierzig Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kistchen, mit ich weiß nicht was drinne, gegeben habe; so können Sie es auch unter die Antiquitäten rechnen." Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kistchens. Emma und ich hatten uns, in der Erinnerung an den „Überzähligen", beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens 130 Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kistchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonnière gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen,

beide im Alter von etwa sechszehn Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge, halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, ein Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer Lieblichkeit. Wäre der junge Mann ein Mädchen, so würde er die schönere von den beiden Schwestern sein; so aber lassen sich diese zarten Formen kaum mit der Jugend entschuldigen; das Mädchen ist schwarz gekleidet, mit ungeheuren hängenden Ärmeln, aus denen die schönen runden Arme und Händchen allerliebst herauskommen; dann eine weiße Schürze, ein weißes durchsichtiges Halstuch und ein sehr klares Häubchen, unter dem einige braune Löckchen hervorsehen. So sitzt sie in einem ungeheuren Sessel von dunkelrotem Sammet, etwas selbstgefällig, noch mehr ängstlich, ganz wie das arme Ding dem Maler mag gesessen haben, und reicht mit dem einen Händchen einen Brief durchs offene Fenster, während die andere ein Körbchen mit Brezeln auf ihrem Schoße festhält. Der junge Mensch sieht nun vollends aus, wie ein maskierter Amor. Soeben tritt er aus der Tür seines Hauses, mit der possierlichsten und dabei anmutigsten Prätension und einem Anfluge von wirklicher Würde, der sich späterhin recht vorteilhaft mag ausgebildet haben; eine ungeheure Allongeperücke läßt sein Gesichtchen hervorschauen, wie ein Engelsköpfchen aus den Wolken; seine zarte, aufgeschossene Figur streckt sich in einer endlos langen goldgestickten braunen Weste und dito Rock; in der einen Hand hält er eine offene Tabaksdose, die andere hat er trotzig in die Seite gestemmt. Die Farben sind frisch, wie eben aus dem Pinsel.

Das Kistchen ist mir geblieben, und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den seltsamsten Gefühlen. Mein Gott! was ist die Zeit! was ist ehemals, jetzt und dereinst! (ich meine irdisch gerechnet). Die Bilder sind nicht gerade so ausgezeichnet gut gemalt, aber sie kopieren das Leben bis zur ängstlichen Täuschung, ich hab' es früher nie so gesehen; Emma Thurn behauptet, sie schlügen die Augen auf und nieder. Man ist gezwungen zu denken, sie seien nur eben erst nebst dem Maler zur Tür hinausgegangen, gleich voll der allerfrischesten Lebensessenz und des allerfestesten Köhlerglaubens an einen Himmel voll Geigen; man sieht recht, wie froh sie ihrer Schönheit waren und ihrer guten Kleider, vor allem der Knabe seiner köstlichen Perücke, welche ihm die Eltern ohne Zweifel eigens hierzu machen ließen, — und wo sind jetzt ihre Knochen? — Sollte man

wohl noch einige Stäubchen zusammenlesen können? Sie erinnern mich an ein sehr liebliches und ihnen ganz ähnliches Geschöpf, Lorchen von Dalwigk, die ich im vorigen Jahre in Belgien sah, ihr erster Ausflug, seit sie vor vier Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts Anmutigeres und Frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- oder Musikübung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer, und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden; ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder; aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todesanzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen. Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre! Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei solchen, denen alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und doch zuletzt so verkommen kann; selten, selten darf man denken: das ist gerade die Blüte, die man nach der Frucht voraussetzen mußte. — Doch Reflexionen können Sie selber machen, die brauche ich nicht aus der Schweiz zu schicken; aber, liebster Freund, ich weiß Ihnen eben nichts Besseres zu geben; die Politik bekümmert uns beide gleich wenig, sonst könnte ich Ihnen sagen, daß die freien Schweizer, die keinen Rang anerkennen wollen, die ärgsten Sklaven des Geldes sind, daß reiche Bauern in den Dörfern unbeschränktere Herren und schlimmere Tyrannen darstellen, als je der Unterschied des Ranges dergleichen hervorgebracht hat; anderwärts mögen Konnexionen manches bewirken, hier tun sie alles, Geld und Nepotismus sind die einzigen Hebel; wer beides nicht aufzuweisen hat, mag die Hände nur in den Schoß legen, er ist verdammt, sein Leben lang ein Quäler zu bleiben. Jetzt aber stehen alle Kantone in sich selbst und eins gegen das andere wie Katzen und Hunde; in je mehreren und je gemeineren Händen die tausend Fäden liegen, in denen das Staatsgewebe hin und her gezerrt

wird, je elender und interessierter geht es zu; man kann nicht ohne Ekel darauf merken. Doch wir erfahren nicht mehr von der Sache, als man uns gegen unsern Willen in die Ohren hängt. Mein Schwager ist kein geborner Schweizer, sondern ein Schwarzwälder, und hat somit als Ausländer mit allem nichts zu schaffen. Punktum. Daß wir von einem Erdbeben profitiert haben, werden Sie aus den Zeitungen lesen; aber das haben Sie nicht geträumt in jener Nacht, daß ich, Ihre sehr liebe Freundin, Ihr eigentliches Herzblatt, gemeint habe, ein Mörder liege unter meiner Bettstatt und bemühe sich jetzt gerade drunter wegzurutschen, um mir in der nächsten Minute das Schermesser durch den Hals zu ziehen. Doch ernstlich, etwas Ähnliches dachte ich, und in derselben Stunde viele mit mir; denn die Erschütterung war sehr heftig, überall klirrten die Fenster, und an manchen Orten fielen Gläser und Flaschen um; auch seltsames Geräusch und Geknall wie von fernen Kanonenschüssen hörte man; da war ich aber noch halb im Schlafe und meinte, es falle von der Kelter im Nebenhause einer der schweren Steine, womit man sie beladet, oder ein Traubenwächter schieße in den benachbarten Weinbergen; dergleichen war ich über Nacht schon gewohnt. Ja, Reisen ist doch zu etwas gut. Wo hätte ich zu Rüschhaus ein Erdbeben hernehmen sollen? Nun also, die guten Thurns hatten so viel zu meinem Vergnügen herbeigeschafft, ein Erdbeben, ein Alpenglühen, eine höchst malerische Schneewolke, zwei gespenstige Porträts und sonst noch eine Menge angenehmer Gegenstände, Geschenke, freundliche Worte und Blicke usw. Ich hätte ihnen auch gern etwas zuliebe getan; da gab mir denn Emma unter den Fuß, den Papa werde nichts mehr freuen als ein Gedicht auf sein liebes Schloß Berg. O weh! das war eine harte Nuß. Was ich soll, das mag ich nie, — (wieder eine schlimme Eigenschaft, die Ihnen noch unbekannt war); indessen ich machte gute Miene zum bösen Spiel; aber nun wurde mir das Schema vorgelegt. Kennen Sie das Lied: „Mein Herr Maler, will Er wohl mich abkonterfeien?“ — Doch falls Sie es nicht kennen, hören Sie, was man einem Menschen zumuten kann. Zwölf Kantone sollte ich namentlich anführen, ebenso viele Hauptgebirge, ungefähr doppelt so viele Hauptorte, die Namen von vier Königreichen, von verschiedenen Gewässern, und die Zahl aller übrigen Orte, welche die Aussicht darbietet. Dem guten alten Herrn war es seit Jahren ein schwerer Ärger, so manches Gedicht zu lesen auf die schönen Punkte der Umgegend und niemals eins auf sein liebes Berg; nun aber mal die Reihe an ihn kam, wollte er den Leuten auch

nichts schenken; kein drei Ellen breites Flüßchen, kein Dörfchen von sechs Häusern. Ich aber sagte mit Wilhelm Tell „fordere, was menschlich ist", und machte ihm begreiflich, daß Zahlen sich weit besser in einer Rechnung ausnehmen als in einem Gedicht; er begriff's nur halb, gab nur wenig nach, — und ich hatte gelobt, das Machwerk dem „St. Bernhard" und „Arztes Vermächtnis" beidrucken zu lassen; folglich war es nicht ohne Einfluß für mein erstes Auftreten, — eine üble Klemme. — Die Zufriedenheit meines lieben, frommen prosaischen Wirts war mir doch lieber als mein poetischer Ruf; indessen ganz einerlei war es mir um diesen auch nicht, und sehen Sie, so lächerlich es Ihnen scheinen mag, dies hat eine große Lücke in diesen Brief veranlaßt; jeden Morgen überfiel mich das Bewußtsein meiner schwierigen und unerfüllten Verbindlichkeit, ich konnte eben an nichts anderes denken, war zu keinem vernünftigen Dinge aufgelegt; kurz, ich tat wohl, mir diesen Stein um jeden Preis zuerst abzuwälzen. Viktoria! es ist geschehen, und was das beste ist, Prosa und Poesie haben noch einen ziemlich guten Akkord miteinander getroffen; wenn der Graf Thurn ein Auge zudrückt und das Publikum auch eins, so wird es schon gehen. Ich schicke Ihnen das Zwitterprodukt diesmal nicht; denn ich hebe meinem Versprechen gemäß für Sie auf, was ich schreibe; viel ist es noch nicht, aber doch etwas, und es bringt mir viel Genuß, für Sie zu arbeiten . . . Der Menschenschlag gefällt mir hier im ganzen gar nicht, indessen gestehe ich, kein freies Urteil zu haben; denn mich verlangt nach Haus. Ein liebes befreundetes Menschenantlitz ist doch werter als tausend Gebirge, und wäre aller Schnee drauf Silberstaub und jede Eisscholle ein zentnerschwerer Kristall. Ich werde nicht ärgerlich sein, die braunen münsterischen Heiden wiederzusehen und noch weniger die gute Stadt Münster, und noch weniger den Schlüter . . . Hier im Hause gibt's ganze Ladungen von Minneliedern, und drunter mehrere starke Hefte mit den Melodien dazu . . . Mein Schwager lebt in nichts anderm, und erst jetzt wird mir die seltsame Orthographie seiner Briefe klar. Er hat sich in der Tat im schriftlichen Stile unsrer heutigen Redeformen teilweise entwöhnt, ich glaube unwillkürlich, und man trifft überall auf Spuren des Nibelungenliedes, des Lohengrin, des Eggenliedes usw. Häufig liest er des Abends eine Stunde lang vor, „von Helden lobebären, von grozer Arebeit", und was dahin gehört. Ich vernehme mit Rührung, wie der Lohengrin in seinem Schwanenkahne den Rhein hinunter abfährt, der Kaiser dann „pellet sam ein Rint vor Weinen, da der Lohen-

grin abe gink", des Ritters Gemahlin ohnmächtig wird und „die Zähn sie ihr uffbrachen mit einem Klotze". Ja, ja, lassen Sie nur recht tiefe Seufzer fahren, daß Ihnen das alles verloren geht! aber wahrlich, wären Sie hier, keine Silbe sollte Ihnen erlassen werden, Sie sollten Leid und Freud' mit mir teilen, wie es einem getreuen Freunde zukommt, dafür stehe ich Ihnen. Übrigens, ohne Scherz geredet, ist mein Schwager der beste Mann von der Welt; seine Liebe zu meiner Schwester ist so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie fordern, aber dennoch das Herz sie geben kann, und übrigens ist er angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zuviel, nämlich zu viel Manuskripte und Inkunabeln und zuviel Lust, sie vorzulesen; gegen uns, die Mutter und mich, ist er die Aufmerksamkeit selbst . . .

Ich wollte, Sie wären bei uns, Schlüter, das ist mein Morgen- und mein Abendseufzer. Daß Sie mir fehlen würden, und zwar sehr, wußte ich voraus, aber ich rechnete doch auf irgendein Wesen, dessen Beschäftigungen, Ansichten und Geschmack dem meinigen einigermaßen entsprächen; aber außer den Thurns-Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur. Mir ist zuweilen, als wandle ich zwischen trockenen Bohnenhülsen und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tisch sitzen, und unaufhörlich wird das leere Stroh gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft, weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkommt, Ottwin oder Godwin geheißen, und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittre Herzen machen.

An Schlüter.

19. 11. 1836.

Heute endlich wird dieser Brief zur Post kommen; es ist wohl die höchste Zeit und mir dennoch leid — es war mir, als sei ich bei Ihnen, das ist nun fürs erste vorüber; denn was ich auch sonst für Sie niederschreibe, so weiß ich doch, Sie bekommen es erst späterhin; vielleicht ist's aber auch gut so und gibt mir mehr Lust zu diesen andern Schreibereien, die doch auch zunächst für Sie bestimmt sind, manches ganz und gar und allein für Sie. Heute ist mein Namenstag, Sie denken wohl nicht daran oder vielmehr wissen es nicht, weil man mich Annette nennt, mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth — Anna Elisabeth — und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten. Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nicht vergessen, wo können sich Freunde auch besser begrüßen als vor Gott, es liegt eine große Freude darin. Hören Sie, bestes Herz, ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave, kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeit entkräftet worden sein; wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das drin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andre ebenso langweilig und kann nie nützlich in die Gegenwart eingreifen. NB. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Schwager mir heute sehr schöne Silbermünzen geschenkt hat, eine herrliche, große, vollkommen erhaltene griechische von Mazedonien, und zehn römische Konsularmünzen. Überhaupt haben meine Sammlungen hier manchen schönen Zuwachs erhalten, Münzen, Mineralien, Versteinerungen . . .

An Wilhelm Junkmann.

Rüschhaus, 4. 8. 1837.

Lediglich, um meinen guten Willen leuchten zu lassen, schreibe ich Ihnen heute, lieber Herr Junkmann; denn dieser ist eben auch alles, was ich bis jetzt aufzuweisen habe. Mit andern und klaren Worten: ich habe weder den „St. Bernhard" noch des „Arztes Vermächtnis" angerührt, seit Sie zuletzt hier waren;

aber wahrlich! der Wille war golden und nur das Fleisch sehr schwach. Erst haben mich die Gesichtsschmerzen nicht verlassen bis vor einigen Tagen, und so lange die anhielten, war durchaus an keine Art von Beschäftigung zu denken. Sie glauben das nicht, würden aber bald andern Sinnes werden, wenn Sie nur einen Tag das Leiden am Halse hätten. Das Lesen eines Briefes, einer Adresse sogar ist zuweilen schon imstande, es zu vermehren oder von neuem herbeizuführen. Nun, davon bin ich endlich frei und hoffentlich auf längere Zeit, da es infolge einer ordentlichen Kur aufgehört hat. Jetzt reist aber meine Mutter in etwa acht Tagen ab, und, wie es gewöhnlich geht, wir haben es uns so lange mit Aufschieben bequem gemacht, daß uns nun die Arbeiten über den Kopf gewachsen sind; alle Hände werden jetzt in Requisition gesetzt, kurz, in den nächsten acht Tagen werden und dürfen keine anderen Gedanken durch meinen Kopf fahren, als Nadel, Zwirn, Bügeleisen, Bindfaden und dergleichen mehr nützliche als poetische Dinge. Sobald ich aber allein bin, habe ich den festen Vorsatz, jene beiden endlos gezupften und geplagten Gedichte endlich einmal zur Ruhe zu bringen. Hätten sie Gefühl, mich dünkt, die müßten ganz simpel geworden sein von all dem Korrigieren, ich glaube, mitunter ist's auch so! Diese nächste Revue soll die strengste, aber sie soll auch die letzte sein; alles soll wieder vorgenommen werden, die ältesten und verworfensten Lesarten, und denn will ich mich abwenden und sehen nicht zurück, damit ich nicht auf meiner poetischen Bahn, wie Lots Weib zur Salzsäule versteinert, ewig auf demselben Flecke stehnbleibe, allen korrigierenden Seelen zum warnenden Beispiel.

Was ich dann zunächst vornehme? Darüber habe ich vorerst noch Zeit nachzudenken, indessen, da wir auch grade drüber zu reden kommen, ich habe den Fehler, nichts zu vollenden. Sie glauben nicht, lieber Freund, wieviel Arbeit ich schon auf diese Weise verschwendet; denn ich höre nicht so bald auf, erst nachdem ich mich ein halbes oder viertel Jahr schachmatt gearbeitet, etwa im 3. oder 4. Akt eines Trauerspiels oder nach Vollendung des ersten Bandes eines Romanes. So steht auch jetzt mein Sinn ich weiß nicht wohin, aber nach etwas neu zu Beginnendem. Und doch liegen noch so gute Sachen in meinem Schreibtische! Lachen Sie nicht darüber, es ist gewiß wahr, es sind Dinge darunter, die es nicht verdienen, so schmählich zu verkommen. Da ist vorhanden (alles aus den spätern Jahren) 1. ein Roman, Ledwina, etwa bis zu einem Bändchen gediehen. 2. Eine Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel, ist im Paderbornischen vorgefallen, rein national und sehr merkwürdig; diese habe

ich mitunter große Luft zu vollenden. 3. Die Ihnen bekannten geiſtlichen Lieder, nach ihrem eigentlichen Titel Geiſtliches Jahr. Sie wiſſen ſelbſt, wieviel noch am Jahre fehlt; dieſes fühle ich auch zuweilen Trieb zu vollenden. 4. Die Wiedertäufer, eine vaterländiſche Oper oder vielmehr Trauerſpiel mit Muſik, um dieſem ſo oft mißbrauchten Stoff endlich einmal eine ordentliche Behandlung zukommen zu laſſen. Hierzu iſt noch wenig Text, aber bereits viel Muſik fertig; ein günſtiger Zufall hat mir einen ganzen Schatz von Tänzen und Liedern grade aus jener Epoche in die Hände geſpielt, ſo daß dieſe Arbeit eine ſehr dankbare ſein würde, da ich mich nur in durch und durch bekannten Umgebungen zu bewegen hätte, was allein den echten Stempel der Natur und Wahrheit geben kann. 5. Ein Schauſpiel, Der Galeerenſklave, ſehr anſprechender Stoff, nur einzelne Stellen ausgeführt, aber alles, Szene für Szene, aufs genaueſte entworfen. 6. Das vielbeſprochene Gedicht Chriſtian von Braunſchweig, was freilich faſt allein nur in meinem Kopfe exiſtiert, indeſſen iſt doch ein flüchtiger, aber ziemlich vollſtändiger Entwurf bereits zu Papier gebracht. 7. und 8. noch zwei Stoffe. Einer zu einer Kriminalgeſchichte, iſt wirklich in Brabant paſſiert und mir von einer nahe beteiligten Perſon mitgeteilt, die einen furchtbaren und durchaus nicht zu erwiſchenden Räuber faſt 20 Jahre lang als Knecht in ihrem Hauſe hatte. Der zweite zu einem Gedicht, von mehreren Geſängen, den ich ganz vollſtändig geträumt, durch alle Geſänge, die ich zu leſen glaubte. Er betraf die Entdeckung eines Mordes an einem Juden, die ein blinder Bettler dadurch befördert, daß er den Mörder veranlaßt, dieſelben Worte auszuſprechen, die jener, der ungeſehen in einem Gebüſche ruhend gegenwärtig war, denſelben während des Mordes ſagen hörte. Ich hatte damals (vor mehreren Jahren) ungeheure Luſt, das Ding zu ſchreiben, und es iſt wirklich ſchade drum, daß es ſo verkömmt. Was ich nun außerdem noch unter Händen habe, z. B. zwei Opern, Babilon und die ſeidenen Schuhe, d. h. bloß den muſikaliſchen Teil zu beſorgen, die Texte ſind von andern, davon will ich nur gar nicht reden; denn was Sie nicht intereſſiert, davon werden Sie auch nicht hören wollen, wenigſtens nicht als von einer Sache, die meine Zeit in Beſchlag nehmen könnte. Für dieſes Mal ſind wir indeſſen gleicher Meinung, ich denke für die nächſte und zwar eine geraume Zeit die muſikaliſchen Arbeiten den poetiſchen nachzuſetzen. Die Wiedertäufer wären das einzige, was mich reizen könnte, da ich ſo große Luſt habe, den Text zu ſchreiben.

Sie sehen jedenfalls, lieber Junkmann, daß es im Grunde töricht wäre, nach so mancher und mitunter durch den Erfolg recht gut belohnten Anstrengung, alle Vorteile fahren zu lassen und mich wieder an den Eingang der Bahn zu stellen, bloß aus der leidigen Lust anzufangen. Und doch ist außer dem „Geistlichen Jahr" nichts bereits begonnen, was einen unmittelbar frommen Zweck hätte, indessen ist alles übrige („Die Wiedertäufer" und „Christian von Braunschweig" ausgenommen) einer entschieden moralischen Richtung nicht allein fähig, sondern sie liegt bereits von selbst darin. Sie sehen, ich bin für die Zukunft sehr unentschieden, indessen vorerst habe ich ja meine Arbeit, und nachher müssen wir mal alles reiflich vornehmen.

Sie schreiben mir nichts von Ihrem eigenen Treiben, lieber Freund, und doch wissen Sie, wie sehr es meine Teilnahme erregt; schreiben Sie mir nicht allein, was Sie arbeiten, sondern auch, wie es Ihnen sonst geht. Sind Sie gesund? sind Sie vergnügt? reden Sie offen mit mir, ich hoffe und wünsche, daß Ihre Stellung angenehm sein möge; was Sie mir sagen mögen, Sie sagen es einer Freundin, die zu schweigen versteht und die auch nicht, wie manche, die Leute dadurch zu trösten und beruhigen glaubt, daß sie ihnen alles Recht platt abspricht.

Fräulein von Bornstedt habe ich noch nicht sehn können, weil ich bis jetzt das Haus hüten mußte; sobald ich nach Münster komme, geh' ich zu ihr, was aber vor der Abreise meiner Mutter nicht statthaben wird. Meine Mutter will uns denn nun am 11ten dieses, grade heute in acht Tagen verlassen, einige Tage mögen vielleicht zugesetzt werden, mehr wohl nicht; es wird mir doch ganz schwül, nun die Zeit so herankömmt! Meine Mutter ist gottlob! sehr gesund, gesünder als alle ihre Kinder, aber 200 Stunden sind ein weites Stück Weges, ich meine nicht sowohl wegen der Reise als nachher; hätte ich vorher gewußt, wie mir jetzt zumute sein würde, ich wäre nicht zurückgeblieben, nun! Das steht einmal fest.

Ich glaube aus Ihrem letzten Briefe zu sehn, daß Sie Schlüters gesehn oder Briefe von ihnen erhalten haben; denn vorerst wußten Sie um meine Gesichtsschmerzen, woran ich grade so sehr litt, als Schlüters einige Tage zuvor hier waren, und dann setzen Sie eine ungewöhnliche Stimmung oder vielmehr Verstimmung bei mir voraus. Lieber Freund! Ich schäme mich der geringen Macht über mich selbst! Allerdings war ich nicht verstimmt, aber sehr betrübt, sehr gedrückt, als Schl[üters] hier waren. Ich glaube, Sie haben nicht wohl

getan, mich gänzlich von einer Nachfrage bei der R. abzuhalten. Ich habe die Frau ja selbst zu lieb, um nicht jede mögliche Schonung und Freundlichkeit hineinzulegen, aber so ist es mir unmöglich Kontenance zu halten. Ich sollte mich über den Besuch freuen und tat es wohl auch gewissermaßen, aber dennoch war mir das Weinen immerfort am nächsten. Ich tat mein Bestes, mich drüber wegzusetzen, erzählte von der Malchen Hassenpflug, sang Lieder, die ich von ihr gelernt, eins wollte sowenig gehn wie das andre; zudem gefielen die Lieder nicht, Schlüters blieben kalt und ich somit ihrer Beobachtung ausgesetzt; obgleich ich nun selbst ... fürchtete, in der Verstellung doch allzuwenig geleistet zu haben, so meinte ich doch, mein Übelbefinden könne und müßte für vieles einstehn. Ich sehe, daß ich mich geirrt, und es überrascht mich nicht — ich glaube immer, Offenheit ist das Beste, fast immer. Ich kann es ja gar nicht übelnehmen, daß die R. mich etwas schweigsamer wünscht, wenn es ihren, uns allen so werten Sohn angreift, dieses mir selbst wohlbekannte endlose Umherfahren meiner Phantasie. Habe ich es einmal von ihr selbst gehört, daß ich denken kann, sie sei offen gegen mich, dann bin ich ganz zufrieden und will meine Besuche und Unterhaltungen gern einrichten, wie es am besten ist.

Ich werde nach meiner Mutter Abreise noch wohl eine Weile hierbleiben, wenigstens bis ich den St. B[ernhard] und A[rztes] V[ermächtnis] in Ordnung gebracht. Aber wo soll ich sie herausgeben? Darüber bin ich in Zweifel und Verlegenheit obendrein; ich meine immer, die in Münster herauskommenden Sachen hätten ein kurzes und obskures Leben zu erwarten, da der hiesige Buchhandel sich doch meistens auf den Kleinhandel für die Stadt und Provinz beschränkt. Nennen Sie mir ein einziges Werk, was sich einer erwünschten Ausbreitung zu erfreuen gehabt hätte. Mit dem Kölner, Dumont-Schauberg, der es bereits übernommen hatte, habe ich ganz abgebrochen, weil er mit dem Professor Braun, der die Sache unter Händen hatte, in einen schweren Streit geriet. In der Schweiz wollte man es stückweise in eine Zeitschrift einrücken, was mir aber grade gar nicht gefiel. So habe ich jetzt eigentlich weder Plan noch Aussicht. Schreiben Sie mir doch, wer das Taschenbuch herausgibt, in denen des „Pfarrers Woche" erscheint; ist dieser ein bedeutender Buchhändler? Es ist mir nicht wegen jener Kleinigkeit, sondern eben späterer Sachen wegen. Ich muß schließen, man hat mich lange zu Tische gerufen. Leben Sie wohl, lieber Junkmann, und lassen Sie bald einige Nachrichten von sich zukommen Ihrer gewiß stets aufrichtigen Freundin.

An die Mutter.

Rüschhaus, 9. 2. 1838.

Du fragst wegen den [!] Erzbischof? Da Ihr den Merkur haltet, so weißt Du das Hauptsächlichste; es ist eine traurige Lage für uns. Die Erbitterung ist schrecklich. Ich war am Tage des Aufstandes in Münster ... Ich war diesen Abend zum Tee bei einer Oberregierungsrätin Rüdiger, Tochter der Elise Hohenhausen, die sich mir durch Nettchen Kettler hatte vorstellen lassen, worauf man es schicklich fand, daß ich ihr einen Besuch mache. — Ich beredete die Bornstedt, mit der ich zuweilen bei Schlüter zusammentreffe, mit mir hinzugehen, und wir drei Frauenzimmer waren allein hinter dem Teetisch; es war schon spät, und die Rüdiger sagte mehrere Male: „Hören Sie doch, wie das auf den Straßen rennt"; ich sagte immer: „Das ist nichts, irgendwo ein Peter oder dgl." Mit einem Male hören wir von weitem (sie wohnt am Ende der Rothenburg nach Ägidistraße zu) ein furchtbares Hurrageschrei, es kam vom Domhof und Markte, wir sprangen ans Fenster und sahen die ganze Rothenburg und Ägidistraße voll Militär mit gezogenen Säbeln, und ich lief auf der Stelle unten ins Haus, um zu sehen, ob ich jemand finde, der mich fortbrächte. Der Sohn vom Hause war bereit, und ich zog in großer Eile ab, trotz aller Bitten der Rüdiger, die zitterte wie Espenlaub. Durch zahllose Umwege kam ich endlich bei Ahlers an und brauchte fast eine halbe Stunde dazu. Ich stellte mein Licht zurück, lehnte das Fenster an und blieb nun auf wie jedermann in dieser Nacht.

Der Anfang des ganzen Tumultes war so: Die Gemüter waren schon durch die Arrestation des Erzbischofs aufs äußerste erbittert; nun kam dazu, daß, nachdem kürzlich eine Menagerie in Münster abgezogen war, die Militärbehörde die Bude gekauft hatte, um darin bei schlechtem Wetter exerzieren zu lassen. — Das Volk aber glaubte, es sei geschehen, um die Rekruten heimlich knuffeln zu können. — Darüber waren schon allerlei Kleinigkeiten vorgefallen, einige Plakate an den Bäumen und Buden selbst mit dem geistreichen Inhalt „Weg mit der Bude" oder „Weg mit den Preußen" usw. Da dies sie nicht wegblasen wollte, hatte man mehrmals Versuche gemacht, die Bude anzuzünden, überhaupt, die Wahrheit zu sagen, wird den Preußen gerad' nicht viel guter Wille gezeigt. Der Adel hat sich seit der Verhaftung des Erzbischofs gänzlich zurückgezogen; alle Lustbarkeiten waren eingestellt, weder Soirees noch Klubbälle, und

wurden sie eingeladen, z. B. bei Vincke, so machten sie kein Geheimnis daraus, daß die allgemeine Kirchentrauer ihnen nicht gestatte, sie anzunehmen. Die Gassenbuben waren sehr arg, sie schnitten den Soldaten Gesichter, sagten, wenn exerziert wurde: „Wo Soldaten sind, mott auck hansneert weeren", und rollten den Offizieren Steine an die Füße, und N. N. wurde arretiert, weil er einem Unteroffizier auf der Straße zwei Ohrfeigen gegeben. Den Preußen, besonders den friedlichen Zivilisten, war höllenangst; sie wagten kaum abends aus dem Hause zu gehen, und es gab manch lächerliche Anekdote davon — nun — an diesem Abend wurde wieder ein Junge attrappiert, der die Bude anstecken wollte und, heulend und mit Arm und Beinen sperrend, nach Hause geführt wurde. Mancher vorübergehende Bürger legte sich mit guten Worten drein, sagte: „Laßt ihn laufen, es ist ja ein Kind" usw. Das hielt etwas auf; wer vorüberging, blieb stehen, und bald stand ein ziemlicher Trupp um die Wache und den heulenden Jungen. Jetzt wurde den Soldaten bange, der Offizier trat vor und befahl den Bürgern, auseinanderzugehen; ein lautes Gelächter war die Antwort. Die Soldaten rückten an (immer nur noch die Wache), die Bürger teilten sich, ließen sie durch, traten hinter ihnen wieder zusammen und lachten. So ging es einige Male, immer stolzierte die Wache durch, und immer traten die Bürger wieder zusammen und lachten. Der Offizier proklamierte zweimal ganz laut, daß sie auseinandergehen sollten. Dann lachten sie noch viel ärger und blieben bei ihrem alten Manöver, doch hatte kein einziger die geringste Waffe, nicht mal einen Stock in der Hand. Sie schimpften auch nicht, sondern lachten bloß. — Jetzt ließ der Offizier einhauen, ein Herr Bürger wurde verwundet und schrie, und nun erhob sich ein fürchterliches Hurragebrüll und „Vivat Clemens August", „Nieder mit den Preußen!" u. dgl. Einige wenige Steine flogen, wie sie gerade auf der Straße lagen; indem kamen die Husaren herangeritten, nach denen die Wache geschickt hatte; sie hieben ohne Rücksicht rechts und links ein, die Bürger wurden wütend, viele liefen fort, um Steine zu holen, und in einer Viertelstunde waren mehrere Tausend auf dem Domplatze und Markte, es war ein greuliches Gebrüll und Gelächter. Auf dem Domplatze soll der Steinhagel arg gewesen sein, aber sonst keine Waffe ist zum Vorschein gekommen, nur immer wieder vor den Soldaten auseinandergelaufen und hinter ihnen geschlossen und gelacht, es war fast auf allen Straßen zugleich los. Am Bispinghof, wo die Schlächter und Bäcker sich versammelt hatten, soll der Lärm sehr arg gewesen sein,

aber keiner hat einen Soldaten zu verletzen gesucht. Auch auf dem Steinwege und der Salzstraße drängten sie zu ganzen Haufen, und immer: „Vivat Clemens August!“ „Nieder mit den Preußen!“ „Ajas, ajas, wat möttet sich de Kölnsken schämen!“ (weil sie den Erzbischof hatten fortführen lassen). Unterdessen wurden die Kanonen aufgestellt an allen Toren und auch auf dem Domplatze (sie sind aber nicht gebraucht worden). Nun kam Wrangel herbei und wütete, daß das Militär auch zu schießen verstehe. Kein eingeborner Offizier war beordert, es waren nur Preußen, aber unsere Bauernjungens auch dabei, hauten eben nicht schärfer, als sie mußten. Unter dem Bogen stand alles gedrängt voll müßigen Zuschauern, meist Frauen und Kindern. Wrangel wollte, man solle schöne Attacke kommandieren, d. h. alle einzeln auseinander, und dann nach allen Seiten einhauen, ein paar menschliche Offiziere sollen Vorstellungen gemacht haben, weil es an Offizieren fehle, um Ordnung zu halten. Wrangel ließ das Mindensche Regiment, was aus lauter Protestanten besteht, vorher herankommen, schickte die Bauernjungens in die Nebenstraßen, die kleinen Haufen zu verscheuchen, und übernahm nun selbst das Kommando. Ich stand am Fenster, sah die Flüchtigen unaufhörlich vorbeilaufen, noch immer schreiend: „Vivat Clemens August!“ und die Bauernjungens hinter ihnen her mit gezogenen Säbeln, die viel fluchten und in der Luft fochten, aber keinem was taten. Es war, sobald man den ersten Schrecken über das Gebrüll überwunden hatte, eher lächerlich als schrecklich. Einige Kerls fielen auch unter meinem Fenster und schrien noch im Fallen: „Vivat usw. ajas ajas! de Kölnschken ollen Wiwer“, und die Soldaten blieben so lange zurück in vollem Fluchen und Blitzen mit den Säbeln, bis sie wieder aufgestanden waren und einen guten Vorsprung hatten. Vom Markt her hörte ich wohl ärgern Lärm, dachte aber, es würde auf dieselbe Art und Weise hergehen, als auf einmal ein schreckliches Jammergeschrei von dort herüberdrang. Wrangel hatte befohlen, auf die Weiber und Kinder einzuhauen, d. h. nicht mit diesen Worten, sondern: „Schöne Attacke“, „Säubert die Kolonnaden“. Ich will Dir nur gleich sagen, daß niemand getötet ist, eine Menge verwundet, die Soldaten ritten in die Haustüren und hauten in die offenen Zimmer hinein; bei einem Bürger sind sie bis an den Küchenherd geritten und haben dort die Frau und zwei Männer gestochen, die Bürger schäumten vor Wut, aber sie waren gänzlich unbewaffnet, der Steinvorrat längst zu Ende, und so zerstreuten sie sich. Um zwei Uhr war alles vorüber, nur das Militär blieb bis am

Morgen in den Straßen aufgestellt; und die Woche hindurch wurde jede Nacht patrouilliert. — Du kannst denken, wie die Stimmung seitdem ist, d. h. zwischen der geringern und Mittelklasse; denn unsere angestellten Landsleute aus dem vornehmen Bürgerstande sind kaum dahinzubringen gewesen, die Klagen derjenigen anzunehmen, die in den Häusern oder doch ganz untätig und von weitem stehend verwundet wurden. Nur achtzehn, die schwer verletzt und wovon zuviel Redens war, als daß sie es hätten ignorieren können, sind verhört worden, und nur zum Schein, denn die Klage ist gar nicht übergeben worden.

Im ganzen sollen hauptsächlich bei dem Einhauen unterm Bogen gegen dreihundert Bürger verletzt sein. F. F. und N. N. sollen, als es zu arg ward, sich aus eigner Macht zu Fuße dazwischen gegeben und den Husaren zugerufen haben: „Wer scharf haut, den steche ich durch"; über die Sache wird aber nicht gesprochen, weil es ihnen Strafe zuziehen könnte. Die Preußen meinen, der Adel habe mit darunter gesteckt und an diesem Abend Geld ausgeteilt; ich brauche Dir nicht zu sagen, wie falsch das ist, indessen sind wir jetzt in völliger Ungnade. Ferdinand Galen hat keineswegs niedergelegt, sondern um Versetzung gebeten und auf der Stelle den Abschied bekommen. Ich wollte, sie machten es mit allen so, und wir hätten unsere Leute alle wieder, sie kosten mehr Zulage, als wenn sie zu Hause wären. Der Adel aus dem Rheinlande und Westfalen hat Deputierte in der Sache des Erzbischofs nach Berlin geschickt, aber keiner der königlichen Familie und sogar keiner der Minister hat sie vorgelassen, obgleich sie sich nur als Privatleute angemeldet, ob nachher als Deputierte, weiß ich nicht, aber jedenfalls sind sie nicht vorgelassen. Von hier waren Bocholz, Engelbert Landsberg und Max Schmieſing; die beiden ersten haben, nachdem die Prinzen sie zu sehen verweigert, sich um die Minister nicht bekümmert, da es ihnen mit diesen doch wie den übrigen gehen würde und sie sich von ihresgleichen keine solche Grobheit wollten gefallen lassen. — So stehen die Sachen; was es weiter geben will, weiß Gott, alles ist in Spannung und Verwirrung; in Paderborn ist auch ein Aufstand gewesen, nach einem Briefe von Sophie schlimmer als in Münster, aber man weiß hier fast nichts davon, obgleich er schon einige Tage vor dem hiesigen stattfand, so wird alles vertuscht. Die Bischöfe von Paderborn und Münster haben seit dem deutlichen Ausspruch des Papstes auch widerrufen, was sie früher unterschrieben, die Regierung ist aber doch so klug, keine Notiz davon zu nehmen. Ehe der Erzbischof eingezogen wurde, hat die Regierung ihm die Verdoppelung seiner

Einkünfte angeboten, wenn er nachgeben wollte, denk' Dir, wie . . . . . ! Als dies nicht geholfen, gedroht, daß sie ihm seine Einkünfte entziehen wollte, worauf er geantwortet, daß er täglich nur 4 gg. brauche und glaube, seine Diözese würde ihn nicht verhungern lassen. Dies wurde gleich bekannt und Unterschriften gesammelt. Fürstenberg unterschrieb sich zu 4000 Taler jährlich, als schon eine Revenue von 30000 Talern zusammen war, sahen sie, daß diese Drohung umsonst sei, und zogen ihn ein. — Viele haben ihn jetzt besucht: Erbdroste Plettenberg, Korff Schmiesing, Eng. Landsberg, Westfalen, Fürstenberg und viele andere. Werner wollte auch hin, aber es hieß neulich, es werde keiner mehr zu ihm gelassen außer seinen nächsten Verwandten und diese nur in dringenden Familienangelegenheiten; ob es sich bestätigt, weiß ich nicht, da ich schon seit vier Wochen wieder hier bin und nichts erfahre. Der Erzbischof wird in Minden anständig behandelt, darf aber niemand schreiben, mit niemand ein Wort allein reden und das Haus nicht verlassen ohne einen Gendarmen; er bittet alle, die zu ihm kommen, doch von nichts als gleichgültigen Dingen mit ihm zu reden, mit Demagogen hat er nichts zu schaffen, das versteht sich.

An die Schwester.

Rüschhaus, 5. 2. 1838.

Obgleich ich mich an Mama schon ganz ausgeschrieben habe, so will ich doch sehn, ob ich noch etwas für Dich zusammenscharren kann, was Dich, liebe Jenny, interessiert . . . . Meine Amme übersteht den Winter auch recht gut . . . . als ich neulich ein Gedicht schrieb und dazwischen immer innehielt und nachdachte, war sie ganz mitleidig und sagte: „O Heer! wat beduurt se mi, dat se sik so quälen möttet, et is akkroot, es wenn ik so recht schlechte Doddheide spinnen mott, ik möch wull Goorn dervon hebben, un auk wull gutt Goorn, und et wett doch nix esse Klotte un Worstbände." Was sagst Du zu diesem Omen? Ich war wie ein begossener Hund und legte für diesmal meine Feder ganz still hin. Es ist jetzt anhaltender Frost hier, seit hl. 3 Könige, nur um Lichtmeß hatten wir einige Tage Tauwetter, und da war es ordentlich angenehm draußen. Seit fünf Tagen liegt aber wieder Schnee, doch ist die Kälte jetzt gelind. In den schönen Tagen war meine Alte so vergnügt, daß sie immer am offnen Fenster stand, und als grade ein Sonnenstrahl lockte,

mit einem Mal anfing zu singen, ohngefähr so melodisch wie ein Blasebalg:

Wenn de leive Lechtmiß kümmt heran,
Dann geit de fröhliche Tyd an.
Dann lacht der wo en Specht,
Dann fleutet der wo en Knecht,
Dann legt der wo en Hohn,
Dann kalft der wo ne Koh,
Dann geit alles in vullen flore to.

Es war aber auch wie im März, aller Schnee fort, das Eis so tief unter Wasser, daß man es gar nicht sah, die Sonne so warm, die Hühner spazierten und schwätzten, und die Spechte antworteten sich von allen Seiten. Nun ist alles wieder nichts...

Auf hl. 3 Könige haben wir Wilmsen schön gratuliert, was seit vielen Jahren ins Vergessen gekommen war. Ich hatte ein schönes Karmen in Knittelversen gemacht. Er war so gerührt, daß er Tränen vergoß. Es geht ihm schon gut. Denk' Dir, neulich bittet er mich um etwas von meinen ausgefallenen Haaren, und als ich frage wozu: „Zu einem Bartpinsel, dann würde ich allemal an die unschuldige Seele und ganze werte Familie denken, wenn ich mich rasierte!"...

Hier ist jetzt alles wie im Fieber, Vorgeschichten an allen Ecken. Vor einigen Tagen soll der Postwagen haben lange auf dem Domhofe halten müssen, wegen der Menge Truppen, die mit einem Mal in Luft zergangen sind. In der Nacht vom 10. auf den 11. haben eine Menge Menschen um 1 Uhr den Dom erleuchtet gesehen, alle Türen auf, und feierlichen Gesang darin (ich weiß nicht ob ein Tedeum). In Berlin spukt die weiße Frau. Am auffallendsten ist die Geschichte vom Prinzen von Mecklenburg, weil sie nicht nur durch viele Augenzeugen bestätigt, sondern sogar, zur Verhütung entstellender Gerüchte, dem Militär auch in Münster offiziell bekanntgemacht worden ist. Der Prinz von Mecklenburg nämlich, Bruder der verstorbenen Königin, war preußischer General und ein mauvais sujet. Der Kronprinz hat einmal wegen ihm Arrest gehabt. Die königliche Familie hatte nämlich damals unter sich ein Liebhabertheater errichtet, wo dieser Prinz den Mephistopheles vortrefflich gegeben. Nachher machte der Kronprinz diese Verse auf ihn: „Als Fürst, als Mensch, als Feldherr schofel, vortrefflich nur als Mephistophel." Das war lange in Berlin Hauptspaß. Jetzt ist der Prinz im Herbste gestorben, sein Palais stand leer und verschlossen, und grade dabei war die Hauptwache. Zwischen zwölf und eins

sieht die Schildwache einen Mann im Mantel nach dem Palais zugehn, bis an die Tür (ich habe vergessen zu sagen, daß noch immer eine Ehrenwache vor dem leeren Hause stand); sie ruft „wer da", der Mann schlägt den Mantel zurück, tritt recht in den Laternenschein, und es ist der verstorbene Prinz in voller Uniform, mit allen Dekorationen. Die Schildwache ruft die Hauptwache an, der Offizier kömmt heran und erkennt den Prinzen so genau, daß er „heraus" ruft. Die ganze Wache kommt heraus und erweist dem Prinzen die militärischen Ehren, der so lange ganz still steht, dann die verschlossene Tür ohne Schlüssel öffnet und ins Haus geht. Als er fort ist, kommen sie zur Besinnung, das Haus wird umstellt, und da es Tag geworden, sorgfältig durchsucht, auch noch mehrere Tage nicht aus den Augen gelassen. Es hat sich aber nichts ergeben. So ist die Sache offiziell bekanntgemacht, als wahrscheinlicher Betrug, zu einem unbekannten Zweck, der aber noch nicht auszufinden gewesen. Es wurde so viel dazu gelogen, vorzüglich von Reden, die das Gespenst geführt haben sollte, Prophezeiungen etc., daß diese Bekanntmachung nötig gefunden wurde.

Da es überall spukt, so spukt es jetzt auch in Hülshoff. Wir haben aber schon eine ziemlich wahrscheinliche Erklärung dafür. Als ich dort war, im Dezember, notabene *ehe der Frost eintrat*, wird nachts so gewaltig an die Haustüre geklopft und gerasselt, daß Linchen die Mädchen aufstehen läßt, Lisette und Jette. Sie gehn in die Küche, um Licht anzuzünden; da sehn sie, ehe sie dies getan, daß ein ganz starker Lichtschein durch die Türritzen und darunterher, wo der Stein ausgetreten ist, fällt. Sie fragen „wer ist da?" Statt der Antwort klopft und rasselt es wieder, so daß sie davonlaufen. Auf der Kinderstube gehn sie ans Fenster, was sie aber nicht zu öffnen wagen, sondern das Gesicht dicht an die Scheiben legen. Da sehn sie ein großes Licht, was an der Mauer hin und her geht und einen hellen Schein wirft, aber niemand, der es trägt. Endlich vor dem Fenster der Mannsleutestube verlöscht es, und obgleich sie noch eine Weile warten, kömmt doch niemand auf dem Hof zum Vorschein, und sie hören auch keine Schritte. Das ganze Haus kam in Alarm. Alles wurde durchsucht — nun die wahrscheinliche Auflösung. Der unkluge Benning war den Abend dagewesen, spät fortgegangen und die Brücke hinter ihm aufgezogen, doch nicht so unmittelbar, daß nicht ein Augenblick dazwischen war, wo er sich hätte wieder auf den Hof schleichen, des Nachts diesen Lärm anfangen, dann sich irgendwo verkriechen, und morgens, wenn die Brücke heruntergelassen, unbemerkt hätte fortschleichen

können. Immerhin bleiben es aber schöne seltsame Umstände, daß 1. kein Hund gebellt, 2. man nicht weiß, woher er das große Licht hergenommen, was dazu so besonders hell und wunderlich geschienen, und wie man ihn nicht sehn und hören sollte, wenn er es trug. Kurz, es bleibt immer eine schöne und bedenkliche Geschichte, die man nicht durch Nachgrübeln verderben muß.

Nun habe ich alles geschrieben, was ich weiß. Doch noch eins: Vincke ist zum Bischofe von Paderborn gereist, um ihn zur Zurücknahme seines Widerrufs zu bewegen, er hat sich aber standhaft gehalten. Und nun adieu, nun bin ich wirklich so leer wie ein ausgestrippelter Darm ... Adieu, liebes Herz,

Deine Nette.

An Wilhelm Junkmann.

Abbenburg, 26. 8. 1839.

Ihren Brief, lieber J[unkmann], habe ich erhalten und beantworte ihn auch, obgleich Sie es kaum zu wünschen scheinen; doch das irrt mich nicht, da ich Ihre schroffe Weise kenne und wohl weiß, daß Sie es deshalb nicht minder gut mit Ihren Freunden meinen. Wollte Gott, ich könnte Ihnen nur auch dieses Gefühl von Billigkeit gegen jene einflößen, die uns beiden so wert sind. Ihr Brief hat mich traurig gemacht und mir wieder deutlich gezeigt, wie wenig jede gewonnene Überzeugung hilft, wenn die nötige Ruhe und gute Stimmung fehlt, sie festzuhalten und ihrer froh zu werden. Was die gegenwärtige Gärung hervorgebracht hat, kann ich zwar leider nicht wissen, habe aber die moralische Gewißheit, daß teils Mißverstehn und teils Zufälligkeiten ohne Arg, wieder wie immer, die Hauptrolle dabei spielen; um so mehr wünsche ich gegenwärtig zu sein, wo ich dann durch Hören von beiden Seiten ganz gewiß sogleich in den Stand gesetzt sein würde, allen Ihren düsteren Gedanken ein Ende zu machen. Daß ich nun so entfernt sein muß, ist allerdings schlimm; denn niemand besitzt so sehr die Gabe als Sie, an seinen eignen Verhältnissen das Gute zu übersehen und das Schwierige zu einer imaginären Größe zu steigern. Jetzt kann ich weiter nichts sagen als: Versuchen Sie es einmal, alles als wohlgemeint und unverdächtig anzunehmen, was Sie jetzt feststehend aus dem Gesichtspunkt der Verdächtigkeit ansehen; versuchen Sie es aus eigner Kraft, nur eine Stunde lang, und Sie werden mit Verwunderung fühlen, um wie vieles leichter und natürlicher es Ihnen von der Hand geht, als Ihre bisherige

Richtung, jenes unglückliche Grübeln und Klauben am Bestgemeinten, dem Sie sich ergeben haben. Muß ich nicht sogar fürchten, diesen meinen Brief mißverstanden zu sehn? und doch meine ich, J[unkmann], meine Freundschaft für Sie müßte über allen Zweifel hinaus sein. So Gott will, treffe ich noch vor Ihrer Abreise ein; denn ich möchte Sie sehr gern noch vorher sehn, wiewohl ich auf Ihre Besuche rechne, sooft Sie auf länger als einen Tag nach Münster kommen. Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, daß Sie mir überall fehlen werden. Mein Umgang ist zu beschränkt, als daß nicht ein Freund wie Sie sehr hart vermißt werden müßte. Auch meine Mutter war Ihnen vom Anfange her überaus gewogen, und das ist in meinen Verhältnissen von großem Wert. Schreiben Sie nur zuweilen, wenn Sie Zeit haben, darum bitte ich sehr.

Es geht mir hier schon recht wohl, und wir leben diesmal (ungewohnterweise für diesen Ort) sehr still. Sie glauben nicht, wie wohl es mir tut, nach der Aussicht auf ein halbes Vagabundenleben und der Scheu davor, in diese tiefe Ruhe gekommen zu sein. Tränke ich nicht Brunnen und müßte deshalb spazierenrennen wie ein Postpferd, so wollte ich fleißig sein, daß Ihr alle Eure Freude daran haben solltet; auch so bin ich es ziemlich, und das „Geistliche Jahr" rückt brav voran. Man spannt hier wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes usw. Das ist die ewige alte Leier hier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht. Ich meine, der Humor steht nur wenigen und am seltensten einer weiblichen Feder, der fast zu engen Beschränkung durch die (gesellschaftliche) Sitte wegen, und nichts kläglicher als Humor in engen Schuhen. Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied, das wäre was Schönes! Solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen.

Von der B[ornstedt] habe ich gestern einen Brief erhalten, der ganz in Seligkeiten schwimmt. Sie war grade bei meiner Schwester in M[eersburg], als sie schrieb, und malt mir den Bodensee mit so glänzenden Farben, daß ich wirklich nahe daran war, ihn liebzugewinnen, was nach so langer Bekanntschaft und eingewurzeltem Vorurteil doch seltsam gewesen wäre. In M[eersburg] selbst war ich zwar noch nie (sooft ich es von weitem gesehen), in Konstanz aber desto öfterer, und der allerdings sehr reizende See machte mich immer traurig, weil ich den Rhein so durchfließen sah nach Deutschland und Westfalen hinüber. Daß

die arme B[ornstedt] viele Freude auf ihrer Reise hat, gönne ich ihr herzlich, nur fürchte ich, wird ihr Kerker ihr nachher um desto enger vorkommen, und von allen diesen flüchtigen Bekanntschaften am Ende kein reeller Nutzen bleiben, worauf ich doch für sie immer am meisten denke; ich glaube, daß ich mir den Kopf mehr über die Sache zerbreche, als sie selber in ihrem fröhlichen Mut.

Wären Sie hier, lieber Freund, ich glaube, es würde Ihnen gefallen; eine so tiefe Ruhe; denn die Ökonomiegebäude liegen ziemlich weit ab, und mein Onkel Fritz führt nur eine kleine Junggesellenwirtschaft. Das Haus ist angenehm angefüllt mit altertümlichen Gegenständen, wunderschönen geschnitzten Schränken, und Möbeln, alten Kunstuhren, Familienbildern, und so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört. Ungefähr zweihundert Schritt vom Hause (nach der stillen Seite) ein sehr hoher und breiter Laubengang, in der Mitte abgebrochen, wo eine herrliche alte Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. Dies ist der Ort, wo ich meinen guten Onkel zuweilen betrüge und ganz ruhig schreibe, während er mich durch Feld und Wald rennend glaubt, um mir die überflüssige Körpermasse abzulaufen. Da höre ich in der Welt Gottes nichts als die Schafglocken in der Ferne und das Gesumme der Insekten, und sehe nichts als das grüne Laub, den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird und die Blätter anfangen zu diskurrieren. Wahrhaftig, J[unkmann], es wäre recht was für Sie; ich weiß, Sie brächten jeden Abend ein Gedicht zu Hause so gut, wie Sie es Ihr Leben lang gemacht.

Zwischen meinen geistlichen Liedern ist mir eines, ohne meinen Willen, ganz demagogisch geworden. Der Onkel nennt es einen geistlichen Marsch; der Evangelientext war schuld daran. Da sehen Sie, wie man noch jeden Augenblick die Bibel verkehrt auslegen kann! Ich werde wohl ein anderes dafür machen müssen.

Wenn ich vorhin bei einer Stelle sagte, Sie möchten sie niemanden mitteilen, so verstehe ich doch S[chlüter], Th[ereschen] und die Mutter nicht darunter. Diesen mögen Sie aus dem Briefe vorlesen, soviel Ihnen selber gutdünkt.

Ich muß jetzt auf ärztlichen Befehl fleißig Steine klopfen, was ich nicht halb so gern tue, wie früher freiwillig. Doch zuweilen klopfe ich mich wieder in den Eifer hinein und habe meine Freude und Bewunderung an den Schaltieren und Pflanzen,

die den Worten des Psalmisten zum Trotz („Der Mensch verdorret wie eine Blume des Feldes") ihr zerbrechliches Dasein durch Jahrtausende erhalten haben. Es wird mir zuweilen ganz wunderlich, wenn ich manche Stengel und Muscheln genau in der Form, wie sie damals der Augenblick verborgen hat, wieder hervortreten sehe, gleichsam in ihrer Todeskrümmung. Ich wollte, ich träfe einmal auf ein lebendiges Tier im Stein. Was meinen Sie, wenn ein Mensch mal so aus seiner viertausendjährigen Kruste hervorkriechen könnte? Was müßte der nicht fühlen, und was zu fühlen und zu denken geben? Seltsam bleibt es mir immer, daß man nicht wenigstens versteinerte Menschen findet, auch niemals ein Zeichen menschlichen Fleißes. Doch finden sich wohl hundert versteinerte Bäume, aber nie auch nur ein Stückchen Holz, was Spuren der Bearbeitung trüge. So scheint es wohl ausgemacht, daß alles einer präadamitischen Erdperiode angehört, die jedoch der spätern sehr ähnlich gewesen sein muß, nur gewaltiger in allen Formen und ohne die Krone der Schöpfung.

Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesen, ein sogenanntes Vorwerk von Abbenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spaziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen. So ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding. Mitten im endlosen Felde, nichts als lange Scheuern und Stallungen und darangebaut zwei kleine Kämmerchen, wo zwei Knechte jahraus jahrein Winter und Sommer verbringen, ohne monatelang etwas anderes zu sehen außer dem Eseljungen und seine Tiere, die ihnen zweimal im Tage das oft hartgefrorene Essen bringen, was sie dann auf ihrem Öfchen aufwärmen. Das Vorwerk verlassen dürfen sie niemals, nur eben Sonntags abwechselnd zum Gottesdienst; denn sie haben große Ökonomieschätze zu bewachen. Wie schläfrig und langweilig mögen sie über die Schneefläche ausschauen nach ihrem Eliasraben! Da hätte einer Zeit, heilig oder gelehrt zu werden. Jetzt ist's ganz hübsch dort, das Feld voll Leben, auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der andern Seite schwirren die Sensen, und eine halbgefüllte Scheuer gibt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. Das wäre wieder etwas für Sie, und es ist jammerschade, daß Sie nicht hier sind. Auch ein Gehölz gibt's hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war. Jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank darunter; da

sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger [als] bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort; denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchbrechen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtag nicht wieder herauszukommen meint, hat im Dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte.

Jetzt haben Sie alle meine Abbenburger Freuden und Herrlichkeiten, die zwar nicht weit her, mir aber doch genug und lieber sind als manches, was andere so nennen. Übrigens ist es jetzt das erstemal, daß sich mir Abbenburg von dieser Seite zeigt. In den vorigen Jahren war es übermäßig belebt von einem Schwarm von Verwandten und Freunden, die alle ausgeflogen sind. Doch sie kehren allmählich zurück. Wahrscheinlich werde ich hier nie wieder eine ähnliche Zeit verleben; um so mehr freut es mich, daß ich diesmal dazu gekommen. Wäre mein gutes Rüschhaus nicht, was zwar nicht so schön, aber mir doch noch heimlicher ist, und könnte ich hier alle, die mir lieb sind, so um mich herstellen wie dort, ich würde mich weniger fortsehnen als je anderwärts. Aber jetzt! „Et gieft men een Mönster!" Adieu lieber J[unkmann]. Grüßen Sie alle aufs herzlichste von mir, S[chlüter], R[üdiger], Schücking, Besser, Lutterbeck, Sprick. Die B[ornstedt] ist wohl noch nicht zurück, sonst ihr meine besten Grüße; sie soll eine schöne, lange Epistel haben, wenn sie nur erst wieder stabil geworden ist. Sie aber bitte ich, jedes geschriebene Wort so wohlmeinend und freundschaftlich aufzunehmen, als es mir aus dem Herzen gekommen ist. Mit unveränderten Gesinnungen Ihre Annette Droste v. Hülshoff.

An Schlüter.

Rüschhaus, 26. 4. 1840.

In den Ostertagen, wo wir hier im Hause keine Messe haben dürfen, war ich in Hülshoff zum ersten Male in diesem Jahre und allerdings auf meinen Füßen hingegangen, was mir aber auch nicht besonders bekommen ist. Da hörte ich einmal Glockenläuten von „Nach-Münster-fahren" und war bei der Hand wie eine Schuhbürste, aber vox faucibus haesit, da sich dieses hoffnungsreiche Gespräch als ein Wortwechsel auswies, ob die

bereits eingeschriebenen Passagiere wohl Raum im Wagen hätten. Könnten Sie übrigens auf einige Zeit hier sein; das übertrifft alles an Annehmlichkeit. Zwar fehlen dem Jahre noch die Früchte, frisch vom Strauche gepflückt, die vollständige Belaubung und der fast berauschende Duft, mit dem späterhin Rosen, Syringen, Gewürzstrauch und Reseda die Luft füllen werden, aber doch verbreitet das junge Laub einen höchst lieblichen Geruch. Ich war gestern abend bis zehn im Garten; Sie glauben nicht, wie mild es war, wie duftig, dabei so sternenklar wie im Winter; ich saß auf der Bank am Hause, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, von der Luft zuwehen und war ganz und gar sybaritisch gestimmt. Warum ist man wohl so ungeneigt zu poetischen Arbeiten in so höchst poetischen Momenten? Ich denke wohl, weil der Genuß den regelrechten Gedanken nicht aufkommen läßt. Ich tue gar nichts; seit Beendigung des „Geistlichen Jahrs", also seit drei Monaten, sind zwei Balladen das einzige, was ich geschrieben; doch liegt dieses wohl zum Teil daran, daß ich, des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eigenen Talents müde, mich zu etwas entschlossen habe, was mir im Grunde widersteht, nämlich einen Versuch im Komischen zu unternehmen. So dränge ich denn jeden Trieb zu anderm gewaltsam zurück und scheue mich doch vor jener gleichsam bestellten Arbeit wie das Kind vor der Rute; nicht daß ich meine, sie werde völlig mißlingen; es fehlt mir allerdings nicht an einer humoristischen Ader, aber sie ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in zahlreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist und nur als reines Produkt der Beobachtung unter besonders aufregenden Umständen in mir aufsteigen kann. Zwar wenn ich einmal im Zuge wäre, würde meine Gesellschaft auf dem Papiere mir vielleicht die Gegenwart wirklicher und die bereits niedergeschriebenen Scherze die Anregung fremder ersetzen; aber eben zum Anfange kann ich nicht kommen und fühle die größte Lust zum Gähnen, wenn ich nur daran denke. Zudem will mir noch der Stoff nicht recht kommen, einzelne Szenen, Situationen, lächerliche Charaktere in Überfluß, aber zur Erfindung der Intrige des Stückes, die diesen bunten Kobolden festen Boden geben muß, fehlt mir bishin, ich weiß nicht, ob die Lust oder das Geschick ... Wieder auf das Lustspiel

in spe zu kommen, so habe ich noch mancherlei Skrupel; vorerst kann ich, wie jeder Schriftsteller wenigstens sollte, nur schreiben, was ich, wenn auch unter andern Verhältnissen und in andern Formen, gesehen. So werden meine Personen immer Westfalen bleiben und sich, trotz aller Vorsicht, hier und dort individuelle Züge einschleichen, d. h. nicht gerade Geschehenes, aber manches, wobei einem dieses oder jenes Individuum unwillkürlich einfällt. Daß ich dieses aufs äußerste zu vermeiden suchen würde, brauche ich Sie, liebster Freund, nicht zu versichern; aber ich glaube, daß darin niemand für sich stehen kann, da das wirklich Gehörte und Gesehene seinen Einfluß notwendig geltend macht, gegen unsern Willen, und in der Tat auch das einzige ist, was zu solchen rein objektiven Arbeiten befähigt. Dann sind die Schwächen der gebildeten Stände selten ganz harmlos, sondern haben zumeist einen Zusatz von Verkehrtheit, der mich leicht Bitteres könnte sagen lassen, was doch ganz gegen meine Absicht ist, da ich nur dem Humor und keineswegs der Satire zu opfern gedenke, obwohl das letztere, wenn es aus den echten Gründen und mit dem echten Ernste geschieht, wohl das Edlere ist, weil das Nützlichere; doch schließen mich sowohl mein Charakter als meine persönliche Lage von dieser Art zu wirken aus. Soll ich mich nun den niedern Klassen zuwenden? Das Landvolk zum Stoffe wählen mit seinen duseligen Begriffen, seltsamen Ansichten, lächerlichen Schlußfolgen und andererseits praktischem Verstande, in manchen Dingen Schlauheit und nationalem Humor? Obwohl sich hierbei außer dem Vergnügen des Lesens nicht wohl ein anderer Zweck absehen ließ, so wäre dieser Stoff nicht nur der bei weitem reichere und frischere, sondern auch der sowohl meinem Talente als meinen Erfahrungen angemessenere, da ich zwischen Bauern aufgewachsen bin und selbst eine starke Bauernader in mir spüre — auch ganz harmlos wäre dies, da sich niemand den Kopf zerbrechen wird, ob ich Klas oder Peter gemeint; nur meine ich, mit dem Dialekte schwinde das Salz aus der Speise; denn der Bauer paßt nicht seine Gedanken der Sprache an, sondern er hat gemodelt und modelt fortwährend die Sprache nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, und gerade das gibt ihm das unnachahmliche Naive, was in der Übertragung einem wie Schnee unter den Händen zerrinnt, was man mit Verdruß innewird, sooft man versucht, einem Ausländer eine echt vaterländische Anekdote verständlich zu machen, wo einem der Kabliau allemal zum Stockfisch wird . . .

An Schlüter.

Rüschhaus, 19. 9. 1841.

Obwohl ganz begraben in Kleidern und Papieren und in all dem Tumulte, der einer Abreise vorherzugehen pflegt, kann ich doch unser gutes Ländchen nicht auf mehrere Monate verlassen, ohne meinem liebsten Freunde Lebewohl zugerufen zu haben; es ist nämlich nach vielem Hin- und Herschwanken, wobei ich mich zuletzt für völlig passiv erklärt und alles dem Willen Gottes und meiner Mutter überlassen habe, endlich festgesetzt, daß ich meine Schwester nach Meersburg begleiten, den Winter über dort bleiben und im Frühlinge von meinem Bruder wieder abgeholt werden soll; und bereits übermorgen brechen wir auf. Den Ausschlag haben zwei Dinge gegeben; erstlich, daß meine arme Schwester mit dieser Reise, nach der sie sechs Jahre verlangt hat, vom Schicksale arg in den April geschickt worden ist, da ihre Kinder schon auf dem Herwege die Steinblattern bekommen haben und noch zur Stunde kaum hergestellt sind, so daß das arme Blut, das ihrem Herzen mal recht was zugute tun und alle Verwandte nah und fern zu besuchen gedachte, nun vom ersten bis zum letzten Tage (zwei Tage in Hülshoff, wo sie auch Münster passierte, abgerechnet) hier in Rüschhaus hat sitzen müssen, wie angenagelt und obendrein ein panischer Schrecken wegen der Ansteckung nebst mancherlei andern Zufälligkeiten gerade die Liebsten und Nächsten, um deretwillen sie gekommen war, verhindert haben, sie hier aufzusuchen; namentlich hat sie von der ganzen mütterlichen Verwandtschaft, die, mit Kindern und Enkeln, über achtzig Köpfe stark ist, nur zwei zu sehen bekommen. Das ist ein trauriges Resultat so lang genährter Hoffnungen! und meine Begleitung soll nun als einziger Ersatz dafür eintreten. Dann hat mein bekannter Aquinoktialhusten, an dem ich wieder einige Wochen sehr gelitten, und den meine Schwester noch nicht miterlebt hatte, diese so sehr geängstiget, und sie hat der guten Mama einen so argen Floh darüber ins Ohr gesetzt, daß eine Luftveränderung als durchaus nötig für mich erklärt worden ist. Kurz, es ist mal so! ich reise mit! und bemühe mich, der Sache die angenehmste Seite abzugewinnen, da mir doch mal die Qual der Wahl nicht geworden ist ... Gott bewahre mich vor dem Heimweh; — ich habe es das vorigemal auf eine arge Weise gehabt, indessen werde ich doch keine Viertelstunde allein sein können, ohne daß meine Gedanken in Rüschhaus, Hülshoff, Münster wären; — um so mehr, weil ich abreisen muß, ohne irgendwo Abschied nehmen zu

können, da die Reise mich schon vor sechs Jahren sehr angriff und, da ich seitdem um vieles immobiler geworden bin, dieses jetzt wohl noch mehr tun wird, weshalb Mama und Jenny darauf bestehen, daß ich mich nicht vorher durch vieles Umherlaufen und Fahren abmatten soll; sie behaupten, es überall für mich gutgemacht zu haben; damit ist mir aber nicht geholfen, und der nicht genommene Abschied tut mir weit weher als ein wirklicher ... Ich bin so konfus vor Eil', daß ich mich sehr zusammennehmen muß, um einige Gedankenordnung in diesem Briefe beizubehalten. Gott lohne Euch allen Eure Liebe und Treue gegen mich, Ihr gutes, liebes Schlütervolk; wenn ich bedenke, daß ich so weit weg muß, ohne Euch noch gesehen zu haben, so möchte ich gleich alles wieder aus dem Koffer reißen. So Gott will, auf ein fröhliches Wiedersehen und eine noch liebere Zeit, als wir bisher zusammen verlebt haben! muß ich Ihnen sagen, wieviel meine Gedanken jetzt bei Ihnen sind, liebster meiner Freunde? Junkmann wird mir fortwährend von Ihrem Befinden Nachricht erteilen, und ich schreibe Ihnen, sobald ich mich ein wenig von meiner Reise erholt habe; wie manchmal werde ich über den See weg nach Norden schauen! Und doch bin ich keine echte Westfälin; denn mir sind es unendlich mehr die Menschen wie das Land, und könnte ich alles Liebe um mich versammeln, dann möchte ich es wohl in Sibirien aushalten. Komm' ich wieder, so bringe ich euch allen etwas mit, wäre es auch nur ein Kriställchen oder eine Versteinerung, Ihnen, Th., den Eltern. Es ist eigen, wie das Bewußtsein der Nähe wirkt, wenn man auch nicht zusammenkommt; wer weiß, ob wir von hier bis Ostern öfter als zwei- oder dreimal zusammengekommen wären, und doch liegt es mir so schwer, daß ich nun nicht können werde, wenn ich möchte. — Wir haben uns in diesem letzten Jahre so selten gesehen, daß es mich heute gereut, wenn ich nur daran denke, aber Fahren kommt selten an mich, und vom Gehen bin ich leider so abgekommen, daß der Weg nach Münster für mich mehr ist, als für einen rüstigen Fußgänger eine zehnstündige Tour. Ich hoffe, die reine und milde Seeluft, verbunden mit gutem Entschlusse, werden auch dieses herstellen. Zu arbeiten denke ich auch drüben fleißig, mein angefangenes Buch über Westfalen zu vollenden und die geistlichen Lieder zu feilen und abzuschreiben; das Nötige dazu steckt schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe wird es mir nicht fehlen, da Jenny mir, auf meine Bitte, ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten, weiten Schlosse, wo sich doch die wenigen Bewohner darin verlieren wie einzelne Fliegen,

einräumen will, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logieren und abends die Gäste hingeleiten wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertiert waren. — Ist das nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster- und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt mir es nie . . .

An Schücking.

Meersburg, 4. 5. 1842.

Es muß meinem guten Jungen, an den ich doch fortwährend denke, wohl sehr unerwartet sein, daß ich erst heute den ersten Brief an ihn beginne, und doch ist nichts schuld daran, als der Wunsch, ihm nur einen recht guten, recht erfreulichen zu schreiben, worin ich von vielen langen und schönen Gedichten prahlen und aus dieser Ferne in einem hübschen Nimbus leuchten könnte. Bis jetzt habe ich aber nur ein sehr schwaches Scheinchen um mich, bin eigentlich erst in den letzten Tagen recht fleißig gewesen und darf mit der Antwort nicht warten, bis die Glorie sich gehörig ausgebildet hat. Weshalb ich so spät wieder an die Arbeit komme? Hör' zu! In den ersten acht Tagen war ich todbetrübt und hätte keine Zeile schreiben können, wenn es um den Hals gegangen wäre; ich lag wie ein Igel auf meinem Kanapee und fürchtete mich vor den alten Wegen am See wie vor dem Tode; dann kam Luise Streng, die mich fast keine Minute allein ließ, mich immer hinauszog und binnen der ganzen Woche, die sie hier blieb, mich auf eine freilich keineswegs angenehme Weise durch ihre werte Begleitung und aus endlosen Fragen bestehende Unterhaltung über die schwersten Momente gewaltsam wegspazierte. Jetzt kam aber eine andere Not: Dein Brief von Ellingen hätte längst dasein können — d. h. der versprochene, gleich nach der Ankunft — und Du, nachlässiger Schlingel, bist es wirklich gar nicht wert, wie wir uns um Dich geängstigt haben.

Ob ich mich freue, nach Hause zu kommen? Nein, Levin, nein — was mir diese Umgebungen vor sechs Wochen noch so traurig machte, macht sie mir jetzt so lieb, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von ihnen trennen kann. Hör', Kind! Ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich Dich zu erwarten pflegte, und sehe, ohne

Lorgnette, nach dem Wege bei Vogels Garten hinüber. Kommt dann jemand, was jeden Tag ein paarmal passiert, so kann ich mir, bei meiner Blindheit, lange einbilden, Du wärst es, und Du glaubst nicht, wieviel mir das ist. Auch Dein Zimmer habe ich hier, wo ich mich stundenlang in Deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört, — und den Weg zum Turm, den ich so oft abends gegangen bin, — und mein eigenes Zimmer mit dem Kanapee und Stuhl am Ofen — ach Gott, überall! — kurz, es wird mir sehr schwer, von hier zu gehen, obendrein noch zweihundert Stunden weiter, als wir jetzt schon getrennt sind. Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum.

Ich gehe jetzt täglich ins Museum, setze mich auf Deinen Stuhl am Fenster und sehe, was das „Morgenblatt" bringt. Vorgefunden: erstens Dein Gedicht auf die Meersburg, was mir aber schon eine schöne Verlegenheit zugezogen hat, und zwar eine wohlverdiente, da die Idee, den guten Laßberg nebst Uhland auszumerzen, zwar nicht von mir ausgegangen, aber doch approbiert worden ist; und jetzt fiel es mir wie ein Stein aufs Herz: Gott, das sieht ja ganz aus, als ob Levin sich öffentlich seiner schämte, als zu unbedeutend für ein Gedicht; und nun gerade im „Morgenblatt", das Laßberg gleich vor Augen kommt! Es währte auch nicht lange, so waren die Puppen am Tanz; von allen Seiten wurde dem alten Herrn die schmeichelhafte Nachricht von Levin Schückings schönem Gedicht auf seine Dagobertsburg zugetragen, schriftlich und mündlich; Pfeiffer, Baumbach, Stanz, die Meersburger Honoratioren, — jeder wollte ihn zuerst darüber bekomplimentieren, und ich wußte mir nicht anders zu helfen, als indem ich gestand, es gelesen und von der Redaktion des „Morgenblattes" — die ja auch von Deinem „Jagdstreit" über die Hälfte eigenmächtig gestrichen — auf eine Weise verkürzt gefunden zu haben, daß alle Strophen, die sich nicht auf das bloß Landschaftliche und Historische bezogen, ausgelassen worden. Der arme Laßberg, der so kindisch froh war, sich vor aller Welt besungen zu sehen, daß er mich fast aus dem Bette ins Museum gejagt hätte, um „das Blatt seiner Glorie" zu holen, war, wie mir schien, fast dem Weinen nah, als er dies hörte, und sagte mit der kläglichsten Stimme von der Welt: „Wenn auf diese Art vielleicht Uhland und ich auch ausgemerzt sein sollten, so sollte mich das sehr freuen; denn ich mag nicht, daß man von mir spricht." Er dauerte mich ordentlich, aber ich glaube nicht, daß er Verdacht auf Deine eigene liebloſe Hand hat; Jenny ebensowenig, die auch ganz grimmig

auf die perfide Redaktion ist; ich weiß aber auch wirklich nicht, wo wir beide unsere Gedanken gehabt haben, da wir doch Laßberg so gut kannten und dies alles an den Fingern abzählen konnten. Um desto nötiger ist es, daß Du ihm jetzt gleich schreibst, und zwar recht herzlich. Das menschliche Gefühl geht wunderliche Wege! Laßberg fühlt sich, aus Veranlassung Deines Gedichts, geärgert und gleichsam beleidigt, und ich meine, davon wird immer ein kleiner Schatten auf Dich zurückfallen, wenn Du dem nicht durch einen Beweis Deiner Hochachtung und anhänglichen Erinnerung zuvorkommst. Am besten wäre es, wenn Du das Gedicht in seiner ersten Gestalt noch einem andern Blatte, was Laßberg vor Augen oder wenigstens nach Meersburg kommt, — z. B. dem Unterhaltungsblatt des „Merkur" oder der „Didaskalia", — gäbst; dann wäre das Unglück ziemlich repariert und allem etwa nachträglichen Verdachte vorgebeugt.

5. 5. 1842.

Guten Morgen, Levin! Ich habe schon zwei Stunden wachend gelegen und in einem fort an Dich gedacht; ach, ich denke immer an Dich, immer. Doch Punktum davon, ich darf und will Dich nicht weich stimmen, muß mir auch selbst Courage machen und fühle wohl, daß ich mit dem ewigen Tränenweidensäuseln sowohl meine Bestimmung verfehlen als auch Deine Teilnahme am Ende verlieren würde; denn Du bist ein hochmütiges Tier und hast einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges ist und leistet. Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen; sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten. Sobald ich diesen Brief geschlossen, geht's con furore ans Werk; ich bin wieder in der fruchtbaren Stimmung, wo die Gedanken und Bilder mir ordentlich gegen den Hirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen, und denke, Dir die Beiträge sehr bald schicken zu können, obwohl gewiß der Psalm wieder um zwei Drittel zu lang werden wird, die Du dann mit wahrer Chirurgenkälte amputierst. Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen, — o Gott, nur einen Augenblick! — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möwen sich mir auf die Schulter setzten! Wir haben doch ein Götterleben hier geführt, trotz Deiner periodischen Brummigkeit! Ob ich Dir bös bin? Ach Du gut Kind, was habe ich schon für bittere Tränen darüber geweint, daß ich Dir

noch zuletzt so harte Dinge gesagt hatte! Und doch war viel Wahres darin. Aber mich vergißt Du doch nicht, was die Zeit auch daran ändern mag; wenn der eine Haken bricht, so hält der andere; Dein Mütterchen bleibe ich doch, und wenn ich auch noch vierzig Jahre lebe; nicht wahr, mein Junge? mein Schulte, mein kleines Pferdchen, — was hängen alles für Erinnerungen, die nie verlöschen können, an diesen Titeln! Schreib mir, daß Du mich lieb hast; ich habe es so lange nicht ordentlich gehört und bin so hungrig darauf, Du dummes, nichtswürdiges kleines Pferd! Aber an Laßberg mußt Du auch schreiben, an Laßberg, ich kann Dich nicht dringend genug antreiben. Jenny war schon zweimal hier aus demselben Grunde, da sie weiß, daß ich Dir gerade schreibe; das arme Ding ist ordentlich kümmerlich darüber, in der doppelten Not um Laßbergs Betrübnis — ich kann Dir sagen, er ist betrübt; denn er hat Dich wirklich lieb — und um Deine Unehre; also: usw. —

Ich habe Dir schon gesagt, daß Wessenberg hier war. Seine Persönlichkeit ist jetzt weder angenehm noch bedeutend; indessen habe ich ihn zu spät kennen gelernt, da er offenbar schon sehr stumpf ist. Man sagt, er behandle Frauen gewöhnlich mit großer Geringschätzung und fast wie unmündige Kinder; mit mir hat er aber eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, und nachdem er mir schon durch Baumbach viel Verbindliches über meine Gedichte und den Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen, hatte zukommen lassen, trat er mir jetzt, ziemlich taktlos und geziert, mit den Worten entgegen: „Sind Sie also die Dichterin! Wahrlich, Sie haben eine herrliche Ader, von seltener Kraft! usw.“, und Du glaubst nicht, mit welcher koketten, kleinlichen Ostentation er mich den übrigen Tag, halb protegierend, halb huldigend, zu unterhalten suchte, was ihm offenbar bitter schwer wurde; denn er muß jeden fremden Gedanken einige Minuten verarbeiten, ehe er ihn kapiert, und kommt dann hintennach mit seinem schallenden Beifalle, wenn längst von anderm die Rede ist. Zudem scheint er mir unbegrenzt eitel; jede Miene, jede Kopfbewegung hat etwas Gnädiges; sein Gespräch ist durchspickt mit Hindeutungen auf seine literarische und kirchliche Stellung, erlebten Verfolgungen usw., und er bringt, passend oder unpassend, überall „seinen intimen Freund, den Erzbischof Spiegel“ an, dem er sich auch so genau im Äußern nachgebildet hat, daß die Ähnlichkeit wirklich frappant ist, nur daß der angeborene, unnachahmlich schlaue Blick in jenes Gesichte in diesem sich fast lächerlich ausnimmt, weil die natürlichen Züge dagegen protestieren. Kurz, ich meine, diese große Eitelkeit und

die allzeit damit verbundene Kleinlichkeit und Schwäche müssen Wessenbergs Bedeutendheit doch immer sehr geschadet haben, und ich kann mich, seit ich ihn gesehen, nicht enthalten, weit mehr diese für das Motiv seiner auffallenden Schritte zu halten als irgend etwas anderes. Er hat mich, bei meiner nächsten Fahrt nach Konstanz, aufs höflichste zu Tische geladen; ich werde aber wohl keinen Gebrauch davon machen. Und doch — soll ich es gestehen? — doch habe ich mich bemüht, liebenswürdig und geistreich vor ihm zu erscheinen, des Rufes wegen, den er nun einmal hat. So sind wir Menschen; wir lassen uns auch eine papierne Krone gefallen, wenn wir wissen, daß andere sie für Gold halten.

Einige Tage später fuhren wir über Friedrichshafen nach Langenargen, acht Stunden von Meersburg, dieses Mal Jenny mit. Wie habe ich da an Dich gedacht, altes Herz, wie hundertmal habe ich Dich hergewünscht! Da hättest Du erst erfahren, was ein echt romantischer Punkt am Bodensee ist. Von so etwas habe ich durch hier noch gar nicht mal eine Idee erhalten. Denk' Dir den See wenigstens dreimal so breit wie bei Meersburg, ein ordentliches Meer, so breit, daß selbst ein scharfes Auge, Laßberg z. B., von jenseits nichts erkennen kann als die Alpen, die nach ihrer ganzen Länge, sogar die Jungfrau mit, in einer durchaus neuen und pittoresken Gruppierung wie aus dem Spiegel auftauchen. Du sitzest auf dem sehr schönen Balkone eines stattlichen Hauses — früher Kloster, jetzt Gasthof —, hinter Dir die Flügeltüren des ehemaligen Refektoriums geöffnet, was seiner ganzen Länge nach mit den lebensgroßen Bildern der alten Grafen von Montfort, in schweren goldenen Rahmen, wie getäfelt ist; unter Dir, über ein Stückchen flachen Strandes weg, die endlose Wasserfläche, wo Du zehn bis zwölf Kähne und Fahrzeuge zugleich segeln siehst, denn hier ist die Fahrt anders belebt wie bei Meersburg; links der sehr reiche und städtisch elegante Marktflecken; tief im See ein Badehaus, zu dem ein äußerst zierlicher, schmaler Steg führt, der sich im Wasser spiegelt, und gleich dahinter ein Seebusen, voll Segel und Masten, ganz wie ein Hafen, aber ohne das unangenehme Gemäuer; und endlich rechts, nicht zweihundert Schritte vom Gasthofe, der Hauptpunkt, die herrliche Ruine Montfort, auf einer Landzunge, die schönste, die ich je gesehen habe, mit drei Toren, zackichten Zinnen und einer dreifachen Reihe durch ihre Höhe und Tiefe ordentlich imponierender Fensterischen, in denen die herrlichste Stukkaturarbeit dem Winde und Regen noch zum Teil widerstanden hat und man sie so mit einem Male, über die Nischen streifend, wie eine grandiose Stickerei übersehen kann. Die Ruine ist als

solche noch nicht alt, obwohl sonst ein sehr altes Gebäude. Vor fünfzig Jahren wohnte noch ein Schaffner darin; dann ward das Schloß zum Abbruch verkauft, und nachdem das Dach und die inneren Mauern niedergerissen waren, kam ein Befehl von Stuttgart — es ist württembergische Domäne — damit innezuhalten. Seitdem steht es nun in seiner verfallenden Pracht und läßt sich nach und nach von den Wellen unterminieren, die schon viele Fuß tief in die Mauern gewühlt haben und, wenn man drinnen ist, wie unterirdisch brausen, weshalb auch ein Anschlag vor dem Hineingehen als gefährlich warnt; man tut's aber doch. Jetzt hat sich ein armer Blumenhändler mit Frau und Kind dort angesiedelt; in der notdürftig hergestellten Pförtnerstube unter dem Torgewölbe hockt die Familie zusammen; auf den Mauern und Basteien, wo nur ein Fleckchen Erde ist, steht alles voll Blumen in Beeten und Töpfen; aus einem der Kellerlöcher meckert eine Ziege, und ein halbes Dutzend weißer Kaninchen schlüpft zu den untern Fensterischen aus und ein. Du kannst Dir das Malerische des Ganzen nicht denken; es ist so romantisch, daß man es in einem Romane nicht brauchen könnte, weil es gar zu romanhaft klänge, und ein fremder Kaufmann, den wir gestern beim Figel trafen, und der geradeswegs aus dem südlichen Frankreich durch Italien und in letzter Station von Langenargen kam, war ganz entzückt davon und sagte, er könne es nur den schönsten Aussichten bei Genua und Neapel vergleichen. Auch ich kann Dir nicht sagen, wie klein und armselig mir seitdem die hiesige Landschaft vorkommt. Wenn Du mit Deinen Zöglingen übers Jahr kommst, versäume ja Langenargen nicht. Laßberg meint, in höchstens ein paar Jahren werde die Unterminierung vollendet sein, und an einem schönen Tage die ganze Ruine zusammenprasseln. Lieber Himmel, warum habe ich einen so schönen Tag ohne Dich genießen müssen! Ich habe immer, immer an Dich gedacht, und je schöner es war, je betrübter wurde ich, daß Du nicht neben mir standest und ich Deine gute Hand fassen konnte und zeigen Dir — hierhin — dorthin — — Levin, Levin, Du bist ein Schlingel und hast mir meine Seele gestohlen; Gott gebe, daß Du sie gut bewahrst. Aber Du hast mich auch lieb und denkst auch an mich an Deiner Donau, — suchst Muscheln, die wahrscheinlich nicht da sind, und hast schon Pflanzenabdrücke und zwei Steine für mich zusammengehütet, — so ist's recht! und wären es am Ende auch simple Kiesel, so soll man immer füreinander denken und schaffen, um die Liebe in sich selbst frisch zu erhalten; ich will auch für Dich zusammenscharren, geschnittene Steine, Pasten, Rokoko,

wie ich nur kann. Sobald man so viel zusammen hat, daß man es auf die ordinäre Post geben kann, ist es das Porto immer leicht wert, und es ist eine gar zu große Freude, das Empfangen wie das Geben. Du altes Herz, Deine Müschelchen, die Du mir hier gesucht und in den Schwefelholzkästchen gegeben hast, kann ich kaum ohne Tränen ansehen, und sie sind mir lieber wie alle die schönen seltenen Meermuscheln in meinem Glasschranke zu Rüschhaus. Adieu, Levin, behalt Dein Mütterchen lieb, stelle Dir oft vor, daß ich bei Dir wäre und Du mir alles erzähltest und vertrautest, wie da wir zusammen waren; bitte, denk' das oft, so wird in Deinem Herzen nie eine Falte gegen mich kommen; ich will Dir auch immer alles sagen. Adieu, lieb Herz. Was Du von der Beichte und Kommunion sagst, ist gewiß sehr richtig, und es liegt ein großes, tiefes Heil in dieser unumwundenen Selbsterforschung und Anklage; meinst Du, ich fühlte das nicht? An der Heilsamkeit habe ich nie gezweifelt, und auch der Glaube an die Heiligkeit kommt häufig wie eine unwiderstehliche Gewalt über mich. Adieu!

An Schücking.

Rüschhaus, 11. 9. 1842.

Endlich ein Brief von dem kleinen Pferde! Wissen Sie, Levin, daß ich ganz zornig war? Obwohl ich es generöserweise, vielleicht auch mit aus Hochmut, in meiner königlichen Brust verschlossen hielt und tat, als könne ich noch gar keinen Brief erwarten. Wer hätte denken sollen, daß der Klüngelpeter von Laßberg sein Breve, dem schon bei meiner Abreise nicht viel mehr als das Kuvert fehlte, erst nach Wochen vom Stapel lassen sollte! Mein Junge darf sich also nicht wundern, daß ich mich wunderte, etwas ängstete und ziemlichermaßen erzürnte; denn eine innere Stimme sagte mir, daß er gesund wie ein Fisch und rund wie eine Kegel sei, und bloß grenzenlos faul. Ich gäbe viel darum, liebes Herz, wenn Sie gerade dieses Mal so recht offen und ausführlich geschrieben hätten, ganz wie zu Ihrem Mütterchen; denn ich sitze hier seit sechs Wochen mutterseelenallein, und weder Hahn noch Huhn kräht nach den Briefen, die ich bekomme, und mich verlangte so nach einem recht langen, warmen, lieben; aber das konnten Sie freilich nicht wissen, das erstere nämlich. Von der Mitte dieses Monats an bin ich nicht mehr allein, also schon in der Woche, die heute beginnt. Daß Briefe an mich erbrochen würden, ist fortan gar keine Gefahr mehr vor-

handen, selbst wenn ich gerade abwesend sein sollte; aber ich wünsche dennoch dringend, sie allein zu bekommen, um nicht genötigt zu sein, sie vorzulesen, wo man dann, noch unvertraut mit dem Inhalte, beim Übergehen so leicht ungeschickt stockt, was allerlei Fatalitäten nach sich ziehen könnte. Lassen Sie uns also, wenn es Ihrerseits möglich ist, einen regelmäßigen Briefwechsel verabreden, wo es mir dann leicht wird, den Moment abzupassen; schreiben Sie den Ersten jedes Monats, ich will dann jeden Fünfzehnten die Antwort zur Post schicken; so fällt auch das fatale Kreuzen fort, was einen desparat macht, wenn man soeben sein Schiff mit defekter Ladung hat absegeln lassen.

An Schücking.

Rüschhaus, 10. 10. 1842.

Die bösen kurzen Tage sind jetzt gekommen, lieber Levin, und die noch schlimmere Heizungszeit, wo mein warmer Ofen wie andere gemeine Öfen — NB. nicht mehr der mit dem Loche, durch das man die Flamme so artig spielen sah, sondern ein ganz prosaischer, rundum zu, wie andere gemeine Öfen — mir jeden Augenblick Gäste bringt; so fange ich heute schon an, Ihnen zu schreiben, um durch alle Interruptionen, durch zahllose Stürme und Quarantänen diesen Brief doch sicher bis zum Fünfzehnten in den Hafen der Poststube zu bringen. Wie es mir geht? Jetzt schon gut; ich habe mich wieder ins Klima eingeübt, qualifiziere mich täglich mehr zur Schnelläuferin, gehe ganz bequem in einem Tage nach Hülshoff oder Münster und zurück und setze alle außer Atem, die Schritt mit mir halten müssen. Qu'en dites-vous? Ich denke, die achtundachtzig Jahre, die Sie mir angewünscht haben, werden mir wirklich nach und nach auf den Rücken steigen. Was soll ich Ihnen von meiner Lebensweise sagen? Sie ist so einförmig, wie Sie sie kennen und sie mir gerade zusagt: Rüschhaus in seiner bekannten melancholischen Freundlichkeit, im Garten die letzten Rosen, die mich immer rühren, wenn ich denke, wie ich sie Ihnen vor nun schon zwei Jahren beim Abschiede gab, als Sie Ihr Schultenamt niederlegten und ich nach Hülshoff zog, um den einen kleinen Ferdinand sterben und den andern geboren werden zu sehen. — Lieber Levin, unser Zusammenleben in Rüschhaus war die poetischste und das in Meersburg gewiß die heimischste

und herzlichste Zeit unseres beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor . . .

Meine Gedichte werden denn doch gegen Ostern erscheinen können. Bis vor kurzem habe ich wenig daran getan, aber seitdem es draußen kalt und kotig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz. Säß' mein liebstes Kind mir noch gegenüber, ich würde wieder zwei Gedichte täglich machen; jetzt lasse ich es langsamer angehen, aber es gibt doch was, und ich bin neugierig auf Ihr Urteil über das Spätere.

An Schücking.

Rüschhaus, 15. 2. 1843.

Ich denke mir, mein gutes Kind ist besorgt über mein langes Schweigen, und auch mit Recht; denn ich bin wirklich sechs Wochen lang wieder recht miserabel daran gewesen, habe mich halbtot gehustet, mitunter Fieber gehabt und sogar die Leute dahin erschreckt, daß sie einige Nächte bei mir gewacht haben. Unerwartet kam mir das freilich nicht, da ich wohl weiß, daß man einen kurzen Aufenthalt in besserem Klima immer schwer nachbezahlen muß, aber doch sehr unbequem. Jetzt ist's um vieles besser, ich bin von Herzen wieder gesund, und der Husten läßt auch nach. Die Fatalität kam recht mal à propos, mitten in der Arbeit, und ich habe sechs Wochen meines Lebens gleichsam in den Brunnen werfen müssen. Vielleicht ist's gut; denn ich fand des Dichtens und Korrigierens gar kein Ende, sehe jetzt aber wohl ein, daß ich mit dem Vorhandenen vorläufig zufrieden sein und nur rasch die Vollendung der Abschrift besorgen muß, ein Entschluß, zu dem ich sonst wohl nicht so bald gekommen wäre. Ihr Brief, lieber Levin, kam gerade im schlimmsten Augenblicke an, und die Ungeduld und Unruhe, Ihnen nicht zur rechten Zeit antworten zu können, hat mich vielleicht eher gestärkt und herausgerissen, wenigstens zu vernünftiger Schonung gebracht, als dieses sonst wohl meine widerhaarige Natur gestattet hätte. Ich darf mich nicht bücken, das ist das Elend, sonst hätte ich weit eher geschrieben; denn eigentlich krank bin ich nur acht Tage lang gewesen, und das übrige, Husten, Andrang zum Kopfe usw., sind nur Kongestionen aus Mangel an Bewegung, da dieser ohnegleichen warme, dreckige Winter leider

meine schwachen Spazierentschlüsse überwunden hat. Ich sehe, wie Sie die Stirn runzeln, aber bedenken Sie: bis an die Knöchel im Kote! und obenher feucht von Nebel und Staubregen wie eine unglückliche Najade, die halbtrocken aus ihrem verschlammten Weiher flieht! Kälte hätte ich gewiß nicht gescheut. Wie ist der Winter bei Ihnen drüben? Der hiesige verdient den Namen gar nicht, und vor mir im Glase stehen blühende Vergißmeinnicht, die gar nicht fort gewesen, und Schneeglöckchen, die bereits da sind. Das lautet ganz romantisch und sonnig, und ist doch nur die kotigste Prosa . . .

Am 16ten.

Guten Morgen, mein alter Levin, ich habe soeben das gestern Geschriebene nachgelesen, und es kommt mir sehr abgerissen und dürre vor; ich war aber auch gestern hundskrank und ungefähr in der angenehmen Lage eines halb Erdrosselten. Jetzt weiß ich, daß es in der Luft lag; denn in dieser Nacht ist eine dicke Schneedecke gefallen, und wir sind mit einem Male mitten im Winter. Die Blumen und gelben Schmetterlinge — denken Sie, deren gab es schon! — müssen alle erfrieren; das ist ein perfider Streich von unserm Herrgott! Wieder auf Ihren Fürsten zu kommen: ich bitte Sie dringend, liebes Herz, nehmen Sie sich etwas mit ihm zusammen, sagen Sie ihm keine absichtlichen Anzüglichkeiten und zeigen sich nicht durchweg nachlässig gegen alle seine Wünsche, — ich meine auch solche, denen Sie bei einem achtungswerten Hausherrn gewiß die feinste Berücksichtigung schenken würden. Sie geraten sonst auch Ihrerseits ins Unrecht, und ich möchte doch gern, daß Sie so nobel als möglich aus diesem Konflikt hervorgingen und Ihre Delikatesse und taktvolle Haltung so leuchtend als möglich ihm gegenüberstände. Daß er Sie haßt, daran zweifle ich nicht, und auch nicht daran, daß er seine Augen schon lange nach einem Subjekt umherwirft, das Sie ihm entbehrlich machen könnte, und ich denke mir, wenn er sich wieder ins Ausland wendet, wo man sein Privatleben nicht kennt, werden sich talentvolle junge Leute genug finden, die diesen Antrag so gut für ein Glück halten, wie Freiligrath und Sie dies getan haben. Es wäre aber nicht gut, wenn die Trennung von ihm ausginge, am wenigsten, wenn Sie ihm durch absichtliche Grobheit oder Willkür zu einem Scheine Rechts verhülfen, da er gewiß so klug sein würde, seine Löwin usw. aus dem Spiel zu lassen und als Anlaß des Bruchs eine Gelegenheit zu benutzen, wo ihm vielleicht jeder Hausherr beistimmen würde. Lieber Levin, mein liebstes Herz, Sie haben noch immer alles

freundlich aufgenommen, was Ihr Mütterchen Ihnen gesagt hat; Sie wissen wohl, daß es aus einem treuen, für Sie unablässig sinnenden und sorgenden Herzen kommt. Nicht wahr, mein lieb Kind, Du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfing, meine Sermone einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es auch anfing, mit der Liebe schlecht zu stehen; denn es ist mir immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand anders tun; aber Du bist mein einzig lieb Kind, und ich will Dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen. Noch eins muß ich Dir sagen, und zwar wieder als Dein Mütterchen: wie ist's, daß Du so wenig Liebe zu den Kindern hast? Rühren Dich diese armen Geschöpfe nicht, deren einziger Halt und einziger moralischer Leitstern Du bist? Es kommt mir vor, als sähest Du die Pflicht, ihre Unschuld zu überwachen und ihren Geist zu entwickeln, fast als eine unbillig aufgebürdete Last an, und doch bist Du deshalb da, und gerade dies ist dasjenige, was Deine Stellung adelt und sie in allen honetten Augen ehrwürdig und schön macht. Mich dünkt, ich in Deiner Lage würde die Kinder schon aus Mitleid liebhaben, und wenn sie Kretins wären, und das sind sie doch wahrlich nicht; ich habe noch gestern einen Deiner früheren Briefe nachgelesen, wo Du sagst, beide seien sehr gehorsame, gutartige Kinder; Karl besitze viel Talent, sein Bruder zwar keins, aber dafür eine wahrhaft rührende Herzensgüte. Unterricht geben ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, eine höchst unangenehme Sache, besonders wenn man andere Arbeiten vor der Hand hat; aber Du hast es doch einmal übernommen, und die Kinder dürfen nicht dabei zu kurz kommen, daß Du lieber schriftstellerst. Ich zweifle zwar nicht, daß Du Deine Stunden pünktlich abhältst, aber mit Ungeduld: die Kinder sind Dir hinderlich, und dadurch werden Dir die armen unschuldigen Dinger fatal; ich wette, Du hältst sie Dir außer den Stunden so weit vom Leibe, wie Du kannst, und doch liegt ein so unendlicher Schatz von Liebe in Kinderseelen. Selbst wenn sie — wie z. B. diese, beim Tode der Mutter — etwas dickhäutig erscheinen sollten, so liegt das in den Umgebungen, die ihre Gefühle eher unterdrückt wie geweckt haben; die Weichheit steckt doch heimlich drinnen; Du brauchst ihnen nur halbwegs entgegenzukommen, so werden sie sich in kurzem für Dich totschlagen lassen, und Du wirst dann mehr Trost und Milderung Deiner Lage hierin finden, als Du es Dir jetzt denkst. Schlag das nicht so über die leichte Achsel, Levin, es ist ein sehr ernsthafter Gegen-

stand, für Dein Gewissen sowohl wie für Deine eigene innere Ruhe und Selbstachtung. Und nun gib mir Deine Hand und sag' mir, daß ich immer Dein liebes Mütterchen bin und bleibe . . .

Nun zu der Gall; ob sie zu meiner Schwiegertochter paßt? Das könnte ganz wohl sein; schön und geistreich scheint sie wenigstens unwidersprechlich, und ich wäre sehr begierig, sie zu sehen; wo steckt sie denn jetzt? Nach Darmstadt denkt sie schwerlich so bald zurückzukommen, da sie ihren Flügel verkauft hat. Es ist mir äußerst erfreulich, Levin, daß Sie in Ihrer jetzigen Verlassenheit einen geistigen Anhalt und Trost in ihr gefunden haben, und wenn es Gottes Wille ist, kann sie Ihnen allerdings dereinst vielleicht noch mehr werden. Dennoch muß ich Dich bitten, liebstes Kind, sei vorsichtig mit der Feder und hüte Dich vor jedem Worte, was Dich binden könnte; die Liebe wird weder durch Schönheit noch Talent noch selbst Achtbarkeit bedingt, sondern liegt einzig in den eignen Augen und eignem Herzen, und wo diese nicht das gewisse Unbeschreibliche finden, was sie gerade anspricht, da hilft alle Engelhaftigkeit nichts. Was meinst Du, wenn Freiligrath Dir seine Franziska oder seine Frau hätte zufreien wollen? Von der letzteren wenigstens ist er gewiß noch mehr begeistert gewesen wie von der Gall, und sie hat ebenfalls für bildschön passiert, ist geistreich, talentvoll, gut und schreibt gewiß vortreffliche Briefe. Oder gar die Bornstedt, von der Du selbst mir gesagt, sie würde ihm besser gefallen wie eine von uns andern, und er sich wahrscheinlich rasend in sie verlieben? Ich sage dieses nicht zum Nachteil der Gall, von der ich mir das beste und liebenswürdigste Bild mache, sondern nur, um Dich vor blinden Schritten zu warnen; denn sie kann vollkommen schön, überhaupt tadellos liebenswürdig sein und doch irgendeinen kleinen Haken haben, — einen Zug um den Mund, Blick, Ton der Stimme, — der es Dir gänzlich unmöglich macht, sie zu heiraten; dergleichen kommt ja alle Tage vor. Übrigens ist mir Dein Verhältnis zu ihr sehr lieb, da sie schlimmstenfalls doch immer eine wertvolle Freundin bleiben muß. Aber mehr laß sie Dir um Gottes willen vorläufig äußerlich nicht werden; — was sie Dir vielleicht jetzt schon innerlich ist, darüber habe weder ich ein Recht, noch Du selbst Macht — denn Du bist am wenigsten der Mann, der sich, einmal verwickelt, zu einer Ehe gegen seinen Geschmack resignieren und leidlich glücklich darin leben könnte. Doch wünsche ich mir nichts Besseres und Lieberes, als daß die Gall wirklich nach Freiligraths Ausdruck, „die rechte Kasawaika" sein möge.

An Schücking.

Münster, 24. 4. 1843.

Lieb Herz, ich bin sehr, sehr müde und angegriffen, meine Kräfte sind total zu Ende und ich habe das Wichtigste kaum noch berührt; es geht mir wie einem, der sein Testament zu lange verschoben hat und sich nun quält, daß er es nicht mehr machen kann, — nur zwei Worte: suchen Sie die Gall persönlich kennen zu lernen, ehe Sie sich zu weit mit ihr einlassen; und dann heiraten Sie nicht ohne ein festes, wenn auch bescheidenes Einkommen Ihrerseits; unter diesen beiden Bedingungen haben Sie den vollständigen Segen derjenigen, die mit aller Liebe und Treue einer Mutter für Sie fühlen wird, solange noch ein Atemzug in ihr ist. Adieu, schreiben Sie bald und adressieren Ihre Briefe nach wie vor nach Rüschhaus; die Bückersche bringt sie mir gleich von Damms hierher. Adieu, Adieu, Gott segne mein Kind.

An Schücking.

Hülshoff, 11. 5. 1843.

Vorgestern habe ich endlich Ihren Brief erhalten, mein liebstes Kind, der mich von großer Unruhe befreit hat. Schlüters hatten nämlich aus Ihrem Briefe an Stieve zu lesen geglaubt, Sie würden schon am 1. Mai abgehen; so wußte ich Sie nirgends zu finden, und es drängte mich doch um so mehr zum Schreiben, da ich meinen letzten Brief in die Löwengrube versunken glaubte, wo er, nach Verhältnis des mehr oder minder feindlichen Abschiedes, besten Falls sehr versäumt, schlimmsten erbrochen und mißbraucht werden konnte; wer gemein und neugierig genug ist, an der Tür zu lauschen, der kann sich auch eines nachzügelnden Schreibens bemächtigen. Sie sehen wohl schon aus meinen Federzügen, lieb Kind, daß ich wenigstens teilweise hergestellt bin; der Aufenthalt in Münster hat mir sehr wohl getan, was ein halbes Wunder ist, unter den täglichen Erschütterungen, die ich am Sterbelager und Sarge des guten Tantchens mit Elise teilte. Ich tat mir über Macht Gewalt an und dachte, der hinkende Bote würde nachkommen; statt dessen hat diese Widersetzlichkeit gegen mein Nervenübel es gleichsam in Konfusion gebracht, die so übel behandelten Anfälle sind es müde geworden, wiederzukommen, und jetzt bin ich wohl noch schwach, schändlich reizbar, aber doch nicht eigentlich krank mehr. Freut's

meinen Jungen nicht? Es ist mir ordentlich ein Fest, es ihm zu schreiben, da ich weiß, wie mir zumute wäre, wenn ich ihn so elend wüßte. Lieber Levin, ich wollte, Sie hätten mein Krankenlager gesehen und jetzt meine rasche Genesung, um sich über Ihr eignes Befinden aller Apprehensionen zu entschlagen. Die Nerven sind schändliche Biester, zu denen Gott gesagt hat, wie zum Satan im Buche Hiob: „Plag' ihn, schlag ihn, zehre ihm das Fleisch von den Gebeinen, aber über sein Leben sollst du keine Macht haben!" Drei Wochen freiwilligen Zwanges haben mich erlöst, Sie werden vierzehn Tage glücklicher Ungebundenheit am Rhein — der Main ist doch auch ein schöner Fluß? — kurieren. Jetzt bin ich seit acht Tagen hier; Rüschhaus habe ich noch nicht gesehen, weshalb ich Ihnen das bewußte Blatt nicht schicken kann, denke aber Sonntag hin. Unser armes Mariechen bessert sich etwas; ich habe ihr ein silberbeschlagenes Gebetbuch geschickt, wo sie sich halb tot daran gefreut hat, das gute Ding.

Mein treuloser Abschreiber hat sich so lange in den Ferien verlustiert, daß ich ihn in Münster nur noch einen Tag habe packen können; um Pfingsten kommt er aber auf vierzehn Tage nach Rüschhaus, und von da an bin ich jede Stunde bereit, meine Künste auf dem schlaffen Seile zu produzieren. „Ei, was werden die Leute die Augen aufreißen, was der Schelmuffsky für ein brav Kerl ist!" Übrigens erwarte ich, ernstlich gesprochen, keinen so schlagenden Erfolg, wie Ihre Liebe Ihnen vorspiegelt; zuvörderst keinen schnellen, ich muß Zeit haben und mich, wie andere schlechte Poeten, mit der Nachwelt trösten. Ich wollte, wir könnten unsern Nachruhm wie einen Pfauenschweif hinter uns ausbreiten und beäugeln; aber da würde freilich mancher einen traurigen Gänseschwanz zu sehen bekommen oder gar nichts.

Gleich nach Pfingsten gehen wir nach Abbenburg und im Herbste nach Meersburg; könnten wir uns nicht unterwegs irgendwo treffen? Mich verlangt sehr danach. Schreiben Sie mir gleich, wie Ihnen die Gall gefallen hat; bin ich schon in Abbenburg, so wird mir der Brief doch unmittelbar nachgeschickt. Wir, Elise und ich, sind natürlich äußerst gespannt darauf, und unsere Wünsche und Gebete werden Sie an jenem Tage begleiten. — Gott gebe, daß die Gall ist, wie wir sie uns ausmalen, namentlich Elise: feurig ohne Exaltation, neben ihrem Geiste voll bon sens, und obwohl glänzend in Gesellschaft, doch ruhig und wohltuend im häuslichen Leben. Lieb Kind, Dein Mütterchen hat carte blanche, zu sagen, was es will, nicht wahr? So bitte ich Dich, wie ich bitten kann, suche die

Gall genau zu ergründen, ehe Dein Wort und Urteil unwiederbringlich gefangen sind; es geht hier ums ganze Leben. Ich bin voll der besten Hoffnungen und so herzensfroh, daß Deine Neigung sich so ehrenvoll fixiert hat, und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich und ernst zumute, als sollte ich selbst heiraten. Sollte die Gall — ich hoffe es nicht, aber möglich wär' es, und Deine eigenen Beschreibungen widersprechen dem wenigstens nicht — zu jenen Menschen gehören, denen das Bedürfnis steter Aufregung — ob sentimental oder leidenschaftlich, kommt zu einem aus — angeboren ist, so bedenk' Dich zehnmal, ehe Du Dich bindest. Du bist ein Westfale, deshalb ein geborener Philister, und das Bedürfnis nach heiterer Ruhe ist bei Dir auf die Dauer das allervorherrschendste. Du bist zart von Nerven, deshalb auch kurzen Aufregungen sehr zugänglich, aber bald überreizt; eine derartige Frau würde Dich im ersten Vierteljahre vielleicht bis zur Vergötterung exaltieren, im zweiten und dritten bedeutend ermüden, und endlich würdest Du lieber in die erste beste Pfahlbürgerkneipe gehen, um nur mal eine ruhige ordinäre Stunde zu verleben. Auch ihre Anforderungen an die Welt sind, bei Deiner vorläufig bescheidenen Lage, sehr zu prüfen; sie scheint mir glänzend erzogen und an einen bewundernden Kreis gewöhnt; dergleichen entwöhnt sich nicht leicht. Ihre Unlust an Hofbällen und der großen Welt will nichts beweisen; sehr lebhafte und dabei, wie Du selbst sagst, etwas eitle Personen, die an einen engern Zirkel, wo sie die erste Rolle spielen, gewöhnt sind, fühlen sich nie wohl, wo sie sich schmählich genieren und mit so vielen pari gehen müssen. Aber diese täglichen kleineren Zirkel im eigenen Hause sind gerade das Geldfressende, und ich weiß kaum, was kläglicher ist: in Schulden geraten oder jeden Mittag Wassersuppe essen, um abends die Leute mit Zuckerbrezeln bewirten zu können. Mein gutes Herz, Du darfst mir nichts übelnehmen und begreifst die Angst Deines Mütterchens, wo ihr einziges liebes Kind auf dem Punkte steht, über seine ganze Zukunft zu entscheiden. Beobachte die Gall zwischen Menschen, und wie sie Dir da zuerst erscheint, ehe sie sich noch ausschließlich mit Dir beschäftigt; nachher ist's zu spät. Völlig Verliebte oder gar Verlobte sind immer einsamer Natur und möchten nur in einer Hütte unter vier Augen leben; aber das hält nicht an, und die alte angeborene Natur kommt über kurz oder lang immer wieder durch. Es sind noch zwei Umstände, die ich jetzt, wo Dein Geschick an einem Haare schwebt, nicht übergehen darf, magst Du meine Liebe darin nun erkennen oder verkennen. Die Gall ist protestantisch; das

macht zwar mir wenigstens für ihre Person nichts aus; aber sie könnte fordern, daß ihre Kinder in gleicher Religion erzogen würden. Wär's möglich, Levin, daß Du in einem Augenblicke der Leidenschaft oder des Leichtsinns darauf eingingst? Ich weiß, Du bist kein orthodoxer Katholik, hast es aber doch oft gegen mich und andere ausgesprochen, daß Du Deine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moralität zuträglichere hältst. Darum bitte ich Dich, wie ich bitten kann, Levin, gib kein solches öffentliches Zeichen einer Schwäche, die Dich in Deinen eigenen und anderer Augen herabsetzen müßte. Bedenk', was Du alles für den Besitz eines Herzens aufgäbest: alle Deine hiesigen Lieben, die Du tödlich betrüben und den freien Äußerungen ihrer Zuneigung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen würdest. Mein liebes, liebes Kind, Du weißt, daß dieses keine Drohung sein soll, nur ein Auffrischen des Dir wohl Bekannten, ein Erinnern an Verhältnisse, die Du vielleicht halb vergessen hast, deren Resultate aber wenigstens einer fast das Herz brechen würden. Nun zu dem andern Punkte. Lieber Levin, Du bist leichtsinnig, oder vielmehr, wenn Du etwas lebhaft wünschest, so machst Du Dir selbst was weis und siehst, im umgekehrten Sprichwort, ein Kamel für eine Mücke an. Du bist Deiner beiden Eltern echtes Kind; ich will hiermit Deinem armen guten Vater nicht zu nahe treten, den ich vielleicht gerade deshalb so lieb habe und begreife, weil ich an Dir sehe, wie man ihm in manchen Stücken ähnlich und doch großer Anhänglichkeit wert sein kann. Deshalb bitte ich, wie nur eine Mutter bitten kann, verlobe Dich, wann Du willst, heute — morgen — aber heirate nicht ohne recht festen Grund unter den Füßen, nicht auf einige hundert Gulden, die bei sparsamer Wirtschaft allenfalls für zwei ausreichen. Gott kann Dir elf Kinder geben wie meinem Bruder, und es ist nichts schrecklicher, wie Frau und Kinder darben zu sehen oder, in Schulden versunken, alle Tage erwarten, ausgepfändet zu werden; und hast Du einmal leichtsinnig angefangen, so mußt Du, wohl oder übel, allen bittern Ernst mit durchhalten. Auf Deine Schriftstellerei darfst Du nicht zuviel rechnen; jede Kränklichkeit kann Dich unfähig dazu machen, und gerade Sorge und Niedergeschlagenheit würden diese Quelle gewiß sogleich verstopfen. Auch Dein eigentlicher Broterwerber, Dein Amt, muß sicher sein, von der Regierung oder sonst vermögenden Kräften garantiert; ich weiß nicht, ob die „Augsburger Zeitung" dies ist, aber jedenfalls würde ich, laute de mieux, hier zugreifen, wenn die Bedingungen irgend annehmlich wären; Du hast vor-

läufig für Dich und die nächste Zukunft zu sorgen, und diese ist jedenfalls eine Stelle, die Dich sehr ans Licht heben und eher wie jede andere den Weg zu einer wirklich genügenden Lage bahnen wird. Nun genug hiervon, liebstes Kind, ich habe offener zu Dir gesprochen als je und hätte es schon gern im vorigen Briefe getan; aber da war ich noch äußerst matt, hatte mich an anderen Dingen todmüde geschrieben und nur noch eben die Kraft, Dir zu einer Verbindung, die mir im ganzen, aufrichtig, überaus erwünscht ist, meinen Segen zu geben. Denn, lieb Kind, ich glaubte nicht an meine Genesung und dachte, dies wäre der letzte Brief, den Dir Dein Mütterchen schreiben könnte; jetzt bin ich aber wirklich fast hergestellt.

An Schücking.

Abbenburg, 24. 6. 1843.

Ihren Brief, liebster Levin, habe ich gerade bei meiner Abreise empfangen, oder vielmehr auf der ersten Station, in Münster, habe ihn gleich Elise ganz und Schlüters größtenteils mitgeteilt und letztere in der Konfusion teilnehmender Verwunderung stehen lassen, um mich durch zwei regnichte Reisetage und nachher ein solches Volumen von Besuchen, Erzählen, sogar sehr ernsten Geschäften zu arbeiten, daß eben heute der erste freie Augenblick, und auch nur zufällig, eintritt, wo ich wenigstens den Anfang zu einer Antwort machen kann. Sie sind also Bräutigam, und zwar einer höchstwahrscheinlich sehr guten und ganz gewiß höchst liebenswürdigen Braut, die nach Ihrer Beschreibung wirklich gerade das zu besitzen scheint, was zu Ihrem innern Glück und äußeren Wohle not tut, und wonach mein Auge lange ängstlich für Sie umhergesucht hat. Nun, Gott segne Sie und gebe Ihnen alles Glück, was Ihr Herz so reichlich verdient; wenn meine Wünsche für Sie nur erfüllt werden, dann will ich auch nicht zanken, daß Sie meinen warmen, angstvollen Rat, wie gewöhnlich, mit aller Hochachtung beiseite geschoben und dem Schicksal den Handschuh geradezu ins Gesicht geworfen haben. Jetzt bittet Dein Mütterchen Dich aber noch einmal, und es ist die letzte Bitte, von deren Erfüllung noch vieles abhängen kann; nachher ist alles abgeschlossen, und was Dich Schweres treffen mag, muß hoffnungslos getragen werden: heirate nicht so leichtsinnig, wie Du Dich verlobt hast. Hat der Himmel es gnädig mit Dir gemacht, statt Deiner geprüft und

gewählt und Dir in Luise ein Kleinod gegeben, was Du wohl ahnen, aber durchaus noch nicht als echt erkennen konntest — bei Deiner Verlobung —, so fordere ihn nicht zum zweiten Male heraus, durch den Bau einer Häuslichkeit auf den armseligen lockern Triebsand bloß literarischer Erfolge. Sieh Freiligrath an; Du sagst, er sei glücklich —, es mag sein; so viel weiß ich aber, daß er trotz seiner Pension, die Deiner Braut Vermögen ungefähr aufwiegt, und trotz seiner Kinderlosigkeit in sehr beengter Lage ist, und alles, was Dich an ihm stört, seine veränderte Stimmung sowie die bittere seiner Frau, sind ohne Zweifel teilweise, wo nicht ganz, Folgen derselben. Ach, Levin, mir sinkt unter dem Schreiben aller Mut, wenn ich selbst fühle, wie schwach meine Stimme unter dem Jubel des Glücks und der Leidenschaft an Dein Herz rühren wird. Wär' ich eine Millionärin, wie ich Deinetwegen, einzig Deinetwegen sehnlichst wünschte, so ließ' ich Dich gewähren und wartete ruhig den Augenblick ab, wo der Sohn sich mit einem „mea culpa" in die immer offenen Arme seiner Mutter flüchtete; aber meine eigene Hilflosigkeit für den schlimmsten Fall macht mir das Herz zentnerschwer. Ich bitte Dich mit gefalteten Händen: suche festen Grund, ehe Du Dein Haus baust; vergegenwärtige Dir nur einmal recht lebhaft Deine frühere Lage, und doch hattest Du für keine Familie zu sorgen. Ich mag nicht mehr darüber sagen, mein letzter Brief enthält alles, was sich darüber sagen läßt, und diesen hast Du wahrscheinlich schon verworfen oder mindestens gewiß vergessen, und so wird es diesem auch gehen, und ich finde mehr Trost in dem von Dir gerühmten praktischen Sinne Deiner lieben Braut, die von selbst meine Ansichten teilen muß, als daß ich hoffte, großen Eindruck auf Dich zu machen. Du wirst es natürlich finden, daß ich mich mit dem höchsten Interesse nach dem Gegenstande Deiner Wahl erkundigt habe, jedoch ohne jemand treffen zu können, der mehr von ihr kannte, als ihre Arbeiten im „Morgenblatt"; so bleiben außer Deinem Zeugnis, dem ich gern und freudig trauen will, ihre wenigen, aber gottlob! höchst herzlichen und einfachen Zeilen an mich das einzige, was meiner Phantasie und den Hoffnungen für Deine Zukunft die Richtung gibt. Sag' Luise, daß ich ihr danke, daß ich sie schon jetzt herzlich liebe und das feste Vertrauen habe, sie immer mehr zu lieben, weil sie Dich immer glücklicher machen wird. Wann und wie uns das Schicksal zusammenführen wird, weiß Gott allein; aber der hoffentlich gegenseitige lebhafte Wunsch wird die Gelegenheit schon herbeizuführen wissen. Sag' ihr, daß ich sehr viel an sie denke und ihr Bild mir so vertraut

und lieb vor Augen steht, wie die vereinte Liebe eines Bräutigams und einer Mutter es nur malen können, und daß ich sie bitte, mir für das persönliche Zusammenfinden einen offenen Platz in ihrem Herzen zu bewahren, wie ich ihr mit aller Treue einen in dem meinigen bewahren werde. Du, Levin, mußt ihr bezeugen, daß dies keine leeren Worte sind, und wie wenig ich mich überall mit leeren Worten befasse. Und somit Gottes Segen über euch beide!

Den 26ten.

... Auch haben Sie mir nichts Näheres von den Verhältnissen eines Mitredakteurs der „Augsburger Allgemeinen" gesagt: was die Stelle einbringt, ob sie vom Staate garantiert oder wenigstens direkt vom Verleger ausgehend ist oder nur vom Hauptredakteur als Privathilfe zu seiner Bequemlichkeit, und der Wechsel lediglich von seiner Laune abhängend. Ich bin weit entfernt, sie Ihnen in diesem Falle abzuraten, da sie immer ein guter Leuchter ist, um sein Licht darauf zu stecken, auch vielleicht ein gutes Brot; aber ich möchte doch gern wissen, inwiefern Sie sich ihrer als einer reellen Versorgung freuen könnten. — Adieu, lieb Kind, grüß' Deine Luise tausend- und wieder tausendmal von mir; ich habe jetzt eine mehr, für die meine Gebete täglich aufsteigen; sag' ihr dies aber nicht, sie möchte es sentimental finden. Du weißt aber wohl, wie es gemeint ist, nicht wahr, mein guter kleiner Junge?

An Schücking.

Meersburg, 8. 1. 1844.

Dieser Brief, mein guter Levin, ist der Vorläufer eines größeren, den ich absenden werde, sobald ich auf diesen Antwort erhalten. Zuerst tausend, tausend Dank, mein gutes Kind, für die Liebe, mit der Sie Ihres Mütterchens gedacht und ihr eine Freude bereitet haben, eine recht große Freude, und das würde es immer bleiben, selbst wenn die Mineralien nicht so schön und die Autographen nicht so zahlreich und mir sonst so unmöglich zu erhalten gewesen wären. Vor allem freut mich Zedlitz, auch Laube und Duller sehr, und für die Stolterfoth haben Sie längst ein persönliches Interesse in mir angeregt, was mir ihre Handschrift sehr wert macht. Und wo hat mein Junge den guten Steingeschmack hergenommen? Das hat ihm ein anderer eingeblasen, er selbst ist viel zu dumm dazu. Die

Versteinerungen sind köstlich, und alle die Spate ganz vollkommen in ihrer Art. Aber wie haben Sie sich von etwas trennen können, was so komplett wie brauner Zucker aussieht? Es muß Ihnen zumute gewesen sein, als sollten Sie das Porträt Ihrer Geliebten fortschenken. Unter uns: was war Ihre erste Bewegung, als Sie ihn, den Spat, in die Hand bekamen? So sollten Sie lithographiert und Ihren sämtlichen Werken beigegeben werden, als schlagender Beweis der Kindlichkeit eines Poetenherzens. Während Ihr, liebes Volk, so freundlich an mich dachtet, habe ich indessen auch an Euch gedacht, d. h. für diesmal zumeist an Ihr Frauchen, der ich so gern ein Zeichen meiner herzlichen Zuneigung geben möchte. Wär' ich nur in Rüschhaus, dann wär' mir hunderterlei zur Hand, — Levins Mütterchen hat wohl schöne Sachen! — aber hier bin ich arm wie eine Kirchenmaus. Da habe ich denn meine Feder der ersten besten Gans in den Flügel gesteckt, meine blauen Strümpfe ausgezogen und ganz ordinärweg ein Paar Pantoffeln gestickt, die auch fertig sind, und die ich schicken will — kleines Pferdchen, jetzt stell' Deine langen Ohren auf! — die ich schicken will mit der gleichfalls fertigen Abschrift meiner sämtlichen Gedichte, sobald ich sicher bin, daß selbiges Hotto weder ausschlägt noch durchgeht. Ausschlagen heißt hier greulich räsonieren, wogegen ich allerdings ziemlich verhärtet bin; aber Durchgehen ist schlimmer, dann wird in der Regel der Reiter abgeworfen, und gerade die kleinen Pferdchen sind dann die schlimmsten mit Abgrasen, Vertrampeln usw. Ernstlich, Levin, ich erkenne Ihre Güte herzlich an, und sie ist mir gottlob! nichts Neues, bin auch jetzt selbst der Ansicht, daß es für alle Parteien am besten sein möchte, wenn meine Unterhandlungen mit Cotta durch Sie gehen. Laßberg ist hierin mit mir einverstanden; er hat sich anfangs sehr freudig angeboten, und nun kommt's ihm wie ein Riesenwerk vor, — Sie kennen seine Umständlichkeit, — er liest schon seit acht Tagen an dem Manuskripte, und mir kommt's vor, als blieb' sein Zeichen, eine fladrige Karlsruher Zeitung, die fast mit dem Hefte fortfliegt, immer auf derselben Stelle; und doch sagt er: „Ich beeile mich bestens, aber nachher wollen wir das Ganze etwas umständlicher durchgehen." Sie sehen, es wird mir gehen wie den Heiligen, die erst nach dem Tode zu Ansehen kommen; zudem wird ihm der Gedanke, Cotta Geldforderungen zu machen, jede Stunde beklemmender, — kurz, er paßt miserabel zu seinem Amte und wird's so gern niederlegen wie Sancho Pansa seine Statthalterschaft. Daß mir dann auch besser geholfen ist, versteht sich von selbst, und Ihnen, mein guter Levin, wollen wir

suchen, die Sache möglichst vorteilhaft zu stellen, und ich möchte um Ihretwillen herzlich wünschen, daß Cotta recht große Lust zu dem Handel hätte, d. h. nicht nur zu diesem, sondern auch zu den westfälischen Gemälden, woran ich nun gleich fortarbeiten werde, und was mir sonst noch prädestiniert ist. Sie könnten dann immer für denjenigen gelten, durch den ich allein mobil zu machen wäre, und ich würde jederzeit — und will auch jetzt — auf Bedingungen eingehen, wie ich sie mir von keinem andern würde gefallen lassen; d. h. solange Ihr Schicksal von Cotta abhängt, sonst, gestehe ich Ihnen, bin ich um einen Verleger gar nicht verlegen, und wär' mir unter gegenwärtigen tristen Umständen der Meistbietende der liebste. Machen Sie ihm, Cotta, also gemäßigte Forderungen, und geht er nicht darauf ein, so sagen Sie ihm, aber erst hintennach, daß ich nicht derart wäre, dergleichen unvernünftigerweise übelzunehmen — einen plausiblen Vorwand wird er ja schon stellen — und deshalb seinem „Morgenblatt" nach wie vor Beiträge schicken würde; kurz erhalten Sie ihn möglichst bei guter Laune und sich in dem Ansehen einer höchst einflußreichen Person. Laßberg will jetzt, daß ich seinen „Liedersaal" — heißt's nicht so? — verhochdeutschen soll, und zwar unter seinen Augen, wo er dann für die Richtigkeit und ich für die Harmonie zu stehen hätte; dies könnte dann Cotta auch bekommen, d. h. wenn ihn danach gelüstet, sonst nimmt's ein anderer, oder ich lasse die ganze Arbeit, die mir doch nicht sonderlich ansteht, auf der langen Bank liegen. Sie sehen, Levin, ich möchte gern alles für Sie tun, was ich kann; nun geben Sie mir dagegen aber auch ein Versprechen, und zwar ein ernstes, unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß Sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen. Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde gerade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, aber es Ihnen nie vergeben und einer inneren Erkältung nicht vorbeugen können. Habe ich bei Ihrem romantischen und malerischen Westfalen über manches weggesehen, so traten dort Umstände ein, die besondere Berücksichtigung verlangten: wir waren uns noch um vieles fremder; Sie, ein angehender Schriftsteller in unbequemen Verhältnissen, der seine ganze Hoffnung auf diese Arbeit setzte, hatten mich um die Balladen gebeten — von den prosaischen Notizen spreche ich nicht, das waren eben nur Notizen, zu beliebigem Gebrauch — und waren nun, sobald sie Ihnen mißfielen in der verzweifelten Lage, aus Höflichkeit mit bluten-

dem Herzen Ihr eigenes Werk, nach Ihrer Ansicht, verderben zu müssen. Fühlen Sie nicht, daß, sobald ich dies einsah, meine Lage noch viel epinöser war als die Ihrige und ich meinen Schultern um keinen Preis eine solche Verantwortung aufladen durfte? Sie können also keine Parallele von damals zu jetzt ziehen, und wenn Sie es dennoch tun, so täuschen Sie sich auf eine für unser so liebes und fruchtbringendes Verhältnis höchst traurige Art. Haben Sie mir aber Ihr Ehrenwort gegeben, so stelle ich Ihnen alles mit dem vollsten Vertrauen zu und will Ihnen dann die Sache möglichst erleichtern. Sie mögen mir nämlich, da ich sämtliche korrigierte Brouillons bewahrt habe, nur Gedicht, Strophe und Zeile bezeichnen, wo Sie Veränderungen durchaus nötig finden — eine Arbeit, die sich beim Durchlesen auf einem zur Seite liegenden Blatte schnell und leicht macht —, und ich schicke Ihnen dann mit der nächsten Post womöglich mehrere Lesarten zur Auswahl. Diese Korrekturen dürfen aber nicht von Ihrer Hand gemacht werden, d. h. im Manuskript, was Cotta geschickt wird, sondern eine fremde muß es tun. Den Grund begreifen Sie: hat Hauff seinen Glauben an meine Scharlatanerie so weit getrieben, Ihnen meine „Judenbuche" zuzuschreiben, so würde er hiernach keinen Augenblick zweifeln, daß Sie meine Gedichte erst durcharbeiten, eh' sie sich dürfen sehen lassen, und einen so kränkenden und, wie Sie am besten wissen, so durchaus ungerechten Argwohn werden Sie doch nicht auf Ihr Mütterchen bringen wollen. Es mag mir mitunter schaden, daß ich so starr meinen Weg gehe und nicht die kleinste Pfauenfeder in meinem Krähenpelz leide; aber dennoch wünschte ich, dies würde anerkannt. Es wäre mir deshalb lieb, Sie könnten Kolb, der ja doch so oft zu Ihnen kommt, auf eine ungezwungene Weise meine eingeschickten Varianten zeigen; sonst bleibt es doch immer verdächtig, daß eine fremde Hand darüber hergewesen ist.

Nun sagen Sie mir noch, wie ich mich bei Cottas schönem Geschenke zu benehmen habe. Die Herren Verleger sind zwar keine Freunde von überflüssigen Zuschriften, aber hierauf gehört doch wohl eine Antwort? Und schreibe ich in diesem Falle an den Herrn v. Cotta selbst oder an seine Buchhandlung? Wird der Brief den Gedichten fürs „Morgenblatt" — die ich Ihrer Auswahl überlasse — beigelegt oder, da die Redaktion des „Morgenblattes" etwas Getrenntes ist, einzeln abgeschickt? Hierin, wie in allem, was zum literarischen Verkehr gehört, überlasse ich mich gänzlich Ihrer Leitung und mache durchaus keinen Anspruch auf Gedankenoriginalität.

Und nun, mein liebstes Kind, adieu; dieser Brief kommt je eher, je besser zur Post. Tausend Liebes an Ihre bessere Hälfte, der ich in der nächsten Woche, id est: sobald ich Ihre Antwort habe, mit der ganzen Sendung so herzlich schreiben werde, wie es mir zumute ist und sie es durch ihre Freundlichkeit um mich tausendmal verdient hat. Adieu.

An Schücking.

Rüschhaus, 11. 2. 1846.

Von Schlüters höre ich blutwenig; das Professorchen wird älter, kälter und immer kränklicher, mag keine Fußtouren mehr unternehmen, — schreiben hat es nie gemocht, — ich kann jetzt auch weder schreiben noch kommen: so bleibt es beim Hinundhergrüßen, wenn sich die seltene Gelegenheit dazu findet. Doch weiß ich, daß Schlüterchen vergnügt ist, — vergnügt in seinem Gott, seinem Bewußtsein, „Welt und Glauben" geschrieben zu haben, und der Diktatur über ein neues Elf-Uhr-Kränzchen, das dem früheren bedeutend nachsteht und ihm somit ein um so angenehmeres Gefühl von Überlegenheit gibt. Das soll kein Spott sein, Levin: ich habe Schlüterchen von Herzen lieb, stelle seinen Charakter und seine Kenntnisse sehr hoch; so war es mir sehr leid, daß er sich in ein Feld wagte, wo keine Lorbeeren für ihn wachsen konnten, und freut es mich jetzt sehr, daß die Umstände eine angenehme und natürliche Täuschung herbeiführen; denn seine jetzige Umgebung schwört nicht höher als bei den endlosen Sonetten. Die Lombard ist unzertrennlich von ihm und hat mit an dem Buche geschrieben. Dies zur Nachricht, wenn Sie mit ihr zusammentreffen sollten, wie auch, daß fortwährend die strengste Anonymität behauptet wird und Schlüterchen von den grausamsten Unglücksfällen — Verlust seines Gnadengehalts, gänzliche Leere seines Hörsaals usw. — phantasiert, wenn er auf der Poeterei ertappt würde. Bewahren Sie also dieses öffentliche Geheimnis, ich mag nicht als die Verräterin genannt werden.

Daß Sie Ihre Gedichte nicht wohl nach Meersburg schicken können, sehe ich ein; doch wäre es sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie dem alten Laßberg mal schrieben und dies anführten. Das ehrt ihn, er sieht dann, daß Sie an ihn gedacht, und ist vielleicht so hitzig auf das „Donum Autoris", daß er es sich dennoch ausbittet; vielleicht auch läßt er es statt dessen aus Tübingen kommen — in Konstanz ist ja nichts — und schreibt

hinein „Ex Intentione Autoris“. Wir gehen diesen Sommer wieder hin. Diese öftere Wiederkehr ist doch merkwürdig! Bei meinem ersten Aufenthalt dort habe ich wahrlich auf keinen dritten zu rechnen gewagt. Sie werden sich erinnern, wie oft ich gesagt, man müsse die Gegend recht genießen, die Wahrscheinlichkeit des Wiedersehens verhalte sich wie eins zu hundert. Das sind ein paar eiserne Naturen, mein Mamachen und der Laßberg! Die eine würde, mit ihren dreiundsiebzig Jahren, noch vor keiner Reise nach Amerika erschrecken, und der andere hustet sich zwar jeden Winter halb tot, aber es schadet ihm nichts; Gott erhalte beide noch lange so rüstig! Ich weiß nicht, wie Mama sich darin finden will, wenn endlich das gar zu hohe Alter sie weniger mobil macht.

An Schlüter.

Hülshoff, 13. 4. 1846.

Sie wissen nicht, was ich in den letzten Tagen gelitten habe, und welche durchdringende Erquickung mir Ihre treue, vertrauensvolle Freundschaft grade jetzt sein muß. Ich habe Schückings scheußliches Buch gelesen, ich habe es von wahrhaft wohlmeinender Hand erhalten, mit dem Zusatze, „ich müsse es leider lesen, da ich in dem allgemeinen Verdacht stehe, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben“. Sie haben es nicht gelesen, und hätten Sie es gelesen, so würden Ihnen doch hundert Anspielungen (die leider andern Orts nur zu wohl verstanden werden) unverständlich bleiben, und Sie nicht halb begreifen, wie mir zumut' sein muß. Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind, und was unglaublich scheint, ist sich dessen ohne Zweifel gar nicht bewußt. Gottlob darf ich mir keine Indiskretionen vorwerfen, aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Hausfreund! O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten! Er hat mich über manches, was mir Nahestehende betraf, befragt, über Intentionen, Handlungen, die einen Schatten auf sie zu werfen schienen, und meine warme Verteidigung benutzt, um kleine Umstände daraus zu stehlen, die den von nächster Hand Unterrichteten bezeichnen, und sie dann nicht nur mit alle den Flecken, von denen ich sie mit Recht zu reinigen suchte, sondern auch mit allen Zutaten einer des Juif errant würdigen Phantasie an den Pranger gestellt. Dies ist mein direktester Anteil an seiner Schuld, mein indirekterer,

aber noch schädlicherer ist, daß ich ihn in mehrere Familien und bei so manchem einzelnen Freunde, den ich für sein Fortkommen zu interessieren wünschte, eingeführt, mich für seinen Charakter verbürgt und ihm dadurch Gelegenheit gegeben habe, sich die pikantesten für einen Roman brauchbarsten Persönlichkeiten zu merken und zu diesem Zwecke anderwärts sie betreffende Partikularitäten aufzulesen, natürlich je krasser und unwahrscheinlicher desto mehr Hoffnung auf literarischen Erfolg! Schlüter! ich bin wie zerschlagen. O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen! selbst einen sonst gutmütigen Menschen; denn das bleibt Sch., die Gerechtigkeit nötigt mich, dies selbst in diesem schweren Moment anzuerkennen. In seinem letzten Briefe konnte er mir Geld für einige Gedichte im Feuilleton schicken. Seine Zeilen strahlten von Freude hierüber, und das war kein Betrug. Er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westfalen überhaupt und hat bei seinem Buche an nichts gedacht als dem Eugène Sue den Rang abzulaufen; aber er ist verloren, denn er hat die einzige Stütze fahren lassen, an der wir uns von unsern Fehlern und Schwächen aufrichten können. Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt; er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: „Herr vergib ihm, er weiß nicht, was er tut." Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten zu sich zurückzuführen, oft durch Not und Kummer, und die sehe ich, bei Sch. Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talents, in nicht zu weiter Ferne voraus. Ich bin sehr bewegt und mag für jetzt nicht weiter schreiben.

Dienstag, 14ten. Ich habe mit meinem Bruder gesprochen und bin jetzt viel ruhiger. Er hat eher als ich um Buch und Gerücht gewußt und mich nur nicht damit betrüben wollen, da er sich den Zusammenhang sehr leicht selbst herausgefunden. Ob er sich anfangs geärgert hat, weiß ich nicht; jetzt ließ er sich nichts merken, meint: eben das überwiegend Krasse und Unwahre darin könne nur allgemeine Indignation erregen und keinem der Angegriffenen schaden, ebensowenig könne, wenn auch einzelne harmlose Umstände als von mir erzählt erkannt würden, ein vernünftiger Mensch diesen Glauben auf die übrigen entstellten und ehrenrührigen ausdehnen, eine Ungerechtigkeit könne leider nur zu lange standhalten, aber eine Albernheit zerfalle in sich selbst, und dieses sei eine Albernheit. Ich kann die Sache nicht so leicht nehmen, bin aber doch viel ruhiger, nun es von dieser Seite ohne Verdruß abgegangen ist; denn Werner kränkelt seit

Monaten, und ich fürchtete sehr den Einfluß des Ärgers. Übrigens warnte er mich vor auffallenden Schritten, selbst vor weitläufigen Erörterungen gegen Freunde. Stillschweigen und den Nebel verrauchen lassen sei das beste, er, der Nebel, werde schon von selbst sinken, wogegen ein einziges, am unrechten Orte wiederholtes Wort mir eine giftige Feder auf den Hals hetzen könne, eine Lage, der ein Frauenzimmer sich nie aussetzen dürfe. Wo man nicht von dem Buche rede, solle ich auch nicht davon anfangen, wo ich aber darnach gefragt werde, mein Urteil als Christin und Westfälingerin frei und streng aussprechen und im übrigen jedes Verhältnis zu Schücking so schnell und vollständig als möglich, aber nicht gewaltsam auflösen. Ich werde sonach unsre ohnedies fast entschlafene Korrespondenz völlig liegen lassen, keine Beiträge mehr ins Feuilleton schicken und bei unserer Reise nach Meersburg ein Dampfboot wählen, was in Köln nicht anhält, so ist die Auflösung von selbst da, und die Verjährung folgt ihr auf der Ferse. So muß ich Sie auch bitten, liebster Freund, den Inhalt dieses Briefes niemanden mitzuteilen. Selbst Ihre geprüfte achtungswerte Freundin, die Rätin Lombard, kann ich hiervon nicht ausnehmen, obwohl ich sie sonst für verschwiegen wie das Grab halte; aber sie kömmt oft nach Bonn, und ich halte ihr Rechtlichkeitsgefühl für zu stark, um sie nicht der äußersten Versuchung auszusetzen, wenn es dort über mich herginge; und Bonn ist sehr nahe bei Köln, bei dem jetzigen Verschwinden alles Raumes fast wie derselbe Ort. Selbst Münster ist von Köln jetzt nicht entfernter als früher Telgte. Vergessen Sie das nicht, liebster Freund. Was ich selbst nötigenfalls, d. h. wenn ich direkt mit Fragen angegriffen werde, über diesen Punkt sagen werde, ist mir selbst noch nicht recht klar; jedenfalls die Wahrheit, aber wahrscheinlich nicht weiter, als die Frage geradezu verlangt. Ich habe eine 75jährige Mutter zu schonen und bin deshalb entschlossen, jedem Anlasse zu Klatschereien (und der liegt in jedem Hin- und Herreden) möglichst aus dem Wege zu gehn. . . .

An Elise Rüdiger.

Meersburg, 4. 2. 1847.

An körperlicher Bewegung habe ich mich denn auch in der letzten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett völlig hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus

gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen — ich mutterseelenallein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen und ich im Notfall an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht errufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld; ich hätte ja nur Jennchen und Anna zu Hause behalten können, aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und schnauften so furchtbar, daß es mir gar nicht einfiel, jemand dem großen Werke zu entziehen. Lieber ging ich nach Hülshoff, nicht ohne Scheu vor Gottes neunfachem Segen dort. Werner und Line empfingen mich an der Treppe jubelnd und spottend, daß die Langeweile mich endlich hergetrieben, wurden aber mäuschenstill, als ich so elend aus dem Wagen stieg und nach einigen Minuten im Wohnzimmer ohnmächtig wurde. Man brachte mich gleich in meine Stube, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich bis zu meiner Abreise die sorgsamste, zärtlichste Pflege dort genossen habe. (Aber die Krankheit verschlimmerte sich, und es erschien unwahrscheinlich, daß Annette einem westfälischen Winter gewachsen sein würde.) ... Ich sagte: nach Meersburg! Werner meinte, er wolle froh sein, wenn er mich nur bis Bonn hätte, dort sei auch schon Bergluft und sehr geschickte Ärzte. Der arme Schelm war ganz betrübt; Reisen schien ihm eigentlich unmöglich und Bleiben noch schlimmer. Er gab mir seinen (Sohn) Heinrich mit, der gerade in den Münchener Ferien dort war, und fuhr selbst mit bis Münster, um zu sehen, wie mir das Fahren bekomme; aber das Rütteln tat mir wohl. ... Der Weg bis Bonn wurde mir recht schwer. Hätte ich den Heinrich nicht bei mir gehabt, der mich fortwährend im Arme hielt und überhaupt pflegte wie eine Wartfrau, ich wäre im ersten besten Dorfe liegen geblieben. Er verließ mich mit der Überzeugung, daß ich in Bonn bleiben werde, was auch Pauline, deren Empfang rührend herzlich war, als ausgemacht annahm. Mir wurde in Bonn besser oder wenigstens bequemer. Die

inneren Krämpfe fingen an, sich nach Fieberart auf gewisse Stunden zu beschränken, wo sie freilich um so ärger hantierten; ich gewann aber freie Zeit, wo ich sogar aufstehen und Besuche sehen konnte. . . . (Junkmann) nahm sehr besorgt Abschied von mir, als ich den scheinbar tollen Entschluß ausführte, ganz allein die weitere Reise nach Meersburg zu unternehmen. — Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung und wollte bei den Meinigen sterben. Ich machte mich in der letzten Zeit stärker, als ich war, um Paulinens Widerstand zu besiegen, die mich nicht begleiten konnte und mich mit großer Liebe und Sorge entließ. Sie hatte alles getan, mir die Reise zu erleichtern, mir alle Karten für Dampfboote und Eisenbahnen, sogar für den Omnibus bis Freiburg verschafft (diese Anstalten stehen miteinander in Berechnung) und zugleich ein Empfehlungsschreiben vom Direktor der Kölnischen Dampfschiffahrt, was, an sämtliche Wagen- und Schiffkondukteure gerichtet, ihnen jede Rücksicht für mich auf die Seele band. So bin ich übergekommen, fast so bequem wie in meinem Bette, d. h. bis Freiburg. Die Herren Kondukteure führten mich immer gleich in den Pavillon, nahmen anderen Kanapees und Kissen, um es mir bequem zu machen, versorgten mein Gepäck, banden mich den Marqueurs so eng aufs Gewissen, daß fast jede Viertelstunde einer kam, nachzusehen, ob ich etwas bedürfe; und wenn wir angekommen waren, ließen sie mein Gepäck gleich in das morgige Dampfboot bringen und führten mich selbst an den Omnibus. Auf der Eisenbahn ging es ebenso; ich bekam beide Male einen Waggon für mich allein, und fast bei jeder Station erschien ein Gesicht am Wagenschlage, um zu fragen, ob ich etwas bedürfe. Und doch hat dies alles meine Reise nur unbedeutend verteuert. Die Kondukteure nahmen nichts und meine männlichen Wartfrauen waren am Rhein mit einem Gulden, weiterhin schon mit dreißig Kreuzern überglücklich. Sie sehen, lieb Lies, ich bin wie in einem verschlossenen Kästchen gereist und habe (außer meinen lieben Wartfrauen) kein fremdes Gesicht gesehn, nicht mal in den Gasthöfen, wo ich mir gleich ein eigenes Zimmer geben ließ, wenn ich auch nur eine halbe Stunde blieb. So fühlte ich mich in Freiburg so wenig erschöpft, daß, statt wie früher beschlossen, Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß, obwohl er abends abging. Meine Empfehlungen waren zu Ende, aber mein Glück verließ mich auch hier nicht. Ich hatte bis Mitternacht einen Beiwagen ganz für mich allein; dann mußte ich freilich in den allgemeinen Rumpelkasten voll schnarchender Männer und Frauensleute,

die brummend und ächzend zusammenrückten, als ich mich einschob. Dann ging das Schnarchen wieder an; ich allein war wach bei dieser scheußlichen Bergfahrt und merkte allein, wie den Pferden die Knie oft einbrachen und der Wagen wirklich schon anfing, rückwärts zu rollen. Mein Vis-à-vis stieß mich unaufhörlich mit den Knien, und die Köpfe meiner Nachbarn baumelten an mir herum, doch gottlob! nicht lange. Es war noch stockfinster, als wir mit der Post nach Konstanz zusammentrafen, und siehe da! meine ganze Bagage kugelte und kletterte zum Wagen hinaus, und ich war wieder frei! frei! und machte mir ein schönes Lager aus Kissen und Mantel, auf dem ich es sehr leidlich aushalten konnte bis nach Stockach, wo ich um zehn ankam, gleich Extrapost nahm und in Meersburg die Meinigen noch bei Tisch antraf ... Hier war große Freude über meine Ankunft, aber auch große Bestürzung über mein Aussehen. Ich mußte gleich zu Bette und zwei Ärzte annehmen, einen aus der Stadt und den sehr geschickten Brunnenarzt von Überlingen. Da habe ich denn viele Medizin geschluckt und bin immer elender darnach geworden, zuletzt so nervenschwach, daß mir jedes Wort klang wie eine Posaune und zuweilen im Stockfinstern mir das Zimmer für einige Sekunden erleuchtet schien wie vom grellsten Sonnenschein und ich die kleinsten Gegenstände genau unterscheiden konnte, ... und dabei Fieber und Beklemmung und dabei halb tot husten! Ach, Lies, ich war schrecklich elend und wünschte auch gar nicht, wieder besser zu werden, nur tot! tot! — Endlich erklärte der Brunnenarzt, mir tauge keine Medizin ohne Ausnahme, ich sei in allen inneren Teilen völlig gesund, aber meine Nerven in einem Zustande der Überreizung, wie ihm noch nie vorgekommen. Er habe mir Dosen gegeben, wie sie für ein eben geborenes Kind paßten, und ich habe die ihnen entsprechenden Zufälle bekommen, als ob er mich mit ganzen Pfunden vergiftet hätte. Er fügte hinzu: „Könnte ich an Homöopathie glauben, so wäre dies das einzige, was ich bei Ihnen anwenden möchte; aber so leben Sie wenigstens homöopathisch. Ich sage jetzt aus voller Überzeugung, daß Ihr natürlicher Widerwille gegen Gewürze, Wein usw. Ihr größtes Glück gewesen ist, und Ihre Hartnäckigkeit, siebzehn Jahre lang keine Arznei zu nehmen, das Klügste, was Sie tun konnten. Ich kann Ihnen nichts verordnen als die möglichste geistige und körperliche Ruhe. Liegen Sie ganz still. Schlafen? — Soviel Sie irgend können. Denken? — Womöglich gar nicht, oder nur Angenehmes, was Sie nicht aufregt. So werden Sie sich wahrscheinlich allmählich von selbst erholen." — Und so ist es auch gekommen;

ich bin jetzt eigentlich hergestellt, aber noch ungeheuer schwach und reizbar, kann noch keine drei Seiten nacheinander lesen, und dieser ist mein erster Brief, an dem ich gewiß schon vierzehn Tage lang schreibe . . . Seit meiner Ankunft habe ich mein Zimmer nicht verlassen und nehme außer der (Fürstin) Salm durchaus keinen Besuch an. Dennoch habe ich Gesellschaft genug in meiner Spiegelei. Laßberg kommt jeden Nachmittag auf eine Stunde, und Mama und Jenny bringen regelmäßig die Abende bei mir zu. Dann wird aber alles Aufregende im Gespräche vermieden, und ich höre, auf einen großen Lehnsessel an der Schattenseite des Ofens gekauert, ganz behaglich an, was von Tagesbegebenheiten, kleinen Abenteuern auf Spaziergängen usw. vorgebracht wird. Überhaupt langweile ich mich gar nicht, meine Phantasie arbeitet nur zu sehr, und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja, jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu mitunter recht schönen Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene, etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit. Sie sehen, wie überreizt ich noch bin. Gott, dürfte ich jetzt schreiben, d. h. diktieren, wie leicht würde es mir werden. Aber wie bald würde ich auch wieder alle viere von mir strecken! . . . Mein Entschluß, mich von allen literarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen, immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Rezension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den überhandnehmenden persönlichen Antipathien und Sympathien immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklange mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zuliebe versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich! Und doch wird manches sonst gesunde Urteil dadurch für Augenblicke konfus gemacht, obwohl es nicht nachhält und jeder doch kauft und liest, was ihn freut, und liegen läßt, was ihm trotz aller Lobpreisungen nicht zu Gemüte will . . .

Anmerkungen

Vorbemerkung.

Die vorliegende Ausgabe umfaßt sämtliche Dichtungen Annettens von Droste-Hülshoff, die bisher im Druck erschienen sind, und erschließt sowohl im Lebensbild wie in den Einleitungen zu den Werken der Dichterin neue wichtige Quellen für die Erkenntnis ihrer künstlerischen Eigenart und die Würdigung ihrer Schöpfungen. Der erste Teil enthält die Gedichte, die hauptsächlich Annettens literarische Stellung begründeten, und die „Letzten Gaben", die nach ihrem Tode von Schücking veröffentlicht wurden. Dann folgt im zweiten Teil ihr leider Fragment gebliebenes religiöses Selbstbekenntnis „Das geistliche Jahr". Ihm sind die Jugendgedichte angegliedert und einige während der letzten Jahre aus ihrem Nachlaß erschienene poetische Erzeugnisse, wie „Des Arztes Tod" und das Widmungsgedicht zu dem Ritterepos „Walter". Der dritte und vierte Teil bringen die drei Epen und das Epyllion „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers", der fünfte vereinigt mit der Meistererzählung „Die Judenbuche" die fragmentarischen Versuche der Droste im Roman, in der Novelle, Skizze und im Drama. Eine Auswahl der Briefe bildet im sechsten Teile den Abschluß. Als Textvorlagen dienten Urdrucke und Handschriften. Für die Wiedergabe der „Gedichte" war mir die von Annette selbst besorgte Cottasche Ausgabe vom Jahre 1844 maßgebend, und die im Besitze des Provinzialmuseums in Münster befindliche Handschrift, auf der jene Edition beruht, wurde zur Vergleichung herangezogen. In diesem Manuskript fand ich ein bisher unbeachtet gebliebenes Briefblatt, worauf Annette ihrem Freunde Schücking Anweisungen für die Drucklegung der Gedichte gibt und Lesarten zur Auswahl mitteilt. In dem Briefe Annettens an Schücking vom 17. Januar 1844 wird dieses interessante Schriftstück mehrfach erwähnt, es ist aber bis heute nicht veröffentlicht worden. Acht Gedichte der „Letzten Gaben" lagen mir in Reinschriften von Annettens Hand vor, die sich im Nachlasse Adele Schopenhauers gefunden haben. Für den Abdruck des „Geistlichen Jahres" benutzte ich das Manuskript, das, ehemals Eigentum Professor Schlüters, jetzt der Provinz Westfalen gehört. Auch das im Hülshoffer Archiv aufbewahrte „fuchsige Buch" Annettens, worin die beiden Epen „Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard" und „Des Arztes Vermächtnis" autographisch enthalten sind, sowie eine bisher unbekannte Abschrift des Lustspiels „Perdu" mit Randbemerkungen der Verfasserin konnte ich der Textgestaltung zugrunde legen.

Hierbei verfuhr ich nach den von der Redaktion der Goldenen Klassiker-Bibliothek aufgestellten und seit Jahren bewährten Grundsätzen. Offenbare Druckfehler wurden beseitigt, die rein äußerliche, den Laut der Worte nicht berührende Schreibung nach der jetzigen Orthographie geregelt, die Interpunktion, auf die Annette keine grundsätzliche Sorgfalt verwandte, nach dem heutigen Gebrauch dem Sinn des Textes entsprechend zuweilen verändert. Für das Lebensbild benutzte ich die ungedruckten Briefe Schückings an Freiligrath, die bisher von der Droste-Forschung nicht beachtet sind, obwohl sie interessante Einzelheiten aus dem persönlichen Verkehr Annettens mit ihrem Schützling und späteren Freunde enthalten. Auch einige bemerkenswerte mündliche Mitteilungen Professor Schlüters konnte ich für die Lebensskizze verwenden. Die Einleitungen schildern ausführlich die Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen, kennzeichnen ihren künstlerischen Wert und ihre literargeschichtliche Bedeutung und Wirkung. Die Anmerkungen im Anhang des letzten Teiles suchen durch kurzgefaßte Sinn- und Sacherklärungen, durch eine Auswahl der wesentlichsten Textveränderungen und Angaben der ersten Drucke dem Leser das Verständnis der Dichtungen zu erleichtern und der Forschung Anregungen und Ergebnisse zu liefern. Namentlich in den Quellennachweisen konnte ich die Arbeiten der Droste-Biographen ergänzen. Diese verdienten Männer richteten bei den Untersuchungen der Vorbilder Annettens fast immer nur den Blick auf die Größen unserer Literatur und berücksichtigten (mit Ausnahme von Eduard Arens) zu wenig die Tagespresse der dreißiger und vierziger Jahre. Das ist so, als wenn ein Arzt, der sich über die Lebens- und Ernährungsweise seines Patienten unterrichten will, nur die Festdiners in Anschlag bringt, die dieser gelegentlich einnimmt, und die Mahlzeiten, die er täglich genießt, ganz außer acht läßt. Ich habe nun für diese Ausgabe die westfälischen Tagesblätter und Zeitschriften, die Annette regelmäßig zu lesen pflegte, einer genauen Durchsicht unterworfen und bin durch manchen überraschenden Fund belohnt worden.

Anmerkungen zu Teil 1.

Von den Gesamtausgaben der Werke Annettens nenne ich folgende: Gesammelte Schriften von Annette von Droste-Hülshoff, hsg. von Levin Schücking. Stuttgart 1878, 3 Bde., 2. Aufl. 1898; Gesammelte Werke, hsg. von Elisabeth von Droste-Hülshoff, mit einem Charakterbild von Wilhelm Kreiten, Paderborn 1884—87, 2. Aufl. Paderborn 1900; Sämtliche Werke, hsg. von Eduard Arens (Leipzig, Hesse).

Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff (an Prof. Schlüter und Junkmann, hsg. von Schlüter), erschienen Münster 1877, 2. Aufl. 1880; Briefe an Sprickmann, hsg. von Hermann Hüffer, „Deutsche Rundschau" 1881; Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, hsg. von Theo Schücking, Leipzig 1893; Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, herausgegeben und erläutert von Hermann Cardauns, Münster 1909 („Forschungen und Funde", hsg. von Franz Jostes. Bd. 2, Heft 1—4).

Levin Schücking, „Annette von Droste, eine Charakteristik" in Kinkels Taschenbuch vom Rhein 1847. — Levin Schücking, „Annette von Droste, ein Lebensbild", Hannover 1862; 2. Aufl. 1871. — Levin Schücking, „Lebenserinnerungen", Breslau 1886. — Levin Schücking, Einleitung zu den Gesammelten Schriften, s. o. — Karl Frenzel, „Büsten und Bilder", Hannover 1864. — Johann Claassen, „Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen", Gütersloh 1879; 2. Aufl. 1882. — Leopold Jacoby, „Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin", Hamburg 1890. — Hermann Hüffer, „Annette von Droste und ihre Werke", Gotha 1887; in 3. Aufl. bearbeitet von Hermann Cardauns, Gotha 1911. — H. Landois, „Annette von Droste-Hülshoff als Naturforscherin", Paderborn 1890. — Wilhelm Kreiten, „Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, ein Charakterbild", Paderborn 1884; 2. Aufl. 1900 (s. o.). — Richard M. Meyer, „Deutsche Charaktere", Berlin 1897, S. 138—165. — J. Riehemann, „Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Drostes Dichtungen", Osnabrück 1896—98 (Programm des Gymnasiums Carolinum.) — J. Wormstall, „Annette von Droste im Kreise ihrer Verwandten und Freunde", Münster 1897. — Zottmann, „Deutschlands größte Dichterin", Frankfurt a. M. 1897. — K. Budde, „Das geistliche Jahr der Annette von Droste" in den „Preußischen Jahrbüchern" Bd. 69. — Wilhelm von Scholz, „Annette von Droste als westfälische

Dichterin", München 1897. — A. Bankwitz, „Die religiöse Lyrik der Annette von Droste", Berlin 1899. — Franz Jostes, Kritik der Kreitenschen Biographie im „Euphorion", Bd. 8, S. 782 ff. — E. Arens, „Das Balladenjahr der Annette von Hülshoff" in der Festschrift des Breslauer germanistischen Vereins 1902. — Karl Busse, „Annette von Droste-Hülshoff", Bielefeld und Leipzig 1903. — Bertha Pelican, „Annette von Droste-Hülshoff", Freiburg i. B. 1906. — Gabriele Reuter, „Annette von Droste-Hülshoff" in der Sammlung „Literatur" 1905. — Wilhelm von Scholz, „Droste-Hülshoff" in „Die Dichtung", Bd. 11. — Levin Ludwig Schücking, „Annette von Droste und Levin Schücking" in „Süddeutsche Monatshefte", 6. Jahrgang, 4. Heft (April 1909), S. 448 ff. — Bertha Badt, „Annette von Droste, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur", Leipzig 1909. — Robert Muckenheim, „Der Strophenbau bei Annette von Droste", Münster 1910. — Richard Fritze, „Der Anteil Annettes von Droste-Hülshoff an Levin Schückings Werken", Greifswald 1911.

Die hier nicht genannten Schriften und Aufsätze über die Dichterin sind in den Einleitungen und Anmerkungen mitgeteilt.

Gedichte 1844.

Zeitbilder.

Auf dem in der Vorbemerkung erwähnten Blatte schreibt Annette an Levin Schücking: „Zeitbilder. Bin ich ungewiß, ob sie so zusammen sich nicht zu grell ausnehmen und zwischen den ‚Vermischten Gedichten' sich besser machen würden, wenigstens haben sie Laßberg und Jenny so zusammen wenig angesprochen, und sind doch gewiß, einzeln genommen, von den besten mit; — nur würde die Anreihung an ‚Meine Toten' fast lächerlich sich ausnehmen, wenn nicht unmittelbar etwas Derartiges stehe, Ernstes und Gewagtes darauf folgte, was das ‚Ernste Wagen' (vgl. das Gedicht ‚Meine Toten', T. I, S. 88, Z. 7) bestätigt. — Auch würde dies dann erst sehr spät, wenn man die Einleitung längst vergessen, folgen, da es sich nicht wohl schicken würde, die vermischten Gedichte gleich vorn anzuschieben, wozu sie zu leicht, zu wenig imposant sind und zuviel Heiteres, fast Kindisches enthalten, (nach einer so pathetischen Weihe) — eher die Heidebilder."

Ungastlich oder nicht? (S. 23.) Der Zusatz „In Westfalen" ist von Schückings Hand. Das Gedicht erinnert inhaltlich an Freiligraths im August 1839 entstandenen „Freistuhl zu Dortmund". Es ist wahrscheinlich im Frühjahr 1840 verfaßt. Über den Titel vgl. Briefe von Annette von Droste-Hülshoff an Levin Schücking, S. 252. — V. 12 die eigne Stimme. Der Sinn ist folgender: Frei von

jeder Beeinflussung soll der Fremde sich selbst eine Ansicht über unser Land bilden, denn wir Westfalen wollen nicht durch das günstige Urteil bestochener Zeugen die Schmähungen zu entkräften suchen, die von Menschen gegen uns erhoben werden, welche im Solde unserer Feinde stehen. — V. 19. trügend Gleis. Der Sinn ist: Du bist uns willkommen, wenn dein Wort nicht wie ein falsches und trügerisches Geleise ist, wenn es nicht heuchlerisch die Wahrheit befleckt und entstellt, die sich auf deine Lippen drängt. — V. 34. Du gönntest lieber usw. Die Dichterin meint: Wenn du unsere Landesart verachtest und ein Vergleich zwischen deiner und unserer Heimat dir als eine Herabsetzung deines Volkstums erscheint, so wandere weiter! —

Die Stadt und der Dom. (S. 25.) Annette schreibt darüber an Schücking: „Wird Ihnen vielleicht anstößig sein, doch könnte ich mich nur sehr schwer entschließen, es aufzugeben, da es nicht nur vollkommen, sondern gewiß auch eines der besten Gedichte ist." Der Untertitel: „Eine Karikatur des Heiligsten" findet sich nur in der Originalausgabe vom Jahre 1844 und enthält eine Anspielung auf Steffens' „Karikaturen des Heiligsten", Leipzig 1819. Vgl. Annettens und Schückings Briefe, S. 253f. — V. 8. Opferheller. Der Artikel ist ausgelassen. — V. 12. Die Stadt! d. i. Hamburg nach dem großen Brande von 1842. — V. 42. Kreuzesmassonei = Kreuzesritterschaft; mhd. massenie, ritterliche Gesellschaft. — V. 49. Der Demut Braun. Die braune Farbe ist das Sinnbild der Demut. — V. 64. Babels Zinne. Er sieht in dem Dom nicht mehr ein Gotteshеiligtum, sondern lediglich ein Denkmal menschlicher Größe und Kunst. — V. 67. flutet. Das Wort ist transitiv gebraucht. — V. 70. Diplom. Ehrentitel eines Kunstliebhabers und Menschenfreundes. — V. 99. Felonie = Verrat. — V. 106. Weltenvolk. Die Größe eines Volkes beruht nicht in seinen Kunstdenkmälern, sondern in seiner sittlichen Kraft.

Die Verbannten. (S. 28.) V. 4. Des Westen. Alter Genitiv von West. — V. 88. Der Unken zart Geläute. Die Unken werden im Volksmunde auch Glockenfrösche genannt.

Der Prediger. (S. 31.) Nach Kreiten (Ges. Werke 3, S. 17) zählt dieses Gedicht zu den allerältesten der Droste, aus der Zeit des „Walter". Nach meiner Meinung ist es etwa 1839 unter Freiligrathschem Einfluß entstanden, der in den Wendungen und Bildern deutlich wird, z. B. V. 3: Memnons Säule; V. 36: Ein Adler, ruhend auf Jehovas Hand; V. 40: Jordans Wallen; V. 41: Horebs Zedernhallen. — Das alles findet sich bei Freiligrath. — V. 3. Memnons Säule. Die Kolosse vor einem Tempel im ägyptischen Theben begannen der Sage nach zu klingen, wenn der Strahl der Morgensonne sie berührte. — V. 4. Balke. Veraltete Form, die auch Rückert gebraucht. — V. 8. Fackelzug. Beim Fackelschein wurde er zu Grabe getragen. — V. 28. an der Tumba schwarzer Flämmchen Knistern. Rings um den Katafalk brannten schwarze Kerzen, wie es damals in Münster bei vornehmen Begräbnissen üblich war. — V. 50. Die Heller ließ er klingen. Er prüft den Reichtum, ob er auf ehrliche Weise erworben ist, und enthüllt den unter äußerem Prunke verborgenen Moder.

An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich. (S. 33.) In der Handschrift ist die ursprüngliche Lesart „Blaustrümpfe" durchstrichen und „Schriftstellerinnen" von Schücking darübergeschrieben. Annette hat aber diese Korrektur gebilligt. — V. 3. Syrinxflöte. Hirtenpfeife, benannt nach der in ein Schilfrohr verwandelten Nymphe Syrinx. — V. 11. Selinde. Beliebter Name in den Hirtengedichten des 18. Jahrhunderts. — V. 15. eurem, ebenso V. 23: eures. Schücking änderte „eurem" in „ihrem", „eures" in „ihres", fand aber damit nicht den Beifall Annettens. Denn die Ausgabe von 1844 stimmt hier mit dem ursprünglichen Wortlaut der Handschrift überein. — V. 32. Der Führer. Das echt weibliche züchtige Empfinden. — V. 48. vor'm Weih. In der Handschrift „vom Weih", von Schücking verbessert. — V. 55. Der kecke Falk. Der Sinn ist folgender: Prüft euch, ob eure Geistesschwingen stark genug sind, euch zu den Höhen der Kunst emporzutragen. Bedenkt, daß die kleinen Talente wie kecke Falken überall zu finden, während die großen schöpferischen Geister selten sind. — V. 60. des Blutes gnadenvoller Spende: Haltet die Bande des Blutes heilig, die Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe.

Die Gaben. (S. 35.) V. 17. Zotten (ahd. zotta, mhd. zote, zotte) = Haarzotte, Flausch, grobe Wolle. — V. 21. erblinde. Hier = blind mache, blende. — V. 36. Schweine dann zu Roß zu treiben. Riehemann (S. 57) weist auf Fritz Reuters „Läuschen un Rimels" hin, wo einer der beiden Bauernjungen auf die Frage:

„Wat dedst du, wenn du König wirst?"

erwidert:

„Dat will 'k di seggen! Wenn ik König wir,
Ik hödd min Swin man blot tau Pird'."

(Läuschen un Rimels I, Nr. 57, vgl. Reuters Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. I, S. 142, V. 51, 56 f.

Vor vierzig Jahren. (S. 36.) Vgl. darüber Einleitung zu den „Gedichten", S. 2, Z. 35 f. — V. 17. Brodem = Rauch. — V. 19. Herzens Odem. D. h. man war noch mit dem Herzen dabei.

An die Weltverbesserer. (S. 38.) Zuerst erschienen im „Morgenblatt" (Jahrgang 1842, Nr. 73, S. 289) unter dem Titel „Warnung an die Weltverbesserer". — V. 8. Reicht goldne Hand dir den Obol. D. h. die schöne Hand reicht dir eine minderwertige Gabe. — V. 10. Höhlen gibt es. Z. B. die Blaue Grotte auf Capri. — V. 20. weiß, mit blauen Malen. Die Anzeichen der Beulenpest. — V. 29. Den gift'gen Pfeil. Hinweis auf die mythologische Erzählung von der Entstehung des Sternbildes „Der Pfeil" im Zeichen „des Schützen". Von eines Gottes Hand berührt, ist der verderbliche Pfeil in der Höhe festgebannt; aber einst wird er niederfallen und mit dem Gift der Höllengötter, dem alles verzehrenden Feuer, den Weltbrand entfachen. — V. 37. Drum poche sacht. Dringe nicht zu gewaltsam und ungestüm auf eine Änderung des Bestehenden.

Alte und neue Kinderzucht. (S. 39.) V. 9. und deiner Pflicht. Zu Gottes Ehre habe ich dich zu deiner Pflicht erzogen, zur Pflicht-

erfüllung angeleitet. — V. 12. zwei Augen. D. h. die Augen seines Vaters. — V. 55. Durch deutsche Hand ist die Geisteskneehtschaft gebrochen, ist der Brand an die Türe aller Geisteskerker getragen. — V. 60. den Göttinger. Der Sohn ist Student in Göttingen und vom Biergenuß aufgedunsen.

Heidebilder.

Diese wundervollen Naturbilder, in denen Annette sich als die erste deutsche Impressionistin ankündigte, sind von ihr zum Teil nach älteren Entwürfen im Winter 1841 und im Frühjahr 1842 während ihres Aufenthaltes in Meersburg gedichtet worden. Vgl. Lebensbild S. L.

Die Lerche. (S. 42.) V. 15. des Mandates erste Note. Die Lerche als Herold der Sonne verkündet deren Mandat, d. i. Gebot, Auftrag. — V. 53. Die reiche Katze. Der Blütenstaub, der sich wie eine gefüllte Geldkatze um die oberen Fußglieder der Biene legt und später das Wachs liefert. — V. 62. aus grünem Heid. D. i. Heidekraut. — V. 81. häkelt = abhäkelt, löst.

Die Jagd. (S. 44.) V. 16. Mettennetz = Spinnennetz, Sommerfäden. Freiligrath gebraucht das Wort mit Vorliebe, z. B. in einem Brief vom 16. Oktober 1838: „Ein Heer von Mettenfäden, fein [des Pferdes] glitzernd Fliegengarn"; oder in einer Übersetzung: „Leicht wie im Spätjahrwind fliegende Metten sind." Vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. V, S. 199. — V. 21. Gewäld' = Wald. Diese sächlichen Sammelnamen mit „Ge" finden sich bei Annette häufig, z. B. Geharf, Geröhre, Gestumpf, Geblend, Geslimme, Gekrimmel; vgl. Kaspar Linnartz, „Studien zur Sprache der Annette von Droste", S. 52. — V. 24. zuckelt = bewegt sich mit kleinen kurzen Schritten (Zuckeltrab). — V. 26. die lebend'gen Glocken. D. h. die Jagdhunde, wie aus V. 49 hervorgeht: „Ertönt das Glockenspiel der Bracken". — V. 32. Phaläne = Nachtfalter. — V. 38. Socken. D. h. Fußballen. — V. 39. Lunte. Weidmannsausdruck für Schweif des Fuchses. — V. 41. Schmelen. Schmele, Schmehle, Schmiele, d. i. dünnes, langhalmiges Gras. — V. 42. Läufen. D. h. Füßen. — V. 62. den gelben Rauch. Das ist der Staub des Bovisten, jenes Schwammes (Lycoperdon), von dem, wenn er zertreten wird, ein gelber Staub ausgeht. — V. 67. Heidekolk, ein Erdloch, das vom Wasser ausgespült ist. Das Wort Kolk ist durch Freiligrath, Annette und Weber in der Schriftsprache gebräuchlich geworden. — V. 69. kraust = kräuselt. — V. 71. Mönch. Gemeint ist der aufrechtstehende Spund im Abfluß eines Teiches, oft auch der ganze Abfluß selbst, s. Kreiten (Ges. Werke 3, S. 47, Anm. 4). — V. 73. Die kranke Sterke. Starke, das Rind, die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat. — V. 77. Den halben Mond. Wegen seiner halbmondartigen Form wird das Jagdhorn kurzweg der halbe Mond genannt. — V. 85. Der Schelm ist tot. Die nachfolgenden Verse sind eine dem Hornsignal untergelegte Volksweise. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, die ich in Ibbenbüren (Kreis Tecklenburg)

verlebte, eines Liedes: „Hang en up den Voß, den Hönerdeef, hang en up, hang en up!" Vgl. Eschmann, „Annette von Droste", S. 96 (in den „Forschungen und Funden", hsg. von Franz Jostes, Bd. 1, Heft 4).

Die Vogelhütte. (S. 47.) V. 12. Die verkörperten Hyperbeln. Übertreibend pflegt man zu sagen: „Es regnet Bindfäden". — V. 24. das Faß der Danaiden. Ein durchlöchertes Faß, in das nach der Sage die Töchter des Danaos unaufhörlich Wasser schöpfen mußten. — V. 48. Der Kniende usw. Eine ironische Anspielung auf jene verstiegene Romantik, die sich damals in den gezierten Titeln mancher Gedichte kundgab. — V. 52. Stöberrauch. Der stöbernde Regen, der wie ein feiner Dunst niedergleitet. — V. 53. seladonen = seladonartig, d. h. maigrün wie das Gewand des Seladon, des Helden in dem 1610 erschienenen Schäferroman Astrée von Honoré d'Urfé. — V. 55. Halkyonen = Eisvögel. — V. 62. Fundus, eine scherzhafte Latinisierung des deutschen Wortes Fund. — V. 76. Tuck. Der lustige Waldbruder in Scotts Roman „Ivanhoe". — V. 77. letzen = erlaben, speisen. — V. 101. Kurier = Buprestis, ein farbenschillernder Käfer, der sich im Heidekraut aufhält.

Der Weiher. (S. 50.) V. 18. Er schläft auf seinem Wolkenflaum. Die im Weiher sich spiegelnden Wolken scheinen ihm als Lager zu dienen. — V. 48. Fäden. Das sind Wasserfäden (conferra), eine zu den Algen gehörige Wasserpflanze. — V. 50. Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande. Gemeint ist die Linde. — V. 63. die Schmerle. Eine kleine Fischart. — V. 68. Trifolium, Dreiblatt (Menianthes trifoliata), Biberklee. Diese Pflanze gedeiht nur in sehr tiefem Wasser und hat eine schöne, leicht vergängliche Blüte.

Der Hünenstein. (S. 53.) V. 5. Mahr (ahd. mara, mhd. mar, mare) = quälendes Nachtgespenst, Nachtalp. — V. 13. sonder Steg und Bruch = ohne über Stege oder durch Sumpfland zu führen. — V. 22. Schröter = Hirschkäfer. — V. 68. im heil'gen Bad geweiht = in der heiligen Taufe. — V. 69. Kirchenduft. Nach dem Volksglauben ist der Geruch des Weihrauchs den Gespenstern furchtbar.

Die Steppe. (S. 55.) V. 5. Schmugglerquellen. So nennt Annette die Regenrinnen, weil sie abseits von den Bächen dem Meere zuschleichen. — V. 9. die Dün'. Die Dichterin vergleicht die Heidesteppe mit dem Meere, die Schäferkarren mit den Strandkanonen, die Heidefichte am fernen Horizont mit dem Mast eines Schiffes. Das Weihennest im Wipfel der Fichte erinnert sie an den „Topp", die Mastbaumspitze, die hier auch Kunkel genannt wird, weil von ihr, wie von einem Spinnrocken die Seile abgewickelt werden.

Die Mergelgrube. (S. 55.) Die Frage, wo die von Annette beschriebene Mergelgrube lag, ist schwer zu entscheiden. Wie mir Professor Dr. Wegener in Münster mitteilte, ist die Ansicht Kreitens (Ges. Werke 3, S. 69), daß diese Grube im Paderborner Kalkgebirge sich befunden habe, sehr anfechtbar. Jedenfalls war sie nicht am Bodensee, was sich aus dem Vorhandensein des Feuersteins ergibt. Am linken Ufer der Aa liegt in einer Weide nordöstlich von Hülshoff die zum

Gute gehörende, sogenannte Thieringsche Ziegelei. In ihr wird ein etwas kalkhaltiger Lehm abgebaut, den man schlechthin als Mergel bezeichnen könnte. Dieser Lehm, Geschiebelehm oder Geschiebemergel genannt, ist die Grundmoräne der ersten norddeutschen Vereisung und steckt voll von Geschieben (bei Annette „Geröllen"), die infolge der verschiedenen Zusammensetzung, Granite, Gneise, Porphyre, Kalksteine usw., die mannigfachste Färbung zeigen. Danach kann man wohl vermuten, daß die Dichterin diese Ziegeleigrube zum Gegenstand ihrer Forschungen machte. — V. 1. Scheit = Grabscheit, Spaten. — V. 3. Gant (mhd. gant) = Versteigerung. — V. 10. sturt = stiert. — Gneis. Flaseriges und schieferiges, kristallinisches Gemenge von Quarz, Feldspat und Glimmer, daher vom Granit nur durch die Struktur unterschieden. — V. 11. Spatkugeln. Der Ausdruck ist unrichtig. Wenn Spat (Feldspat) gemeint ist, sind die Stücke eckig gerundet. Ob von Annette die ebenfalls weißen Quarzgerölle so angesprochen werden? — V. 14. Ockerdruse. In dem Geschiebelehm finden sich häufiger rundliche Kalkknollen, die innen mit braunem oder gelbem erdigem Brauneisenstein (= Ocker) angefüllt sind. — V. 15. Nur wenige hat dieser Grund gezeugt. Es war danach Annette bereits bekannt, daß ein, und zwar der kleinere, Teil der hier in Westfalen liegenden Findlinge seine Heimat in Westfalen hat, daß die meisten aber aus anderen Gebieten stammten. — V. 17. Welle. Annette hat über die Herkunft der Geschiebe die damals schon aufgegebene Ansicht, daß die Findlinge durch die Sündflut nach Westfalen gebracht worden sind. 1845 wurde nachgewiesen, daß nur das Eis als Transportkraft in Frage komme. 1875 zeigte dann Torell, daß das Material durch eine große Vereisung nach Deutschland transportiert sei. — V. 33. Gebröckel. Annette besuchte die Mergelgrube danach in warmer Jahreszeit, in der durch Austrocknung der Mergel in kleinste, eckige Stückchen zerspringt und leicht von den Steilwänden abbröckelt. Daher auch der sonst nicht verständliche Ausdruck „Sand" (V. 1). — V. 35. Höhlenstube. Es kann keine Höhle gemeint sein, sondern höchstens eine Aushöhlung in der Wand der Grube, wenn nicht die Grube selbst als solche bezeichnet wird. — V. 56. der erste Mensch. Vgl. dazu Lebensbild S. XXXI, Z. 23 ff. — V. 57. Medusen. Unter Medusen kann die Dichterin hier nicht, wie Kreiten meint, an Quallen denken, die fossil sehr selten sind und hier nicht vorkommen. Gemeint hat die Dichterin wohl einen Seestern, von dem nach Heyse eine Art auch als Medusenstern oder Medusenhaupt bezeichnet wird. — V. 64. Grand. Der niederdeutsche Ausdruck für Kies. — V. 76. Skarabäus = Blatthornkäfer. — V. 78. Byssusknäuel. Ägyptische Baumwolle, womit die Glieder der Mumien umwickelt wurden. — V. 83. Karneol. Halbedelstein, rote bis gelbe dichte Varietät des Quarzes. — V. 94. Garngesträhle (von strählen, kämmen) bedeutet ein Bündel gesponnenes Garn, das strählenartig herabhängt. Vgl. Linnartz, „Studien zur Sprache der Droste", S. 8. — V. 110. Weihel (von velum) = der weiße Kopfschleier der Nonnen. — V. 112. Bertuchs Naturgeschichte. Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Legationsrat in Weimar, Übersetzer des Don Quichotte, Begründer des

Weimarer Landesindustriekontors, des geographischen Institutes. — V. 116. Genesis. Der Versakzent ruht auf der zweiten Silbe. Diese falsche Betonung ist von Annette beabsichtigt.

Die Krähen. (S. 58.) Über die Entstehung dieses Gedichtes sagt Hüffer: „Das merkwürdige, echt westfälische Gedicht ‚Die Krähen' enthält eine Zeitangabe: Die erste Krähe erzählt, seit der Schlacht bei Stadtloen (1623) seien 215 Jahre vergangen. Das weist auf eine Abfassung im Jahre 1838 hin, wie es auch der damaligen Beschäftigung der Dichterin mit der ‚Schlacht im Loener Bruch' entspricht. Und doch ist der Entwurf ganz gewiß erst 1841 oder 1842 auf der Meersburg niedergeschrieben, auf einem Blatte, das zugleich über eine Handschrift der Laßbergischen Bibliothek nähere Auskunft gibt." Wilhelm von Scholz (a. a. O., S. 25—29) erblickte in den ‚Krähen' den ersten Entwurf des 2. Gesanges von der ‚Schlacht im Loener Bruch'. Diese Ansicht ist mit Recht von Arens zurückgewiesen worden. ‚Zwar wissen wir,' sagt er, (‚Das Balladenjahr' S. 15), ‚daß die eigentliche Schlacht nach dem ursprünglichen Plane in der ‚Schlacht im Loener Bruch' oder, wie die Dichtung damals hieß, im ‚Christian von Braunschweig' nicht zur Darstellung kommen sollte; ein Mädchen sollte sie von der Höhe eines Turmes nur ansehen: offenbar ein ganz ähnliches Motiv, wie es tatsächlich — natürlich unter veränderten Umständen und mit humoristischer Idee — in den ‚Krähen' wiederkehrt! Indessen, wie abenteuerlich, daß gerade die genannte eine Strophe dieser kurze Entwurf (oder wenigstens der karge Rest davon) sein soll. Abgesehen von dem verschiedenen Versmaß — denn Annette dachte nicht daran, dem zweiten Gesange eine andere Form zu geben als dem schon vollendeten ersten, d. h. vierfüßige Jamben — hätte m. E. das Mädchen die Schlacht doch nicht erzählen, sondern mitansehen sollen. D. h. die Dichterin hätte vor ihren Augen die Schlacht sich abspielen lassen (ganz ähnlich wie im 1. Gesang verschiedene Ereignisse). Aber auch einen Augenblick angenommen, das Mädchen erzähle hier den Anfang der Schlacht, so ist doch der Ausdruck ‚Da konnte man ein frisch Drommeten hören' viel zu unbestimmt; außerdem wird auch erzählt nicht vom Standpunkte der damaligen Zeit, d. i. 1623, sondern vom Standpunkte der Gegenwart, d. h. nach der Zeitangabe, von 1838; es ist übrigens auch nicht richtig, daß gerade diese Strophe ‚nicht einen einzigen Bezug auf die erzählende Krähe enthalte'; denn die Föhren, welche erwähnt werden, haben für den Krähenschwarm große Bedeutung; auch wird man eine Strophe, welche beginnt: ‚An einem Sommertag' . . . um dann die Zeit näher anzugeben, nicht für sich allein, sondern gleichsam bloß als zeitbestimmenden Nebensatz zum folgenden ansehen dürfen. Kurz und gut, die Hypothese, welche Herr von Scholz aufstellt, bricht in dieser Form haltlos in sich zusammen." — Das Gedicht erschien zuerst im Cottaschen „Morgenblatt" 1844, Nr. 234, S. 933; Nr. 235, S. 937. Von Kapitän Medwin, Lord Byrons und Schelleys Freunde, wurde es ins Englische übersetzt. — V. 8. Kanker. Eine Spinnenart mit rundem Körper und langen, dünnen Beinen. Die Originalausgabe von 1844 hat S. 64 dafür fälschlich „Kranker". — V. 12. Düne. Sanddüne

in der Loener Heide. — V. 31. Suade = Redefluß. — V. 39. Kunden = Erzählungen, Nachrichten. Dieser selten gebrauchte Plural von „Die Kunde" findet sich auch bei Rückert und Platen; s. Linnartz, „Studien", S. 15. — V. 41. sein. Christians von Braunschweig. Vgl. über ihn die Einleitung zur „Schlacht im Loener Bruch" in T. IV dieser Ausgabe. — V. 55. die Kuppel = das Koppel, die Koppel (von Copula), das Wehrgehenk. — V. 62. Schnat. Bezeichnet nach Adelung die Grenze, die Flurmarke (vgl. Schnatgang, Schnatjagd). — V. 69. Granat' und Wachtel. Zwei Arten von Geschützkugeln. — V. 103. Schehrazade = die Erzählerin aus „Tausendundeine Nacht". — V. 109. Seladon. Vgl. die Anm. zu „Die Vogelhütte" (S. 47) V. 52. — V. 112. Weihel. Vgl. die Anm. zu „Die Mergelgrube" (S. 55) V. 110. — V. 115. jungfräulich Haar. Bei der Einkleidung einer katholischen Ordensfrau wird dieser das lange Haar abgeschnitten. — V. 117. Tobias' Hündlein. Das Bild des Hündleins im Glasgemälde des Kirchenfensters. — V. 121. Paternoster. Hier = Rosenkranz. — V. 124. Schaube = langes Obergewand, wahrscheinlich arabischen Ursprungs; vgl. Linnartz, „Studien", S. 8. — V. 134. Blutgerüst. Dem Verbrecher, der durch das Schwert getötet werden soll, wird vor der Hinrichtung das Haar aus dem Nacken geschoren, damit es den Schwertstreich nicht abschwäche. — V. 155. Quadrum = ein viereckiger Raum innerhalb der alten großen Klöster, der zuweilen der Begräbnisplatz für die Ordensleute war. Nach Kreiten wurde die Nonne, von der hier die Rede ist, nicht im Quadrum, sondern in der Krypta (Unterkirche) beigesetzt, „weil sie eine wundertätige Heilige war". — V. 160. die ew'ge Lampe. Eine Votivlampe, die an dem Sarkophag der Klosterfrau brennt. — V. 171. plumpt = plumpst. Man sagt „herunterplumpsen" und „durchplumpsen", d. h. durchfallen.

Das Hirtenfeuer. (S. 63.) V. 15. Funkenflinster = ein zitternd sich hinziehender Glanz von Funken, wahrscheinlich abgeleitet von dem mhd. flunst, d. i. zitterndes Fließen, Schimmer. Vgl. Lexers „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch". — V. 31. schnippen = einen klatschenden Ton hervorbringen, indem man den Mittelfinger in schnellender Bewegung von der Daumenspitze auf den Handballen niedergleiten läßt. — V. 32. Funkengirandolen. Girandole = Raketengarbe, hier die im Bogen abspringenden Funken, der Funkenkreis. — V. 50. Ginsterschütte = der aufgeschüttete Ginster, der Ginsterhaufen. — V. 60. Schmelen. Vgl. die Anm. zu „Die Jagd" (S. 45) V. 41. — V. 61. Helo, heloe! Über den Kehrreim dieses Hirtenliedes bemerkt Fr. W. Grimme in der Anmerkung zu seiner Ballade „Der verlorene Graf": „Diesen eigentümlichen Ruf hängen die Kuhhirten im Sauerlande (dem alten Herzogtum Westfalen) an alles, was sie einander aus der Weite zurufen." (Vgl. „Deutsche Weisen", S. 231.)

Der Heidemann. (S. 65.) V. 5. Der Heidemann kömmt. Der Heidemann ist eine Verkörperung des Nebels, der sich im Frühling und Herbst abends über den Heidegrund legt. — V. 9. Phaläne = Nachtfalter. — V. 27. Der Heidemann braut. Nach Jakob Grimm ist in dem Worte „brauen" sicher eine „uralte Bezeichnung des Berg oder

Wiese drückenden, niedrigen Nebels erhalten. Das Volk sagt: ‚Die Wichtel, die Zwerge, die Unterirdischen brauen', wenn diese Dünste gleichsam aus ihrer Küche emporstiegen." Vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 123, „Venedig", V. 14: „Das Wasser dampft und brauet"; desgl. Storm, Sämtliche Werke, Braunschweig 1902, 8, S. 273: „Brauende Nebel geisten umher". — V. 30. Proteus. Griechischer Meergott und Gebieter der Robben und anderer Seetiere. — V. 59. Der Nord, der Nord entzündet sich. Die hier angedeutete Naturerscheinung ist das Nordlicht. Ganz ähnlich beschreibt Freiligrath das Nordlicht vom 7. Januar 1831:

„Rotglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch.
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg."

Vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 180. — V. 65. Das bringt uns Pest und teure Zeit. Vgl. damit die Schilderung, die Franz Koch in den zu Münster und Hamm erschienenen „Beiblättern zu den Allgemeinen Unterhaltungsblättern" entwirft: „Mehrere tausend Einwohner betrachteten das herrliche Schauspiel; der eine schrie: es bedeutet Krieg! Der andere sah schon hannoverische und österreichische Soldaten, jener zeigte auf Kavallerie, und dieser zählte über hundert Kanonen." (Beiblatt Nr. 4 vom 28. Februar 1831.) Vgl. auch Cardauns, Briefe, S. 378.

Das Haus in der Heide. (S. 67.) Zuerst im „Morgenblatt" 1844, Nr. 222, S. 886. — V. 6. Die Sterke. Vgl. die Anm. zu „Die Jagd" (S. 44) V. 73.

Der Knabe im Moor. (S. 68.) Über die Quelle des Gedichtes vgl. die Einleitung S. 5ff. und die „Bilder aus Westfalen" in T. V dieser Ausgabe, S. 139ff. Das Gedicht erschien zuerst im „Morgenblatt" 1842, Nr. 40, S. 159 und wurde von Freiligrath „mit herzinniger Freude" begrüßt und als „ganz vortrefflich" gepriesen. (Vgl. Brief an Schücking vom 23. März 1842, bei Buchner, „Ferdinand Freiligrath". Lahr 1881, 1, 430.) Eine Übersetzung von A. M. Clarke findet sich in „The mouth, a catholic magazine and review, January 1886, London. Abgedruckt bei Leopold Jacoby, „Annette von Droste", Hamburg 1890, S. 73ff. — V. 9. das zitternde Kind. Im „Morgenblatt" liest man: Das bange Kind. — V. 17. Gestumpf. Im Urdruck: Baumstümpfe starren am Ufer vor. — V. 21. rieselt; im „Morgenblatt": und wie es rispelt und knittert drin. — V. 31. Knauf. Im „Morgenblatt": Knauff. — V. 40. Moorgeschwele = Nebeldünste des Moores. — V. 41. Da mählich usw. Im „Morgenblatt": Allmählich festet der Boden sich. — V. 44. Scheide = die Grenzscheide des Moores.

Fels, Wald und See.

Die Elemente. (S. 70.) Von den nachfolgenden Naturbildern sind „Der Säntis" und „Am Weiher" während des Aufenthaltes der Dichterin in Eppishausen 1835/36 entstanden. Die anderen Gedichte

dieser Abteilung hat Annette auf der Meersburg 1841/42 geschrieben. — V. 3. Chimborasso. Gemeint ist hier der Säntis.

Die Schenke am See. (S. 74.) Das Gedicht ist im Herbst 1841 in Meersburg entstanden. Schücking berichtet darüber in der Einleitung zu den „Gesammelten Schriften", S. 39, folgendes: „Oft lenkte sich zwischen uns die Unterhaltung darauf, bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Seeufer oder zu dem reizenden Punkt ‚Figels Häuschen', wo in einer, die Aussicht auf die Appenzeller Alpen, den Säntis, die sieben Kurfürsten und das Thurgau bietenden Rebenlaube einst rasch improvisiert das Gedicht ‚Die Schenke am See' entstand." Es erschien zuerst im „Morgenblatt" 1843, Nr. 48, S. 189 unter dem Titel: An Eugen M. — V. 27. Heimzügeln. Hier = heimziehen, ein oberdeutsches Wort, das nach Hansjacob „heimlocken" bedeutet. — V. 36. zorn'ge Abenteuer. Anspielung auf die Handschriften altdeutscher Epen, die sich damals auf der Meersburg befanden.

Am Turme. (S. 75.) Zuerst im „Morgenblatt" 1842, Nr. 203, S. 809.

Das öde Haus. (S. 76.) V. 1. Tobel. Ein kleines Tal, ahd. tobal, mhd. tobel, Waldschlucht. — V. 26. Schober = Strohbündel. — V. 59. blafft. Blaffen wird von dem stoßweisen Springen des Eichhörnchens gebraucht. Vgl. Heynes Wörterbuch.

Im Moose. (S. 78.) Zuerst erschienen im „Morgenblatt" 1842, Nr. 54, S. 213. — V. 2 heißt dort: die leisen Schlummerboten hat gesendet. — V. 24. Da stand die Welle. Bei der Betrachtung der Gegenwart ruhte meine Gedankenflut wie die Welle am Ufer. — V. 25. gleich dem Bronnen. Dann wie eine Quelle, die in einem Schlund verrinnt, eine Weile unter der Erde fließt und mit einem Male wieder hervorbricht, so waren meine Gedanken plötzlich in der Zukunft. — V. 28. Ich sah mich. Im „Morgenblatt": Ich sah mich selber gar gebückt und klein. — V. 32. jetzt = in jener künftigen Zeit, die vor dem Geistesauge der Dichterin Gegenwart wird.

Am Bodensee. (S. 79.) V. 27. deine gleißende Nerv'. Annette sagt „die" Nerve, wie Schiller und Kleist. — V. 55. mein längst zerfallenes Bild. Die Dichterin ahnte nicht, daß sie sieben Jahre später am Bodensee ihre letzte Ruhestätte finden sollte.

Das alte Schloß. (S. 80.) V. 1. Burg. Die Meersburg. — V. 34. Romantik. Nach französischer Akzentuierung ruht hier der Ton auf der letzten Silbe.

Der Säntis. (S. 81.) Gebirgsstock der Appenzeller Alpen auf der Grenze der Schweizer Kantone Appenzell und St. Gallen.

Am Weiher. (S. 84.) Schon gedruckt in der Sammlung von 1838. Annette erwähnt diese beiden Naturbilder in einem Briefe an Schlüter vom 23. März 1837. Vgl. Cardauns, Briefe, S. 115.

Gedichte vermischten Inhalts.

Mein Beruf. (S. 86.) Zuerst im „Morgenblatt" 1844, Nr. 222, S. 885 f. — V. 9 lautet in der ersten Fassung: „Jetzt wo der tote Schein hervor", V. 11: „Wo sich der schönste Blumenflor". —

V. 18. Entschläfert = einschläfert. — Datura. Hier Datura Stramonium, das Tollkraut, dessen Geruch betäubt. — V. 49. im Schlafe = in der Schläfe. Der Schlaf bei Geibel in der Ballade „Des Deutschritters Ave": „Mit durchgespaltenem Schlaf". Gesammelte Werke, Stuttgart 1893, 2, S. 159. — V. 50. Opiat. Annette schildert hier den Blasierten, vom Sinnengenuß geistig und körperlich Zerrütteten unter dem Bilde eines Opiumrauchers, der auch das letzte und beste, sein Augenlicht, um einen Tropfen Opiums hingäbe. „Solchen Menschen soll der Dichter die Schönheit der Natur, die selige Unschuld und Begeisterungsfähigkeit eines Kindes und der eigenen Jugend vorhalten." (Kreiten, Ges. Werke 3, S. 134.) Hierzu bemerkt Riehemann: „Das Wort ‚Tropfen' (V. 4) hat Kreiten mißverstanden, wenn er es als ‚Tropfen Opiums' auffaßt. Weshalb sollte denn jemand seinen kostbarsten Besitz, das Augenlicht, für etwas hingeben, das er leicht und um geringen Preis erlangen kann? Der ‚Tropfen' bedeutet vielmehr die Träne, d. h. die Fähigkeit warmer Empfindung und Begeisterung. Diese ist jenem dem Sinnengenuß Ergebenen abhanden gekommen, sein ‚Auge ist dürr' (V. 3). Er selbst aber erkennt das Traurige seines Zustandes gar wohl und würde sogar das Licht seines Auges hingeben, wenn eine Träne in dasselbe zurückkehren könnte. Ihm soll die Dichterin das verlorene, aber heiß zurückersehnte Gut wiederverschaffen, indem sie ihn an die Schönheit der Natur und die Kindesunschuld, so an ‚der Begeistrung erste Träne' erinnert, ihn also zurückversetzt in die Zeit seiner Jugend, die noch reich an Idealen war."

Meine Toten. (S. 88.) V. 2. Die Mut bedarf und frischen Wind. Annette macht hierzu auf dem erwähnten Briefblatt vom 17. Januar die Bemerkung: „Strophe 1. Z. 2 hieß früher: ‚Der Segen not und frischer Wind', ist abgeändert, weil das vorige Gedicht mit segnen schließt und überhaupt viel von Segnen in sämtlichen Gedichten vorkömmt, doch scheint es mir wohlklingender und poetischer. — Könnte also nach Belieben geändert werden."

Nach dem Angelus Silesius. (S. 90.) Die Anregung zu dieser lyrischen Betrachtung hat Annette von Schlüter empfangen. Er stellte ihr die Aufgabe, „die Quintessenz des Angelus Silesius, das System in einer Nuß zusammenzufassen und in einem nicht zu langen Gedichte auszusprechen". Am 4. oder 5. Juni 1835 hat Annette, dem Wunsch des Freundes entsprechend, ihre Nachdichtung geschrieben. (Vgl. Cardauns, Briefe, S. 80.) — V. 2. Gott, Priester und Altar. Vgl. damit Angelus Silesius, „Cherubinischer Wandersmann" (in den Neudrucken deutscher Literaturwerke. Halle 1895) I, 48:

„Gott opfert sich ihm selbst: ich bin in jedem Nu
Sein Tempel, sein Altar, sein Betstuhl, so ich ruh'."

I, 180:

„Was bin ich endlich doch? Ich soll die Kirch' und Stein,
Ich soll der Priester Gottes und auch das Opfer sein."

V. 10. Nichts andres ist die Eins. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", V, 3:

„Gleich wie die Einheit ist in einer jeden Zahl,
So ist auch Gott der Ein' in Dingen überall."

I, 17:

„Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz' an seiner Hand:
Sein Geist, sein Fleisch und Blut ist Ihm an mir bekannt."

V. 14. Drum, Seele, stürbest du. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", I, 8:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd' ich zunicht', Er muß von Not den Geist aufgeben."

V. 15. Ja, alles ist in dir. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", I, 145:

„Der Himmel ist in dir und auch der Höllen Qual;
Was du erkiest und willst, das hast du überall."

III, 111:

„Gott, Teufel, Welt und alls will in mein Herz hinein,
Es muß ja wunderschön und großen Adels sein."

V. 17. Gott ist dein Richter nicht. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann" I, 137:

„Was klagst du über Gott, du selbst verdammest dich,
Er möcht' es ja nicht tun, das glaube sicherlich."

V. 22. Wär' er des Himmels Herr. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", V, 15:

„Könnt' ein Verdammter gleich im höchsten Himmel sein:
So fühlet er doch stets die Höll' und ihre Pein."

V. 50. So schlummre, schlummre nur. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", VI, 171:

„Das Tröpflein wird das Meer, wenn es ins Meer gekommen.
Die Seele Gott, wenn sie in Gott ist aufgenommen."

V. 50. So schlummre, schlummre nur. Vgl. „Cherubinischer Wandersmann", II, 19:

„Geschäftig sein ist gut: Viel besser aber beten.
Noch besser, stumm und still für Gott den Herren treten."

Gruß an Wilhelm Junkmann. (S. 92.) Zuerst im „Morgenblatt" 1842, Nr. 94, S. 373 unter dem Titel „Gruß an ***". Wilhelm Junkmann, an den das Gedicht gerichtet ist, wurde am 2. Juli 1811 zu Münster geboren. Er studierte in Münster, Bonn, Berlin. Von Mai 1848 bis Mai 1849 war er Abgeordneter des Wahlbezirks Recklinghausen-Dorsten in der Nationalversammlung zu Frankfurt, von August 1849—52 Abgeordneter in der 2. Kammer zu Berlin und 1850 im Volkshause zu Erfurt. 1851 habilitierte er sich für Geschichte in Münster, wurde 1854 außerordentlicher Professor zu Braunschweig und 1859 ordentlicher Professor in Breslau, wo er 1886 starb.

Junge Liebe. (S. 93.) Zuerst im „Morgenblatt" 1842, Nr. 213, S. 849. — V. 6. Beugt. Das Fehlen des Reflexivs bei Annette häufig. Vgl. Linnartz, „Studien", S. 33.

Das vierzehnjährige Herz. (S. 94.) V. 19. auf die Sohlen. In der ersten Fassung lautet der Vers: „Und habe mich auf die Strümpfe gemacht." Annette schreibt darüber an Schücking: „Gefallen Ihnen die ‚Strümpfe' besser wie die ‚Sohlen', so mögen Sie es zurückkorrigieren!? — ‚Sohlen' ist wohlklingender, ‚sich auf die Strümpfe machen' aber der gebräuchliche, naive Ausdruck."

Kinderspiel. (S. 95.) Aus dem Gedicht sprechen die trüben Herzenserfahrungen, die das Jahr 1820 der jungen Dichterin brachte. Vgl. Lebensbild S. XXI. In der Ausgabe von 1844 fehlt dieses Gedicht; erst Schücking hat es in seiner Ausgabe 1, 155 aufgenommen.

Brennende Liebe. (S. 96.) V. 15. Oculus Christi = Crataegus pyracantha, eine rotblühende Dornart, der brennende Busch genannt.

Der Brief aus der Heimat. (S. 97.) Das Gedicht ist im Herbst 1830 in Bonn geschrieben. — V. 23. eine Leiche. Gemeint ist ihr Bruder Ferdinand, der am 15. Juni 1829 starb. Vgl. Lebensbild S. XXXIII.

Ein braver Mann. (S. 98.) Auf dem in der Vorbemerkung erwähnten Briefblatt findet sich folgende Angabe: „Dieser brave Mann ist Herr von Imhof, den wir leider am Tage vor Weihnachten [am 24. Dezember 1843] verloren haben. Glauben Sie, daß zur Steigerung des Interesses durchaus eine kleine Anmerkung, die die Wahrheit bezeugt, nötig ist, so will ich versuchen, sie mit möglichster Diskretion, ohne seinen Namen zu nennen, zu machen. — Nur fürchte ich, hierdurch seine Verwandten (die Familie von Gonzenbach im Thurgau, bei denen er die letzten zehn Jahre verlebte) zu kränken, da sie selbst in etwas bedrängten Umständen und folglich gewiß doppelt empfindlich gegen eine zu handgreifliche Bezeichnung seiner bedrängten Lage sind. NB. Die quergeschriebene Strophe (Strophe 11) ist nachträglich, auf Laßbergs Wunsch, zugesetzt und obschon die letzten Zeilen hübsch sind und ich sie ungern aufgäbe, scheint mir doch das Ganze edler gehalten, besonders der Schluß nobler, wenn sie fortbleibt, — ist sein Tod schon erwähnt, so machen die Schlußzeilen keinen Effekt mehr. Was meinen Sie?"

Stammbuchblätter. (S. 100.) V. 7. Zypressenkranz. Das Sinnbild des Nachruhms.

Nachruf an Henriette von Hohenhausen. (S. 101.) Zuerst im „Westfälischen Merkur" 1843, Nr. 123. In der Cottaschen Ausgabe vom Jahre 1844 macht Annette zu dem Gedicht die Bemerkung: „Henriette von Hohenhausen, in Herford geboren, starb im April des Jahres 1843 zu Münster. Sie ist Verfasserin verschiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendschriften, die sich durch sittlich-religiöse Richtung und große Gemütlichkeit auszeichnen." (S. 142.)

Vanitas Vanitatum. (S. 103.) V. 12. Wenn mit Kolosses Schreiten. Vielleicht eine Reminiszenz aus Shakespeares „Julius Cäsar" (1. Aufzug, 2. Szene), wo Cassius sagt: „Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt wie ein Kolossus usw." — V. 48. Wer war der

General? Nach der Schilderung seiner Persönlichkeit könnte man auf den General Bonaparte schließen. Dieser Annahme widersprechen aber die letzten Strophen des Gedichts und Schückings Mitteilung in der Einleitung zu den Gesammelten Schriften, S. 18. Dort heißt es: „Es war der General von Hammerstein, aus einer westfälisch-hannoverschen Familie, der eine ganz merkwürdige Individualität gewesen sein muß und in den Schriften über die Zeit mehrfach auftaucht . . . Hammerstein blieb später mit der Familie von Haxthausen in einigem Verkehr, da ein Onkel der Dichterin unter ihm in Spanien gekämpft hatte, und so lernte auch Annette den alten Haudegen wohl kennen. Aber er war damals ‚der alte kranke Leu', ein gichtbrüchiger Greis, der, von tiefer Schwermut befallen, einsam auf seinem Gute Equord hauste und starb (1841)." Vgl. Kreiten (Ges. Werke 3, S. 167).

Instinkt. (S. 104.) V. 11. Dionaea. Dionaea muscipula, eine fleischfressende Pflanze, Fliegenfalle genannt. — V. 13. Sterne. Die sternförmig blühende Sparrmannia africana. — V. 16. die Sensitive. Mimosa pudica. — V. 23. jene Fürstin. Die Gemahlin Josephs von Schwarzenberg. Bei einem Ball, den dieser zu Ehren der Vermählungsfeier Napoleons mit Maria Luise am 1. Juli 1810 in Paris veranstaltete, geriet der Festsaal in Brand, und Frau von Schwarzenberg kam in den Flammen um. In den zeitgenössischen Berichten wurde erzählt, daß die Fürstin in den brennenden Saal geeilt sei, um ihre vermißte Tochter zu retten. Varnhagen von Ense jedoch, der als Augenzeuge „das Fest des Fürsten von Schwarzenberg" beschrieben hat, weist jene Berichte in das Reich der Fabel.

Die rechte Stunde. (S. 104.) Das Gedicht ist im Jahre 1835 und nicht, wie Kreiten angibt, 1836 verfaßt. Vgl. Annettens Brief an Schlüter vom 18. November 1835. Cardauns, Briefe, S. 95.

Der zu früh geborene Dichter. (S. 106.) Das Gedicht ist im Spätjahr 1841 während Annettens Aufenthalt in Meersburg entstanden. „In Beziehung auf ihr dichterisches Schaffen bemächtigte sich ihrer jetzt wohl ein melancholisches Gefühl, welches sie in ihrem Gedicht ‚Der zu früh geborene Dichter' ausgesprochen hat." (Schücking, Gesammelte Schriften von A. v. Droste, 1, 38.) — V. 24. in die Alme. Auf der Weide sitzend, singt er von dem Almen. Annette meint sich selbst: inmitten der Wallhecken Westfalens pries sie in dem „Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard" die Alpennatur. — V. 30. abzutrumpfen. Das heißt: wollte er höher hinaus und seiner Dichtung größere Ziele geben, so wurde er „abgetrumpft" d. i. abgefertigt, getadelt. — V. 46. Die heil'gen Kronen = die großen Dichter, die führenden und leitenden Genien der Poesie. — V. 48. Der edlen Sprossen = der vielversprechenden jungen Talente. — V. 56. Levantes Äther. Gemeint ist der südliche Himmel überhaupt. — V. 61. Leben, Jahre! „Wäre der Dichterin noch ein längeres Leben beschieden, so dürfte auch sie hoffen, die Palmen, die im Dichterwalde hochragende Säulenwände bilden, zu erklimmen." Riehemann, „Bemerkungen", S. 62. — V. 63. Lyra. Auch ihre Lyra sollte ihre blitzenden Lieder durch das „smaragdne Riesenlaub" (V. 53) des Haines erklingen lassen. Vgl. Geibel:

„Silbern aus dem tiefsten Dunkel
Blitzt das Lied der Nachtigall."

V. 71. Die Scholle = die Grabesscholle, das Grab.

Die Bank. (S. 108.) V. 17. Du frommer Greis. Der Hauskaplan Wilmsen von Hülshoff. — V. 21. Schlag = Schlagbaum, das Heck. — V. 26. blonder Junge = ihr Bruder Ferdinand. — V. 35. Bankos Königsreihe. Anspielung auf die Geistererscheinung in Shakespeares „Macbeth", 4. Aufzug, 1. Szene, Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VIII, S. 57.

Clemens von Droste. (S. 110.) Annette macht zu dem Gedicht folgende Bemerkung: „Clemens August, Freiherr von Droste, Professor an der juristischen Fakultät zu Bonn, wurde im Jahre 1832, während eines Aufenthalts zu Wiesbaden, seinen Freunden durch einen plötzlichen Tod entrissen. — Seine Hülle ruht auf dem dortigen Gottesacker." (Ausgabe der „Gedichte", 1844, S. 156.)

Der Traum. (S. 112.) V. 1. dich. Amalie Hassenpflug: „War die Schwester des bekannten hessischen Ministers (geb. 30. Januar 1800, gest. 4. Juli 1871). Ein enges Freundschaftsbündnis verband sie mit der Dichterin, und als sie auf der Meersburg starb, fand sie neben dem Grabe Annettens ihre letzte Ruhestätte. Amalie pflegte der Freundin den Scherznamen ‚Finke' zu geben; daher das Schlußwort des Gedichtes." (Kreiten, Ges. Werke 3, S. 186.)

Locke und Lied. (S. 114.) V. 10. Die wandernden Zeichen = die Buchstaben der Handschrift.

An Levin Schücking. (S. 114.) Im Manuskript und in der Cottaschen Ausgabe von 1844 ist das Gedicht überschrieben „An ***." In den von Schücking besorgten Ausgaben trägt es den obigen Titel. — V. 19. Pollux und Kastor. Kastor war im Kampfe gefallen, und Pollux, sein unsterblicher Bruder, bat Zeus, dem Geliebten im Tode folgen zu dürfen. Der Himmelsherrscher erlaubte darauf den beiden, abwechselnd im Olymp und in der Unterwelt zu leben. — V. 20. Des einen Licht. Nur dadurch, daß Pollux, auf das Licht des Olymps verzichtend, bei Kastor im Hades weilte, konnte sein Bruder mit ihm am folgenden Tage das Himmelslicht genießen. — V. 24. Die griechischen Schiffer betrachteten das St. Elmsfeuer, das im Dunkel einer Gewitternacht auf Helm und Speer oder auf den Segelstangen erglühte, für ein Zeichen der beiden Dioskuren Kastor und Pollux. Erschienen zwei Flämmchen nebeneinander, so galten sie als glückbringend.

An denselben. (S. 115.) V. 9 f. schuf Natur es gleich usw. Meiner Natur gemäß, die aus hartem Stoffe geformt ist, muß ich sprechen und handeln. — V. 16. gezürnt zum Schmetterlinge = durch Zürnen in einen Schmetterling verwandelt. — V. 24. So Ungewohntes mir gelungen. Die verschlungenen Fäden deiner Natur zu entwirren. — V. 41. Du zweifelst an der Sympathie. Diese Strophe fehlt in der Ausgabe von Schücking und ist erst von Kreiten (Ges. Werke 3, S. 195) veröffentlicht worden. Zur Erklärung vgl. Lebensbild S. LIII und Hüffer, „Annette von Droste", S. 285 f.

Poesie. (S. 117.) V. 33. Gleicht der Perle. Dasselbe Bild gebraucht Grillparzer in dem am 26. Juli 1819 entstandenen Gedicht „Abschied von Gastein“:

„Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muscheltier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnot und Qualen.“

An ***. (S. 118.) Schücking hat dem Gedicht den Titel „Spiegelung“ gegeben. Im Urdruck erschien es unter der Überschrift: An ***.

An Elise. (S. 118.) Vgl. Lebensbild S. XL.

Ein Sommertagstraum. (S. 119.) V. 10. Zu meinem Wiegenfest. Eine poetische Freiheit, da das Gedicht, das einen schwülen Sommertag schildert, sich weder auf den Geburtstag Annettens (10. Januar) noch auf ihren Namenstag (19. November) beziehen kann. — V. 23. In jeder Nerve. Vgl. die Anm. zu „Am Bodensee“ (S. 79) V. 27. — V. 35. Stufe = die Erzstufe. — V. 38. Das dürre Züngelchen. Eine nach oben gebogene Ecke des Papierstreifens, des Autographen. — V. 49 ff. Das Autograph schildert, wie aus V. 121 hervorgeht, den westfälischen Abenteurer Theodor von Neuhoff. Er wurde 1686 in Metz geboren, als Sohn eines aus der Grafschaft Mark gebürtigen Edelmannes. Das Stammschloß Pungelscheid liegt beim Einfluß der Fesse in die Lenne, in der Nähe von Werdohl. Nachdem er in Frankreich, Schweden, Spanien Dienste getan, gelang es ihm mit Hilfe der Pforte, König von Korsika zu werden, doch konnte er seine Stellung nicht lange behaupten, da er nicht weiter unterstützt wurde. Er mußte sich nach England zurückziehen, wo er auf Betreiben der genuesischen Regierung ins Schuldgefängnis geworfen wurde. 1755 wieder befreit, starb er schon im folgenden Jahre. Theodor von Neuhoff ist der Held einer Oper von Paisiello geworden. Ludwig Levin Schücking machte seine Schicksale zum Gegenstande eines erzählenden Gedichtes: „Der Sommerkönig“, Göttingen 1898. — V. 106. Ichor. Bei Homer die ätherische Feuchtigkeit, die sich statt des Blutes in den Adern der Götter befand. Im medizinischen Sprachgebrauch bedeutet Ichor eine bräunliche übelriechende Flüssigkeit, die, auf gesunde oder kranke Teile der Haut gebracht, ätzend wirkt. — V. 124. Du glattgeschlagner Lumpen. Das Autograph. Schiller spricht in dem Gedicht „Bittschrift“ von dem „gewaltten Lumpen“. — V. 128. der Ägypterfürstin Locken. Kleopatra. — V. 129. Satrapenblicke. König Theodor, vor dem das Autograph zittert, war von seinen Satrapen, den korsischen Adeligen, abhängig. — V. 135. Quadriga = das Viergespann. — V. 150. Byssusbeutel. Beutel aus ägyptischer Baumwolle, worin der Denar sich befand. — V. 157. Blitze, Blitze! Riehemann gibt dafür folgende Erklärung: „An eine ‚Pulversprengung‘ ist gar nicht zu denken, unter dem ‚Bergmönch‘

ist durchaus nicht ein ‚Knappe' oder Bergmann zu verstehen, und der ‚Nacken' kann keinenfalls als ‚Neck' oder ‚Kobold' gedeutet werden. Nach unserer Auffassung erzählt die Erzstufe folgendes: Der Feind der Bergleute ist der ‚Bergmönch', d. i. ein ‚böser, tückischer und schlimmer' Erdgeist, ein ‚Kobold', oder ‚Gnom', der, im Äußeren den Bergleuten ähnlich, wie sie eine Grubenlampe trägt und einen Hammer schwingt. Schrecklich ist es anzusehen, wie sein Kopf bei seiner unterirdischen Arbeit, einer ‚Walze' gleich, sich auf der Schulter dreht, ‚kreist'. (Denn ‚kreist', nicht ‚kreißt', ist zu lesen, und ebenso ist auch vorher, S. 122, ‚Das Autograph', Str. 8, V. 4 zu ändern: ‚Gedankenwelle schwillt und kreist'.) Er sinnt den Bergleuten Verderben und will sie durch die giftigen Gase, den ‚giftigen Brodem', vernichten. Hinter dem ‚reichen Gang', in dem die Bergleute arbeiten, ‚lauern' solche Gase, und er ist nun 7 Nächte hindurch eifrig bemüht, mit seinem ‚Gezähe' die Scheidewand, welche die Dünste zurückhält, zu durchhacken. Die größte Gefahr droht also den Steigern, und sie haben mehr als je Grund, Gott um Schutz gegen ‚Wetters Qual' zu bitten. Seine Arbeit ist aber noch nicht umsonst gewesen; nichtsahnend durchbrechen die Bergleute die dünne Schicht, welche sie noch von dem nahen Verderben trennt, und die Gase dringen durch die Öffnung ein, die schrecklichste Verwüstung anrichtend. Die Erzstufe selbst wird hierbei losgerissen und liegt ‚zerbrochen und krank' im Stollen." — V. 247. Das Lied verhaucht. Das Lied der Najade, das die Muschel wiedergibt. In den folgenden Versen mischen sich Traum und Wirklichkeit. — V. 261 f. Mein Auge zündet sich. Die Dichterin erwacht.

Die junge Mutter. (S. 126.) Die junge Mutter ist Emma von Gaugreben, „die während einer langen Ohnmacht im Wochenbette, ohne darum zu wissen, ihr neugeborenes Kind schon verloren hatte". Vgl. Hüffer, S. 227, und Cardauns, Briefe, S. 393. — V. 41. Du dufteſt Weihrauch. Ähnlich bei Klopstock: „Du dufteſt Balsam" in der Ode „Der Rheinwein".

Meine Sträuße. (S. 127.) V. 3. zu des Gedenkens Bund. Die Dichterin hat sich gewissermaßen „Der lieben Stunde" gegenüber verpflichtet, an sie zu denken. — V. 5. Einen schlichten Kranz, einen wilden Strauß. Rhythmus und Gehalt dieses Verses und der folgenden Strophe gemahnen an Freiligraths Gedicht „Mit Unkraut", worin es heißt: „Meinen wilden Strauß, meinen Rankenstrauß" usw. Vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. II, S. 187. Freiligraths Gedicht erschien zuerst im „Rheinischen Jahrbuch" 1841, S. 371 und war zweifellos Annette bekannt. Ihr Lied ist nach der Meersburger Reise im Spätsommer 1842 entstanden.

Das Liebhabertheater. (S. 129.) Das Gedicht entstand im Winter 1841/42, als Annette in Meersburg weilte. Sie beteiligte sich dort bei der Gründung eines Liebhabertheaters, auf dem um Neujahr „Der Wildfang", am 24. Januar „Das Alpenröschen" und um Ostern „Till Eulenspiegel" aufgeführt wurde. Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 228.

Die Taxuswand. (S. 130.) Zuerst im „Morgenblatt" 1842,

Nr. 192, S. 765. Gemeint ist die Taxuswand in Hülshoff beim sogenannten Winterboskett an der Eichenallee. — V. 8. Den bleichen Krönungszug. Auf dem Grunde der Taxuswand erscheint der Dichterin ein Bild, das sie in den schönen Tagen ihrer jungen Liebe im Geiste schaute, das verblaßte Bild eines festlichen Hochzeitszuges, in dem sie selbst, mit der Brautkrone geschmückt, einherging. Diese Deutung drängt sich mir auf, wenn ich die fragliche Stelle im Zusammenhange mit den Versen 33—36 betrachte:

„Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit."

Nach fünfzehn Jahren. (S. 132.) Zur Erklärung des Gedichtes vgl. Lebensbild S. XXXIII, Z. 25 ff.

Der kranke Aar. (S. 133.) Der Grundgedanke erinnert an Goethes „Adler und Taube". Ich glaube aber, daß Annette die Anregung von Felicia Hemans: „Der verwundete Adler" erhalten hat. Dies Gedicht erschien im Cottaschen „Morgenblatt" Nr. 288 vom 2. Dezember 1843 und beginnt mit den Versen:

„Kriegervogel, was suchst du hier?
Aar, das ist nicht dein Revier!
Was war's, das aus kühnem Flug
Dich zum Rand der Quelle trug?
Und der Pfeil des Jägers fand dich,
Und das Netz des Todes band dich;
Was entflohst du deinem Thron,
Königlichen Stammes Sohn?"

und schließt mit den Worten:

„Seele, ach! begabt und groß
Trifft sie oft nicht solch ein Los?"

Einen ähnlichen Gedankengang enthält ein Gedicht von Otto Prechtler: „Der gefangene Adler" (Cottasches Morgenblatt Nr. 280 vom 23. November 1842). — V. 4. Ein kranker Adler. In der Ausgabe von 1844 steht Aar, ebenso in V. 8, 12, 15 und 20.

Sit illi terra levis! (S. 134.) Diese Elegie ist dem Hauskaplan Wilmsen in Hülshoff gewidmet. Vgl. Lebensbild S. XXXI. — V. 35. Zitat aus Claudius' Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters".

Neujahrsnacht. (S. 137.) V. 33. eine Angel = Türangel. — V. 42. Decke = Schneedecke. — V. 45. Docke = Puppe. — V. 61. der Laterne Reifen. Die über den Gläsern der Laterne kreuzweise gespannten Metallstreifen. „Das Zupfen des Schwindsüchtigen am Dochte seiner Laterne soll sinnbildlich sein Bemühen andeuten, das flackernde Leben vor dem Erlöschen zu bewahren. (Riehemann, „Bemerkungen", S. 66.)

Der Todesengel. (S. 140.) V. 9. Ebenstab = Stab aus Ebenholz. — V. 14. in Reimes Netz. Ich machte den Tod zum Gegenstand eines Gedichtes, womit ich Ruhm zu erlangen hoffte.

Abschied von der Jugend. (S. 140.) V. 30. Aus dem reichen Schacht erbeutet. Aus dem reichen Schacht der Jugend hat sie nur kargen Gewinn ans Licht gefördert.

Was bleibt. (S. 141.) V. 9. Und als die Wolke. Riehemann versteht (S. 66) unter der „Wolke" die düstere, trübe Stimmung, die der Gedanke an die Vergänglichkeit kindlicher Unschuld in der Dichtung wachgerufen hat. — V. 11. Vivat Bonna = es lebe Bonn. Die Ausgabe von 1844 hat fälschlich Bona. — V. 32. Leichenhuhn = die Totenеule, der Steinkauz (Strix noctua). — V. 36. Der Frau. Gemeint ist ihre Amme. Vgl. Lebensbild S. XXX.

Scherz und Ernst.

Dichters Naturgefühl. (S. 143.) V. 9. Wassertruhen. Die Dichterin sucht aus dem westfälischen Worte Watertrone = Wasserpfütze das entsprechende oberdeutsche zu bilden, wobei ihr dieser etymologische Schnitzer unterlaufen ist. Vgl. Linnartz, „Studien", S. 5. — V. 13. Haberrohr = Hirtenpfeife, in der Schäferpoesie des 18. Jahrhunderts gebräuchlich, eine Anspielung auf Vergils „meditaris avena"; vgl. 1. Ekloge. — V. 46. Dornenzwecken. Hier hat „Zweck" noch die alte Bedeutung, wie sie sich in Reißzwecke, Kammzwecke erhalten hat. Das Wort ist eine Neubildung der Droste. — V. 75. des Löwenritters Wunden. Eine Anspielung auf einen s. Z. beliebten Roman von Christian Heinrich Spieß, „Die Löwenritter", eine Geschichte des 13. Jahrhunderts. Leipzig 1794—96.

Der Teetisch. (S. 145.) V. 8. Hexenschwaden = den schwadenden, dampfenden Hexentrank. — V. 16. des Patschuls Düften = das Parfüm der anwesenden Damen. — V. 30. Hier Christinos, dort Karlisten, Anhänger der Regentin Maria Christina und Parteigänger des Don Carlos. Der siebenjährige spanische Bürgerkrieg erregte in Deutschland heftig die Gemüter. Er fand 1839 ein Ende, und in diesem Jahre hat Annette das Gedicht verfaßt. Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 159. — V. 40. Der Chinese, der Schöngeist, beginnt vorzulesen. — V. 55. hinweg die Messer! Die satirische Dichterin befürchtet, daß der Schöngeist, den sie als den Chinesen bezeichnet, sich nach Art seines Volkes den Bauch aufschlitzen könnte.

Die Nadel im Baume. (S. 147.) V. 4. Zu Sankt Andreas zu beten = um einen Mann beten.

Die beschränkte Frau. (S. 149.) Die Anregung zu dieser tiefergreifenden Erzählung soll Annette während ihres Aufenthaltes in Holland (vgl. Lebensbild S. XXXIV, Z. 30) erhalten haben. Das Gedicht beruht auf einer wahren Begebenheit.

Die Stubenburschen. (S. 151.) V. 13. glau = klug, schlau. — V. 27. ätzte sich = fütterte sich, labte sich. — V. 44. Dämpfer = Dampfer. Freiligrath hat dieselben Reime; vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. II, S. 19. — V. 91. Hypochonders Macht, die Macht der Hypochondrie, der eingebildeten Krankheit.

Die Schmiede. (S. 154.) V. 28. Schwele = Dampf. — Annette schrieb über das Gedicht am 6. Februar 1844 an Schücking: „Was wir mit der ‚Schmiede' machen, weiß ich selbst noch nicht; soll sie nicht ganz bleiben, was mir selbst bedenklich erscheint, so muß auch alles Plumpe daraus fort. Ob dann die ersten Strophen bleiben können? Ich meine bis zum ‚langen blonden Knaben'. So ist kein Schluß daran; ich will sehn, ob mir noch eine oder ein paar Strophen einfallen, die dies Fragment abrunden; in diesem Augenblicke fehlt mir die Zeit dazu; schicke ich sie mit dem nächsten Briefe nicht — da es bekanntlich schwerer ist einen alten Rock aufzustutzen wie einen neuen machen — so mag dies Schmiedefeuer total ausgehen." Doch noch in demselben Briefe schickt sie den neuen Abschluß und fügt hinzu: „Besser weiß ich's nicht zu machen; gefällt's Ihnen nicht, so mag die ‚Schmiede' springen, denn die ersten Strophen allein werden Ihnen doch auch wohl gar zu fragmentarisch vorkommen." Die neuen Strophen fanden aber in der Ausgabe von 1844 keine Aufnahme. Sie sind inzwischen aus dem Nachlasse Annettens veröffentlicht worden und lauten:

„Verdrossen in der Türe lehnt
Ein langer, blonder Knabe,
Stiert in den Funkenwirbel, gähnt
Und schnitzt am Weidenstabe,

Er streicht den Gaul; sein Auge gleicht
Genau dem Wasserglase,
So hell, so nüchtern und so feucht,
Nun zupft er aus dem Grase

Ein Hälmchen, drückt's der Lippe an
Und zetert durch die Fistel,
Zum Apfelbaume tritt er dann,
Betrachtet sich den Mistel —

Hei, wie das lange Bein er stemmt,
Und wie sein Kittel flattert!
Er hat sich in den Ast geklemmt,
Zwei Mistelzweig' ergattert;

Man sagt, der Mistel bringe Traum,
Ich muß die Sage loben.
Schau', wie der Bub' gejahnt im Baum,
Als schnei' es Manna droben!

Was ficht ihn an? im Hui schurrt
Er nieder, fährt zur Weste,
Und lieblich das Brummeisen schnurrt,
Wie Katerchen im Neste.

Ei, wie das Instrument so hold
Der Arme Spiel begleitet,

Wie anmutsvoll in sich gerollt
Er auf dem Zaune reitet!

Und besser, besser setzt er an,
Und läßt die Feder schnappen,
Denn näher kömmt die Maid heran,
Sie hustet, droht dem Rappen,

Man hört, wie sie die Gelte[1]) rückt,
Ein Schelmenliedchen dudelt,
Indes von ihrer Hand gedrückt
Die Milch im Eimer strudelt:

‚Es kam in diesen Tagen
Einem edlen Jäger in Sinn,
Daß er wollt' gehn aus jagen,
Ob er des hätte Gewinn?
Wohl über eine Grünheide,
Der Jäger wohlgemut,
Mit seinem grünen Kleide,
Mit seinem Hunde gut.
Ein Rehlein wollt' er jagen,
Ein Rehlein war seine Lust,
Er tät alle Leute fragen,
Doch hat's niemand gewußt;
Wohl von dem frühen Morgen
Zog er dem Rehlein nach,
Das hatt' sich gar verborgen,
Damit verging der Tag.'

O horch' doch, horch', wie unerhört
Kunstvoll vibriert das Eisen,
Indes das Mädchen ungestört
Fortdudelt seine Weisen.

So unter Doppelharmonien
Ist auch der Gaul beschlagen,
Und hoch zu Rosse sieht man kühn
Den blonden Künstler ragen.

Ich hab' ihm nachgesehn, wie er
Anmutig fortgezuckelt,
So zierlich wie ein Bündel, der
Dem Rappen aufgebuckelt.

Die Schmiedin stand am Bodenloch,
Und fehlte gleich das Gitter,
So war sie eine Dame doch,
Und er? er war ein Ritter!

---

1) Gelte = Milchgefäß.

Drum stieß galant er einen Fluch,
Und trat des Rosses Seiten. —
Ist das Idyll auch kühn genug
Für diese kühnen Zeiten?"

Vgl. Eschmann, „Annette von Droste", S. 170 f.

Des alten Pfarrers Woche. (S. 155.) Über dieses Gedicht macht Annette am 17. Januar 1844 folgende bisher ungedruckte Mitteilung: „‚Des alten Pfarrers Woche' wird dermaßen von Mama, Jenny und Laßberg protegiert, daß ich sie friedenshalber mitschicken muß — sie behaupten, es sei mit das beste, wo nicht das allerbeste der ganzen Sammlung, — ich habe schon manche gefunden, die dies sagten, — nach meiner Ansicht lauter Leute von veraltetem Geschmacke, aber, wie ich fürchte, kein kleiner Teil des Publikums. — Muß es hinein, so kann es nur stehen, wo ich es notiert habe, wo es sich zwischen den durchgängig etwas derben Gedichten, und namentlich nach der ‚Schmiede' noch bei weitem am besten macht. — Ich denke, man überläßt die Aufnahme oder Nichtaufnahme Cotta'n selbst — was meinen Sie dazu? — Verändert habe ich nichts daran, nur einzelne Druckfehler mit Bleistift korrigiert." Nach Aufzeichnungen eines Familiengliedes wollte Annette einen Landpfarrer aus der guten alten Zeit schildern. Sehr viele Züge passen auf den alten Pastor Jürgens von Roxel, der etwa 1834 starb. „Er besaß eine gründliche Bildung, war zuerst Ordensgeistlicher, 1785 Hausgeistlicher und Erzieher in Hülshoff, dann 1797 Pfarrer in dem benachbarten Roxel. Er kam gewöhnlich Freitags nach Hülshoff zum Essen. Jürgens war durchaus kirchlich, ein tüchtiger Pastor und verstand vorzüglich mit den Bauern umzugehen". (Kreiten, Ges. Werke 3, S. 272, Anm.) Wenn Pfarrer Jürgens wirklich „das Urbild des Pfarrers" ist, so liegt es nach dem Schlusse des Ganzen nahe, als Zeit der Abfassung sein Todesjahr zu vermuten. 1837 war die ergreifende Dichtung fertig; denn im Februar hat Annette sie nebst den ‚Weiherliedern' und dem ‚Säntis' bei Schlüter vorgelesen. Ohne ihr Vorwissen ließ dieser das ihm bedingungslos anvertraute Poem in einem Taschenbuch veröffentlichen. An ihre Mutter schreibt die Dichterin selbst am 1. August 1838, daß der Herausgeber ihr den Jahrgang 1838 geschickt habe, und daß ihr Gedicht im Jahrgang 1839 erscheinen solle. Dieses unbedeutende Taschenbuch ist ‚Cölestine, eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen', herausgegeben von Pfeilschifter in Aschaffenburg, in 3 Jahrgängen 1836 bis 1838 erschienen. ‚Des Pfarrers Woche' findet sich im 3. Jahrgange, S. 205—221. — V. 49. Keiner kommt am Montag gerne. Der Volksaberglaube verbietet, am Montag etwas Wichtiges zu beginnen; denn so sagt das Sprichwort: „Montag wird nicht wochenalt". — V. 65. Wolf. Christian Wolf (geb. 1679 zu Breslau, gest. 1754 zu Halle). In der Geschichte der allgemeinen Bildung, nicht in der Geschichte der Philosophie, liegt seine Bedeutung. Seine Werke wurden in die verschiedensten europäischen Sprachen übersetzt, sie waren heimisch im deutschen Bürgerhause, sie fanden sich nicht nur in den Händen aufgeklärter protestantischer Pfarrer,

sondern waren auch unter der katholischen Geistlichkeit verbreitet, erlangten das kirchliche Imprimatur in manchen Teilen Italiens und erweckten ihm, wie Wolf selbst rühmend hervorhebt, sogar begeisterte Freunde und Anhänger unter den Jesuiten. — V. 66. Laudon. Der Pfarrer zieht im Geiste mit dem Feldmarschall Gideon Ernst von Laudon in die Türkenschlacht. Laudon eroberte am 8. Oktober 1789 Belgrad. — V. 95. saubre Kunden. Vgl. die Anm. zu „Die Krähen" (S. 58) V. 29. — V. 97. Pfarr'. Volksmäßige Form neben „Pfarrherr", „Pfarrer". — V. 115. Kappen goldentbrannt. Die mit Gold gestickten Nebelkappen, die damals im Münsterlande Mode waren.

Die beste Politik. (S. 171.) V. 11. Lode. Ein schlank aufgewachsener junger Schößling, nur bei norddeutschen Dichtern gebräuchlich; s. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. I, S. 89, „Die Tanne", V. 48.

Balladen.

Der Graf von Thal. (S. 173.) Eine der ältesten Balladen Annettens, die sich schon in ihrer ersten Gedichtsammlung vom Jahre 1838, S. 188—196, findet. — V. 21. Schatten. Der Schatten des Wehrdammes. — V. 44. Zins tragen. Für die dreizehn Jahre aufgesparte Rache soll er Zins zahlen. — V. 74. Zu einem und zu zwein = ein um das andere Mal. — V. 93. Und konnte sie sich besinnen. Wäre sie bei klaren Sinnen gewesen, so hätte sie das Versprechen nie gegeben. — V. 163. im oberen Reich = in Oberdeutschland, im Süden des Reiches. — V. 169. Johann. Johann von Schwaben, genannt Parricida, der am 1. Mai 1308 bei Windisch in der Schweiz seinen Oheim, den Kaiser Albrecht I., ermordete.

Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln. (S. 180.) Für die Entstehungszeit des Gedichtes gibt der von mir im Lebensbild S. XLVII mitgeteilte, bisher ungedruckte Brief Schückings vom 3. September 1840 einen sicheren Anhaltspunkt. Danach war die im Sommer 1840 verfaßte Ballade zuerst „Friedrich von Isenburg" betitelt, der ja auch als die Hauptperson bedeutsamer hervortritt als Engelbert. Dieser Kirchenfürst aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, seit 1216 Erzbischof von Köln, war 1220 bei des Kaisers Friedrich II. Römerzug zum Reichsverweser und Vormund des jungen Königs Heinrich ernannt worden. Als solcher machte er sich durch seine Strenge und Gewissenhaftigkeit viele Feinde. Einer derselben, sein Neffe Friedrich Graf von Isenburg, ließ ihn in der Nähe von Westheim a. d. Ruhr am 7. November 1225 durch seine Dienstleute meuchlings ermorden. Walter von der Vogelweide preist den frommen Erzbischof in vier Sprüchen. (Vgl. die Ausgabe von F. Pfeiffer, S. 271f.) Die Geschichte seiner Ermordung ist im 19. Jahrhundert mehrfach dichterisch bearbeitet worden. So von Rautert in „Die Ruhrfahrt" (Essen, Bädeker, 1827); von W. Hopfensack, „Die Isenburg" (1225), in der Zeitschrift „Westfalen und Rheinland", Jahrgang 1836, Nr. 15; von Montanus, „Engelbert der Heilige" in „Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen". Solingen 1837,

S. 39—48 und von L. Wiese, „Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln" in der Zeitschrift „Aus dem Sagen- und Märchenwald in Blütenschmuck". Barmen 1841. I, Nr. 28, S. 137—141; auch in „Westfälische Volkssagen in Liedern" von L. Wiese. Barmen (o. J.) S. 69. Die letzte Bearbeitung scheint Annette gekannt zu haben. Vgl. Arens, „Das Balladenjahr der Annette von Droste-Hülshoff", S. 33. — Die Dichterin machte sich einige Aufzeichnungen über den Stoff, von denen wir hier folgende wiedergeben: „Am Kreuzweg überfallen, sein Roß ihn fast gerettet; Heribert von Rinkerath sucht ihn am Gürtel zu fassen; losreißen — über Fußpfade den Hohlweg erreichen — Heribert ihn wieder einholen — Am Mantel halten — Isenburg kommt, ruft: ‚Schlagt ihn tot, schlagt den stolzen Hund tot!' Hat sich bisher absichtlich zurückgehalten — jetzt zur Ermutigung der übrigen sein Schwert schwingen. Bischof mit dem Rücken an eine Eiche gelehnt, sich verteidigen. Rechte Hand ihm abgehauen — Kopfwunde bluten — fliehen wollen — Pardon — Isenburgs Knecht Kopf spalten — Rinkerath mit dem Jagdmesser durchstoßen — ihm Kopf abschneiden wollen — Isenburg bei den Haaren ihn zurückziehen, sagen: ‚Es ist genug, es ist schon zu viel!' Knabe in seinem Schoß halten — Lebenszeichen — Leichnam auf vorüberfahrenden Bauernkarren laden — nach Schwelm fahren, wo man ihn zur Einweihung der Kirche erwartet. Geschehen am 7. November in der Abenddämmerung, Stelle heißt Lindengraben." (Kreiten, Ges. Werke 3, S. 442 f.) — Annettens Ballade erschien zuerst im „Malerischen und romantischen Westfalen". 1. Aufl., S. 226 f. — V. 15. Überwind. Niederdeutsch Öwerwind, derjenige Wind, der über uns hinweggeht, ohne uns zu fassen; vgl. Linnartz, „Studien", S. 5. — V. 27. Stegreif Euch verrannt = das Raubritterhandwerk gelegt. — V. 39. alte Vetteln. Die Nonnen des Stiftes Essen. — V. 55. ein Vogel sang. Nicht wie Eschmann will: ein Vogelsang. — V. 133. allewege = überall und immer. — V. 134. ein Weib. Margareta von Limburg, Friedrichs Witwe.

Das Fegefeuer des westfälischen Adels. (S. 184.) Das Gedicht entstand im Sommer 1840. Vgl. Lebensbild S. XLVIII. Schücking nennt es das „Paderborner Fegefeuer", weil nur die Vertreter des Paderborner Adels darin genannt werden. Den Stoff zu dem Gedichte entnahm Annette der Historia Westphaliae von Wittius, Monasterii 1778, S. 613 ff. (abgedruckt bei Ed. Arens, „Das Balladenjahr der Annette von Droste-Hülshoff", S. 37 ff.). Das Gedicht erschien zuerst im „Malerischen und romantischen Westfalen", S. 185 ff. — Die achte Strophe lautete in der ersten Fassung:

„Ob jedem Haupte das Wappen hängt,
An dem ein schwellender Tropfen quillt,
Und fällt er nieder, dann zuckt und drängt
Der Gast zur Seite, er lächelt wild,
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Wie an der Klippe die Brandung schwillt.

V. 50. Glast = Glanz. — V. 86. Den schleichenden Wolf. Wappenzeichen der Familie Asseburg. — V. 88. Massonei. Vgl. die Anm. zu „Die Stadt und der Dom" (S. 25) V. 42. — V. 91. Der Asseburger, der blutige Weih. Infolge einer Fehde, die das Geschlecht der Asseburger mit dem Herzog Albrecht von Braunschweig hatte, mußte es dieses Land verlassen und wanderte nun — wie die Sage meldet — in das Hochstift Paderborn.

Die Stiftung Cappenbergs. (S. 187.) Das Gedicht entstand im Spätsommer 1840. (Vgl. Briefe von Annette von Droste und Schücking, S. 28.) Die Quelle der Dichterin ist das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", Münster 1833, worin Jakob Vinzenz Cirkel eine historische Skizze „Cappenberg" erscheinen ließ. „Auf der starken sächsischen Feste Cappenberg saßen zu Anfang des 12. Jahrhunderts die beiden Brüder Gottfried und Otto von Cappenberg. Otto heiratete Jutta von Arnsberg, die Tochter Friedrichs des Streitbaren, der durch diese Verbindung mit dem Cappenberger Geschlecht noch an Macht und Ansehen gewann. Wie ergrimmte er aber, als er erfuhr, daß sein Schwiegersohn Gottfried durch die Bußpredigten des hl. Norbert, Gründers des Prämonstratenserordens, auf das tiefste erschüttert, den Entschluß gefaßt hatte, der Welt zu entsagen und seine Burg in ein Kloster umzuwandeln. Sein Zorn steigerte sich noch, da er vernahm, daß auch Graf Otto dem Beispiele seines Bruders gefolgt war. Um an dem hl. Norbert, der inzwischen nach Cappenberg gekommen war, Rache zu nehmen, zog er mit einer Schar von Reisigen dorthin, ließ sich aber durch die ernsten Vorstellungen seines Schwiegersohnes bestimmen, den Racheplan aufzugeben und heimzukehren." Diese Tatsachen berichtet die Geschichte. Die Darstellung bei Annette ist sagenhaft. — V. 6. Salpeterflocken = die weißen Flocken der Salpeterkristalle, die sich auf den Steinen des Kerkers gebildet hatten. — V. 8. Tausendbein = Tausendfüßler. — V. 14. Schwäher = Schwiegervater, zuweilen auch Schwager. — V. 19. Anker. Sein Anker (sein Schiff) trägt doppelte Last, ist mit doppeltem Reichtum beladen (vgl. Riehemann, Erläuternde Bemerkungen, S. 53). — V. 32. Ein umgekehrter Carolus. Karl der Große hat mit seinem Schwerte den mönchischen Bekehrern den Weg gebahnt, der Graf von Arnsberg dagegen will mit dem Schwert die Klostergründungen verhindern. — V. 43. Allgegenwärt'ger du im Wurme. Denn der Wurm ist lebendig, das Metall der Krone aber tot.

Der Fundator. (S. 189.) Der Schauplatz des Gedichtes ist das Haus Wehrden an der Weser. Der „Fundator" ist Hermann Werner Freiherr Wolff-Metternich zu Gracht, Fürstbischof von Paderborn (1683—1704). Es geht die Sage, daß er bei dem Umbau des von der Familie Amlunxen gekauften Hauses von einem noch heute im Garten vorhandenen Turme zugeschaut habe. — Fundator = Gründer, Stifter. — V. 111. korallnes Nösterlein = der Rosenkranz. — V. 115. Die Möbeln. Dieser Plural findet sich auch bei unseren Klassikern des 18. Jahrhunderts.

Vorgeschichte (Second sight). (S. 193.) Das Gedicht schildert ein Erlebnis des Freiherrn Kaspar Nikolaus Mauritz von Kerkerink zu

Borg, geb. 1713, gest. 1746. Schücking bemerkt, daß den Sarg eines Kindes nach adeligem Gebrauch die Wappen von Vater und Mutter schmücken, Rosen und Pfeile also hier dem schauenden Freiherrn seines Sohnes Sarg, Rosen allein den eigenen bezeichnen müssen." Vgl. „Das malerische und romantische Westfalen", 1. Aufl., S. 125. — V. 72. Der Heidequal = dem Banne des zweiten Gesichtes, das den Heidebewohnern besonders eigen ist. — V. 92. Pleureuse = Trauerbinde. — V. 95. Pflaster. Das Vorgesicht wird sich verwirklichen, noch ehe die Brandwunde geheilt ist.

Der Graue. (S. 196.) Im Sommer 1840 entstanden und von Schücking im „Malerischen und romantischen Westfalen", S. 114ff., veröffentlicht. Vgl. Briefe von Annette und Schücking, S. 17. — V. 4. Doppelhaken. Ein Geschütz, das die doppelte Ladung einer gewöhnlichen Hakenbüchse faßte. — V. 16. Moulin à papier = Papiermühle. — V. 78. Ivanhoe. Der bekannte Roman Walter Scotts. — V. 89. Tuck. Der lustige Waldbruder im „Ivanhoe". — V. 120. Paneele (aus dem neulateinischen pannellum) = Getäfel, Füllstück in einem Rahmen. — V. 177. Ah, je te tiens = Ach, ich halte dich.

Die Vendetta. (S. 201.) Die Anregung zu diesem Gedichte dürfte Annette aus Prosper Mérimées Roman „Colomba" empfangen haben, der in August Lewalds „Europa" (Jahrgang 1840, 3. Bd.) in deutscher Übersetzung erschien. Da Schücking Mitarbeiter dieser Zeitschrift war und einzelne Teile seines „Malerischen und romantischen Westfalen" hier erscheinen ließ, so liegt die Vermutung nahe, daß auch seine Freundin Annette die „Europa" zu lesen pflegte. — V. 2. Podesta = Amtmann, Stadtrichter. — V. 11. so und so. Dieses malende „so" findet sich bei Annette häufig. — V. 16. Kartell. „Das Pferd seines Feindes verstümmeln, ist bei den Korsen ein Schimpf, eine Beleidigung, die man seinem Feinde antut, und zugleich eine Todesdrohung" („Colomba", „Europa", S. 322). — V. 39. gleitet. Er läßt seine Hand am Nacken des Tieres herabgleiten. — V. 85. Blank die Waffe, den Bug geschlitzt. Vgl. damit das Kartell, das Colomba dem Orso gibt. „Sobald der Rappe ihr nahe war, packte sie ihn mit aller Kraft an der Mähne fest und schnitt ihm mit ihrem Messer das eine Ohr ab. Das Pferd tat einen furchtbaren Sprung und lief mit jenem schrillen Laute davon, den heftiger Schmerz edlen Tieren wohl erpreßt" („Colomba", S. 321). — V. 93. Wetternacht. Der Wald gleicht einer Wetternacht, d. h. einer aus dem Äther herabgesunkenen Gewitterwolke. — V. 103. Netz im Haare. Die Korsen tragen nach Frauenart ihr Haar in einem Netz, der sog. Retilla. — V. 164. am Hagen = am Wald.

Das Fräulein von Rodenschild. (S. 205.) Das Gedicht soll auf einem Erlebnis Annettens beruhen, das sich nach Kreiten in Hülshoff, nach Schückings Darstellung im Rüschhaus zugetragen hat. In einer Osternacht wird die Dichterin durch die Klänge eines Liedes geweckt, womit nach damaliger münsterländischer Sitte ihre Hausbewohner beim zwölften Glockenschlag den Eintritt des Festes begrüßen. Eine Weile schaut Annette aus einem Fenster den Leuten im Hofe zu und hört dann die Haustüre gehen, aus der eine Gestalt hervortritt,

in der sie sich selbst erkennt. Die Erscheinung nähert sich bald mit ihrem flackernden Kerzenlicht der singenden Gruppe im Hof, diese weicht, ohne den Gesang zu unterbrechen, auseinander, um ihr Platz zu machen, worauf die Gestalt in die Tür des gegenüberliegenden Flügels eintritt und langsam an den Fenstern vorübergeht, welche hier die im Innern hinaufführende Treppe beleuchten. Dann sinkt alles in Dunkelheit; die Dichterin sucht in begreiflicher Aufregung ihr Lager. Anderen Morgens fragt sie äußerlich ganz ruhig den ersten ihr begegnenden Diener: „Nun, ihr habt in der vergangenen Nacht wieder den Ostermorgen angesungen?" — „Freilich," antwortete dieser, „das gnädige Fräulein ist ja selbst zu uns herausgekommen, wir wunderten uns darüber und waren bange, daß Sie sich erkälten möchten!" Vgl. Schücking, „Annette von Droste, ein Lebensbild", S. 115 ff., und den Brief von Adele Schopenhauer vom 27. Juni 1841. (Kreiten, Ges. Werke 2^2, S. 474.) — V. 28. Oger. Das menschenfressende Ungeheuer im französischen Märchen; „ronfler comme un ogre", ist sprichwörtlich.

Der Geierpfiff. (S. 208.) Die schöne Ballade entstand infolge einer Wette. Annette hatte behauptet, daß sie imstande sei, jeden beliebigen Titel im Katalog einer Leihbibliothek als poetisches Motiv zu verwerten. Sie veröffentlichte den „Geierpfiff" zuerst im Musenalmanach für 1841, hsg. von Echtermeyer und Ruge, Berlin, S. 72 bis 80. „Ein ganz ausgezeichnetes Gedicht", bemerkte die „Europa" 1841, 2. Bd., S. 420. Auch Freiligrath war von dem Gedicht hingerissen. Vgl. Hüffer, „Annette von Droste-Hülshoff", S. 224. — V. 1. Dohnenschlag. Die Stelle im Wald, wo die Dohnen, die Schlingen zum Vogelfang, aufgehängt werden. — V. 24. in den Gurt. Sie werden klirrend hineingestoßen. — V. 30. den blanken Fänger. Nicht Finger, wie in manchen Ausgaben.

Die Schwestern. (S. 212.) V. 11. Tobel, vgl. die Anm. zu „Das öde Haus" (S. 76) V. 1. — V. 28. Brahm = Ginster. — V. 66. Flühen. Fluh, Fluhe, Fels, Felswand. Eine Frau von den Bergen ist gemeint. — V. 171. schmählte. Von „schmählen", weidmännischer Ausdruck für den Laut, den ein Reh ausstößt. — V. 172. Aufschlag = niedriger Holzaufwuchs. — V. 212. Schmele. Vgl. die Anm. zu „Die Jagd" (S. 44) V. 41.

Meister Gerhard von Köln. (S. 218.) Annette schreibt darüber an Schücking: „Geht das (dieses Gedicht) nach ‚Stadt und Dom'? — Ich habe mich zwar durchaus nicht gegen den Dombau selbst, sondern nur gegen überhandnehmende rein profane Dichtung dabei äußern wollen, doch möchte dies nicht jeder einsehen, und mir dadurch ein fatales Ansehen von Inkonsequenz und Zu-Geldschlagerei aller meiner Gedichte angeheftet werden. — Jedenfalls möchte ich den Meister Gerhard, der doch nur mittelmäßig geraten und vielleicht der überfließende Tropfen in meinem Übermaß von Gespenstergeschichten und Traumhaften ist, eher aufgeben als seinen Nebenbuhler." (Auf dem Blatt, das dem Manuskript beiliegt. Siehe Vorbemerkung.) — V. 8. Schürg'. Von „schürgen" = die Schiebkarre führen. In Koblenz nennt man den Sackträger „Schürger". Freiligrath gebraucht das Wort in dem

1842 entstandenen Gedicht „Auch eine Rheinsage": „Vom Ritter bis zum Schürger". — V. 28. Anakonden. Eine Art von Riesenschlangen. — V. 36. Streben = Strebepfeiler. — V. 62. webert. Auf und nieder, hin und her fahren, eine Weiterbildung von weben. Vgl. Linnartz, „Studien", S. 23. — V. 72. Kran. Volkstümlich für Kranich. Die Hebemaschine, die sich damals auf dem nördlichen Domturm befand.

Die Vergeltung. (S. 221.) V. 1. Spiere = ein Balken, der zu Rahen und Gielbäumen benutzt wird. Annettens Bezeichnung verstößt wider die Seemannssprache.

Der Barmekiden Untergang. (S. 229.) Annette schreibt darüber an Schücking: „‚Der Barmekiden Untergang' u. ‚Bajazet' sind an sich selbst untergeordnet, unterbrechen aber die andern auf eine passende Weise." In den orientalischen Gedichten, den beiden Balladen „Bajazet" und „Der Barmekiden Untergang" wie in der Dichtung „Klänge aus dem Orient" schließt sich Annette an jene Sänger an, deren Muse nach dem Oriente wanderte. Von Einfluß waren Freiligrath, dessen Gedichte 1838 bei Cotta erschienen; ferner von den Engländern Byron und vor allem Thomas Moores „Lalla Rookh" (vgl. Bertha Badt, „Annette von Droste-Hülshoff, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur", S. 48ff.). Als Quelle diente der Dichterin ein Buch des Wiener Orientalisten J. von Hammer-Purgstall: „Rosenöl" (Wien 1815), S. 165ff. — V. 3. von den schönsten Lippen. Die Blutorange hat ihr Rot gleichsam den schönsten Lippen geraubt; sie ist hier das Sinnbild der glühenden Liebe.

Der Schloßelf. (S. 232.) Darüber bemerkt Annette in dem ungedruckten Briefe an Schücking vom 17. Januar 1844: „Die vier letzten Zeilen der dritten Strophe hießen früher:

‚Zuweilen durch des Hofes Raum
Auch hüpfend ein Laternchen ziehet,
Dem Wandrer scheint es wie im Traum,
Der drüben in dem Schilfe kniet.'

War das besser?" — V. 10. Der Bannerherr. Vgl. Lebensbild S. XII, Z. 15. — V. 34. Manch Heidennebel = mancher heidnische Aberglaube, nebelhafte heidnische Vorstellung. — V. 40. verschworen. Noch weniger hätte er es gewagt, seinen Glauben an die Sage abzuschwören. — V. 58. Heck = Schlagbaum.

Kurt von Spiegel. (S. 234.) Darüber heißt es auf dem ungedruckten Beiblatt zum Manuskript: „Hier waren mir die Verse zu holprig, und ich habe des Wohlklangs wegen ungeheuer geändert, — ob immer verbessert? — bitte, lesen Sie diese, sowie alle, im mal. u. r. West. [im malerischen und romantischen Westfalen] vorkommenden Balladen mal nach, und sagen mir Ihre Ansicht über die Veränderungen. — Das Fräulein von Rodenschild hat aber offenbar gewonnen, und daß Sie mir ja den ‚Grauen' nicht wieder verstümmeln!" — „Die Spiegel waren Erbmarschälle von Paderborn. Eines Tages war Kurt von Spiegel mit seinem fürstlichen Herrn von der Wevelsburg aus auf die

Jagd geritten; aber da ihm das Glück nicht günstig war, so daß er ohne Beute heimkehren mußte, schoß er in Mißmut und frevler Verwegenheit, um doch etwas zu treffen, einen armen Laiendecker vom Dach der Wevelsburg herunter. Wegen dieser Tat flüchtig, mied er das Land, bis eine neue Bischofswahl seinem nahen Verwandten die Inful gab . . . Man zeigt auf der Wevelsburg noch die Spuren der Kugeln, die bei des Kurt Hinrichtung gefallen." („Malerisches und romantisches Westfalen", 2. Aufl., S. 243 und 246.) — V. 24. Zimier (eigentlich Helmbusch), hier = Spitze.

Letzte Gaben.

Gemüt und Leben.

Das Wort. (S. 239.) Dieses Gedicht, das inhaltlich stark an Longfellows Lied „Wort und Pfeil" gemahnt, entstand im Frühjahr 1845. Es findet sich in etwas anderer Fassung in dem Konzept eines an Melchior v. Diepenbrock gerichteten Briefes. Da Diepenbrock in dem Schreiben „Ew. Fürstbischöfliche Gnaden" angeredet wird, so muß es nach dem 4. Juni 1845 abgefaßt sein; denn an diesem Tage erhielt der am 15. Januar 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählte Freund Annettens die Bischofsweihe. Nach Hüffer, „Annette von Droste", S. 283, ist der erste Entwurf des Gedichtes vom 25. Mai datiert. Vgl. auch Kreiten (Ges. Werke 3, S. 464), wo die verschiedenen Fassungen mitgeteilt sind.

Halte fest! (S. 240.) Den Text dieses Gedichtes und der in dieser Abteilung folgenden: „Carpe diem", „Doppelgänger", „Die Golems", „Im Grase", „Stille Größe", „Gemüt", „Unter der Linde", „Der Nachtwandler" gebe ich nach den von Annette korrigierten Abschriften aus dem Nachlaß Adele Schopenhauers. — V. 8. Die Frucht ist fleckig. „Eine zweite Freundschaft gleicht nur der von Fäulnis bedrohten Frucht, und nie mehr kannst du mit so reinem Blick (‚der Spiegel trübe') den neuen Freund anschauen wie den alten, den du durch treulosen Verrat aufgegeben hast." Riehemann, S. 70. — V. 18. Ichor. Vgl. die Anm. zu „Ein Sommertagstraum" (S. 119) V. 106. V. 37. dem Golem. Vgl. das Gedicht „Die Golems" (S. 251).

Carpe diem! (S. 241.) In der zweiten Hälfte des Jahres 1845 entstanden. Carpe diem! Pflücke, genieße den Tag, die horazische Mahnung, die sich in seiner Ode „Ad Leuconoen" (Buch I. Ode 11.) findet. Vgl. zur 2. Strophe das Gedicht „An Henriette von Hohenhausen" (S. 101, V. 8f.). — V. 16. Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb usw. Derselbe Gedanke findet sich in einem Briefe Annettens an Schlüter vom 5. Dezember 1834: „Oder wenn wir jahrelang in einem Kerker gesteckt, uns jeden Zollbreit Raum, jede an die Wand gekritzelte Zeile dort zu eigen gemacht hätten, würden wir, nach einer Reihe von Jahren, für einen kurzen Aufenthalt darin

nicht gern ein größeres Trinkgeld zahlen, als das beste Opernbillett kostet." Vgl. T. VI, S. 29 dieser Ausgabe. — V. 48. unsre Morgen morden unsre Heute. Siehe Einleitung, S. 8, Z. 2ff.

Durchwachte Nacht. (S. 242.) Zuerst im Taschenbuch „Produkte der Roten Erde. Gesammelt von Mathilde Franziska v. Tabouillot". Münster 1846, S. 522 f. — V. 63 f. der süße Klang, Das liebe Lachen. Gemeint ist das Lied der Nachtigall, das vorher nur leise wie verhaltenes Weinen ertönte und jetzt heller und lauter wird. — V. 65. Gleich Bildern von Daguerre. Gleich Schattenbildern (Daguerreotypen). Daguerre starb 1851. — V. 66. Pfeiles Fliehen. Damit meint die Dichterin die Mondstrahlen, deren völliges Erbleichen in der folgenden Strophe (V. 81) geschildert wird: „Verrostet steht des Mondes Silberschild".

Mondesaufgang. (S. 241.) Zuerst in dem von Dräxler-Manfred herausgegebenen „Taschenbuch auf das Jahr 1846", S. 231 ff. Der Text in den „Letzten Gaben" enthält sinnverwirrende Verstöße. Vgl. Eschmann, „Annette von Droste", S. 5ff. Nach Arens erhielt die Dichterin ihre Anregung zu der empfindungstiefen Betrachtung von Byrons „Hebrew Melodies" und zwar aus dem Gedicht „Sun of the sleepless", das in Strodtmanns Übersetzung lautet:

„Schlafloser Augen Sonne, trüber Stern,
Dein tränenvoller Strahl erzittert fern,
Du offenbarst die Nacht, die dir nicht weicht,
O wie dir ganz des Glücks Erinnrung gleicht!
So glänzt auch längst vergangner Tage Licht;
Es scheint, doch wärmt sein schwaches Leuchten nicht.
Der wache Gram sieht eine Luftgestalt
Scharf, aber fern, klar — aber ach wie kalt!"

V. 11. Phalänen = Nachtfalter. — V. 20. Des Firmamentes Woge. Die Dichterin hat in V. 4 von der zerschmolzenen Halle des Firmamentes gesprochen.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt. (S. 246.) Zuerst gedruckt im „Morgenblatt" 1844, Nr. 192, S. 765. — V. 5. des Tempels Tür. Dein Wort hat nur Geltung für die gedankenlose Masse, die in das innere Heiligtum des Glücks nicht eindringt. — V. 17. Standest an einem Krankenbett. Nur im selbstlosen Bemühen für andere findet der Mensch wahres Glück. Das Opfer, das der Gesunde dem Kranken bringt, trägt ihm den schönsten Lohn. — V. 35. das Herz vom eignen Herzen nimmt = sein teures, ihm an das Herz gewachsenes Kind einen Ehebund mit einem Fremden eingehen läßt, ohne an die eigene Vereinsamung zu denken. — V. 46 f. was so frisch der Bäche Ufer schwellt. Schwellt so der Glücksbach die Ufer, daß sie frisch ergrünen, d. h. sind so durch unser Bemühen andere glücklich geworden, so wird auch die Quelle des Baches nicht leer bleiben, so wird auch das eigene Herz mit reiner Freude gefüllt sein.

Grüße. (S. 247.) In Meersburg 1844 entstanden. — V. 19. die Leiber könnten wecken. Küsse, welche die Macht haben, die Toten

in der Erde zu wecken. — V. 41. Dach. Rüschhaus, wo die alte Amme Annettens lebte.

Doppelgänger. (S. 249.) V. 13. Und immer heller. Dieser Vers sowie die fünf folgenden Verse entsprechen fast wörtlich den Versen 63—71 des Gedichtes „Durchwachte Nacht" (S. 242). Ich gebe den Text nach der Handschrift aus Adele Schopenhauers Nachlaß. Die letzte Strophe steht mit den vorhergehenden in keinem rechten Zusammenhang.

Im Grase. (S. 250.) V. 9. im Busen die Toten. Die Bilder der Toten, die man in der Brust trägt, beleben sich. — V. 26. nur für das Lied. Die Dichterin bittet den Himmel, daß er ihrer Seele die Schwungkraft bewahre, mit jedem freien Vogel den Flug zum Äther zu nehmen, d. h. ihr die Fähigkeit nicht raube, im Einklang mit der Natur zu bleiben. — V. 30. Meinen farbigschillernden Saum. Sie fleht darum, daß auch des bescheidensten Glückes Strahl einen Abglanz in ihrer Seele zurücklasse, wie sich selbst von dem kärglichsten Sonnenstrahl der Saum der Wolke färbt. Sie bittet also um ein empfängliches Gemüt für die Natur, für bescheidenes Glück, für Freundschaft. — V. 32. einen Traum. Ihr dichterisches Traumleben, der träumerische Nachklang des Vergangenen in der Gegenwart.

Die Golems. (S. 251.) Entstanden 1844. — V. 29. Der Golem. Nach der Sage gibt es im Morgenland weise Männer, welche die Macht besitzen, Leben in tote Gebilde zu hauchen, so daß diese in der Gestalt geliebter verstorbener Menschen unter uns wandeln. Ein solcher Golem aber hat kein Herz in seiner Brust, keinen Strahl in seinem Auge. Ihm gleicht der Mensch, dessen hochstrebende Seele uns einst liebendes Verständnis entgegenbrachte, und der nun für uns erkaltet ist und im Drange der Alltäglichkeit sein besseres, höheres Selbst eingebüßt hat. Diesem Golem gelte unsere Trauer, nicht den Toten, die in unseren Herzen weiterleben!

Spätes Erwachen. (S. 252.) In dem Meersburger autographischen Konzept steht neben dem Titel: an Amalie H. Das bedeutsame dichterische Bekenntnis Annettens erschien zuerst im „Morgenblatt" 1844, Nr. 197, S. 785. — V. 28. Im Dunkel wunderlich verirrt. Ich konnte nicht glauben, daß ich wirklich Gegenstand der Zuneigung war, die andere mir erwiesen. — V. 39. Doch keinen: wohin magst du tragen. Der Sinn ist: ich lebte nur mit der Natur, den Menschen stand ich innerlich fremd gegenüber.

Stille Größe. (S. 253.) Die Meersburger Reinschrift hat den Titel: „Einer wie Viele und Viele wie Einer". Die Überschrift „Stille Größe" ist vermutlich von Schückings Hand. — V. 1. klage = beklage. Annette braucht oft das einfache Verbum statt des Kompositums z. B. rühren für berühren, mühen für bemühen u. a. — V. 34. Ihr Halbgesegneten. Die Dichterin beklagt jene, deren hochgestimmte Seele nur dem Ideal der Kunst zugewandt ist, die den heißen Drang zum Schaffen fühlen, denen aber die wahre schöpferische Kraft versagt ist. — V. 88. Memnonssäule. Vgl. die Anm. zu „Der Prediger" (S. 31) V. 3.

Gemüt. (S. 256.) Zuerst abgedruckt im Taschenbuch „Charitinnen.

Phantasiestücke und Humoresken, nebst einem lyrischen Album", hsg. von Woldemar Nürnberger (M. Solitar). Landsberg a. d. W. 1847, S. 214 f. — V. 33. Chrysolithes = Goldstein, grüngefärbter, durchsichtiger Kristall.

Die tote Lerche. (S. 257.) Zuerst erschienen im „Morgenblatt" 1844, Nr. 207, S. 825 f.

Unter der Linde. (S. 257.) Im Meersburger autographischen Konzept lautet eine zweite Überschrift „Im Strauche". — V. 40. Ein Janusangesicht. Die Statue des Janus, des Gottes der Zeit, hatte zwei Gesichter: ein jugendliches und ein gealtertes, ein vorwärts und ein rückwärts blickendes. — V. 65. „O pescator dell'onde" (Fischer auf der Flut). Die Gondeliera, die damals in Deutschland mit dem Text „Ein Schiff streicht durch die Wellen" viel gesungen wurde. — V. 72. Zimier. Siehe die Anm. zu „Kurt von Spiegel" (S. 234) V. 24; hier soviel wie Helmbusch. Vgl. Schücking, „Das malerische und romantische Westfalen", 1. Aufl., S. 137. Dort heißt es in seinem Gedicht „Der Friedenssaal in Münster": „Die Flügel schlagend um der Stadt Zimier". — V. 106. Lysias. Beliebter Name in der Pastoraldichtung des 18. Jahrhunderts.

Meine Steckenpferde, die Uhren. (S. 261.) Im Meersburger autographischen Konzept lautet die zweite Überschrift „Meine Uhren". — V. 9. Tschernebock. Zernebock oder Tschernobogi, einer der finsteren Götter der Wenden. — V. 13. Tonnenbacher. Vielleicht der Name eines bekannten Goldschmiedes oder Ziseleurs. Vgl. Kreiten (Ges. Werke 3, S. 535). — V. 16. Auf einem elektrischen Aale. Gemeint ist der Zitteraal (Gymnotus electricus).

Der Dichter. (S. 262.) Die pessimistische Auffassung des Dichterloses ist der Epoche, in der Annette schrieb, eigentümlich. Lord Byrons poetisches Gestirn stand damals im Zenit seines Ruhmes. Die theatralisch-melancholische Gestalt des britischen Dichters machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüter, und die Legende, daß der Schmerz das Stigma des Genius, daß die Gabe der Musen, die edelste Mitgift strebender Geister, eine Quelle der Leiden und des Fluches sei, diese Legende, für die der pessimistische Lord im Leben und in der Poesie eintrat, wie nach ihm Heine, Lenau, Freiligrath, Musset und so viele andere, hatte damals schon in den literarischen Kreisen Deutschlands Gläubige gefunden. Es wurde ein Lieblingsthema der Dichtung, den Genius im Zwiespalt mit dem Leben darzustellen.

Auch ein Beruf. (S. 263.) Nach Kreiten (Ges. Werke 3, S. 358) gerichtet an Amalie Hassenpflug, „als diese aus Gründen der Nächstenliebe mit einem Kranken nach Italien gehen sollte". Eine genauere Angabe macht Frau Anna von Waldheim, geb. von Arnswaldt, in einem Schreiben an H. Hüffer vom 17. Juni 1887 (in dessen Nachlaß): „Amalie Hassenpflug hat mir so oft die Linde zwischen Bökendorf und Abbenburg gezeigt, wo sich die Szene abspielte. Letztere [A. H.] sollte damals M. Verflassen in Italien bei A. Zuydtwyck ablösen, woraus freilich nichts wurde." Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 283. Das Gedicht erschien zuerst in Schückings „Rheinischem Jahrbuch". Köln

1846, S. 22; vgl. die Einleitung zu T. IV „Die Schlacht im Loener Bruch", S. 8.

Das Bild. (S. 265.) Zuerst erschienen in „Produkte der Roten Erde. Gesammelt von Mathilde Franziska v. Tabouillot." Münster 1846, S. 515 ff. — V. 13. dem Feinde. Wie selbst der Feind, wenn wir an ihm eine Ähnlichkeit mit unserem besten Freunde entdecken, wenn der Klang seines Wortes uns an die Stimme unseres Freundes erinnert, unser Herz bewegen kann, so versöhnt der Blick des Auges, den der Maler auf seinem Porträt getreu und naturwahr wiedergegeben hat, die Dichterin mit dem sie sonst fremd anmutenden Gemälde. (Vgl. Riehemann, „Bemerkungen", S. 76.) — V. 51. dem Gottesbilde. Von dem Gottesbilde. — V. 61. Pharus = der weithin sichtbare Leuchtturm im Gegensatz zu der verborgenen „Glut im Erdenschoße" (V. 62). — V. 63. Lampe am Altare. Sinnbild der weltentrückten stillen Andacht, der verborgenen Gottergebenheit. — V. 74. Rust = Rast, Ruhe. Nach Franck, „Etym. Woordenboek der Nederlandsche Taal", ist es aus dem Mittelniederländischen ins Neuhochdeutsche übergegangen. Am häufigsten in der Wendung: „Die Sonne geht zu Rüste". — V. 78. der Grüfte Bogen. Nach Kreiten die Kirchhofsmauer zu Meersburg. — V. 85. der Genesung Bronnen. An dem Gesundbrunnen eines Badeortes. — V. 86. Stern und Band. Während im Saale die Reichen und Vornehmen tafeln.

Silvesterabend. (S. 268.) Zuerst in Kinkels „Vom Rhein", Essen 1847. — V. 5. Sargesbaum. An dem Baum, aus dessen Holz später sein Sarg gezimmert wurde. — V. 48. Mond. Wenn sie in stillen Stunden der Erinnerung zum Monde emporblicken, erscheint ihnen mein Bild.

Erzählende Gedichte.

Das erste Gedicht. (S. 270.) In Tabouillots „Produkte der Roten Erde", S. 519 f. (vgl. die Anm. zu „Das Bild", S. 265), zuerst erschienen. — V. 16. des Hauses Geist. Vgl. „Bilder aus Westfalen", Kap. 3, S. 140. — In dem Meersburger autographischen Konzept heißt das Gedicht „Dereinst" und liegt von der achten Strophe an in drei Bearbeitungen vor. Die ursprüngliche Fassung lautet:

„Es ist mir fremd geworden
Bis auf die kleinste Spur;
O unsre Sommer morden
Die Blumen unsrer Flur!
Nur, daß es grad' gewittert,
Mir wie im Traume scheint,
Und daß ich sehr gezittert
Und bitterlich geweint.

Zerfallen am Gewände
Ist längst der Stiege Rund;
Kaum liegt noch vom Gelände
Ein morsches Brett am Grund;

Und wenn die Balken knarren,
Im Sturm die Fahne kreist,
Dann gleitet an den Sparren
Nicht mehr des Ahnen Geist.

Er mag nicht ferner hausen,
Wo aller Glaube schwand;
Ich aber stehe draußen
Und schau' hinauf die Wand,
Schau' aus dem kalten Lichte
Nach meinem Kindertraum,
Dem glühendsten Gedichte
Im ganzen Lebensraum.

O werd' ich ihn erlangen
Dereinstens nur, dereinst?
Wenn wie ein Schaum zergangen,
Was du als Leben meinst;
Wenn diese klare Blindheit
Entwich dem echten Sein;
Wann wieder meine Kindheit
Und meine Seele mein?"

In einer zweiten Fassung lautet die 9. Strophe:

„Mit einmal will mir's tagen,
Es war, ich irre nicht,
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht,
Mein Lied vom Hähnchen, was mich
So innerlich gefreut,
Mich so beschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht."

Das „Lied vom Hähnchen" findet sich im 2. Teil dieser Ausgabe, S. 165.

Gastrecht. (S. 272.) Zuerst in Schückings „Rheinischem Jahrbuch", Köln 1846. — V. 10. Naphtha. In den „Letzten Gaben" Äther. — V. 54. allbekanntes Buch. Tausendundeine Nacht. — V. 72. Scherbet (oder Sorbet, Sorbett, türk. und arab.) = Kühltrank, Gefrorenes. — V. 111. Allah kerim! Gott ist großmütig.

Der Nachtwandler. (S. 275.) V. 10. Kirchenbuch = Taufbuch, Geburtsregister. — V. 30. Leilach = Leintuch. Vgl. Heine, „Das Schlachtfeld von Hastings": „Als wie ein weißes Leilich"; Freiligrath: „Ihr Lailach ist der blut'ge Klee". Vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. V, S. 49. — V. 33. Fröner = einer der Frondienste leistet, Tagelöhner. — V. 43. so und so. Vgl. die Anm. zu „Die Vendetta" (S. 201) V. 11.

Der sterbende General. (S. 280.) In Hülshoff befindet sich ein Bild, das den Tod des Feldmarschalls Ernst Gideon von Laudon darstellt. Von diesem Gemälde soll Annette die Anregung zu dem Gedichte empfangen haben. — V. 13. beugten zwei. Das Reflexiv „sich" ausgelassen. — V. 69. Flug. Nicht Fluch, wie in manchen Ausgaben.

Volksglauben in den Pyrenäen. (S. 282.) Im „Morgenblatt" erschienen 1843 Volks- und Naturschilderungen von W. von Rhez, „Aus den Hochpyrenäen" betitelt, sowie ein Roman „Die Einsiedlerin aus den Pyrenäen" von Reinbeck (vgl. die Nummern 4—6, 12—16, 30). Vielleicht hat Annette daraus die Anregung zu ihrem Gedichtzyklus empfangen. (Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 282.) Dieser erschien zuerst in der „Kölnischen Zeitung" 1845, Nr. 106—108, 110—112 vom 16—18. und 20.—22. April. — 1. (Silvesterfei.) V. 13. Escout. Es gibt drei Dörfer dieses Namens in der Nähe von Oloron. Die Dichterin, die es mit der Geographie und dem provenzalischen Dialekt nicht genau nimmt, verlegt Escout in die Gegend von Bagnères-de-Bigorre am Flusse Adour und am Fuß des Pic du Midi. Vgl. Kreiten (Ges. Werke 3, S. 391). — V. 41. Bearnerin. Der Ton ruht auf der zweiten Silbe, und diese Akzentuierung steht im Gegensatz zu der französischen Betonung „Béarn". Vgl. Linnartz, „Studien", S. 11. — V. 42. Astloch. An dem Loch, das sich durch den ausgefallenen Astzapfen im Türbrett gebildet hat. — V. 49. Leilach = Leintuch, Tischtuch. — V. 55. Stören = Stöbern. — 3. (Der Loup Garou.) Loup Garou = Werwolf. — V. 56. Caton = Katharinchen. — V. 66. Scheuel. Ein von Luther oft gebrauchtes Wort, das gleichbedeutend ist mit „Greuel". Bürger gebraucht es zuweilen. — 4. (Maisegen.) V. 75. beim Kreuze zu Autun. Nach Kreiten wird in Autun keine Kreuzreliquie verehrt. — 5. (Höhlenfei.) V. 6. Trou-de-fer = Eisenloch. — V. 33. im Hohle = in der Höhlung. — V. 34. Liard = Heller. — V. 56. Schart = Scharte, Öffnung, Schnitt, Riß, hier Scherbe, Scherf. Das Maskulinum Schart ist selten.

Denkblätter.

An Philippa. (S. 294.) Philippa Pearsal, eine englische Freundin Annettens, die auf dem Schlosse Wartensee bei Rorschach zu Anfang des Jahres 1843 wohnte. (Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 239.)

An Frau Prof. Arndts. (S. 295.) Das Gedicht ist 1844 entstanden und an die Witwe von Guido Görres gerichtet, die in zweiter Ehe mit Professor Arndts in München verheiratet war.

Das einzige Kind. (S. 295.) V. 13. Murmelchen = Murmeltier.

Der Schweizermorgen. (S. 296.) Unter dem Titel „Schloß Berg im Thurgau" erschien dieses schweizerische Naturbild in den „Monats-Rosen, Blätter aus Franken zu [sic] Unterhaltung und Belehrung. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth, Pfarrer zu Wachbach-Mergentheim". 5. Jahrgang, Juni 1847, S. 92—96. (Vgl. Jostes Anmerkung in Eschmann, „Annette von Droste", S. 76.) Das Gedicht ist an den Grafen Theodor von Thurn-Valsaßina und an seine Töchter, die Gräfinnen Emilie und Emma, gerichtet. Schloß Berg war der Wohnsitz des Grafen. Über dieses Gedicht und „Die Mutter am Grabe" findet sich folgende unbeachtet gebliebene Mitteilung Annettens an Schücking: „‚Schloß Berg' und

‚Die Mutter am Grabe'. Würde ich beide gern weglassen, es geht aber ohne Beleidigung nicht. Auch finden sie ihre großen Liebhaber — bei ‚Schloß Berg' ist schlimm, daß eine der Strophen große Ähnlichkeit mit einer der ‚Schenke am See' hat, — doch ist sie besser als jene und überhaupt das Beste im ganzen Gedicht. — Jenny meint, man würde dies, bei dem weiten Auseinanderstehen beider Gedichte nicht merken. — ‚Schloß Berg' und ‚Die Mutter am Grabe' sind reine Gelegenheitsgedichte und dem Geschmack der Beteiligten angepaßt."

An Elise. (S. 300.) Elise von Hohenhausen. Vgl. Lebensbild S. XL, Z. 39.

An Kardinal Melchior Freiherr von Diepenbrock. (S. 301.) Vgl. die Anm. zu „Das Wort" (S. 239).

Lebt wohl. Vgl. Lebensbild S. LIII.

An Sophie, Frau v. Laserre. (S. 302.) Sophie war eine Schwester des Herrn v. Wintgen zu Ermlinghoff bei Hamm und in Hülshoff gut bekannt.

An Cornelia. (S. 302.) Cornelia war eine Schwester der Sophie v. Laserre.

An meinen verehrten Freund, den Freiherrn v. Madroux, bei Übersendung der „Gedichte". (S. 302f.) General v. Madroux war Kommandant der Festung Rosenberg bei Kronach und lebte nach seinem Abschiede in Neuburg a. D. Er lernte Annette auf der Meersburg kennen, wo er viel verkehrte.

An Luise. (S. 304f.) Das Gedicht ist an Fräulein Luise Delius in Münster, nicht an Luise v. Wendt gerichtet.

Letzte Worte. (S. 306.) Vgl. Lebensbild S. LVII.

Klänge aus dem Orient.

Freundlich. (S. 311.) V. 1. Bassora. Stadt in der Provinz Bagdad.

Verliebt. (S. 311.) V. 3. Muezzin. Der mohammedanische Priester, der von den Minarets herab die täglichen Gebetszeiten ausruft. — V. 4. nach Mittag. Beim Gebete wendet sich der Mohammedaner gen Osten.

Verhenkert. (S. 311.) V. 6. Spindel = Galgen.

Verteufelt. (S. 312.) V. 2. des Giauren. Schimpfname für die Nichtmohammedaner. — V. 7. Dschinnen. Dschinn (arab.) = Dämon, Fee. — V. 8. Iblis = der oberste der bösen Geister.

Unbeschreiblich. (S. 313f.) V. 6. erkrummet. „Paul, Heyne haben das Wort nicht; das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm führt keine Stelle aus modernen Werken an, sagt: erkrummen = erlahmen, mhd. erkrumben." K. Linnartz, „Studien zur Sprache der Annette von Droste-Hülshoff", S. 23.

Unerhört. (S. 314.) V. 1. Ossa, Pelion. Berge in Thessalien. — V. 4. Huri. Nach mohammedanischer Lehre eine der himmlischen Jungfrauen.

Anmerkungen zu Teil 2.

Das geistliche Jahr.

Am Neujahrstag. (S. 25.) V. 12. schaut ihm. Dem Menschen, der das neugeborene Jahr soeben begrüßt hat. Vgl. Hüffer, „Deutsche Rundschau", Bd. 24, Heft 4, S. 72 vom Januar 1898. — V. 13. Gegrüßt. Das neue Jahr redet den Menschen an. — V. 19. Haus = der Leib, das Haus der Seele. — V. 20. jener Hallen. Himmelshallen. — V. 30. meine liebsten Sorgen. Ich lebe mehr der Welt als mir selbst; meine sorgenden Gedanken beschäftigen sich mit fernliegenden Gegenständen, nur nicht mit mir selbst.

Am Feste der heiligen drei Könige. (S. 27.) V. 30. weiß'. Hüffer (a. a. O. S. 71) erinnert an den weißen Christ der Nordländer; hier als Gegensatz zu den dunkelfarbigen Dienern der hl. drei Könige gedacht. — V. 56. Dich gerettet aus der Menge. Reminiszenz aus Uhlands Gedicht „Die Abgeschiedenen". — V. 65. Sei es Gram. Ich will alles erleiden, wenn es mir zur Läuterung dient, mich hinauf zu dir führt.

Am ersten Sonntag nach heiligen drei Könige. (S. 28.) V. 11. wo = wenn oder während. — V. 31. schlingen sich so wunderbar die Knoten. Sind die Fäden des Geschickes so wunderbar verschlungen, daß der gläubige Sinn deutlich Gottes Hand in diesen Fügungen erkennt, so ruft der Böse wieder den Zweifel wach an dem Walten der Vorsehung und erklärt alles natürlich. „Und wenn auch seine Gründe unsicher und schwankend wie eine Nebelbrücke" sind, so hält doch der Verstand sie für so fest und stark wie Gold.

Am Feste vom süßen Namen Jesus. (S. 30.) V. 46. Ich, die Arme. Die erste Fassung lautet: „die Gesunkne, treulos aller Pflicht". Da dieser Vers mißdeutet werden konnte, hat Annette ihn auf Wunsch der Ihrigen verändert. Vgl. Cardauns, Briefe der Dichterin A. v. Droste, S. 170.

Am dritten Sonntag nach heiligen drei Könige. (S. 31.) V. 4. sein Heiliges = den Glauben. Vgl. die Einleitung S. 13ff. — V. 46. Fehle. Der Fehl statt „der Fehler" wird oft gebraucht, wo es in moralischem Sinn gedeutet werden muß.

Am vierten Sonntag nach heiligen drei Könige. (S. 33.) V. 31. bin ich großer Kräfte mir bewußt. Ich kann dich nicht anklagen, weil du Dinge von mir forderst, die das Maß meiner Kräfte

übersteigen. Denn in der Tiefe meiner Brust trage ich die Gewißheit, daß ich große Kräfte besitze, und nur in meiner Seelenangst war ich mir ihrer nicht bewußt.

Am Feste Mariä Lichtmeß. (S. 34.) Ich habe die dritte und die vierte Strophe nach der Wewerschen Handschrift mitgeteilt. Der Text der Schlüterschen Handschrift läßt den Gedanken, daß die Dichterin sich vor der Reinheit Marias fürchtet und es nicht wagt, die Heilige um ihre Vermittlung bei ihrem Sohne anzuflehen, viel schroffer hervortreten. Die Strophen lauten hier:

„O Maria, Mutter Christi,
Nicht zu dir will ich mich wagen,
Denn du bist mir viel zu helle,
Meine Seel' ergraut vor dir;
Bist mir fast wie zum Entsetzen
In der fleckenlosen Reine,
Die du siegreich hast bewahret,
Da du wandeltest gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
Treten weinend und zerschlagen,
Ist er wohl mein Herr und Richter,
Und du stehst mir minder weit,
Einer Torheit muß ich zollen,
Soll ich nicht in Furcht zerstäuben,
Hat er doch nicht überwunden,
Ist der Held von Ewigkeit!

V. 41—45 haben folgenden Wortlaut:

Hast du mir zu reichen Kräften
Auch ein reiches Amt verliehen,
Reiche Güter zu verwalten
Und ein hohes reiches Schloß;" usw.

Die Wendung: „Denn du bist mir viel zu helle" ist so trivial, daß sie mich bestimmte, in den Text die Fassung der Strophe nach der Wewerschen Handschrift aufzunehmen.

Am fünften Sonntag nach heiligen drei Könige. (S. 36.) V. 11. im Freien = unbeschützt, von den Dornen nicht beschattet.

Fastnacht. (S. 38.) V. 3. fünf blut'ge Sonnen. Die fünf Wunden Christi, „deren Glanz die beginnende Fastenzeit durchleuchtet" wie das Licht der aufgehenden Sonne die Welt. Riehemann, „Bemerkungen", 2. 4. — V. 25. Moor = Unglaube. „Der Morast des Unglaubens" ist ein beliebtes Bild in geistlichen Betrachtungen. — V. 26. der Wolf = die Leidenschaft.

Am Aschermittwochen. (S. 39.) V. 28. Erd' und Blut. Erde = edles Gestein, Gold; Blut = Blüte. „Die Maienblut" findet sich oft bei Geibel. — V. 29. Meeresschaum = Perle.

Am ersten Sonntag in der Fasten. (S. 41.) V. 41. Lauscht vielleicht verborgen eine Spitze. Vielleicht stimme ich meine Leier nur

deshalb zu Gottes Ruhm, um Menschenlob zu erringen; in dem Lob liegt der Ansporn für mich, Gott zu preisen. — V. 52. Büßen, daß ich es gewagt zu flehen. Büßen möchte sie dafür, daß sie es gewagt hat, kalte und zerstreute Gebete zu sprechen.

Am zweiten Sonntag in der Fasten. (S. 43.) V. 7. Hungerglühend. Wenn auch vor Hunger glühend, will ich mich doch im Bewußtsein meines sündhaften Zustandes an deiner Türe niederlassen; d. h. sie wagt es nicht, sich dem Tische des Herrn zu nahen. — V. 65. um meiner Sehnsucht Brand. Um ihrer Reue und Sehnsucht willen hofft sie, nach dem Tode neue Sinne zu bekommen. — V. 80. Und das Leben ist mein Schild. Ich muß den Lockungen des Todes widerstehen, denn wenn ich ihm ins Jenseits folge, so muß ich für eine endliche Schuld unendliche Sühne leisten. Davor schützt mich einstweilen das Leben, das mir Gelegenheit gibt, mich zu bessern.

Am dritten Sonntag in der Fasten. (S. 45.) V. 23. Ich Wurm, der den, den Engel kaum zu nennen wagen. Dieser knirschende Vers bestätigt mein Urteil über die Form dieser geistlichen Lieder. Vgl. Einleitung S. 16f. — V. 43. Empusenzungen. Empusen oder Lamien, schöne gespenstische Frauen, die durch allerlei Blendwerk Kinder und besonders Jünglinge an sich locken und ihnen gleich den Vampiren das Blut aussaugen.

Am vierten Sonntag in der Fasten. (S. 47.) V. 42. Priesterschaft. Hier weicht die Dichterin von der Legende ab, wonach Joseph bereits gestorben war, als Christus sein öffentliches Lehramt antrat.

Am fünften Sonntag in der Fasten. (S. 49.) V. 11. Leben findet. „Wer seine Seele verliert um meinetwillen, wird sie finden." Matth. 10, 39; Mark. 8, 35; Luk. 9, 24; Joh. 12, 35. — V. 28. Eine Nerve. Vgl. die Anm. zu T. I: „Am Bodensee" (S. 79) V. 27. — V. 64. Der Verstörung Wort. Einst im Lichte der ewigen Klarheit werden wir vielleicht über das lächeln, was uns hier verdüsterte und verstörte. Auch die Ursache der völligen Geistesumnachtung wird uns offenbar werden.

Am Feste Mariä Verkündigung. (S. 51.) V. 3. Nordlicht. Da ihr die Sonne, d. h. der Glaube an eine geoffenbarte Wahrheit abhanden gekommen ist, so soll ihr die Betrachtung der Allmacht Gottes, die sich in der Natur kundgibt, wie ein Nordlicht jene Glaubenssonne ersetzen.

Am Dienstag in der Karwoche. (S. 57.) V. 41. O Gold, o schnöde Gabe. Die schnöde Gabe des Goldes mag das letzte Gnadenwehen zu Grabe läuten. Ein völlig verfehltes Bild! — V. 47. lächelnd reichen. Lächelnd kannst du dem Armen deine Gabe reichen, weil du seine Not nicht wahrhaft mitempfindest. — V. 48. Gottes Kinder. Die Kinder Gottes, hier die wahren Vertreter der Nächstenliebe, „sehen", d. h. sie kennen die Qual der Armut und fühlen mit dem Leidenden und Bedürftigen. — V. 63f. zu wehren den letzten Todesmut = sich bemühen, mir den Mut in der Stunde des Todes zu nehmen.

Am Mittwochen in der Karwoche. (S. 58.) V. 9. Wie ein

Leib, der längst entfaltet. Die Dichterin wirft hier die quälende Frage auf: „Wie kann ein Leib auferstehen, der, nachdem er sich schon zu voller Kraft entfaltet hat, durch die Pflanze, die aus den Gebeinen eines Verstorbenen entsprossen ist, Nahrung zieht und so sich in dessen Leib verwandelt, dann aber später selbst wieder in ähnlicher Weise mit der Asche seiner Gebeine einem dritten zur Nahrung wird?" (Riehemann, „Bemerkungen", S. 9.) — V. 55. Wenn die Toten auferstehen. Reminiszenz aus Müllners „Schuld":

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Toten auferstehen."

Am Grünen Donnerstage. (S. 60.) V. 9. Wohl Inseln. Christus beugt sich ins Meer, und vor diesem Gruße neigen sich die Inseln. Der Sinn der Strophe ist dunkel.

Am Karsamstage. (S. 64.) V. 3. lautet bei Kreiten (Ges. Werke 1^2, S. 124): „Ohne Lied die Lerchen steigen". In der Anmerkung sagt er: „Nach dem Strophenschema verdient diese alte Lesart unbedingt den Vorzug." Vgl. dagegen: Robert Muckenheim, „Der Strophenbau bei Annette von Droste", Münster 1910, S. 11, wo es heißt: „Die Vorderreihen der Ketten sind in allen Strophen trochäisch."

Am Ostermontage. (S. 67.) V. 2. Deiner Worte Liebesmorgen. Gottes Liebe, die wie ein heller Morgen in der Heiligen Schrift erstrahlt, wird in der hoffenden Seele der Dichterin den Glauben wiedererwecken und die Wolken des Zweifels verscheuchen. — V. 9. Soll der Glaube ferne sein. Kann der Glaube einer Seele fehlen, aus der die beiden anderen göttlichen Tugenden, die Liebe und die Hoffnung, nicht gewichen? — V. 29. der Nebel nur des Bösen. Was als Nacht mich zagen ließ, war nur der Nebel des Bösen. — V. 33. Herr, mit Tränen dank' ich dir. Die Dichterin dankt Gott, daß er ihr in der Nacht ihrer Sünden den Glauben vorenthielt. Denn wäre sie damals im Besitze dieses hohen Gutes gewesen, so hätte sie — wie sie annimmt — gegen die klar erkannten Glaubenswahrheiten gefrevelt und die Stimme ihres Gewissens so lange zum Schweigen gebracht, bis dieses gänzlich verstummt wäre. Wenn ein Zweifelnder irrt und sündigt, so erscheint ihr also dessen Schuld weniger schwer, als wenn ein Mensch im vollen Besitze des Glaubens sich gegen Gott vergeht. — V. 45. Aber wie die Quellen springen. „Sobald in dem unfruchtbaren liebearmen Herzen die Quellen aufspringen, welche das ‚Weh' d. i. die Reue und der Jammer der Seele geöffnet hat, zieht die Gnade ein in das Herz." (Riehemann, „Bemerkungen", S. 10.) — V. 48. In den heißen, roten See. Eine Anlehnung an das Wort des Psalmisten: „Und wären deine Sünden rot wie Scharlach, ich werde sie weißer machen als der Schnee." — V. 59. Denk' ich keinen einz'gen Fluch. Ich denke nicht an die Worte des strengen und strafenden Gottes in der Bibel. — V. 80. Mir als Trauer offen gehn. Nach Kreiten ist der Sinn dieser letzten Strophe: „Soll diese Stunde fühlbaren Trostes wieder vorübergehen, und wirst du, o Herr, mir wieder als der strenge Richter erscheinen, der mich in seinem ‚Grolle' straft,

so laß mir wenigstens als Trost das Andenken an diese Stunde. Solltest du aber gänzlich meiner Sünden vergessen und diese Süßigkeit mir künftig immer als mein Eigen schenken, so laß mir das Andenken an meine frühere Heimsuchung, die eine Folge der Sünde, eine ‚Wunde' war, die dein Groll mir schlug, damit die gegenwärtige Herrlichkeit mich nicht blende und übermütig mache." (Ges. Werke 1^2, S. 133, Anm.)

Am ersten Sonntage nach Ostern. (S. 69.) V. 46. Maria = Maria Magdalena.

Am zweiten Sonntage nach Ostern. (S. 70.) V. 6. Der Stirne Zeichen Kains gleich. Was du zu deiner Rechtfertigung vorbringst, ist wirkungslos, dein Wort trägt gleichsam das Kainszeichen der Lüge. — V. 18. jeder Flecken brandig an der Hand euch lügt. Unklar! — V. 20. ein überschwenglich Gut. Die Herzen der Kinder. — V. 24. Nicht wohl vergrubt ihr sie. Die euch (den Lehrern) von Gott verliehenen Talente habt ihr schlecht ausgenutzt, ihr mißbrauchtet sie, indem ihr die Herzen der euch anvertrauten Kinder vergiftet habt, und vergrubt sie dann, so daß sie vom Roste der Untätigkeit befleckt wurden. — V. 25. Doch bist du frei? Die Dichterin legt sich die Frage vor, ob sie zur Richterin über ihre Mitmenschen berufen und berechtigt sei, das Bannwort (das viermalige Wehe in der vorletzten Strophe) über sie auszusprechen. — V. 37. wenn ein schwach Gemüt. Wenn ein unselbständiger Mensch mit schwachem Gemüt und stumpfen Sinnen dich bewundert und dich sogar in deinem Äußeren, in Wort und Mienenspiel zu kopieren sucht, so legt dir dies die Verpflichtung auf, mehr als bisher auf dein Denken und Handeln zu achten, um deinem Bewunderer kein Ärgernis zu geben.

Am dritten Sonntage nach Ostern. (S. 72.) V. 14. Fenstern. Es sind darunter die Auglein des Vögleins gemeint, aus denen der Dichterin gleichsam die schöpferische Allmacht entgegenschaut. Vgl. „Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten" (S. 109) V. 15: „Des Spur aus Menschenauge spricht". — V. 36. gelesen? Ihr Bücherstudium, die Reflexion hat ihr Fühlen gefälscht. Sie empfindet und genießt die Natur nicht mehr naiv, sieht nicht mehr wie der kindlich gläubige Mensch im Blitze Gottes Flammenschwert, hört nicht mehr im Donner seine Stimme, sondern forscht nach den Ursachen der Naturerscheinungen. — V. 45. Halmes Reibung. „Der nüchterne Verstand sagt der Dichterin, daß das ‚Geflüster fern und nah', das ihr Ohr zu vernehmen meint, nichts anderes ist, als das durch die Reibung der Grashalme bewirkte Geräusch. Und doch ‚bewegt es sie', d. h. läßt sie ebenso wie das Weinen des Regens und das Erscheinen des Friedensbogens Gottes Nähe ahnen." Riehemann, „Bemerkungen", S. 12. — V. 47. ein Prophet. Elias. Vgl. Buch der Könige 9, 11, 12. — V. 56. mir. Der Dichterin, die wie der Prophet Gottes Nähe im Säuseln der Halme gefühlt hat (V. 45).

Am vierten Sonntage nach Ostern. (S. 74.) V. 36. verschlossen mir die Brau'. Braue = Auge, ein verfehltes Bild, da man die Brauen nicht schließen kann. — V. 37. Rinde = die das Auge ver-

schließende Hülle. — V. 39. Sodoms Säule = Lots Weib. Bei der Auferstehung der Toten wird es sich wieder beleben.

Am fünften Sonntage nach Ostern. (S. 75.) V. 4. Ein neues Rad. In das rostige Getriebe der Zeitenuhr ist ein neues Rad eingefügt, ein neues Ereignis bringt Leben und Bewegung in die dumpfe, träge Epoche. Gemeint ist die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs, Clemens August Droste zu Vischering im Jahre 1836.

Christi Himmelfahrt. (S. 76.) Die Handschrift hat acht Strophen. Die 7. Strophe ist unleserlich und durchgestrichen. — V. 1. ihr = der Erde. — V. 37. in bedrängter Zeit. In der Zeit, die unter den Nachwehen der Französischen Revolution litt. — V. 39. verschollner Frevel. Der Kölner Kirchenstreit.

Pfingstsonntag. (S. 79.) V. 12. vierzig Tag'. Die Dichterin irrt, denn seit Christi Himmelfahrt verflossen erst 10, seit der Auferstehung Christi 50 Tage.

Am ersten Sonntage nach Pfingsten. (S. 82.) V. 21. Wie eine Phosphorpflanze. Die Dichterin meint hier, „das Leuchten des Meeres entstehe durch Pflanzen, welche durch die Reibung der vom Sturm oder von einem durchfahrenden Schiff erregten Wellen den Phosphorschein geben. So sendet auch über die Nacht ihrer Seele die Licht- und Lebenspflanze des Glaubens an die hl. Dreifaltigkeit einen leisen sanften Schimmer, wenn des Zweifels Schiff hindurchfährt." Vgl. Kreiten (Ges. Werke 1^2, S. 158, Anm. 1). — V. 40. Als daß ein andrer mich erlöst. Die Dichterin will lieber von Gott verdammt als von einem andern erlöst sein.

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten. (S. 84.) V. 21. Bau = Haus; aus dem Haus der Seele spricht die Stimme des Gewissens. — V. 46. Mit jener Frau. Mit der Kunst. — V. 47. die Spende. Das, was die Kunst ihr schenkt, soll die Dichterin in „Himmelshauch" verwandeln.

Am dritten Sonntage nach Pfingsten. (S. 85.) V. 27. Und bleiben. Nach bleiben ist „soll" zu ergänzen. — V. 32. bleibt die Wahrheit nur ein Schimmer. Die Kämpfe der Seele würden aufhören, das Böse verschwinden, wenn die Seele das volle Licht der Wahrheit schauen könnte. Da aber der Mensch nur durch den Kampf, durch die Überwindung des Bösen den Himmel verdienen kann, so bleibt hier die Wahrheit nur ein Schimmer. — V. 44. das ungebrochne Brot. Nicht wegen seiner Zweifel wurde der reiche Prasser verdammt, sondern wegen seines Mangels an Nächstenliebe.

Am vierten Sonntage nach Pfingsten. (S. 87.) V. 11. wie des Polypen Arm. Dem Polypen wachsen die verlorenen Fangarme wieder.

Am fünften Sonntage nach Pfingsten. (S. 88.) V. 6. die Liebe hab' ich nicht. Die Dichterin hat sich bisher an den Gedanken geklammert, daß sie, wenn ihr auch der Glaube fehlte, doch die Liebe hätte. Jetzt erkennt sie, daß ihr auch die rechte Nächstenliebe fehlt. — V. 17. Demütig nur und kummervoll. Nur durch Demut und Kummer vermag der Nächste ihr Mitleid zu erregen.

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten. (S. 90.) V. 17. Sehnens Glut. Ist es die Glut der Sehnsucht, die zu dir, o Gott, mich zieht, oder treibt mich nur der Zwang der Not, die Drangsal des Lebens? — V. 25. Dies Winden, jedem zuerkannt. Diese natürliche Reue, die jedes Wesen empfindet, genügt nicht, Verzeihung von Gott zu erlangen.

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten. (S. 91.) V. 59. Zu ihnen tritt usw. Hilf nur denen, welchen ich Ärgernis gegeben habe.

Am achten Sonntage nach Pfingsten. (S. 93.) V. 11. von ferne kam ich. Hinweis auf die Bibelworte: „Denn einige von ihnen kamen von ferne" (Mark. 8, 5). — V. 20. Der Sklavenpeitsche harte Schwiele. Die Striemen an meinem Leibe, die mir die Geißel der Leidenschaft schlug, beachtest du in deiner Barmherzigkeit nicht. — V. 21 f. der Trug des Hungers. Hier = der ungezügelte Erkenntnisdrang.

Am neunten Sonntage nach Pfingsten. (S. 94.) V. 8. Posaunende Propheten. Die Ansicht, daß Annette damit die Anhänger von Hermes-Günther und auf der anderen Seite die französische Richtung der Bonald-Bautain-Lamenais gemeint habe, ist nicht haltbar. Mit Recht sagt Professor Budde: „Wohl stimmt darin manches zu der maßgebenden kirchlichen Beurteilung der beiden Lehren; aber als Gegenmittel doch auch gegen die Bautainsche Richtung die Demut geltend zu machen, das klingt nicht wahrscheinlich, ebensowenig wie die Brandmarkung der Hermesianischen mit einem ‚Droben frech gen Himmel sehn'. Mir scheint eine allgemeinere Auslegung von der Verweltlichung und Verflüchtigung der Religion einerseits und dumpfer, finsterer Weltflucht aus Religion anderseits zulässig und einleuchtender." („Preußische Jahrbücher", Bd. 99 [1892], S. 367.) — V. 9. aus dem Staube Stricke drehn. Mit nichtigen Gründen die Glaubenswahrheiten beweisen wollen und die theologische Wissenschaft verflachen. — V. 15. Die göttliche Akropolis. Gemeint ist die Verweltlichung des Christentums, die Vermischung des Heidnischen mit dem Christlichen. — V. 24. in Stein das Brot. Diese Glaubenspropheten tragen nur dem Verstande Rechnung, ohne sich um die Bedürfnisse des Herzens zu kümmern, und bieten diesem einen Stein statt des Brotes. — V. 26. Nach einer Höhle Gründen. Die Apostel der finsteren Weltflucht möchten den Glaubenstempel in eine düstere Höhle, in einen verschlossenen Schrein verwandeln. Wenn der Dichterin nur die Wahl bliebe zwischen den beiden Extremen, den flachen Rationalisten, die den ganzen Inhalt der christlichen Glaubenslehre verflüchtigen, und den finsteren Propheten der Weltflucht, so würde sie sich, wenn auch mit Widerstreben, den letzteren zugesellen:

„Doch besser dumpf im Schachte stehn,
Als droben frech gen Himmel sehn!"

(V. 35 f.) Sie will aber von beiden nichts wissen. Ihr ist das Christentum wie ein schlichter Tempel, aus „der Demut grauem Stein" erbaut, der sich inmitten der frischen, vollen Gottesnatur erhebt. Nicht

Weltverneinung und Weltvernichtung ist ihr christliches Ideal, sondern Weltversöhnung und Weltverklärung. Vgl. dazu die Ausführungen von Franz Jostes im „Euphorion", Bd. 8, S. 797.

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten. (S. 96.) V. 16. Die Zeit, wo stäubt und rostet. Anspielung auf Matth. 6, 19 ff.: „Sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motten zehren." — V. 23. Mildigkeit. Linnartz, „Studien zur Sprache der Annette von Droste", S. 28, hält dieses Wort für eine Neuschöpfung Annettens. Es findet sich aber schon bei Freiligrath (vgl. Schwering, Freiligraths Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 23) in einer 1836 erschienenen Übersetzung Victor Hugos.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten. (S. 101.) V. 32. Die nicht entzündete Natur = die nicht die Natur anfachte, sondern die christliche Nächstenliebe. — V. 55. den Stein = den Stein der Weisen, die richtige Erkenntnis, wer dein Nächster ist.

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten. (S. 103.) V. 39. des Blattes, drauf der Schuldner Rechnung macht. Der Dichterin ist der Priester bisher nicht als der Stellvertreter Gottes, sondern als das Blatt Papier erschienen, worauf sie (der Schuldner) schrieb, was sie schuldig war, der Gläubiger (Gott) bescheinigte, daß die Schuld beglichen sei.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten. (S. 109.) V. 43. Damokles. Der Ton ruht hier fälschlich auf der zweiten Silbe.

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten. (S. 111.) V. 18. der Mistel. „Annette gebraucht das Wort als Maskulinum, bringt Mistel in Gegensatz zu den Schlinggewächsen und meint, die Sünde sei wie die letzteren, die dem Stamme selbst den Lebenssaft entziehen, während die Mistel nur über einem Aste stehe." (Kreiten, Ges. Werke 1^2, S. 204, Anm.)

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten. (S. 114.) V. 29. Menipp aus Euböa. Dieser Name ist weder in der Bibel noch in der Legende nachzuweisen. — V. 65. Irus? Der Vers und die ganze Strophe in der Handschrift unleserlich. Irus, der Bettler aus der Odyssee.

Am Allerheiligentage. (S. 118.) V. 54. Wie der Daun die Klinge spaltend. „Während sonst die scharfe Schwertesklinge die Daunenflocke spaltet (eine bekannte Probe auf die Güte der Waffe), so ist hier umgekehrt die weiche Flocke, das Bild des Friedens, stark genug, die Klinge, das Bild des Krieges, zu spalten." (Riehemann, „Bemerkungen", S. 17.)

Am Allerseelentage. (S. 120.) V. 10. Mein fest Asyl. Das übrige unleserlich. Kreiten ergänzt „Burggebiet".

Am sechsundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten. (S. 125.) V. 26. den kleinen grünen Fleck = ihr Münsterland, im weiteren Sinne auch Westfalen. — V. 62. Moxa (portugiesisch) = kleiner Brennzylinder, Brennkegel, aus Baumwolle, Schwamm, Löschpapier und anderen leicht entzündbaren, doch ohne Flamme brennenden Stoffen gefertigte Zylinder oder Kegel, die an der Spitze angezündet

und mit der Basis auf die Haut gesetzt werden, um dort abzubrennen und einen Brandschorf in der Haut zu erzeugen. Ein veraltetes Heilmittel.

Am ersten Sonntage im Advent. (S. 128.) Vgl. die Einleitung S. 15. — V. 33. Flüchtling. „Nicht genug, daß manche den Glauben an Gott und den Kampf für ihn abtrünnig aufgegeben (als ‚Flüchtlinge') und so selbst an ihr Haus Feuer angelegt haben: auch in der Mitte der Treugebliebenen glüht die von unseliger Täuschung angefachte Flamme der Zwietracht." Riehemann, „Bemerkungen", S. 19. — V. 55. des Hefens. Das Wort war ursprünglich ein Maskulinum und noch Hagedorn, Bürger u. a. haben „des Hefens".

Am zweiten Sonntage im Advent. (S. 130.) V. 15. So in der Mondesscheibe. Bei der Betrachtung der Mondesscheibe vermochte ich nie mit voller Sicherheit zu unterscheiden, ob ich Bergesschatten darin erblickte, oder ob eine Träne in meinem Auge mir diese Gebilde vortäuschte. Ebensowenig vermag der Geistesblick des Menschen das Nahen des verheißenen Heilandes zu erkennen. — V. 43. auf der Wolke. Dieser Vers sowie die folgenden sind in der Handschrift zum Teil unlesbar.

Am dritten Sonntage im Advent. (S. 131.) Die zweite Strophe ist im Manuskript nur teilweise zu entziffern. Ich gebe sie nach der ersten Edition. — V. 56. In der Handschrift deutlich „Hoffnungsau", wahrscheinlich ein Schreibfehler.

Am vierten Sonntage im Advent. (S. 133.) V. 8. Skorpion. Im Orient bewahrt man vielfach einen Skorpion in Öl auf und pflegt hiervon einige Tropfen als Heilmittel auf die von einem Skorpionstich verletzte Stelle des Körpers zu träufeln.

Am Weihnachtstag. (S. 134.) V. 5. unleserlich. Budde will „Saphirspiegel" lesen.

Am letzten Tage des Jahres. (S. 139.) V. 10 f. Mir schaudert; doch usw. Wenn mich auch ein Schauder vor der Einsamkeit ergreift, so will doch die letzte Stunde einsam durchwacht sein.

Anhang.

Zwei religiöse Gedichte aus dem Nachlaß.

Das kananäische Weiblein. (S. 142.) Zuerst von Hermann Hüffer veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau", 24. Jahrgang (1898), Heft 5, S. 175 f. Das Gedicht, das sich in einer Reinschrift und als Entwurf im Nachlasse findet, ist im Jahre 1820 gedichtet.

Die ächzende Kreatur. (S. 144.) Zuerst von Hüffer veröffentlicht. „Deutsche Rundschau", 24. Jahrgang (1898), Heft 5, S. 177 ff. Das Gedicht ist im Sommer 1846 zwischen dem 21. und 28. August geschrieben. Hüffer sagt darüber: „Nur die letzte Strophe, die allerdings einen Schluß bilden kann, mag später hinzugefügt sein.

Was vorliegt, ist ein Entwurf, auf die innere Seite eines Briefumschlages in klein Oktav gekritzelt, das Ganze mit unzähligen Veränderungen übersäet, das Durchstrichene zum Teil nicht vollständig ersetzt, so daß sich gar nicht entscheiden läßt, welche Lesart Annette endgültig würde vorgezogen haben. Es blieb nichts übrig, als den Ausdruck zu wählen, der der beste und kräftigste schien. Somit kann für das Folgende wenigstens die Versicherung übernommen werden, daß es nichts enthält, was nicht von der Dichterin herrührte."

Geistliche Lieder.

Beim Erwachen in der Nacht. (S. 151.) V. 25. Wer weiß, was diese Nacht für mich verhüllt usw. Diese Strophe fehlt in der Handschrift des Wewerschen Archivs.

Jugendgedichte.

Komm, liebes Hähnchen. (S. 165.) Vgl. zum Verständnis dieser Verse das Lebensbild S. XVI, Z. 16ff. und die Anm. zu der Schilderung „Das erste Gedicht", T. I, S. 270.

Edgar und Edda. (S. 172.) Dieses Fragment sowie das folgende „Der mutige Krieger" behandeln denselben Balladenstoff. V. 5—9 kehren in dem letzteren Bruchstück (vgl. V. 53—57) wieder. Auch in dem Lustspiel „Perdu" finden sie sich mit leichter Veränderung. Vgl. T. V, S. 337.

Der mutige Krieger. (S. 172.) V. 47. die Lilienhände. Reminiszenz aus Bürgers „Lenore", V. 147. — V. 55f. „Und Edda in einsamer Kammer rang weinend die Hände voll Jammer", erinnert an Lenore V. 93: „Zerschlug den Busen und zerrang die Hand bis Sonnenuntergang."

Die Sterne. (S. 176.) Schlüter wollte dieses unreife jugendliche Erzeugnis in die erste Gedichtsammlung Annettens vom Jahre 1838 aufnehmen. Die Droste schreibt ihm darüber am 19. Juli desselben Jahres: „Daß die ‚Sterne' nicht aufgenommen sind, danke Ihnen der Henker, ich habe ja noch in der letzten Stunde unseres Beisammenseins erklärt, daß ich das Lumpending nicht gedruckt haben wollte" ...

Bettellied. (S. 186.) Das Gedicht ist 1818 oder 1819 in Driburg entstanden. Eine notleidende Frau wandte sich dort mit der Bitte um Unterstützung an die Badegäste. „Kind," sagte die Großmutter zu Annette, „kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das, auf einen Teller gelegt, bei den Badegästen die Runde macht?" Annette willfahrte, und die Sammlung hatte den gewünschten Erfolg. Vgl. Hüffer, „Annette von Droste", S. 34.

Für den Grundstein des Vorwerkes Helleſen im Paderborn'schen. (S. 206.) Zuerst erschienen im „Münsterschen Anzeiger" vom 18. März 1894, dann mit einigen Berichtigungen abgedruckt in

Franz Jostes' Kritik der Kreitenschen Biographie („Euphorion", Bd. 8, S. 806f.). — V. 5. Werner von Haxthausen-Abbenburg. Vgl. über ihn und das Geschlecht der Haxthausen das Lebensbild S. XVII, Z. 29ff. und meine Biographie Friedrich Wilhelm Webers (Paderborn 1900), S. 200ff. — V. 23. Christine. Vgl. die Anm. zu dem Gedicht „Der Teetisch" (T. I, S. 145) V. 30. — V. 30. Louis Philipp von Orleans. Durch die Julirevolution im Jahre 1830 wurde er „König der Franzosen" und verlor die Krone durch die Februarrevolution im Jahre 1848.

Anmerkungen zu Teil 3.

Walter.

V. 172. die Kunde. Subjekt des Satzes.
V. 378. mit linkem Saume. D. h. das Innere war nach außen gekehrt.
V. 1064. gelegt = weil gelegt ist.
V. 1083. Vereinen = Gelöbnissen.
V. 1088. ihre Sinnen. Ältere Form für „ihre Sinne".
V. 1204. kleinen Gott = Amor.
V. 1229. Stoa. Bisher glaubte er in den Lehren der stoischen Philosophie Kraft und Trost gefunden zu haben.
V. 1371. Bückt = steht gebückt.
V. 1732. der Liebe Zeugen = zahlreiche Tränen.
V. 1930. flechtend. Ist auf „Dämon" zu beziehen.

Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard.

V. 31. der Herta Bild. Herta oder Nerthus war eine germanische Göttin der Natur. Nach der Sage schauen nur dem Tode Verfallene das verhüllte Bild der Göttin.
V. 38. besennte = sehnige.
V. 50. schwillt = schwellen macht, schwellt.
V. 137. Pointe de Drone. Genauer: Pointe de Drohnaz, eine Felsspitze, die vom Hospiz aus in $2^1/_2$ Stunden etwa zu erreichen ist.
V. 253. aus dunklem Schaft. D. h. seines Alpstockes.
V. 281. unbeweintem Staube. Unbeweint, weil der betreffende Mensch in der Fremde starb.
V. 422. Tobel = Talgrund als Rinnsal.
V. 535. dreht = sich dreht (wie V. 581 heben = sich heben).
V. 728. einer Trümmer. Zu beachten ist die zwar richtige, aber seltene Einzahl, die sich vielfach bei Klopstock und Freiligrath findet.
V. 866. in verklommten Händen = in vor Kälte erstarrten

Händen. Es findet sich bei Annette auch verklommen, z. B. T. IV, S. 89, V. 91. Nach Heyne Partizipium eines alten verklimmen = fest zusammendrücken, krampfhaft fassen.

V. 948. Montmort. Eine Bergspitze (2866 m hoch), die etwa eine Stunde südlich vom Hospiz liegt.

V. 1026. die Flamme zollen = Feuer geben.

V. 1084. Leilach = Leinlaken. Vgl. T. I, S. 275 das Gedicht „Der Nachtwandler" V. 30.

V. 1157. des Winters Zeichen = Schnee und Eiszapfen.

V. 1229. Hui. Zweisilbig; vgl. die Anm. zu T. IV, „Die Schlacht im Loener Bruch", V. 1067.

V. 1282. schüttern = heftig beben.

V. 1357. befuhr = erfuhr.

V. 1423. Vliese. Hier = die Mäntel der Brüder.

V. 1485. wachten = erwachten.

V. 1498. Atti = Großvater.

V. 1685. Marmotte = Murmeltier.

V. 1717. Saint-Oyen. Ein Dorf, nicht weit von St-Remy.

V. 1774. der mächt'ge Alpengreis = der Montblanc.

V. 1931. Tormenta (frz. tourmente) = gefürchteter Südwind.

V. 2082. Prinschou de Schavouye! Nach Arens der Anfang eines im Kanton Freiburg gesungenen Volksliedes.

V. 2101. Soldanella = Alpendrottelblume.

V. 2104. Steinbrech = Saxifraga granulata, der Wiesensteinbrech.

V. 2110. Orchis = Knabenkraut.

V. 2415. zum Kind = nach dem Kinde.

V. 2438. Chamounix' Gletscher = die vom Chamounixtal aus sichtbaren Gletscher des Montblanc.

V. 2456. bar = kahl.

V. 2459. betörten Haupt = verächtlich gewordenen Haupt.

V. 2491. Valsorey. Gletscher am nördlichen Abhang des Mont Velan, südöstlich von St-Pierre.

V. 2497. Gouille de Vassu. Ein Gießbach von dem Valsorey-Gletscher.

Des Arztes Vermächtnis.

V. 34. ein Vermächtnis, d. h. die Geschichte seines Erlebnisses. Vgl. darüber die Einleitung T. III, S. 29 f. Da Annette zu dem Pfarrer Schönhuth in Mergentheim persönliche Beziehungen hatte, so kann sie auch durch ihn von dem Abenteuer Dr. Rösers erfahren haben. Vgl. T. VI, S. 132, die Anm. zu dem Gedicht „Der Schweizermorgen".

V. 36. Ich war usw. Hier tritt ein Wechsel des Versmaßes ein. Vgl. darüber die Einleitung T. III, S. 27, Z. 20 f. und Cardauns im „Hochland", Jahrg. 1907, S. 626.

V. 38. Wasserreis = der aus älteren Ästen aufwachsende unfruchtbare Trieb.

V. 220. in vollem Laube = bei voller Gesundheit.

V. 242. das Eisen = die Waffe, nach der der Arzt gefragt hatte.

V. 267. gleich = obgleich.

V. 312. Stalaktiten = Tropfsteine, die sich in Kalksteinhöhlen aus dem herabtropfenden Wasser bilden.

V. 317. Roßkamm = Roßtäuscher, Pferdehändler.

V. 419. flammt, dann lischt das Meteor. D. i. die Hoffnung auf Errettung flammt auf, aber die Gelegenheit, sich zu retten, ist nur kurz.

V. 474. Was Wildes = etwas Wildes.

V. 510. Geblendet. D. h. durch eine Binde.

V. 640. dämmerte = schlenderte im träumerischen Hindämmern dahin.

V. 804. meint' ich ins Gericht zu gehn = ich glaubte Zeuge eines Mordes zu sein, der gerichtliche Sühne erheischte.

V. 810. meine Scheitel. Für „meinen Scheitel".

Anmerkungen zu Teil 4.

Die Schlacht im Loener Bruch.

V. 21. mein kleines Land. In diesem und den folgenden Versen ist „kein Gedanke, der nicht sein Gegenbild bei Walter Scott hätte: die Naturgewalt der Heimatsliebe (V. 28 und 48 ff. — Marmion Intr. III, 126 ff.); unbesiegbar durch Menschenhand (V. 29 ff. — Lay VI, 2, 4—6); der Vergleich fremder Pracht mit der eigenen Unwirtlichkeit (V. 33—38 — Marmion Intr. III, 138 ff.). Selbst der bei Annette an dieser Stelle etwas unvermittelt wirkende ‚Hohn' erklärt sich wohl daraus, daß ihr die oben erwähnte Stelle aus dem ‚Lay of the last minstrel' vorschwebte, wo der Sänger wirklich antworten muß, nach dem ‚scornful jeer misprized the land he held so dear'. Diesem Lande sich zu weihen, ist ihr nun Beruf des Dichters. Nimmt sie sich (V. 53 f.) vor, ‚Zu brechen die Vergessenheit, Der rechtlos dein Geschick geweiht', so fragt Scott trauernd: ‚O Minstrel Harp, still must thine accents sleep!' Und wenn er beschwörend ausruft:

Then silent be no more
Enchantress, wake again!

so hallt auch dieser Ton bei Annette (V. 55 und 58) wider:

‚Wacht auf, ihr Geister frührer Zeit,
Wacht auf, wacht auf, der Sänger ruft!'

Wenn wir nun auf Grund dieser inhaltlichen Übereinstimmungen ein Zurückgreifen auf Scott vermuten, so wird diese Annahme noch gesicherter dadurch, daß wir gerade aus dieser Zeit von Annettens erneuter Scott-Lesung hören." (Bertha Badt, „Annette von Droste-Hülshoff, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur", S. 52 f.).

V. 133. Der . . . Hora Pflicht. Hora, das Stunden- oder Chorgebet.

V. 159. Phaläne = Nachtfalter.

V. 261. Galläpfel trägt der bunte Zweig. Wie die Galläpfel nur durch eine Vergiftung des Blattes hervorgerufen werden und eine Scheinfrucht sind, ähnlich auch die „Sitte" des jungen Prinzen, V. 254.

V. 990. Heidemann. Vgl. die Einleitung zu den Gedichten, T. I, S. 5 ff.

V. 1067. Hui. Annette braucht das Wort „hui" hier wie im „Walter" (T. III, V. 1229), zweisilbig, dagegen V. 1924 einsilbig.

V. 1096. Höhenrauch = der bekannte sog. Heerrauch, Harrauch,

Heiderauch, Höhenrauch, der durch das in Norddeutschland und Holland übliche Moorbrennen entsteht.

V. 1164. Albrecht Tilly. Der junge Graf hieß nicht Albrecht, sondern Werner und war der Neffe des großen Tilly.

V. 1425. der Leu. Der Wappenlöwe Christians und seine Devise „Ventus Altissimi" zeigen an, daß an dem betreffenden Orte die Kerntruppe von 1000 Mann unter Leitung Wilhelms von Weimar lagert.

V. 1528. das Heideblüt = das blühende Heidekraut.

V. 1787. heiß- und klarer Tag. Früher verlor das erste von zwei verbundenen Adjektiven häufig die Endung.

V. 1860. An ihren Gabeln, grad' wie Rohr. Die ersten Gewehre, die sog. Hakenbüchsen wurden wegen ihrer Schwere beim Gebrauch auf Gabeln gelegt, die in den Boden getrieben wurden; „grad' wie Rohr" ist auf die Schützen zu beziehen.

V. 1868. Plotonen. Die Plotonen, oder besser Pelotonen, waren Unterabteilungen eines Bataillons, oder allgemein eine Abteilung Soldaten.

V. 1939. Zentauren. Sagenhafte Wesen, halb Mensch, halb Pferd.

V. 1947. Achter = in der Reichsacht befindlich.

V. 1956. Schmid und Montagni. Beide waren unter dem General von Anholt Befehlshaber eines Regiments zu Fuß.

V. 1958. Des Holstein. Gemeint ist Herzog Adolf von Holstein, der ein ligistisches Reiterregiment führte.

V. 1964. Styrum. Graf Adolf von Styrum, der schon vor der Schlacht gefallen war.

V. 1975. Wachtel = eine drei Pfund schwere Handgranate.

V. 2031. Hut des Fortunat. Nach der Sage bringt der Hut des Fortunat den Tod.

V. 2230. gichtrisch = krampfhaft.

V. 2237. stemmend = sich stemmend.

V. 2275. Nicht Marmorträne drüber weint = obgleich kein Marmordenkmal dein Grab schmückt.

V. 2321. Multhäufe = Maulwurfshaufen. Im Gotischen heißt mulda die Erde, althochdeutsch molta; moltwerf = Maulwurf.

Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers.

V. 45. zehrt = schwindet, nimmt ab.

V. 91. verklommen. Vgl. die Anm. zu T. III, „Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard", V. 866.

V. 136. Rillen = Rinnlein.

V. 250. Wasserbunge = eine Wasserpflanze.

V. 253. sturt = stiert, glotzt.

V. 289. Phosphorlicht = das Fläschchen, das geheimnisvoll leuchtet.

V. 334. losgewindelt = losgedreht.

V. 349. aufgeschüttert = aus dem Schlafe aufgerüttelt.

Anmerkungen zu Teil 5.

Prosadichtungen.

Die Judenbuche.

S. 42. Z. 28 f. die Nähe eines Flusses. Gemeint ist die Weser.
S. 43. Z. 11. minder kleiner = größerer als gewöhnlich.
S. 64. Z. 9. Korpusdelikti = Werkzeug des Verbrechens.
S. 73. Z. 21. in L. Wahrscheinlich ein Druckfehler für B. = Brakel.
S. 74. Z. 23. zu P. = Paderborn.
S. 78. Z. 41. Freiburg. Gehörte damals noch zu Österreich.
S. 79. Z. 21. Skorbut = Mundfäule.
S. 81. Z. 1. Aquinoktium = Tag- und Nachtgleiche.
S. 83. Z. 27. des Jahres 1788. Statt 1788 ist 1789 zu lesen, da die Dichterin den Friedrich Mergel zu Weihnachten 1788 zurückkehren läßt.

Bei uns zu Lande auf dem Lande.

S. 84. Z. 25. ein Mensch nullius judicii. D. h. ohne Urteil.
S. 85. Z. 41. in van der Veldens Romanen. Gemeint ist der Roman „Die Wiedertäufer", den Karl Franz van der Velde (1779 bis 1824) im Jahre 1821 verfaßte und 1822 zu Dresden erscheinen ließ. Vgl. van der Veldes Sämtliche Werke, 5. Auflage (Leipzig 1857), Bd. 5, S. 157—276.
S. 87. Z. 18. non omnia possumus omnes = alle können nicht alles.
S. 90. Z. 30. Kerssenbrocks „Geschichte der Wiedertäufer". Hermanni a Kerssenbroick, Anabaptistici furoris Monasterium evertentis historica narratio, hsg. von G. Detmer. Münster 1900.
Z. 31 f. Werner Rolevink. Geboren 1435 zu Laer in Westfalen, seit 1457 Kartäuser in Köln, starb dort 1502 als Prior. Sein bekanntestes Werk ist: „De laude veteris Saxoniae" (Das Lob des alten Sachsens). Vgl. über ihn die Dissertation von Wolffgram, Münster 1890.
Z. 33. Liber mirabilis. Vgl. das Lebensbild S. XIV, Z. 1 f.

S. 91. Z. 1. O Angulus ridens! Eine Entlehnung aus Horaz, Oden II, 6, V. 13f.: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet". „Freundlich lacht mir vor allen dieses Fleckchen Erde zu" (Geibel).

Z. 2. susurro. Susurrare, flüstern, summen, surren. Vgl. Vergil, Culex, V. 104: vada susurrantis lymphae (die Furten des flüsternden Wassers).

S. 92. Z. 33. Matieren. Eine alte braunschweigische Scheidemünze = 3,3 Pf.

S. 94. Z. 34f. Eques vexillum crucis sublevans, cum molosso ad aquam hiante. Vgl. das Lebensbild S. XII, Z. 15f.

Bilder aus Westfalen.

S. 139. Z. 36. Die häufigen Gespenster in Moor, Heide und Wald. Vgl. dazu das Gedicht „Der Knabe im Moor" (T. I, S. 68).

S. 140. Z. 30. Vorgesicht. Vgl. über das Second sight die Schrift von Friedrich Zurbonsen, „Das zweite Gesicht". Köln o. J. (2. Auflage 1909).

Ledwina.

S. 171. Z. 33. einen ordentlichen flotten Suitier. D. h. einen Lebemenschen.

S. 175. Z. 9. Buffonen = Schauspieler, die auf dem italienischen Theater niedrige komische Rollen darstellen.

Joseph.

S. 193. Z. 26. Marqueurs. D. h. Aufwärter, Kellner.

S. 194. Z. 41. Wynants. Der niederländische Landschaftsmaler Jan Wijnants (1620—79), Lehrer des Haarlemer Malers Filip Wouverman, des größten Koloristen der holländischen Schule.

S. 196. Z. 12f. Gerhard Dow. Gérard Dou (1613—75), Rembrandts ältester Schüler, dessen Bilder Wunderwerke der Feinmalerei sind und vor der Prüfung mit der Lupe Stich halten.

Dramatische Versuche.

Berta.

V. 389. Durch sie ward mir die Harfe süßer Trost usw. Der Dialog zwischen Berta und Laurette variiert hier Gedanken aus Goethes „Tasso". Vgl. darüber Martin Kniepen, „Annettens von Droste-Hülshoff dramatische Tätigkeit", S. 24 und 30ff.

V. 3146. Ritornell. Hier das Vorspiel auf der Laute, ehe das Solo beginnt.

V. 3253. Krippenreuter, ein Fortunensritter. Krippenreiter hieß ein armer Edelmann, der nichts als sein Pferd besaß.

V. 3334. des Hofes Cyprien. Cypria, Kypria, Beiname der auf

Zypern (Kypros) geborenen und besonders dort verehrten Aphrodite (Venus). Cyprien = Jüngerinnen der Venus; hier die leichtfertigen Hofdamen.

Perdu.

S. 321. Z. 4. Ixionswolke. Ixion, König der Lapithen, entbrannte in wilder Leidenschaft zu Hera, die ihm nur dadurch zu entrinnen vermochte, daß sie ihm ein ihr ähnliches Wolkenbild (Nephele) zuführte, mit dem er die Zentauren erzeugte. Zeus schleuderte ihn durch einen Blitz in die Unterwelt und ließ ihn dort mit Schlangen an ein feuriges, ewig rollendes Rad binden.

Z. 19. Krebse = die unverkauften Exemplare, die an den Verleger zurückgehen.

Z. 24f. Pavodettenaugen = die Augen auf den Pfauenfedern.

S. 322. Z. 17. an den Wasserflüssen Babylons. Anspielung auf Eduard Bendemanns Gemälde „Die trauernden Juden im Exil", womit er auf der Berliner Ausstellung vom Jahre 1832 einen wahren Triumph errang.

S. 324. Z. 34. Flandus. Das Wort, dessen Ursprung dunkel ist, bedeutet hier einen leichtsinnigen, unzuverlässigen Menschen. In der ersten Fassung (dem Meersburger autographischen Konzept) liest man statt Flandus „Schelm".

S. 326. Z. 35f. frommer Hals. Eine im Münsterlande übliche Bezeichnung für einen gutmütigen Menschen.

S. 328. Nach Z. 4. Aisance (frz.) = Leichtigkeit, Ungezwungenheit.

S. 337. Z. 10f. Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord usw. Diese Verse sind der Jugenddichtung Annettens „Edgar und Edda" (T. II, S. 172) entnommen.

S. 338. Z. 3. Päscherähs. Pescherähs, d. i. Freunde, die Bewohner des Feuerlandarchipels.

S. 342. Z. 18f. du bon vieux temps. D. h. von der guten alten Zeit.

Z. 30. bon mot pour rire = Witzwort, ein lustiger Einfall.

S. 343. Z. 27. Das Grab ist tief und stille. Das bekannte 1783 verfaßte Gedicht „Das Grab" von Johann Gaudenz von Salis-Seewis.

S. 349. Z. 20. albo notanda lapide = mit einem weißen Stein zu bezeichnen.

S. 353. Z. 36. Gänsepatschen, niederdeutsch Gausepattke = Gänsefuß.

S. 355. Z. 9. Carkasse = Gerippe.

S. 356. Z. 29f. Eine Frau, die mehr Talent hat usw. Gemeint ist Annette selbst.

S. 365. Z. 13. Pagelune = Pfau in münsterländischer und Paderborner Mundart.

Anmerkungen zu Teil 6.

Briefe.

Die in der Einleitung zu diesem Teile erwähnten Briefe Annettens an Elise Rüdiger sind von Kurt Pinthus in der Deutschen Rundschau, Jahrg. 38 (1912), Heft 7, 8 und 9, herausgegeben worden.

S. 18. Z. 18 f. Madame Händel-Schütz. D. i. Johanne Henriette Rosine Hendel-Schütz, die berühmte Schauspielerin, geb. am 13. Februar 1772 zu Döbeln in Sachsen, gest. am 4. März 1849 in Köslin. Goethe nannte sie seinen „lieben unvergleichlichen Proteus". Über die Theaterverhältnisse in Münster während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vgl. Heinrich Stolz, „Die Entwicklung der Bühnenverhältnisse Westfalens von 1700—1850". Münster 1909 (Dissertation).

S. 19. Z. 3. Madame Schücking. Vgl. das Lebensbild S. XXXIII, Z. 39 und S. XLI, Z. 20 ff.

S. 25. Z. 4. Straube. Vgl. über Annettens Beziehungen zu ihm das Lebensbild S. XXII und das „Westfälische Magazin", Jahrgang 1912, Nr. 6—10.

S. 30. Z. 28. doer de Maue; Maue = Ärmel.

S. 32. Z. 35. Säntis. Vgl. T. VI, S. 107, die Anm. zu dem Gedicht „Der Säntis".

S. 33. Z. 9. Oberonischen Andenkens. Anspielung auf Wielands „Oberon".

Z. 37. Campens Kinderbibliothek. Die Kinder- und Jugendschriften von Joachim Heinrich Campe, erschienen gesammelt zu Braunschweig 1807—18.

S. 34. Z. 2. Grafen von Thurn. Vgl. T. VI, S. 132, die Anm. zu dem Gedicht „Der Schweizermorgen".

S. 40. Z. 21. das Zwitterprodukt. D. i. das Gedicht „Der Schweizermorgen". Vgl. die vorstehende Anmerkung.

S. 46. Z. 31. Dumont-Schauberg. Über Annettens Verhandlungen mit dieser Kölner Verlagsbuchhandlung vgl. den Aufsatz von Dr. Kl. Löffler, „Annette von Droste-Hülshoff und ihre Verleger", im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel", Nr. 274 vom 26. November und Nr. 275 vom 28. November 1910.

S. 47. Z. 5. Aufstandes in Münster. Vgl. darüber Friedrich Zurbonsens Aufsatz: „General von Brangel und die Münsterschen Dezember-Unruhen 1837", in der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde", Bd. 63, Jahrgang 1905, S. 257ff.; ferner die „Denkwürdigkeiten des Generals Eduard von Fransecky", hsg. von Walter von Bremen 1901. — diesen Abend. D. h. am 11. Dezember 1837.

Z. 14. ein Peter. Peter heißen die münsterschen Straßengesellschaften (z. B. Marktpeter), die im Winter eine Festlichkeit zu veranstalten pflegen.

S. 48. Z. 1. bei Vincke. Dem damaligen Oberpräsidenten.

S. 50. Z. 17f. der Adel habe . . . Geld ausgeteilt. Dasselbe erzählt Eduard von Fransecky, „Denkwürdigkeiten", S. 182.

Z. 35. in Paderborn. Dort gab es am 8. Januar 1838 einen Straßenauflauf.

S. 52. Z. 32f. Der Prinz von Mecklenburg. Karl von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 30. November 1785, Stiefbruder der Königin Luise, stand als General in preußischen Diensten.

S. 58. Z. 37. vox faucibus haesit = die Stimme blieb in der Kehle stecken.

S. 63. Z. 23. Luise Streng. Spätere Freifrau von Rüpplin.

S. 64. Z. 15. Dein Gedicht auf die Meersburg. Vgl. Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart und Tübingen 1846, S. 136f.

S. 65. Z. 13. Unterhaltungsblatt des „Merkur". Siehe die Einleitung zu den Gedichten, T. I, S. 5, Z. 15ff.

S. 66. Z. 17. Wessenberg. Der Konstanzer Bistumsverweser Ignaz von Wessenberg (1774—1860).

S. 74. Z. 4. Gall. Vgl. über Luise von Gall das Lebensbild S. LIII.

Z. 7. Levin Schückings Ehe mit ihr war durchaus glücklich.

Z. 19. Franziska. Gemeint ist Freiligraths Schwägerin Marie Melos, von ihm scherzweise „die Schnur" genannt.

S. 75. Z. 19. Stieve. Friedrich Stieve, seit 1842 Gymnasialdirektor in Münster, später vortragender Rat im Kultusministerium.

S. 81. Z. 34. Duller. D. i. Eduard Duller (1809—53), Herausgeber des „Phönix" und der Zeitschrift „Das Vaterland", Freund Freiligraths. — Stolterfoth. Adelheid von Stolterfoth (1800—75), „Die Philomele des Rheins", lyrische Dichterin, Verfasserin des „Rheinischen Sagenkreises", Frankfurt 1835, der „Rheinischen Lieder und Sagen", Frankfurt 1839.

S. 83. Z. 20. Liedersaal. Laßbergs Liedersaal, Abdruck einer Sammelhandschrift, die meist didaktische und allegorische kleine Dichtungen enthält. 3 Bde., 1820—42.

S. 84. Z. 14. auf einem zur Seite liegenden Blatte. Vgl. die Vorbemerkung T. VI, S. 95, Z. 23.

Z. 19. Hauff. Hermann Hauff, der Bruder Wilhelm Hauffs, war seit 1827 Redakteur des Cottaschen „Morgenblattes".

S. 85. Z. 14. „Welt und Glauben". Unter diesem Titel erschien zu Münster 1844 eine Sonettensammlung Schlüters.

Z. 24. Lombard. Die Geheimrätin Karoline Lombard geb. Stündeck, Übersetzerin französischer Werke von Malebranche, Ozanam u. a., lebte damals in Münster, später in Xanten.

S. 86. Z. 18. Schückings scheußliches Buch. Vgl. das Lebensbild S. LV, Z. 35ff. und Kurt Pinthus, „Die Romane Levin Schückings", Leipzig 1911, S. 40f. (in den „Probefahrten", hsg. von Albert Köster, Nr. 20).

Inhaltsverzeichnis zu allen sechs Teilen.

Seite

Erster Teil.

Lebensbild IX
Gedichte (1844) 21
Letzte Gaben 237

Zweiter Teil.

Das geistliche Jahr 23
Jugendgedichte 163
Aus dem Nachlaß 195
Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach den Anfängen und Überschriften 217

Dritter Teil.

Walter 39
Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard . . . 91
Des Arztes Vermächtnis 159

Vierter Teil.

Die Schlacht im Loener Bruch 21
Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers 81

Fünfter Teil.

Prosadichtungen 39
Dramatische Versuche 209

Sechster Teil.

Briefe 7

Anmerkungen 93

128957 LG.
D7878Sc
Author Droste-Hülshoff, Annette von
Title Sämtliche Werke. Vol.4-6 in 1

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU